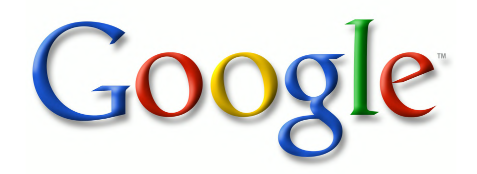
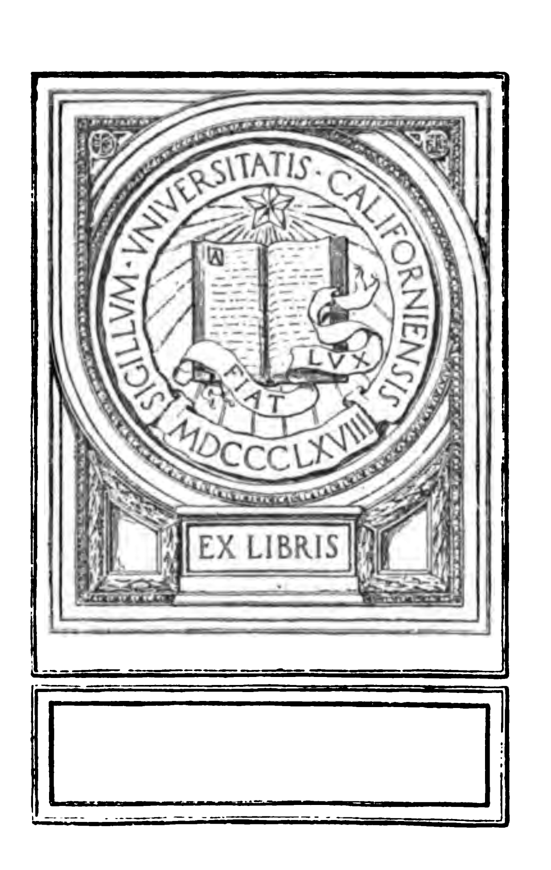





SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS












Geschichte
der
letzten Kämpfe Napoleon's.

Revolution und Restauration.

Von

Konrad Ott.

In zwei Theilen.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1843.






Geschichte

der

letzten Kämpfe Napoleon's.

Erster Theil.



Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's.

Revolution und Restauration.

Von

Konrad Ott,

Secretair der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz und Privatdocent an der Hochschule Zürich.

In zwei Theilen.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1843.

Vorrede.

Das vorliegende Geschichtswerk ist die Frucht einer siebenjährigen Arbeit. Während eines fast zweijährigen Aufenthalts in Paris hat der Verfasser dazu den Plan gefaßt und die wichtigsten Materialien gesammelt; in der Heimath hat er dem Werke seit fünf Jahren jede Stunde gewidmet, die ihm die Redaktion der Neuen Züricher Zeitung und andere publicistische Arbeiten, die Lehrvorträge an der Hochschule und die Sorge um die Fortbildung seiner wissenschaftlichen und literarischen Kenntnisse übrig ließen. Zu Ende des verflossenen Novembers sandte er die letzten Blätter des Manuscripts dem Verleger mit folgenden Zeilen:

„Sie haben mich gestern mit dem ersten Druckbogen meines Werkes erfreut. Gestern habe ich end-

lich auch mein letztes Kapitel — leider im Kranken=zimmer — vollendet. Ein heftiges und hartnäckiges Leiden, die Folge der Vernachlässigung fast aller Erholung während des Sommers, legt mir seit Wochen die größte Geistes= und vorzüglich Gemüths=ruhe auf. Da ich ohne Schaden für meine Genesung die subjektivere Vorrede noch nicht schreiben könnte, so warte ich damit noch zehn bis vierzehn Tage; dann sollen Sie sie bekommen."

Zehn Tage später war er eine Leiche.

Übermäßige Arbeit hatte ein organisches Herzübel um desto schneller zur tödtlichen Krankheit ausgebildet: er starb, noch nicht 29 Jahre alt, voll von Plänen für erweiterte und neue Arbeiten, selbst unter furcht=baren Leiden auf Genesung hoffend, in voller Geistes=kraft. Leben wollte er, um zu wirken für Vaterland und Wissenschaft.

Die angekündigte Vorrede zu schreiben, war ihm nicht mehr vergönnt; unter seinen Papieren haben sich weder ein Entwurf noch Angaben zu derselben vor=gefunden.

Von früher Jugend auf, im väterlichen Hause nicht minder, als bei seinem Großvater Paul Usteri, war der Verfasser auf die Geschichte der letzten vierzig Jahre und ihre Bedeutung aufmerksam geworden. Und als bei seinem Eintritt ins reifere Jünglingsalter,

da er mitten im Studium der antiken Geschichtschreiber begriffen war, durch die wichtigen Begebenheiten in Frankreich eine neue schicksalsvolle Zeit begann, hielt er es für ein Glück, auch selbst große Ereignisse erlebt zu haben; sie zu begreifen, war ein Gegenstand seines ernsten Nachdenkens.

Immer fester bildete sich in ihm der Entschluß, die Geschichte der neuern Zeit zu schreiben; er wurde ihm zu immer stärkerem Glauben an einen innern Beruf. Seine Studien an der Hochschule der Vaterstadt, seine Vorarbeiten in der Heimath waren darauf hingerichtet. Und als er mit solchen Gedanken nach Paris kam, trat ihm die gigantische Gestalt Napoleon's bei jedem Schritt entgegen. So konnte die Wahl, auf welchen Abschnitt der neuern Geschichte zuerst er greifen wolle, nicht lange zweifelhaft sein. Größer als in seinen letzten Kämpfen war Napoleon nie gewesen, und mit diesem Ringen des mächtigen Geistes mit seinem Schicksale verband sich ein Weltereigniß, das von keinem in der Geschichte übertroffen wird. In diesem Zeitraume von zwanzig Monaten, von dem Augenblick an, wo der französische Kaiser um die Vertheidigung des eigenen Landes und um seine Existenz kämpfen mußte, bis zu seinem gänzlichen Fall, die fabelhafte Zeit der hundert Tage inbegriffen, erneuern sich in raschem Zuge alle Erscheinungen der vorangegangenen 25 Jahre, mit Ausnahme der Greuel

der Schreckenszeit. Der Historiker hat darin den Charakter, die Handlungen und Schicksale aller mächtigen und einflußreichen Zeitgenossen zu schildern; er hat die größten Kriegsthaten, die wichtigsten Staatsverhandlungen zu beschreiben; er hat den Meinungskampf, die Ideen und Bestrebungen, wie der Einzelnen, so auch der verschiedenen Klassen der Gesellschaft und aller Volkstheile, darzustellen — das ganze Wesen der Revolution und der Restauration, bis zu dem Zeitpunkte, wo aus dem Kampfe der beiden entgegengesetzten Prinzipien das langerschütterte scheinbar siegreich hervorgeht, doch in neuer Gestaltung, welche die Keime einer verhängnißvollen Zukunft zu frühzeitiger Entfaltung in sich trägt.

Vielleicht hätte der Verfasser in der Vorrede von den Quellen, die er benutzt hat, die wichtigsten angegeben; jetzt kann einfach auf die gesammte reiche Literatur verwiesen werden, aus der ihm kaum etwas Bemerkenswerthes, das zur Zeit der Ereignisse selbst und seither erschienen, unbekannt geblieben sein mag. In Paris hat er mit der emsigsten Aufmerksamkeit Alles gesammelt, was Zeitungen, Memoiren, Pamphlets, historische Bearbeitungen darboten. Er studirte die Stadt als den Schauplatz der wichtigsten Auftritte. Herkunft, Empfehlungen und eigene eifrige Bewerbung verschafften ihm die Bekanntschaft bedeutender Männer, die ihm, da sie in jenen Zeiten zum Theil selbst mit-

gehandelt hatten, manchen Aufschluß geben und Manches berichtigen konnten. Nach der Heimath zurückgekehrt setzte er seine Forschungen in der sich immer mehrenden französischen Literatur fort. Ebenso vollständig machte er sich mit Allem bekannt, was in Deutschland erschienen ist, sowie mit dem Wichtigsten, was England geliefert hat. Den militairischen Schriftstellern aller drei Nationen widmete er eine vorzügliche Aufmerksamkeit und ein ernstes Studium. Eine wichtige, einzig ihm zugängliche Quelle war ihm in der Briefsammlung des Großvaters geöffnet; einige von Usteri's Freunden, die in den Jahren 1813 bis 1815 einen großen Einfluß besaßen, andere, die sich in einer zur Beobachtung vorzüglich geeigneten Stellung befanden, hatten aus Paris, aus Wien und von andern Orten an denselben mit der Offenheit geschrieben, die nur eine vieljährige vertraute Freundschaft einflößen kann. Zuweilen wandte er sich an berühmte deutsche Historiker, um zur Entdeckung neuer oder der besten Quellen ihren Rath einzuholen. Er theilte die Darstellung der Kriegsereignisse erfahrnen Militairs zur Prüfung mit; ihre Bemerkungen benutzte er zur Läuterung selbst gefaßter Ansicht. Er reiste im Jahre 1839 nach Belgien, um sich eine genaue Kenntniß des dortigen Kriegsschauplatzes, voraus des Schlachtfeldes von Waterloo, zu erwerben.

Mit diesem Quellenstudium war der Verfasser ausgerüstet; auf solche Weise hat er dem reichen Stoff die sorgsamste Prüfung gewidmet. Ueber sein Ideal von Geschichtschreibung, das ihn bei der Bearbeitung dieses Werkes geleitet, mögen uns seine eigenen Worte Aufschluß geben. Er hat sich darüber in seiner Antrittsrede als Lehrer an der Züricher Universität folgendermaßen ausgesprochen:

„Man hört von einer historischen Weltansicht und einer damit zusammenhängenden historischen Lebensweisheit reden, die beide verschieden seien von der in andern Wissenschaften gewonnenen Weltansicht und Lebensweisheit. Wie aber jede Weisheit ihre Nahrung aus einer tief ergriffenen fruchtbaren Wahrheit zieht, so wird es auch eine besondere historische Wahrheit geben müssen, die jenes Höchste wäre, was in der Geschichte erreicht werden kann."

„Die bloße Übereinstimmung einer geschichtlichen Erzählung mit den Überlieferungen und Denkmälern, die der Zufall vor die Augen des Geschichtschreibers versammelt hatte, — eine solche formale Wahrheit kann hier nicht gemeint sein: denn verschiedene Geschichtschreiber können ja für denselben Geschichtskreis zu verschiedenen formalen Wahrheiten gelangen, da es doch für jeden Geschichtskreis nur Eine Wahrheit gibt. Diese Eine Wahrheit wird dagegen ein idealisches Ge-

präge tragen müssen, wenn sie wirklich Denen, die sie durchdrungen hat, eine Quelle von Lebensweisheit werden kann."

„Nun sollte man denken, an den guten Geschichtschreibern ließe sich das Wesen der historischen Wahrheit erspähen; sie hätten schon die Wahl ihres geschichtlichen Gegenstandes so getroffen, daß sich jene Wahrheit auffallend gut daran erfüllen ließe. Aber wie zufällig haben die meisten nach ihrem Gegenstand gegriffen, verstanden sie auch nachher, ihn noch leidlich gut zu bearbeiten! Wie sieht man die meisten haschen! Ein großes Ereigniß setzt in Erstaunen. Die Historiker theilen sich in die geschichtlichen Themata, die es aufgejagt hat. Eine Landschaft erregt Aufsehen: bald wird auch ihre Geschichte von den älteren Zeiten her ausgeboten. Das Fürstenhaus, das zu Macht und Ruhm gelangt ist, findet auch seinen Geschichtschreiber, der seinen Stammbaum erklimmt, dort einen Theil der neuerworbenen Trophäen aufzupflanzen. Ein anderer hat gemerkt, daß er seinen noch mit der Verborgenheit kämpfenden Fürsten die Theilnahme der Mitwelt und des Schicksals zuwendete, wenn er ihre Geschichte schriebe. Denselben Dienst leistet ein anderer seinem Vaterlande. Die Berechnungen gehen noch weiter. Die Theile eines zersprengten Volksstammes in eine gemeinschaftliche Geschichte zu fassen, bringt ihre Verwandschaft in Erinnerung und begünstigt die Pläne

des Herrschers, der sie wieder vereinigen möchte. Der Hang eines Volkes zur Neutralität fußet gerne auf Geschichtserzählungen, die seine alte Größe nur in sein inneres Leben setzen; er würde dagegen durch eine Erzählung erschüttert, die dem Volke seinen einstigen mächtigen Einfluß auf das System der übrigen Staaten nachzuweisen und aus einer Stellung zu erklären wüßte, die es noch immer besäße. In Zeiten der Unterdrückung, wo ein freimüthiges Wort sonst nur den Thieren in der Fabel vergönnt ist, haben Geschichtschreiber es verstanden, auch die Geschichte verwandter Zeiten aufzuführen, als einen stillen Wegweiser zu ihrem unvermeidlichen Ausgange. Auch die Einbildungen und die Gelüste der Zeitgenossen bestimmen oft den Geschichtschreiber in seiner Wahl. Neben dem Glauben an das Fortschreiten der Menschheit, der nicht so stark wäre, mischte darein sich nicht das Bewußtsein eines eigenen nahmhaften Antheils, ist die Universalgeschichte emporgewachsen, eine mächtige Eiche, an der sich die rankende Weinrebe hielt: jedes Jahrhundert wurde gerufen, sein Verdienst um das Fortschreiten der Menschheit zu nennen; man ordnete die Jahrhunderte in Gruppen von gleichem Verdienste und stellte ihnen die letzten Jahre der Zeitgeschichte an die Seite. Auf Anderes leiten den so gestimmten Historiker die Einbildungen, die Gemüthsstimmungen, die sich nicht in der Zeit, von der sie erzeugt sind, in ihrer Heimath

fühlen, sondern in irgend einem fernen Jahrhundert ihr ganzes Lebensglück finden, äußere Sitte und öffentliche Achtung im Einklang mit dem innern Leben, auchg roße weltgeschichtliche Thaten, auf welche sie, als auf die Erzeugnisse ihrer eigenen Gesinnung, ebenso stolz sind, als ihre gegenwartsfrohen Zeitgenossen auf die großen Thaten der eigenen Zeit. Befinden sich nun Geschichtschreiber in der Mitte solcher Gläubigen, so werden sie jene auserwählten Jahrhunderte behandeln: dieselben hat auch zu behandeln, wer den Glauben zerstören will. Es gibt andere Einbildungen, die sich vergebens in der Geschichte vergangener Zeiten nach einer Heimath umsehen: es gibt auch Historiker, die nur für das Vorhistorische Sinn haben. So Vieles hat in gewissen Zeitaltern von dem geschichtlichen Glauben an die Vergangenheit abgehangen, und so großen Einfluß übt derselbe auch in unserer Zeit, daß der tiefsinnige Staatsmann bei sich stets zu Rathe gehen wird, welches Volkes, welches Jahrhunderts, welcher Bestrebungen Geschichte nun geschrieben werden sollte: er wird die Erinnerungen der Vergangenheit sondern und strategisch in den Rücken der Gegenwart verlegen, und wenn die Heerhaufen im Kriege um die Gegenwart Rast halten, wird er abseits eigens geübte Fechter sich in dem Kampfe um die Vergangenheit an einander versuchen lassen. Ein herrliches Schauspiel für den Historiker, der ausgegangen, die historische

Wahrheit zu suchen, hier einen Augenblick angehalten hat: er nimmt sich vor, den Feldzug der historischen Erinnerungen zu beschreiben, damit Niemand, als wäre es echte Geschichte, sich nach ihnen vergriffe, und er setzt seinen Gang fort.

An der Wahl des geschichtlichen Gegenstandes hat also die Sorge für die historische Wahrheit in der Regel keinen Antheil. Bewahrt vielleicht die Begründungsweise der Begebenheiten einen nähern Zusammenhang mit der historischen Wahrheit, so daß sie zu einem Schluß auf diese verhelfen kann? Die Beobachtung muß auch hier Mißtrauen einflößen, daß selbst Geschichtschreiber, die nicht ohne Namen sind, mit einer einzigen oder wenigen Erklärungsweisen fast überall auszureichen glauben. Wem es besonders gelingt, aus anscheinend Kleinem das Große zu erklären, des Menschen wunderbare Schritte aus psychologischen Eigenheiten, der gehet mit Vorliebe dieser Begründung nach. Der patriotische Geschichtschreiber freut sich, wenn er den vaterländischen Sinn, der freisinnige, der religiöse Geschichtschreiber, wenn sie die Ideen ihres Herzens mit den Lesern an recht vielen Beispielen einüben können. Wenige Geschichtschreiber, die nicht der Versuchung erlägen, irgend einer Begründungsweise eine ungebührliche Wichtigkeit beizumessen, damit sie auch über Gebühr ausreiche. Manche, anstatt eine Handlung, eine Begebenheit zu begründen, leiten sie

durch eine allgemeine Betrachtung ein, und bald besticht sie die Einbildung, sie erstiegen in solchen Betrachtungen den höhern Standpunkt, um den sie sich in dem eigentlich historischen Stoffe vergebens bemüht hatten. Es ist nicht eines Jeden Sache, seine Größe *gerade* in der eigenen Verläugnung und in der anspruchslosen Schonung der Thatsachen zu finden: die Meisten achten am höchsten, was sie selbst hineingebracht, und setzen ihren Ruhm in denjenigen Theil ihrer Erzählung, den sie anfänglich nur aus Noth entlehnt haben.

Wer sich vorzüglich auf eine oder wenige Begründungsweisen versteht, wird nur zu leichtsinnig, was solcher Begründung sich entzieht, aus seiner Erzählung aussondern, und ebenso leichtsinnig wird er anhäufen, was sein Talent glänzen läßt: ihm wird es nicht einfallen, gerade nur den erforderlichen Stoff zusammenzustellen, um es bis zur historischen Wahrheit zu bringen; und doch was könnte die Auswahl des Details dem Schalten des Zufalls entreißen, als eben ein Ideal von historischer Wahrheit, das gerade nur zu erfüllen wäre? Scharfsinnige Umsicht und psychologische Feinheit reichen ziemlich aus zur Aufführung der meisten äußern Vorfälle; der Geschichtschreiber, der sie besitzt, wird uns ein sauberes durchsichtiges Triebwerk einrichten: er wird uns die Menschen zeigen, wie sie *handeln*, — nicht wie sie leben. Es schätzt mancher

[illegible] [illegible] das [illegible] Gepräge einer [illegible] eines [illegible] so hoch, daß er diese [illegible], auch wenn sie in keinen Zusammenhang [illegible]: in [illegible] Geschichtswerke leidet zumal der [illegible] Leser unter denselben peinlichen Gefühle, wie [illegible] nicht Eingeweihter in dem Saale des Alterthums, wo er glaubt, von jedem Stücke etwas [illegible] zu [illegible], und ihm doch alle nur die gleiche Empfindung [illegible].

Es war eine Zeit, als sich die Schriftsteller nicht [illegible], etwas Anderes als Kriegszüge gehörten [illegible] [illegible]. [illegible], [illegible] oder ritterlicher [illegible] [illegible] [illegible] als sichere Dietriche für alle [illegible]. Es war schon ein Fortschritt, daß man [illegible] der [illegible] aus der Lage der Staaten, den [illegible] der [illegible], aus den vorangegangenen [illegible] [illegible] und auch von diesen zu er[illegible] [illegible]. Da man nicht nur jene, sondern auch die [illegible] in [illegible] und Schicksalen kamen, suchte man auch in den [illegible] [illegible] nach allen Spuren [illegible] [illegible]. Da [illegible] und Wissenschaften als [illegible] [illegible] an die kämpfenden Zeitgenossen [illegible] und [illegible] in den Kampf sich verwebt [illegible], [illegible] man auch in der Geschichte [illegible] [illegible] [illegible] und wissenschaftliches [illegible] unter die [illegible] Gruppen zu mischen. [illegible] in Folge [illegible] Forschungen hat sich das

Augenmerk des Historikers vervielfältigt. Seit die Geographie zu lehren begann, wie der Mensch mit der Gegend, die er bewohnt, zusammenhängt, hat der Historiker auf den Unterschied zu achten, den die geographische Lage in das Leben der Völker, auch der gebildetern, gebracht hat. Die neuern Sprachforschungen haben den Historiker angewiesen, den Grundton jedes Volkscharakters festzuhalten. Jede neue Entdeckung in der Menschenkunde hat eine neue Aufgabe an die Geschichte gestellt, jede hat die Geschichte zu einem neuen Lebensgebiete hingeführt und sie durch diese *stete* Ergänzung auf den Weg zu einer Vollendung gebracht, die ein glücklicher Genius zur Wahrheit verklären dürfte. Fänden sich nur für ein bestimmtes Zeitalter die Urkunden und Zeugnisse so vollständig beisammen, daß jene Aufgaben der Geschichte alle daraus gelöst werden könnten, so ließe sich hoffen, daß die *formale* Wahrheit der aus diesen Quellen hergeleiteten Geschichtserzählung mit der idealen Wahrheit, die wir suchen, zusammenträfe. Noch sicherer wäre diese Übereinstimmung, wenn jene Vollständigkeit der Quellen sich gerade für dasjenige Zeitalter fände, dessen vielfache Erscheinungen es wären, die den Geschichtsforscher mit so vielen Aufgaben der Geschichte bekannt gemacht hätten, daß er sich auf den Weg der idealen Wahrheit versetzt glauben dürfte.

patriotische Historiker das einheimische Gepräge einer Begebenheit, eines Umstandes so hoch, daß er diese aufnimmt, auch wenn sie in keinen Zusammenhang treten: in seinem Geschichtswerke leidet zumal der fremde Leser unter demselben peinlichen Gefühle, wie der eben nicht Eingeweihete in dem Saale des Alterthümlers, wo er glaubt, von jedem Stücke etwas halten zu sollen, und ihm doch alle nur die gleiche Empfindung zuzählen.

Es war eine Zeit, als sich die Schriftsteller nicht einfallen ließen, etwas Anderes als Kriegszüge gehörten in die Geschichte. Ehrgeiz, Ländersucht oder ritterlicher Sinn dienten dabei als sichere Dietriche für alle Kriegsgeschichten. Es war schon ein Fortschritt, daß man sich die Kriege aus der Lage der Staaten, den Berechnungen der Minister, aus den vorangegangenen Unterhandlungen erklärte und auch von diesen zu erzählen anfing. Als dann nicht nur jene, sondern auch die Völker zu Thaten und Schicksalen kamen, suchte man auch in den frühern Zeitaltern nach allen Spuren eines Volkslebens. Als Literatur und Wissenschaften als neugierige Zuschauer an die kämpfenden Zeitgenossen herantraten und bald in den Kampf sich verwickelt sahen, versuchte man auch in der Geschichte früherer Jahrhunderte literarisches und wissenschaftliches Leben unter die geschichtlichen Gruppen zu mischen. Auch in Folge gelehrter Forschungen hat sich das

Augenmerk des Historikers vervielfältigt. Seit die Geographie zu lehren begann, wie der Mensch mit der Gegend, die er bewohnt, zusammenhängt, hat der Historiker auf den Unterschied zu achten, den die geographische Lage in das Leben der Völker, auch der gebildetern, gebracht hat. Die neuern Sprachforschungen haben den Historiker angewiesen, den Grundton jedes Volkscharakters festzuhalten. Jede neue Entdeckung in der Menschenkunde hat eine neue Aufgabe an die Geschichte gestellt, jede hat die Geschichte zu einem neuen Lebensgebiete hingeführt und sie durch *diese stete* Ergänzung auf den Weg zu einer Vollendung gebracht, die ein glücklicher Genius zur Wahrheit verklären dürfte. Fänden sich nur für ein bestimmtes Zeitalter die Urkunden und Zeugnisse so vollständig beisammen, daß jene Aufgaben der Geschichte alle daraus gelöst werden könnten, so ließe sich hoffen, daß die *formale* Wahrheit der aus diesen Quellen hergeleiteten Geschichtserzählung mit der idealen Wahrheit, die wir suchen, zusammenträfe. Noch sicherer wäre diese Übereinstimmung, wenn jene Vollständigkeit der Quellen sich gerade für dasjenige Zeitalter fände, dessen vielfache Erscheinungen es wären, die den Geschichtsforscher mit so vielen Aufgaben der Geschichte bekannt gemacht hätten, daß er sich auf den Weg der idealen Wahrheit versetzt glauben dürfte.

Wo ist aber ein Zeitalter, das wie das neueste sich der Nachwelt aufzubehalten besorgt gewesen wäre? Ehe es erschienen, hatten schon auserlesene Männer von seiner nahen Ankunft vernommen: in den Werken großer Schriftsteller hatten sie die Verheißung gelesen, für des Schriftstellers Ruhm waren sie empfänglich geworden. Froh des Glückes, einem unsterblichen Zeitalter beizuwohnen, hätten sie sich schon als Botschafter der schönen Kunde im Kreise der künftigen Geschlechter gewünscht: unter aller Theilnahme an dem großen Zeitalter achteten sie die Theilnahme des Augenzeugen nicht für die geringste. Als man gewahrte, daß die Erfolge des neuen Zeitalters auch Diejenigen hinrissen, die sein Erscheinen Anfangs befrembet hatte, verkündete man eifrig jedes neue Zeichen seiner Stärke; und als der allgemein gewordene Glaube an ein unwiderstehliches neues Zeitalter nur den Zweifel noch zuließ, wie dasselbe laute, da verging auch kein unmerklicher Vorfall, aus dem man nicht das Zeitalter zu deuten gesucht, den man der unschlüssigen Truppe nicht aufgewiesen hätte. Treue am Zeitalter galt Vielen für die oberste Tugend, und sie verschwiegen Nichts, was sie in seinem Dienste gethan; sie entschuldigten, wodurch sie gegen das Zeitalter sich vergangen hatten. Ihre Greuelthaten sogar wagten sich unter dem Mantel fügsamer Theorien an das Tageslicht; und das

Verheimlichte rissen die Gegner hervor. Nach den wenigen Kreisen, die sich, aus irgend einer Klugheit, fortwährend zu verschleiern bemüht waren, späheten tausend wachsame Augen; und ist irgend für den Geschichtschreiber eine Lücke geblieben, so umstellen die bekannten Begebenheiten sie meistens so nahe, daß sie darüber sich die Hände reichen. Es war ferner kein Lebenskreis, in welchen geübte Schriftsteller nicht das Zeitalter einzuführen sich beflissen hätten: sie riefen das Volk an, und wie konnten sie leichter Gehör finden, als wenn sie von ihm selbst dem Volke erzählten, von seinem Elend und seinen Beschwerden die einen, die andern von Allem, worin sein Lebensglück bestand? Auch die Wissenschaften, die keines Berichtes mehr bedürfen, da sie selbst in bleibenden Werken sich niederlegen, — die Wissenschaften haben dem neuesten Zeitalter ein offeneres Ohr als frühern geliehen; desto rascher und faßlicher wurde auch ihre eigene Geschichte. Endlich, wie es zu des Zeitalters Wesen zu gehören schien, bis in sein kleinstes Getriebe sich der Nachwelt aufzubehalten, so nahmen sich dessen auch eigene Schriftsteller an, die ihres Berufes nicht müde wurden, und es errichtete der Buchhandel eigene Anstalten, die ihr tägliches Maß zu erfüllen hatten. Das Aufbewahren der Gegenwart, das sonst einer unsichern Muße überlassen geblieben war, wurde im neuesten Zeitalter eine Forderung der Selbsterhaltung.

Wie viel hätte der Historiker für die Kenntniß des Zeitalters schon gewonnen, wenn es ihm gelungen wäre, auf alle diese Beweggründe die Schriften zurückzuführen, aus denen er jene Kenntniß schöpfen soll, und als lebendige Handlungen darzustellen, was jetzt als todtes Überbleibsel vor ihm liegt! Handlungen waren es, das Ergebniß jedes Tages aufzuzeichnen, und nach ihren Beweggründen wird der Historiker fragen müssen, ehe er das Aufgezeichnete sondert; Handlungen in noch eigentlicherem Sinne waren aber die Schriften, die mit ihren Ideen ins Zeitalter selbst eingriffen, und aus dem echtern Gestein wählt sich der Historiker das erste Stück des Baues, auf welches die spätern passen sollen. Er versetzt also die Werke der Literatur, die gleichzeitig den meisten Zauber geübt, in ihren Lebensmoment zurück: oft entdeckt er in den Briefwechseln ihrer Autoren, wie sie aus Geist und Gemüth zusammen gewobenworden; er findet in den Recensionen, die sie erfuhren, die hergebrachten Ideen, mit denen sie in Kampf traten. Aus den Gruppen des Schriftstellerlebens tritt der Historiker in die Generation hinaus, die nach jenen Werken dachte und litt und von der Zukunft träumte; und um sich ihren Ideenkreis zu vervollständigen, geht er bis in die Annalen des Buchhandels, nach ihren Bibliotheken zu fragen. Ebenso werthvoll sind dem Historiker die noch erhaltenen Stücke des Kriegszeugs, das

einst im Kampfe des Lebens aufgefahren wurde, die Pamphlets, Reden, Verträge: und besonders, wenn sie von einer feinen Empfindung des Augenblicks begleitet waren, pflanzt sie der Historiker als feste Punkte seiner Geschichtsanlage auf, zwischen denen sich das Übrige wird vertheilen müssen. Sieht er sich dann für die übrigen Vorfälle zunächst nach Berichten um, die bei der frischen That aufgenommen worden, so findet er solche fast nur für die sogenannten großen Tage der Geschichte, an denen lang erzogene Kräfte aus dem Gleichgewicht schlugen: ihre Verfasser haben meist nur Gerüchte und die stärksten eigenen Eindrücke, und das Gerede und die Sorgen des Tages zusammengetragen; und der Historiker wird nur wünschen, daß keine Schriftstellereitelkeit das Gepräge dieser verschiedenartigen Stücke abgeschliffen habe. Sowohl Kriegszeug als aufgefangene Berichte führen die Zeitblätter mit sich. Wenn die einen zu fortlaufenden Pamphlets bestimmt waren, wurden andere beim Eintritt großer Ereignisse gestiftet, um für die Nachwelt die Feder zu führen, und versahen sich erst in der Folge ihrer Macht, auch selbst in den Gang der Dinge einzureden. Mochten hierunter die Begebenheiten leiden, die sie für den Historiker aufhoben, so findet dieser nun darin einen Ersatz, daß er sie selbst als Begebenheiten schätzen darf: hat er zur Ausmittelung eines Berichtes die Harmonie verschiedener Zeit-

blätter mit geringem Erfolge studirt, so bleibt ihm doch das leichtere Geschäft, jedes einzelnen Melodie zu verfolgen. Die meisten Zeitblätter nahmen diejenigen Begebenheiten in ihrer ursprünglichen Ächtheit auf, die in dem feierlichen Mantel des Zeitalters aufgetreten waren, sie kleideten aber das gemeine Volk der Begebenheiten erst in die einfarbige Tracht ihrer Ideen. Die Ideen sind es, für welche sie die Begebenheiten oft entstellten: die Ideen selbst, an denen sie krank oder gesund waren, vermochten sie nicht zu entstellen. Wie, wenn es sich so durch die sämmtlichen Quellen verhielte, daß überall die Ideen das Zuverlässigere wären, sähe nicht dadurch der gewissenhafte Historiker sich auf eine Geschichtschreibung angewiesen, in welcher die Geschichte der Ideen die Grundlage bildete? — Es gibt indessen Augenblicke, wo die meisten Zeitblätter, oft gerade die eigensinnigsten, für alle Begebenheiten treue Boten werden: wenn sie unter dem Zusammenflusse der Ereignisse eine Veränderung der Zeit eintreten sehen, bei der auch die Ideen sich nicht mehr halten können, so räumen sie den dürren Ereignissen so lange die Herrschaft ein, bis sich neue Ideen denselben angesetzt haben. Aus den Zwischenräumen dieser Wendepunkte der Zeit finden sich die Begebenheiten am vollständigsten in später geschriebenen Memoiren, doch versetzt mit den Ideen derjenigen Zeit, in welcher sie niedergeschrieben worden. Vor dem

geübten Auge des Historikers verfallen die meisten Memoiren in lauter kleine Stücke, von denen er jedes für sich besonders behandelt: nachdem er die Füllstücke ausgeschieden, die aus dem Gemeingut der Überlieferung entlehnt worden, um die Erzählung abzurunden, sondert er unter den eigenen Berichten des Autors die neuen, deren Gegenstand noch kein Vorgänger dargestellt hatte, von den bloß eigenthümlichen, die der Autor darauf eingerichtet, die schon im Munde der Zeitgenossen lebenden Sagen umzugestalten. Denn auch dem neuesten Zeitalter zieht ein Sagenkreis nach, und es muß dessen Stand in jedem Jahre dem Historiker bekannt sein, der die gleichzeitig erschienenen Schriften über das Zeitalter durchschauen will: vom Memoirenschreiber bis zum Publicisten, der mehr oder minder gediegene Geschichtsdarstellungen entwarf, war es Allen darum zu thun, mit welchem Sagenkreis sich die Zeitgenossen tragen sollten.

Dagegen greift nun der Historiker, der auf Wahrheit bedacht ist, das Zeitalter seiner Wahl nicht bei dem Sagenkreis an, der davon ausgeflossen. Die noch unversehrten Urkunden, die einst der Lebenssaft der Handlung schwellte, sind die ersten Punkte der Geschichtsanlage, zu deren Vervollständigung sich der Historiker die rechten passenden Stücke mit dem Auge des Entdeckers sucht, welchem Talent und Beobachtung *ein* Vorgefühl Dessen gegeben haben, was er finden

kann. Von dem vollständiger bewahrten schreitet er zu dem verdorbenern Material, und je enger die Lücken seines Baues werden, je bestimmter sich ihm deren Umrisse zeichnen, desto größern Antheil darf er seinem innern Sinne an der Wiederbelebung der bis zuletzt zurückgelegten, verkümmerten Baustücke einräumen. Was er als verdorrte Thatsache findet, erweckt er wieder als That und vertheilt es an die Menschen, die dabei zusammentrafen. Sind es doch einzig die Menschen, welche handeln, und besteht doch die Geschichte eigentlich aus nebeneinander laufenden Biographien, von denen der Historiker jedesmal einige zusammenleiten muß, wenn er eine Thatsache einführen will. Sorgfältig wird er in der Geschichte die Biographien auseinanderhalten, und ihnen selbst, wo sie in einander überfluthen und fast verschwimmen, für ein feineres Auge ihre verschiedenen Farben noch eben so deutlich bewahren, als der Musiker die einzelnen Saiten seines Instrumentes vernimmt. Ist einmal der Historiker dieser der Natur abgelernten Methode sicher, dann darf er unbedenklich an den stärkern Begebenheiten jene die einzelnen Menschen verschlingende Gewalt anerkennen, die Ursache ist, daß im Sprachgebrauch die Begebenheiten gleichsam als selbständige Wesen gelten: er darf dann in denselben die Menschen aus sich selbst heraustreten lassen, um sie hernach sicher wieder auf sich zurückzugeleiten. Denn es

erhöhet die Wahrheit der Geschichte, daß die Menschen darin nicht allein handeln, sondern auch leben, nicht einzig als flüchtige Kräfte, sondern immer wieder als selbständige Wesen vorkommen. Doch auf die wenigen biographischen Fäden wird sich der Historiker nicht beschränken, die ihm zur Verwebung der gerade aufgefundenen Thatsachen zu genügen scheinen. Nicht nur von einzelnen Thatsachen, auch von den Menschen, von dem vollbesetzten Schauplatz geht seine Forschung aus. Die lautesten Begebenheiten, fast alle politischer Art, treten in einen so geschlossenen Zug, daß man sie leicht für die ganze Geschichte nähme. Aber seitwärts liegen noch die eigenen kleinen Welten der Künstler und der Gelehrten und der Klassen des Volkes. Unter einem besondern Klima nehmen in jeder derselben die Begebenheiten, die Schicksale eigene Gestaltungen an, gedeihet in jeder eine eigene Vorstellung von menschlicher Glückseligkeit und Größe. Jede hält sich auf eigenthümliche Weise an der Seite der politischen Welt, und ihr Verkehr mit dieser hat seine Gesetze. Wohl hütet sich der Historiker, an dem heimathlichen Charakter der Geschichte in diesen besondern Lebenskreisen zu stören; er läßt den Menschen in jedem derselben ihre eigenthümlichen Schicksale und ihre Vorstellung von menschlicher Glückseligkeit und Größe, und hält den Horizont, unter welchem sie leben, sorgfältig in

der gehörigen Weite. Nur wenn er, beim Übergang in einen andern Lebenskreis, auch einen neuen Horizont um die Menschen zieht, gestattet er einen freien Blick in den heitern Himmel, der über seiner ganzen Geschichte steht.

In jedem Lebenskreise sprossen eigene Ideen, eigene treibt jede Folge von Begebenheiten hervor. Keine Idee wird gepflückt und kommt als Gemeingut unter die Zeitgenossen, die nicht ihren Ursprung an bestimmter historischer Stelle gehabt hätte, und sie erfüllt Niemanden inniger, als ihre ersten Bekenner, mit denen das eigene Schicksal sie eingeübt hatte. Ja, es fällt Nichts vor, das nicht in den Vorbereitungen zu irgend einer Idee ein nothwendiges Glied wäre. Ist nun aber nicht ohnehin der Historiker durch die Natur seiner Arbeit angewiesen, die Begebenheiten auf die Ideen zu beziehen? Weil es die Ideen sind, was aus dem Quellenvorrath, zumal der neuesten Zeit, am zuverlässigsten ermittelt werden kann, so legt aus ihnen der Historiker die Grundlage der Geschichte dieser Zeit; und um ebenso viel, als die Begebenheiten an Zuverlässigkeit den Ideen nachstehen, darf der Historiker sie diesen zubequemen. Was also nur geschehen mag, davon zeigt er vornehmlich, wie es eine Idee vorbereiten hilft; aus der Entwickelung der Begebenheiten läßt er eine dialektische Kraft strömen, und die Ge-

schichte wird ihm zum Gespräche der Gottheit mit dem Menschengeschlecht.

Welch' erhabene Freude, wenn der Historiker auf Augenblicke der Gottheit zuzusehen glaubt, wie sie ihr Geschichtsblatt beschreibt, sie, die in der Sprache des Geschehens schreibt! Sich die Menschen zu verdeutlichen, wie sie unter dem ruhigen Auge der Gottheit zu den Begebenheiten die Hand bieten, die hernach als Schicksale zu ihnen sprechen, dann aller dieser Begebenheiten, dieser Schicksale Harmonie zu erlauschen, die in jedem Zeitalter auf verschiedenem Wege immer wieder die ewig gleichen Ideen ausdrückt, die dem Menschen seine Würde verleihen, und eine Ahnung dieser Harmonie schon in dem einzelnen Leben des edeln Menschen zu entdecken, während der Verworfene an der Harmonie, zu der er unwissend beiträgt, keinen Mitgenuß hat; das ist des Historikers höchster Schwung, das macht auch seine Weisheit aus. In der Harmonie der Begebenheiten, der Schicksale, das Einzelne zu verstehen, gibt ihm jene Befriedigung, die jede Wahrheit begleitet: ihm ist die historische Wahrheit geworden.

Nur bei der Begeisterung, Allem, was begegnet, gerade den Werth beizumessen, den es für die Harmonie der Geschichte trägt, könnte das Werk der Geschichtschreibung gelingen. Doch die volle Harmonie zu

treffen, müßte der Historiker ihren Inbegriff von der Gottheit zu erfragen verstehen: die Zahl der Menschen, der Begebenheiten, womit diese die Harmonie, die sie ersonnen, ausführt, ist weise gewählt und mit einer geringern Zahl vermöchte der Historiker dieselbe nicht nachzuahmen. Wie das wirkliche Leben vor seinen Betrachtern, läge das Geschichtswerk vor dem Leser, für den vorschnellen Beurtheiler eine Quelle von Irrthümern, ein Gegenstand unerschöpflichen Studiums für den zur Weisheit Gestimmten, für Alle nur darin vom wirklichen Leben verschieden, daß die Wirklichkeit, wie sie im Geschichtswerke sich fände, schon durch ein menschliches Gemüth gegangen, das sie begriffen und ihre Bruchstücke wieder zur ursprünglichen Harmonie gestimmt hätte. — Doch wozu von einem Ideale sprechen, das kein menschlicher Geschichtschreiber erreichen kann? Dieser wird das Höchste leisten, wenn er das Ideal sich wenigstens zugänglich gemacht hat zur Stärkung mit immer neuer historischer Begeisterung, und wenn er dann in seiner Arbeit gerade nur darin von demselben abläßt, was seine menschliche Schwäche mit sich bringt. Hiezu gehört nun vor Allem, daß er sich mit einer unvollkommneren Sprache behelfen muß. Wie viel reicher und feiner ist die Sprache des Geschehens, in der die Gottheit spricht, als unsere menschlichen Sprachen aus Namen, in welche der Historiker

zu übersetzen hat! Namen sind die Worte der mensch-
lichen Sprachen, und in jedem derselben verwischen sich
die Unterschiede einer Anzahl von Worten der Sprache
des Geschehens. Ebenso möge es denn auch die
erste Unvollkommenheit sein, die sich der Geschicht-
schreiber erlaube, daß er je von einer Gattung von
Begebenheiten nur Eine wähle. Die Auswahl wird
er so treffen müssen, daß nur Nebenpartien dabei weg-
fielen, die in den hauptsächlichen Zusammenhang nur
leichte Veränderungen gebracht hätten; und sollten sich
von einzelnen Gattungen von Begebenheiten nur küm-
merliche Vertreter in dem hauptsächlichen Zusammen-
hange finden, so möge der Geschichtschreiber, ohne sie
zu entstellen, ihnen auf ähnliche Weise ein allgemeines
Gepräge aufdrücken, wie man von den griechischen
Tragikern rühmt, daß sie in jedem ihrer Charaktere eine
ganze Gattung dargestellt haben. Die Grenzen des
Geschichtswerkes aber mögen so weit gehalten sein,
daß die Harmonie seiner Begebenheiten den vollen
Ausdruck der großen Ideen der Menschheit, sowie
ihn die Gottheit für ein bestimmtes Zeitalter gewählt
hat, erreichen kann. — In eine tiefere Entfernung
vom Ideale wollen wir den Geschichtschreiber nicht
begleiten. Wie tief er sich auch herablasse, er wird
seines Berufes würdig bleiben, so lange er mit der-
jenigen Begeisterung schreibt, die nur das Ideal ein-

flößen kann, so lange er auch nur nach überlegtem Plane vom Ideal sich entfernt, sich nicht von den Wellen des Ungefährs treiben läßt.

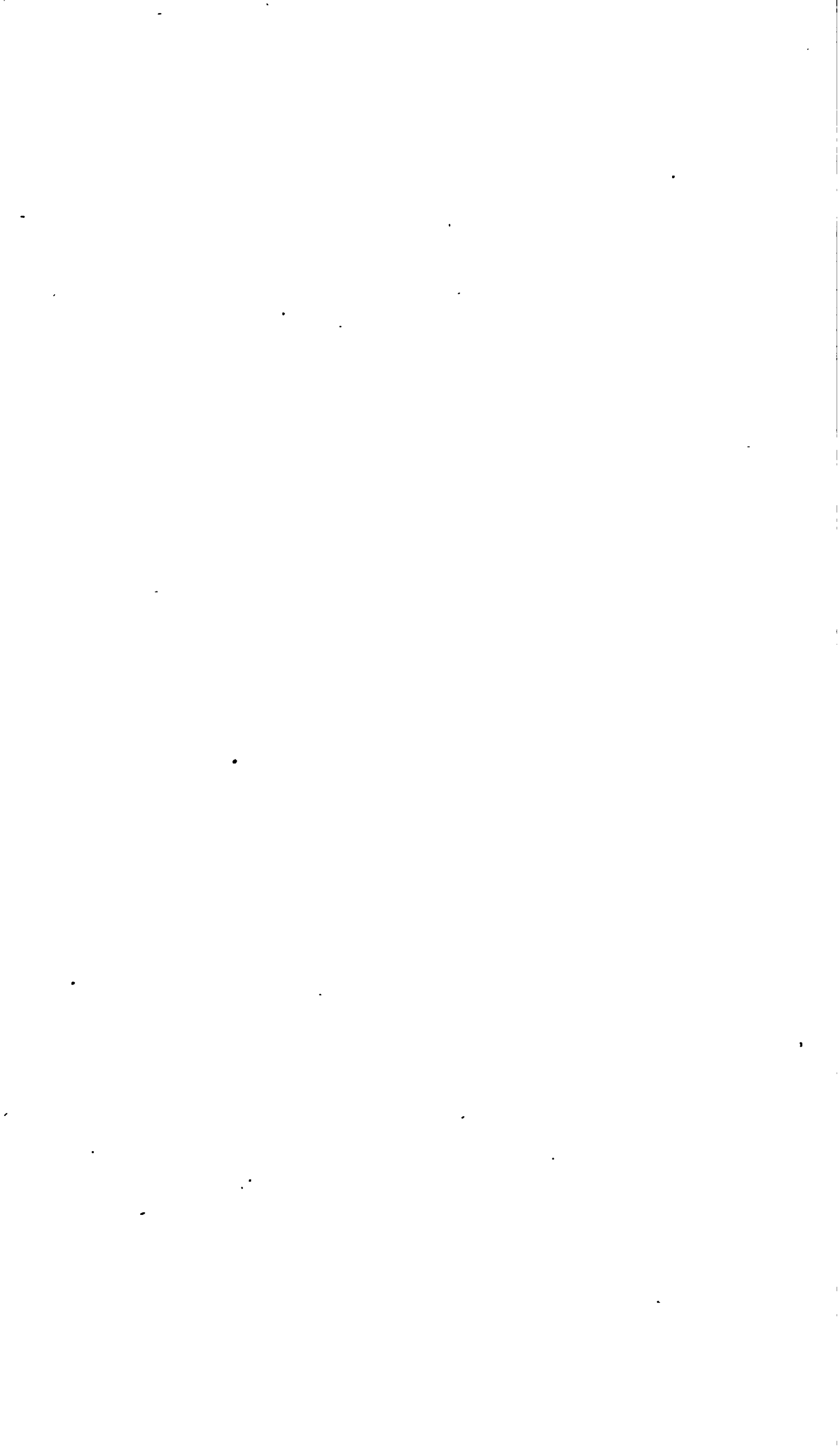
Weil das Höchste seine Aufgabe ist, muß der Geschichtschreiber unter seiner Aufgabe bleiben."

Was nun der Verfasser in diesem Buche, dem einzigen größern historischen Werke, das zu vollenden ihm vergönnt war, geleistet, wie er die sich selbst gestellte Aufgabe gelöst habe, darüber zu urtheilen geziemt nicht Dem, der, im Leben durch die engsten Bande der Natur mit ihm vereint, jetzt mit unnennbarem Schmerz an seinem Grabe steht. Mit gespannter Erwartung hat der Selige dem öffentlichen Urtheil über sein Werk entgegengesehen. Ein Lob, das ihm zu Theil geworden wäre, hätte ihn gefreut, aber auch den Tadel einer gerechten Kritik würde er dankbar anerkannt haben als eine Aufforderung zu größerer Vervollkommnung.

Ist es aber dem Abgeschiedenen gelungen, das mit so viel Ernst und Liebe unternommene Werk dem Ideale, von dem er erfüllt war, nahe zu bringen und dadurch Fähigkeit und Kraft zu immer vollkommnern Leistungen zu beurkunden, so sei ihm dasselbe ein Denkmal seines begeisterten Strebens; und es sucht

dann, der dieses schreibt, einen Trost in den Worten, die ein ausgezeichneter und berühmter deutscher Mann an ihn gerichtet hat: „Schade um das Talent, das für die Erde verloren geht, würde ich ausrufen, wäre nicht das Talent höher gestellt, als unsere Schulstube die Erde, und meine Ueberzeugung fest, daß es sich nun in einer intaktern Sphäre als hienieden entwickeln wird.“

Zürich, im Januar 1843.



Inhaltsverzeichniß.

Erstes Kapitel.

Der Friedensversuch.

Zweites Kapitel.

Die Alliirten.

Drittes Kapitel.

Die Bourbonen.

Viertes Kapitel.

Napoleon in Paris.

Fünftes Kapitel.

Die Eröffnung des Feldzuges.

Sechstes Kapitel.

Der Congreß von Chatillon.

Siebentes Kapitel.

Die Hauptstadt während des Feldzuges.

Achtes Kapitel.

Der Feldzug. Die Schlachten an der Marne und der Seine.

Neuntes Kapitel.

Fortsetzung des Feldzuges. Die Schlachten von Laon und Arcis.

Zehntes Kapitel.

Paris bei Annäherung der Alliirten.

Elftes Kapitel.

Napoleon's Umkehr nach Paris.

Zwölftes Kapitel.

Die Alliirten vor Paris.

Dreizehntes Kapitel.

Die Schlacht von Paris.

Vierzehntes Kapitel.

Die Nacht vor dem Einzuge der Alliirten in Paris.

Funfzehntes Kapitel.

Der 31. März.

Sechszehntes Kapitel.

Der 1. April.

Siebzehntes Kapitel.

Der 2. und 3. April.

Achtzehntes Kapitel.

Napoleon und Marmont.

Neunzehntes Kapitel.

Unterhandlungen über die Regentschaft.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Verfassung des Senates und der Abfall von Napoleon.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Graf von Artois und die alliirten Monarchen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Paris und Frankreich. Der Waffenstillstand.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Napoleon's Reise nach Elba.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Ankunft Ludwig's XVIII.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Friede von Paris.

flößen kann, so lange er auch nur nach überlegtem Plane vom Ideal sich entfernt, sich nicht von den Wellen des Ungefährs treiben läßt.

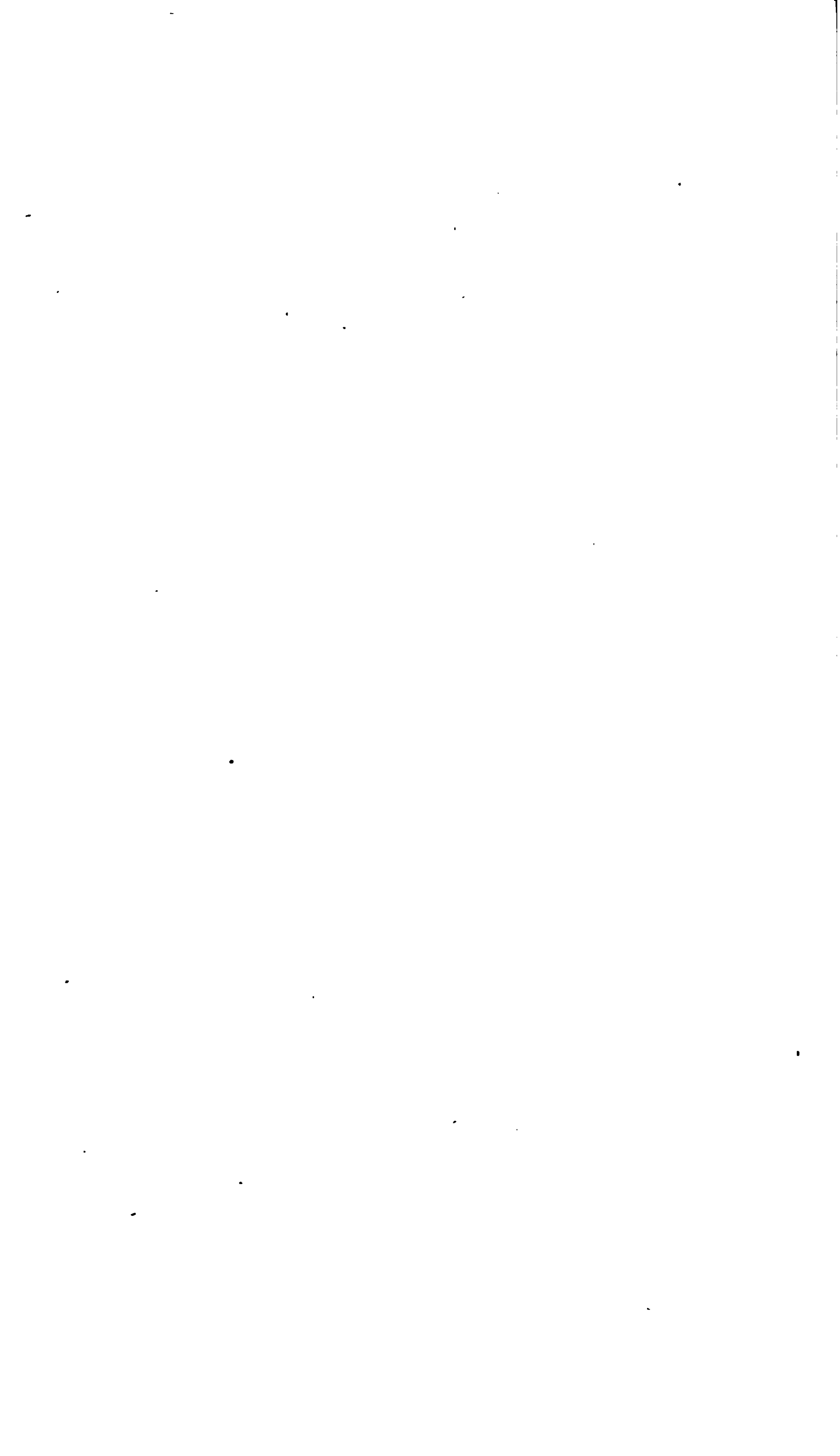
Weil das Höchste seine Aufgabe ist, muß der Geschichtschreiber unter seiner Aufgabe bleiben."

Was nun der Verfasser in diesem Buche, dem einzigen größern historischen Werke, das zu vollenden ihm vergönnt war, geleistet, wie er die sich selbst gestellte Aufgabe gelöst habe, darüber zu urtheilen geziemt nicht Dem, der, im Leben durch die engsten Bande der Natur mit ihm vereint, jetzt mit unnennbarem Schmerz an seinem Grabe steht. Mit gespannter Erwartung hat der Selige dem öffentlichen Urtheil über sein Werk entgegengesehen. Ein Lob, das ihm zu Theil geworden wäre, hätte ihn gefreut, aber auch den Tadel einer gerechten Kritik würde er dankbar anerkannt haben als eine Aufforderung zu größerer Vervollkommnung.

Ist es aber dem Abgeschiedenen gelungen, das mit so viel Ernst und Liebe unternommene Werk dem Ideale, von dem er erfüllt war, nahe zu bringen und dadurch Fähigkeit und Kraft zu immer vollkommnern Leistungen zu beurkunden, so sei ihm dasselbe ein Denkmal seines begeisterten Strebens; und es sucht

dann, der dieses schreibt, einen Trost in den Worten, die ein ausgezeichneter und berühmter deutscher Mann an ihn gerichtet hat: „Schade um das Talent, das für die Erde verloren geht, würde ich ausrufen, wäre nicht das Talent höher gestellt, als unsere Schulstube die Erde, und meine Ueberzeugung fest, daß es sich nun in einer intaktern Sphäre als hienieden entwickeln wird.“

Zürich, im Januar 1843.



Inhaltsverzeichniß.

Erstes Kapitel.

Der Friedensversuch.

Zweites Kapitel.

Die Alliirten.

Drittes Kapitel.

Die Bourbonen.

Viertes Kapitel.

Napoleon in Paris.

Fünftes Kapitel.

Die Eröffnung des Feldzuges.

Sechstes Kapitel.

Der Congreß von Chatillon.

Siebentes Kapitel.

Die Hauptstadt während des Feldzuges.

Achtes Kapitel.

Der Feldzug. Die Schlachten an der Marne und der Seine.

Neuntes Kapitel.

Fortsetzung des Feldzuges. Die Schlachten von Laon und Arcis.

Zehntes Kapitel.

Paris bei Annäherung der Alliirten.

Elftes Kapitel.

Napoleon's Umkehr nach Paris.

Zwölftes Kapitel.

Die Alliirten vor Paris.

Dreizehntes Kapitel.

Die Schlacht von Paris.

Vierzehntes Kapitel.

Die Nacht vor dem Einzuge der Alliirten in Paris.

Funfzehntes Kapitel.

Der 31. März.

Sechszehntes Kapitel.

Der 1. April.

Siebzehntes Kapitel.

Der 2. und 3. April.

Achtzehntes Kapitel.

Napoleon und Marmont.

Neunzehntes Kapitel.

Unterhandlungen über die Regentschaft.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Verfassung des Senates und der Abfall von Napoleon.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Graf von Artois und die alliirten Monarchen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Paris und Frankreich. Der Waffenstillstand.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Napoleon's Reise nach Elba.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

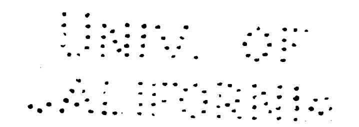
Die Ankunft Ludwig's XVIII.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Friede von Paris.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

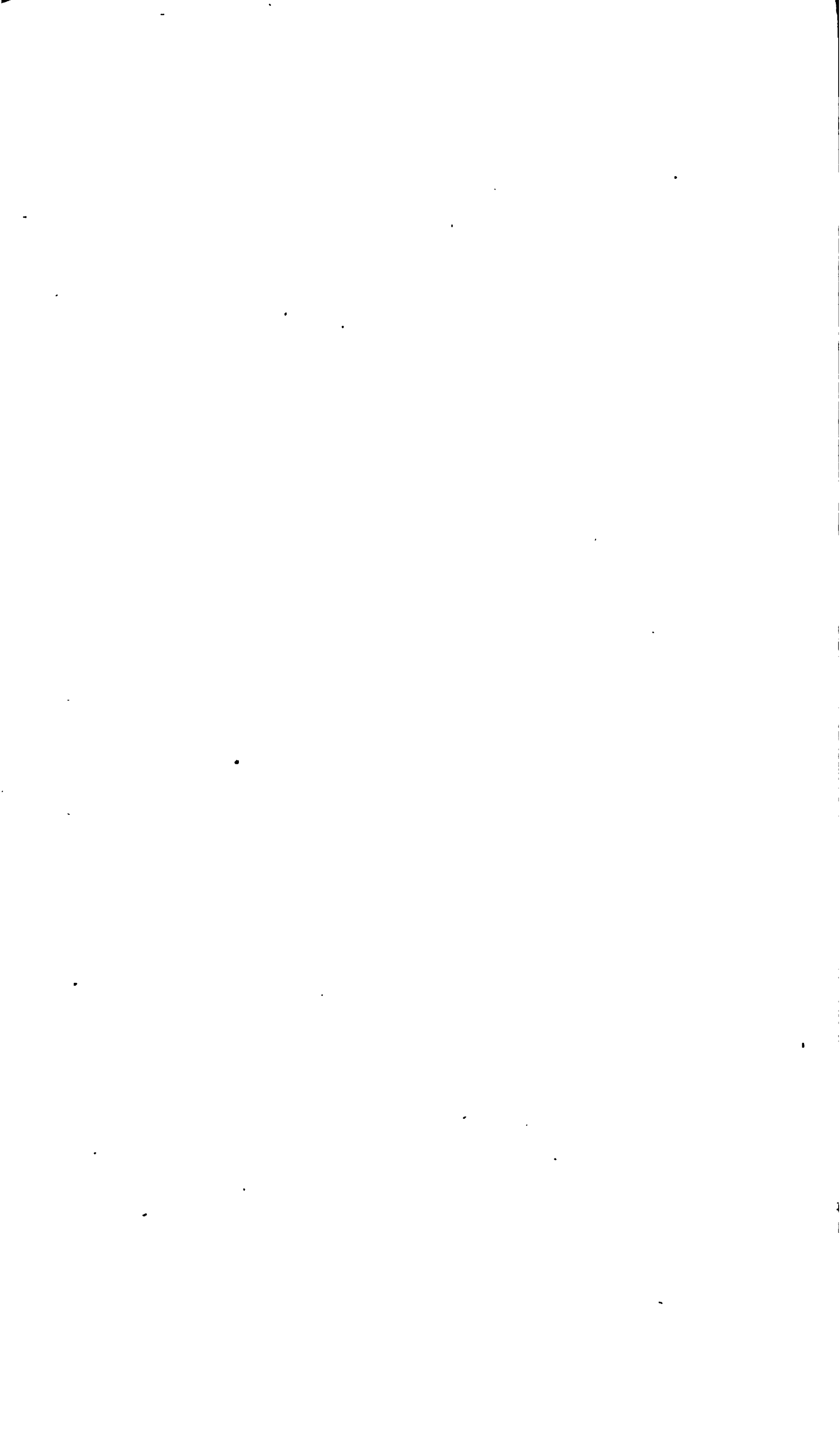
Friede und Restauration.



Erstes Kapitel.

Der Friedensversuch.

Die Heerschaaren, denen der französische Kaiser in der dreitägigen Schlacht von Leipzig unterlegen war, trafen, nach ihren letzten Märschen durch befreite deutsche Länder, im Anfang des Wintermonats 1813 jubelnd am Rheinstrom ein. Des Kriegsfürsten eigenes Land vor Augen, glaubten sie unverweilt die Vergeltung hinübertragen zu dürfen. Indeß zog sich das Hauptquartier der gegen Napoleon verbündeten Monarchen in Frankfurt am Main zusammen. Kaiser Alexander von Rußland war dahin vorausgeeilt: er ritt am Tage nach seiner Ankunft dem Kaiser Franz von Östreich entgegen und führte ihn in die Stadt, in deren Mauern die römische Kaiserwürde seinen Ahnen und einst ihm selbst, dem letzten, ehe sie erlosch, verliehen worden war. Nach wenigen Tagen befand sich König Wilhelm von Preußen an der Seite der beiden Kaiser; so daß nun die drei Fürsten in persönlichem Umgange die Größe des Kriegsglückes genossen, das ihnen so wunderbar schnell und in so vollem Maße widerfahren war, daß keine Hoffnung sie damit schon hätte vertraut machen können. Auch die zwei Männer, die im gemeinsamen Auftrage der Monarchen die Unternehmung leiteten, hatten sich zur ferneren Arbeit in Frankfurt eingefunden: der Östreicher, Fürst von Schwar-



Inhaltsverzeichniß.

Erstes Kapitel.

Der Friedensversuch.

Zweites Kapitel.

Die Alliirten.

Drittes Kapitel.

Die Bourbonen.

Viertes Kapitel.

Napoleon in Paris.

Fünftes Kapitel.

Die Eröffnung des Feldzuges.

Sechstes Kapitel.

Der Congreß von Chatillon.

Siebentes Kapitel.

Die Hauptstadt während des Feldzuges.

Achtes Kapitel.

Der Feldzug. Die Schlachten an der Marne und der Seine.

Neuntes Kapitel.

Fortsetzung des Feldzuges. Die Schlachten von Laon und Arcis.

Zehntes Kapitel.

Paris bei Annäherung der Alliirten.

Elftes Kapitel.

Napoleon's Umkehr nach Paris.

Zwölftes Kapitel.

Die Alliirten vor Paris.

Dreizehntes Kapitel.

Die Schlacht von Paris.

Vierzehntes Kapitel.

Die Nacht vor dem Einzuge der Alliirten in Paris.

Funfzehntes Kapitel.

Der 31. März.

Sechszehntes Kapitel.

Der 1. April.

Siebzehntes Kapitel.

Der 2. und 3. April.

Achtzehntes Kapitel.

Napoleon und Marmont.

Neunzehntes Kapitel.

Unterhandlungen über die Regentschaft.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Verfassung des Senates und der Abfall von Napoleon.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Graf von Artois und die alliirten Monarchen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Paris und Frankreich. Der Waffenstillstand.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Napoleon's Reise nach Elba.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Ankunft Ludwig's XVIII.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Friede von Paris.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Friede und Restauration.

Erstes Kapitel.

Der Friedensversuch.

Die Heerschaaren, denen der französische Kaiser in der dreitägigen Schlacht von Leipzig unterlegen war, trafen, nach ihren letzten Märschen durch befreite deutsche Länder, im Anfang des Wintermonats 1813 jubelnd am Rheinstrom ein. Des Kriegsfürsten eigenes Land vor Augen, glaubten sie unverweilt die Vergeltung hinübertragen zu dürfen. Indeß zog sich das Hauptquartier der gegen Napoleon verbündeten Monarchen in Frankfurt am Main zusammen. Kaiser Alexander von Rußland war dahin vorausgeeilt: er ritt am Tage nach seiner Ankunft dem Kaiser Franz von Östreich entgegen und führte ihn in die Stadt, in deren Mauern die römische Kaiserwürde seinen Ahnen und einst ihm selbst, dem letzten, ehe sie erlosch, verliehen worden war. Nach wenigen Tagen befand sich König Wilhelm von Preußen an der Seite der beiden Kaiser; so daß nun die drei Fürsten in persönlichem Umgange die Größe des Kriegsglückes genossen, das ihnen so wunderbar schnell und in so vollem Maße widerfahren war, daß keine Hoffnung sie damit schon hätte vertraut machen können. Auch die zwei Männer, die im gemeinsamen Auftrage der Monarchen die Unternehmung leiteten, hatten sich zur ferneren Arbeit in Frankfurt eingefunden: der Östreicher, Fürst von Schwar-

wär, sondern die auch über Napoleon am meisten zu vermögen schien.

Östreich mußte den Frieden um so mehr wünschen, als ein neuer Feldzug es nur Gefahren entgegen zu führen schien. Im Innern von Frankreich konnte das Kriegsglück umwenden, den Eroberer wieder weit über den Rhein hinaustragen. Blieb dagegen der Siegeslauf der Verbündeten ungestört, so mußte er mit dem Umsturz des französischen Kaiserthums enden, und für Östreich ging ein Familienbündniß verloren, auf welches eine weise Politik später wieder bauen konnte. Wenn diese letztere Gefahr Metternich selbst, den Napoleon in Dresden beschimpft hatte, gleichgültiger gelassen hat, so blickte er dagegen besorgter, als irgend Jemand, auf eine Bewegung in Deutschland, die bei längerem Kriege seiner Politik gefährlich werden mußte. In den aufgestandenen Völkern beschäftigten sich nämlich alle patriotischen Denker mit Deutschlands Zukunft nach dem Siege, so keck und trotzig, als hätten sie auch darum nur mit dem Feinde ihrer Nation zu streiten. Sie thaten dies in einer Stimmung, in welcher Franzosenhaß und deutscher Stammeseifer brannte. Sie machten es ihren Fürsten und Heerführern zur Pflicht, unbekümmert um ältere wie neuere Verträge mit dem räuberischen Frankreich, die deutschen Völkerschaften alle, die im Laufe der Jahrhunderte an den französischen Thron gefesselt worden, zu befreien und der deutschen Familie wieder zuzuführen. Auf das Elsaß, auf Lothringen war ihr Auge geheftet: ihre tiefsten Pläne lagen jenseit des Rheins. Wie konnte es nun einem Staatsmann wie Metternich entgehen, daß nur, wenn der Krieg dort hinüber getragen würde, eine Sinnesart zu Anerkennung und Macht gelangen könnte, die auch für die heimatlichen Länder verwandte Pläne nährte? Schon trat dieselbe an der Seite der Monarchen auf. Freiherr von Stein bekannte sich zu ihr und freute sich dabei eines Amtes, in welchem er die Überlieferung einer Anzahl deutscher Länder an ihre frühern Besitzer so lange zu verzögern hoffte, bis

sich dabei auf die künftige Verfassung Deutschlands Rücksicht nehmen ließe. Bereits hatte aber Östreich diese Sorge gestört, als es einen Vertrag mit dem König von Baiern schloß, der diesem um den Preis seiner Theilnahme am Krieg den ferneren vollständigen Besitz seiner Souveränetät verbürgte: und überhaupt sollten jene leidenschaftlichen Patrioten, die sogar Verträge, unter denen Europa lange Friedenszeiten verlebt hatte, wieder einreißen zu dürfen glaubten, von Östreich lernen, was alte politische Weisheit sei, die seit Jahrhunderten sich an den großen Weltbegebenheiten erzogen.

Ein Friedensversuch bei Kaiser Napoleon, wie ihn Östreich wünschte, verursachte damals keine Versäumniß, weil die Truppenmassen nur langsam an den Rhein gerückt kamen, und auch die Feldherren noch uneinig waren, ob das Wagestück eines Winterfeldzuges in Frankreich oder die bescheidenere Belagerung von Mainz rathsamer wäre. Die Zeit, die unter dem Aufenthalt in Frankfurt verloren ging, konnte besser als zu Anerbietungen an Frankreich sogar dann nicht benutzt werden, wenn man einen Abschlag Napoleon's und die Verlängerung des Krieges voraussetzte. Nimmt doch immer ein Friedensversuch vor den letzten Streichen für Denjenigen ein, der die Hand dazu bietet, und würde ein solcher doch auf Napoleon die Schuld wälzen, Frankreichs eigenes Gebiet jeder Gefahr ausgesetzt zu haben. Diese Berechnung, mit einiger Gefälligkeit gegen den Kaiser Franz, der sich schwerlich ohne einen nochmaligen Versuch zu so verhängnißvollen Feindseligkeiten gegen seinen Schwiegersohn verstände, schien auch die Bundesgenossen Östreichs für dessen Wunsch gewinnen zu können: um so unbedenklicher durften sie sich dem Schritte anschließen, als ihnen Napoleon's Ungenügsamkeit in ihrem Hasse eine so ausgemachte Sache war, daß sie einen andern Fall als den des Abschlags nicht einmal in Rechnung ziehen mochten. Wirklich täuschte sich Metternich in ihnen nicht. Er hatte den französischen Gesandten zu Weimar,

den Baron von St. Aignan, der sich über die Kriegsgefangenschaft beschweren ließ, worin ein Streifcorps ihn hielt, ehrenvoll zu sich berufen, damit derselbe die Gesinnungen der Verbündeten seinem Kaiser meldete. Rußland und Preußen, wie der englische Gesandte, Lord Aberdeen, zeigten sich damit einverstanden, daß durch diese Gelegenheit der französische Kaiser zu Friedensunterhandlungen auf dem Grunde der letzten Siege der Verbündeten eingeladen würde, so daß Frankreich die Unabhängigkeit Deutschlands und Spaniens anzuerkennen hätte und fortan in seinen natürlichen Grenzen, Rhein, Alpen und Pyrenäen, das ihm gebührende Ansehen behaupten sollte. Auch für die Unterhandlungen über Italien und Holland sollte, zur Sicherung des Gleichgewichts, die Unabhängigkeit beider Länder vorausgesetzt werden. Lord Aberdeen versprach, daß England zum Besten des allgemeinen Friedens die erforderlichen Opfer aus seinem Reichthum an Eroberungen bringen und die Freiheit des Handels und der Schiffahrt einräumen würde. Nur dürfte keine Einstellung der Feindseligkeiten mit dem Friedenscongreß verbunden werden. Das bedangen die Mächte alle, welche von Napoleon nur dann eine Zusage befürchteten, wenn er zu seinen Rüstungen dadurch Zeit gewönne. Östreich aber, dem an der Aufrichtigkeit der Unterhandlungen gelegen war, konnte nichts dagegen einwenden: den Gefahren, die ein Feldzug jenseits des Rheins ihm drohte, setzte die Bestimmung noch nicht aus, indem es möglich war, derselben nur im Herzen von Deutschland Folge zu geben, wo noch französische Besatzungen lagen. Metternich gab dem Baron von St. Aignan diese Aufträge an seinen Kaiser in Gegenwart Lord Aberdeen's und des russischen Ministers, Grafen Nesselrode, nachdem er ihn in besondern Zusammenkünften von Östreichs aufrichtiger Friedensliebe durch einleuchtende Gründe überzeugt, aber nicht minder stark ihm betheuert hatte, daß die Verbündeten fest zusammenhielten, daß es sich unter den jetzigen Umständen nur noch um einen allgemeinen Frieden, der auch England

genügte, handeln könnte. Noch überbrachte er ihm einen Brief, den Kaiser Franz seiner Tochter geschrieben hatte, und gab ihm endlich den Wink, daß es klug wäre, zum Friedenscongresse den Herzog von Vicenza, St. Aignan's Schwager, zu senden, der von seiner Gesandtschaft in St. Petersburg her dem Kaiser Alexander angenehm und selbst befreundet war.

Napoleon, von der Armee in seine Hauptstadt eilend, langte am 9. November zu St. Cloud bei seiner jungen Gemahlin an, die ihm ganz bewegt in die Arme fiel. Er umarmte sie, tief ergriffen. Er sah sie zum ersten Mal, seit sie im Senate ausgerufen hatte, sie wisse, daß ihr Gemahl niemals auf einem befleckten Throne sitzen, nie eine ruhmlose Krone tragen wolle. Marie Louise wurde durch diesen Empfang beruhigt und gestärkt; denn da ihr Vater zu den Feinden des Kaisers übergetreten war, hatte sie dessen Ankunft nicht ohne Bangigkeit erwartet. Ihre Worte im Senate aber, von denen Napoleon so gerührt worden, hatten auch in Frankreich einen Erfolg gehabt, über den sie entzückt war. Es war zur Zeit gewesen, als sich der Kaiser noch tief im Herzen von Deutschland schlug. Der Senat sollte ihm ein neues Heer zur Verfügung stellen. Marie Louise eröffnete die Sitzung des Senats, wie es ihr in Abwesenheit des Kaisers oblag, und nachdem sie gesprochen, beschloß die Versammlung eine Aushebung von 280,000 Conscribirten. Marie Louise konnte ihrem heimgekehrten Gemahl eine Sammlung von Zuschriften der Gemeinden seines Reiches zeigen, die seit jener Sitzung täglich in großer Anzahl eingegangen waren und sich noch immer vervollständigten: alle bezeugten den freudigsten Enthusiasmus bei den neuen Anstrengungen für Frankreichs Ehre, viele wiederholten die Worte der Kaiserin.

Am 14. November gab der Kaiser dem Senate Audienz. Der Sprecher desselben drückte sich in seinem Lobe

aus: der Kaiser hätte für den Frieden Alles gethan; er wisse, daß seine Unterthanen den Frieden wünschen: aber, beeilte er sich hinzuzusetzen, wenn sich die Feinde einbilden sollten, Frankreich eine Capitulation vorzuschreiben, so würden sie sich sehr getäuscht finden. Der Kaiser dankte und sprach mit Ernst: „Vor einem Jahre zog ganz Europa mit uns zu Felde, heute zieht ganz Europa gegen uns zu Felde: das beweist, daß die Meinung der Welt entweder von Frankreich oder von England ausgeht: wir hätten darum Alles zu fürchten, wäre nicht die Energie und die Macht unsrer eignen Nation." Der Senat hielt den nächsten Tag eine Sitzung und stellte neue 300,000 Mann zur Verfügung des Kriegsministers.

Napoleon erwog jetzt die Antwort auf die Friedensvorschläge, die ihm der Baron von St. Aignan von Frankfurt gebracht hatte. Da man ihm keinen Waffenstillstand anbot, so war ihm auch nicht zugemuthet, auf einen letzten Versuch mit der frischen Macht, die sein Land ihm mit solchem Eifer zu Gebote stellte, zu verzichten. Er sagte sich nun, daß er den Vorschlägen hätte Gehör geben können, wenn er dadurch den französischen Boden vor den Fußtritten seiner Feinde bewahrt hätte. War aber die Erneuerung des Krieges gewiß, so hing auch sein endliches Loos noch von dem Waffenglücke ab, welches auch seine Antwort auf die Friedensvorschläge wäre. Dabei mochte er fühlen, wie wenig eine schnelle und runde Zusage der geforderten Abtretungen seiner bekannten Handlungsweise entsprechen würde: er mußte befürchten, daß seine Gegner, von denen in der That die einen nur im Vertrauen auf seinen unfügsamen Charakter in die Unterhandlung eingewilligt hatten, eine solche Zusage als ein Geständniß seiner Erschöpfung aufnehmen würden, das auf ihre ferneren Pläne wie auf die Kampflust der französischen Heere gleich nachtheilig wirken würde. Indessen, da es rathsam war, auch den Frieden zu versuchen, ließ Napoleon durch den Herzog von Bassano, seinen Minister, Metternich ant-

worten, er wünsche, daß die Stadt Mannheim der Congreßort sei; der Herzog von Vicenza werde sich dorthin begeben, sobald ihm der Tag der Eröffnung angezeigt sein werde; ein Friede, gegründet auf die Unabhängigkeit aller Nationen, sowohl auf dem Continente als auf der See, sei der beständige Gegenstand seiner Wünsche und seiner Politik gewesen.

Zweites Kapitel.

Die Alliirten.

England war die Macht, die sich mit der Befreiung Deutschlands am wenigsten begnügen konnte. Seine Minister und vor ihnen das Haupt ihrer Schule, William Pitt, hatten schon manche Coalition besoldet und besoldeten die jetzige, die endlich das Ziel erreichen zu können schien. Es war auch nicht einzig Napoleon, den England bekämpfte: England führte den Krieg schon seit dem Anfange der französischen Revolution; es bekriegte das revolutionaire, stark gewordene Frankreich. In der Brust des Engländers klangen noch immer die ergreifenden Schilderungen Burke's von des Revolutionsgeistes teuflischer Natur; noch galten ihm die stolzen Reden William Pitt's, der dem Kriege die Sicherheit vor dem Jakobinerthum zum Zwecke setzte, aber Bonaparte's Militairherrschaft, die das Jakobinerthum unterdrückt zu haben ausgab, nur als den gefährlicheren Feind anerkannte. Mit diesem Hasse verband die herrschende Partei in England die bitterste Eifersucht auf das revolutionaire Frankreich: sie betrachtete die Freiheit als Englands Privilegium, und an dem jungen Nachfolger erfuhr sie auch, wie es ihr eigenes Land bewiesen hatte, daß die Freiheit stark macht. So war in Englands Feindschaft gegen die französische Revolution ein Fanatismus, der dem-

jenigen dieser letztern wenig nachgegeben und ihn nun längst überlebt hatte; er besing das Land, das den Ministern des Krieges jede Herrschaft einräumte; und eine Opposition im Parlamente, deren Kampf für die unterdrückten Rechte des Engländers auch Freude an den neu errungenen der Franzosen verrieth, fand ihre Hülfe nur bei den Widerwärtigkeiten, die zuweilen auf Augenblicke herunterstimmten.

Die glückliche Wendung, welche der Krieg nach so vielen Jahren endlich genommen hatte, und die er nun in ungeheuren Stößen verfolgte, hatte den Namen Pitt's mit neuem Ansehen bekleidet. Man erstaunte jetzt über die unerschütterliche Zuversicht, womit Englands großer Staatsmann der französischen Republik unter ihren glänzendsten Siegen die innere Haltbarkeit bestritten und immer neue Anstrengungen gemacht hatte. Die jetzigen Minister schienen die Glücklichen zu sein, denen es beschieden war, die hinterlassenen Pläne ihres Meisters zu verwirklichen. Pitt hatte dieselben in einer Note, die er im Jahre 1805 an das russische Cabinet gerichtet, in wenige Sätze zusammengefaßt: der Herrschaft Frankreichs die Länder zu entreißen, die es seit dem Anfange der Revolution unterjocht hatte, und *Frankreich auf seine alten Grenzen einzuschränken, wie es sie vor jenem* Zeitpunkte besessen; über das Gebiet, das man Frankreich entrissen hätte, so zu verfügen, daß zugleich seine Ruhe und sein Glück gesichert und eine Schranke gegen künftige Vergrößerungspläne Frankreichs daraus gebildet würde; bei der neuen Errichtung des Friedens eine Bürgschaft für die gegenseitige Sicherung der Mächte und für die Herstellung eines allgemeinen Systemes des öffentlichen Rechts in Europa aufzustellen. Die Rückkehr der Bourbonen hatte Pitt in seinen Reden immer für ein wünschenwerthes Ereigniß erklärt, da ein König dieser Familie viele Jahre, unschädlich für England, nur damit zu thun haben würde, sein Land sich zu versöhnen. Und wie genau hatte er schon die Umstande angegeben, unter denen diese

Zweites Kapitel.

Die Alliirten.

England war die Macht, die sich mit der Befreiung Deutschlands am wenigsten begnügen konnte. Seine Minister und vor ihnen das Haupt ihrer Schule, William Pitt, hatten schon manche Coalition besoldet und besoldeten die jetzige, die endlich das Ziel erreichen zu können schien. Es war auch nicht einzig Napoleon, den England bekämpfte: England führte den Krieg schon seit dem Anfange der französischen Revolution; es bekriegte das revolutionaire, stark gewordene Frankreich. In der Brust des Engländers klangen noch immer die ergreifenden Schilderungen Burke's von des Revolutionsgeistes teuflischer Natur; noch galten ihm die stolzen Reden William Pitt's, der dem Kriege die Sicherheit vor dem Jakobinerthum zum Zwecke setzte, aber Bonaparte's Militairherrschaft, die das Jakobinerthum unterdrückt zu haben ausgab, nur als den gefährlicheren Feind anerkannte. Mit diesem Hasse verband die herrschende Partei in England die bitterste Eifersucht auf das revolutionaire Frankreich: sie betrachtete die Freiheit als Englands Privilegium, und an dem jungen Nachfolger erfuhr sie auch, wie es ihr eigenes Land bewiesen hatte, daß die Freiheit stark macht. So war in Englands Feindschaft gegen die französische Revolution ein Fanatismus, der dem-

jenigen dieser letztern wenig nachgegeben und ihn nun längst überlebt hatte; er besing das Land, das den Ministern des Krieges jede Herrschaft einräumte; und eine Opposition im Parlamente, deren Kampf für die unterdrückten Rechte des Engländers auch Freude an den neu errungenen der Franzosen verrieth, fand ihre Hülfe nur bei den Widerwärtigkeiten, die zuweilen auf Augenblicke herunterstimmten.

Die glückliche Wendung, welche der Krieg nach so vielen Jahren endlich genommen hatte, und die er nun in ungeheuren Stößen verfolgte, hatte den Namen Pitt's mit neuem Ansehen bekleidet. Man erstaunte jetzt über die unerschütterliche Zuversicht, womit Englands großer Staatsmann der französischen Republik unter ihren glänzendsten Siegen die innere Haltbarkeit bestritten und immer neue Anstrengungen gemacht hatte. Die jetzigen Minister schienen die Glücklichen zu sein, denen es beschieden war, die hinterlassenen Pläne ihres Meisters zu verwirklichen. Pitt hatte dieselben in einer Note, die er im Jahre 1805 an das russische Cabinet gerichtet, in wenige Sätze zusammengefaßt: der Herrschaft Frankreichs die Länder zu entreißen, die es seit dem Anfange der Revolution unterjocht hatte, und *Frankreich auf seine alten Grenzen* einzuschränken, wie es *sie vor jenem* Zeitpunkte besessen; über das Gebiet, das man Frankreich entrissen hätte, so zu verfügen, daß zugleich seine Ruhe und sein Glück gesichert und eine Schranke gegen künftige Vergrößerungspläne Frankreichs daraus gebildet würde; bei der neuen Errichtung des Friedens eine Bürgschaft für die gegenseitige Sicherung der Mächte und für die Herstellung eines allgemeinen Systemes des öffentlichen Rechts in Europa aufzustellen. Die Rückkehr der Bourbonen hatte Pitt in seinen Reden immer für ein wünschenwerthes Ereigniß erklärt, da ein König dieser Familie viele Jahre, unschädlich für England, nur damit zu thun haben würde, sein Land sich zu versöhnen. Und wie genau hatte er schon die Umstande angegeben, unter denen diese

Rückkehr gedenkbar war! Wie schienen nun seine Reden voll Weissagungen zu sein, da man sich in den jetzigen Ereignissen gleichsam wieder erkannte, und an schon Eingetroffenes der letzte glückliche Ausgang gereihet war!

So freudig war jetzt der Eifer der Nation, daß, nachdem am 4. November der Prinz Regent das Parlament mit der Versicherung, von Frankreich kein mit dessen Ehre, als Nation, unverträgliches Opfer zu verlangen, aber auch mit der Aeußerung eröffnet hatte, daß ein gerechter Friede nur durch neue Anstrengungen werde erreicht werden können, sogar die Redner der Opposition dem Ministerium ihre Freude bezeugten und, was es verlangte, ihm alles gewährten.

Die Ereignisse waren indessen zu schnell vorgerückt, als daß England in Frankfurt mit seiner Politik schon hätte eingreifen können. Doch bürgte ihm neben seinem Gesandten die Persönlichkeit des Kaisers von Rußland, daß man ihm dort mit keinem Entschlusse, der seine Absichten vereitelte, zuvorkommen würde. Alexander hatte sich gefällig gegen Kaiser Franz gezeigt, ohne an seinem eigenen Vorhaben auf Frankreich irre geworden zu sein, dessen Zukunft er zu bestimmen sich berufen dünkte. So viel Dank und Lob, als ihm damals dargebracht wurde, hatte den Schwung seiner Seele gesteigert: er fühlte sich vom Schicksal auf einen Punkt getragen, wo er, im Besitze der höchsten Manneskraft, den Ahnungen und Vorsätzen seiner Jugend Raum geben durfte, die so manches Jahr in ihm durch Widerwärtigkeiten verstört worden waren. Der Ehrgeiz, auf das westliche Europa einzuwirken, gehörte schon zu dem Throne von Rußland, und Alexander war mit Anlage zur Begeisterung und einem ausgezeichneten Sinne für das Großartige geboren. Er schien von den Eigenschaften der großen Catharina geerbt zu haben, der er auffallend schon in der unzerstörbaren Gleichmäßigkeit der Stimmung glich. Catha-

rina hatte seine Erziehung dem Waadtländer Laharpe anvertraut, der die Blüthe französischer Bildung und den feurigsten Eifer für die Ideen von Gleichheit der Menschen und von Bildung der Völker mit einer Hochherzigkeit verband, welche den jungen Prinzen unwiderstehlich für seine Lehre einnahm. Die Gegenstände, an denen er sich unter einem solchen Lehrer bildete, stammten aus Westen; die Vorbilder, denen er nacheiferte, waren ihm im Westen groß geworden: es mußte sich ihm einprägen, daß dort das Feld des Ruhmes lag. Laharpe's Wunsch war indessen, für die russische Nation einen dem Werke der Sittigung ergebenen Fürsten zu erziehen; und die Hoffnung beglückte ihn, als sein Zögling, bei natürlicher Sanftmuth und Gerechtigkeitsliebe, die Tugenden der Gesinnung, welche zum Lobe eines Jünglings genügen, im seltenen Verein entfaltete. Erst nach und nach vermißte man an Alexander die Kraft und Gewandtheit, sich in allen Fällen von seinen eigenen Eingebungen auch bestimmen zu lassen. Er wußte zu dulden, mehr als es einem Fürsten ansteht, der unter fremder Leitung nur verlieren kann. Eine frühzeitige Heirath, die ihn unbefriedigt ließ und ihn auf seine persönlichen Vorzüge für die Gunst der Frauen anwies, schien ihn noch zu lähmen und seinen Ehrgeiz zu verstricken. Die Ermordung seines Vaters hatte seine Thronbesteigung beschleunigt: allein er mußte sich der Alleinherrschaft unterziehen, ohne die mächtigen Mörder strafen zu dürfen: mehr vermochte er nicht, als daß sie die Nähe seines Thrones meiden mußten. Ja, vor dieser Erinnerung lag sein Lebensberuf danieder, der erforderte, daß er die Macht des Adels bräche: die Sorge um seine bloße Unabhängigkeit war genug für seine Energie. Um sich im Besitze der auswärtigen Politik zu erhalten, half er sich mit öfterem Wechsel seiner Minister, mit einer ausgebreiteten Privatcorrespondenz, die ihm besonders französische Emigrirte führten, endlich mit Anstellung von Ausländern. Er verleugnete nicht den Vorsatz, seine Herrschaft zu mildern: einige menschenfreundliche Verordnungen beur-

kundeten den Anfang seiner Regierung; herkömmlichen Huldigungen, die seine Unterthanen erniedrigten, trieb ihn sein Gewissen, sich zu entziehen: aber er wagte nicht immer, dieselben zu untersagen. Er galt in seinem Reiche für einen gutherzigen Monarchen, den Jedermann achtete, aber er hatte noch nichts gethan, das Bewunderung vor ihm eingeflößt hätte. Von einer seltsamen Begeisterung für den französischen Kaiser, mit welchem er noch im Kriege stand, wurde sein Ehrgeiz gleichsam festgehalten. Es war die Schwierigkeit seines Lebens gewesen, seinen Eifer für die Ideen des Zeitalters mit der Alleinherrschaft, wozu er berufen war, zu verbinden; und wie großartig schien nun Napoleon in dem günstigen Westlande diese Aufgabe gelöst zu haben! Alexander fühlte sich an den Mann gebannt, in welchem der Wunsch, der schon seinen geheimen Stolz ausgemacht hatte, in solcher Pracht verwirklichet war. Sein Bewußtsein eignete auch ihm den Ruhm an, den Napoleon dafür genoß; und wieder mußte es ihn niederschlagen, sich um die Ehre des Vorganges gebracht zu sehen. Wie ging nun seine Begeisterung auf, als ihn Napoleon in seine eigene Freundschaft aufnahm; als er, um ihn zu bezaubern, in einer Zusammenkunft, die ihrem persönlichen Umgange fast mehr, als dem Friedensschlusse gewidmet zu sein schien, sich selbst zum Jünglinge herab ließ und mit ihm verabredete, daß sie beide fortan sich an die Spitze der Weltereignisse setzen und an Rang, an Einfluß und glänzender Zukunft einander gleichen sollten! Alexander pflegte zu Hause des Umganges des französischen Gesandten Caulincourt, der ihm von seinem Gebieter reden konnte; denn kein Gespräch setzte auf gleiche Weise seine Leidenschaften an die Glut: bald verknüpften Achtung und Freundschaft den Kaiser und den Gesandten, denen niemand im russischen Reiche an feuriger Bewunderung vor dem Manne des Jahrhunderts nur nahe kam. Alexander blieb dieser Stimmung getreu, trotz aller Erbitterung des russischen Adels, bis er Napoleon seine Vergrößerung ohne Rücksicht auf ihn

verfolgen sah, bis er Zumuthungen von demselben erfuhr, die ihn vor seiner eigenen Nation zu erniedrigen drohten, bis ihm vollends unter der Geschäftigkeit so Vieler, die seiner Sinnesänderung auf der Lauer lagen, der Argwohn aufstieg, daß Napoleon ein bloßes Spiel mit ihm triebe. Einige Sticheleien auf seine Schwächlichkeit, die man ihm dienstfertig verrieth, mußten das Maaß füllen: denn Alexander rückte in das Alter, wo er die Jahre zu zählen anfing, die dem Menschen zur Begründung seines Nachruhms angewiesen sind. Alexander's Übergang von der Freundschaft zum unversöhnlichen Kriege geschah aber nicht auf die gemeine und rohe Art. War es abwechselnd Treue und Verstellung, oder war Alexander in der Verehrung von Napoleon's Größe dermaßen verweichlichet? Er hatte längst den Entschluß gefaßt, Napoleon's Feind zu werden, als er noch unter den Ereignissen, die ihn dahin trieben, zu leiden schien und seine frühern Gesinnungen immerfort mit einer schonenden Achtung behandelte, die seiner Verwandlung etwas Feierliches gab. Es stärkte ihn, die sichersten Anzeichen zu erhalten, daß Napoleon zu eben der Zeit, da er ihn aufgab, in seinem eigenen Lande das Aussehen eines Tyrannen gewann. „Der Zauber ist zerstört" — sprach er oft von Frankreich, mit einem Ausdrucke, den nur eigene Erfahrung hinein legen konnte. Er gab allmälig dem Sturme nach, der sich in dem erbitterten russischen Adel sammelte und ihm eine ungeheure Stärke für jedes Unternehmen gegen Frankreich versprach. Er ließ es geschehen, daß sein Caulincourt, der es verschmähte, vor den Verwünschungen der Russen die Sprache herabzustimmen, seine Abberufung verlangte. Und als beim Ausbruch des Krieges die Wuth Stand um Stand ergriff, aus den Weiten des russischen Reiches unzählige Schwärme zusammentrieb, und ihre grauenvollen Anstalten zum Untergange des verwegenen Länderstürmers traf, ging Alexander, der nicht die Keckheit fand, ungerührt und kalt die Streiche selbst zu führen, nach St. Petersburg auf die Seite, sein Schicksal

zu erwarten. Es war ihm beschieden, daß in seinem Lande die Kraft des Unbezwungenen zerbrach. Er wurde zum Bundesgenossen des deutschen Volkes in siegreichen Befreiungskriegen. Er sah sich zum Führer eines europäischen Kreuzzugs gegen Napoleon bestimmt, wenn der Krieg durch Fortsetzung in dessen eigenen Staaten diesen Charakter gewinnen sollte. Nun stand er an Frankreichs Grenze, einen Ruhm vor Augen, wie ihn das Leben nur einmal anbietet, und mit dem Bedürfniß im Herzen, durch Befreiung der Franzosen zugleich und Befriedigung eines Restes von Großmuth gegen ihren Kaiser sein Benehmen vor sich selbst und vor der Nachwelt zu rechtfertigen.

Alexander mochte sich irgendwie gegen Frankreich feindselig bezeigen, so trat ihm gleich der König von Preußen laut und ungeduldig bei. Friedrich Wilhelm würde nicht ohne Alexander gehandelt haben, dem er sich für die Rettung seines Reiches verpflichtet fühlte; aber mit Lust und Kraft stimmte er nur zu je dem Schärfsten gegen Frankreich: er hatte eine Nation, die zu jeder Rache bereit stand, und er selbst hatte das Andenken seiner hochherzigen Gemahlin zu sühnen, die das Ende von Preußens Erniedrigung nicht mehr erlebt hatte.

Wie damals die Sachen standen, hing es in Frankfurt von der Gewißheit ab, die über Bonaparte's Friedensgesinnung erhältlich war, ob Englands System oder die Wünsche Östreichs unter den Verbündeten den Ausschlag geben sollten. Östreich selbst hatte es durch seine Vorschläge auf Bonaparte's Antwort ankommen lassen. Nun wich aber diese aus; ja sie schien durch die gleichzeitige Truppenaushebung einen so bedenklichen Sinn zu erhalten, daß sich nichts gegen den Rath einwenden ließ, den französischen Kaiser durch engere Bedrängniß wenigstens noch mehr auf die Probe zu stellen.

Die letzten Bedenken, die letzten Einwürfe mögen durch den allgemeinen Eifer für das bisher so glückliche Bündniß erstickt worden sein. Viele Coalitionen waren dieser letzten

vorangegangen: sie hatten fehlgeschlagen, weil die Völker nicht daran Theil nahmen, und die Cabinete sich verschiedenen Vortheil ersahen, oder bei den ersten Unfällen auf sich allein bedacht, die erlittene Einbuße mit der Gefahr einer größern abwogen; es hatte langen allgemeinen Unglückes bedurft, das die Gesinnungen der Cabinete läuterte und die Völker hereinzog, bis eine Coalition entstand, welcher die Großthaten der letzten Monate gelangen. Welche Macht hätte jetzt zu einem Rückfall in das Spiel besonsonderer Interessen den Anfang machen mögen? Eifrige Schriftsteller warnten zum Überfluß. Dieser Bund des Edelmuths soll wirken, so lange etwas zu wirken ist: riefen sie in ihren Lobpreisungen. Diese Eintracht der Cabinete, diese Begeisterung der Völker, dieser ganze Zug des Glücks würde niemals wiederkehren. Ströme von Elend brachten das Wunder, aber vergeblich würde man sich doppeltem Elend unterziehen: nur was unvermuthet kommt, kann groß werden: der Zauber, einmal verloschen, erneuert sich nimmer. Wie hätten auf die Monarchen solche Anforderungen an ihr Bündniß keinen Eindruck machen sollen, die nur auf die höchsten Vorstellungen von dem Werth und dem Verdienste derselben sich gründen konnten? In ihrer eigenen Umgebung rief ihnen Alles dieses Bündniß ins Gedächtniß, was damals Ansehen genoß, oder was an dem Geiste jener Tage vor ihren Augen gedieh. Der Fürst von Schwarzenberg hatte den Ruhm, mit sicherm Takt die vielen Heerführer verschiedener Nationen im besten Einvernehmen zu erhalten. Dem Freiherrn von Stein, dem in seinem Amte, die kleinen deutschen Staaten zu ihren Leistunden anzuhalten, alles Ungemach des Bündnisses auf den Armen lag, wußte man Dank, daß er in seiner deutschen Brust manches verdrießliche Geschäft vergrub, das die Monarchen unter einander erzürnt haben würde, wenn es in ihrem Kreise hätte behandelt werden müssen. Die Monarchen selbst genossen ihren persönlichen Umgang mit einer Innigkeit, deren Empfindungen ihnen während der Jahre,

wo sich jeder in seinen Gedanken nur mit dem siegreichen Emporkömmling maß, fremd geworden waren. Sie verstanden es wieder, wenn man sie die Väter Einer Familie nannte. Es war die Wiederkehr eines Gefühls, das die Zukunft zu begründen verlangte: doch eine Zukunft, die noch hinter großen ungeschehenen Ereignissen lag.

Die Monarchen standen also bereit, in Frankreich einzudringen. Ehe sie sich aber in Bewegung setzten, wollten sie vor Freund und Feind und vor der Nachwelt, deren Urtheil sie nicht gerne auf den noch unbekannten Erfolg ankommen ließen, ihre Gesinnungen darlegen. Sie hatten sich über eine Erklärung verständigt, welche durch eine edelmüthige Sprache und durch die Unbestimmtheit, worin sie noch ihre Absichten ließ, sie alle befriedigte und Östreich den Schritt erleichterte. Dabei hatten sie eine Wirkung auf das französische Volk im Auge. Als sie vor einigen Wochen an den Rhein gelangt waren, hatten sie angestanden, den Kampf, den sie bisher nur mit Napoleon's Heeren geführt, auch mit der französischen Nation aufzunehmen: zwar waren sie durch Nachrichten, die sie aus dem Lande, vielleicht sogar von Paris erhalten, über diese Schwierigkeit einigermaßen beruhigt worden; sie hofften nun aber vollends dieselben zu beseitigen, indem sie erklärten, ihre Fehde ändere nicht den Charakter, sie gelte jetzt wie früher nur dem französischen Kaiser. Die verschiedenen Interessen unter den Alliirten versprachen sich gleichen Vortheil von dieser Entzweiung von Kaiser und Volk: wer sie nicht für den Ruf nach einer Revolution nahm, die den Kaiser im Rücken überraschen sollte, mag Grund gehabt haben zu hoffen, die freundlich angeredete Nation würde ihren vereinzelten Kaiser noch zeitig genug zum Frieden anhalten. Am 1. December wurde die Erklärung von Frankfurt aus in russischer und französischer Sprache verbreitet. Sie lautete:

„Die französische Regierung hat kürzlich eine neue Aushebung von 300,000 Conscribirten beschlossen. Die Beweggründe des Senatusconsults sind eine

Aufforderung an die verbündeten Mächte, noch einmal, im Angesicht der Welt, die Absichten, welche sie im gegenwärtigen Kriege leiten, die Grundsätze, auf denen ihr Benehmen beruht, ihre Wünsche und ihre Entschließungen bekannt zu machen. Nicht gegen Frankreich, sondern gegen jene laut verkündete Übermacht, welche der Kaiser Napoleon zum Unglück von Europa und von Frankreich nur allzulange außerhalb der Grenzen seines Reichs ausgeübt hat, führen die verbündeten Mächte Krieg. Der Sieg hat die verbündeten Heere an den Rhein geführt. Der erste Gebrauch, den Ihre kaiserliche und königliche Majestäten von dem Siege machten, war, Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen den Frieden anzubieten. Die neue und verstärkte Kraft, welche sie durch den Beitritt aller Souveraine und Fürsten Deutschlands erhalten haben, hat keinen Einfluß auf die Bedingungen des Friedens gehabt. Diese sind ebenso gut auf die Unabhängigkeit des französischen Reichs, als auf die Unabhängigkeit der übrigen Staaten von Europa gegründet. Die Absichten der verbündeten Mächte sind gerecht in ihrem Ziele, großherzig und edelmüthig in ihrer Anwendung, beruhigend für Alle, ehrenvoll für Jeden. Die verbündeten Monarchen wünschen, daß Frankreich groß, stark und glücklich sei, weil die französische Macht, groß und stark, eine der Hauptgrundlagen des europäischen Staatsgebäudes ist. Sie wünschen, daß Frankreich glücklich sei, daß der französische Handel wieder auflebe, daß Künste und Wissenschaften, diese Wohlthaten des Friedens, wieder aufblühen, weil ein großes Volk dann nur ruhig sein kann, wenn es glücklich ist. Die verbündeten Mächte bestätigen dem französischen Reiche eine Ausdehnung des Gebiets, wie sie Frankreich nie unter seinen Königen hatte, weil eine tapfere Nation deshalb nicht herabsinkt, da sie nun auch Unfälle in

einem hartnäckigen und blutigen Kampfe erfuhr, in welchem sie mit gewohnter Kühnheit gefochten hat. Aber auch die verbündeten Mächte wollen frei, glücklich, ruhig sein. Sie wollen einen Zustand des Friedens, der durch eine weise Vertheilung der Macht, durch ein billiges Gleichgewicht ihre Völker künftighin vor den zahllosen Leiden bewahre, welche seit zwanzig Jahren auf Europa lasteten. Die verbündeten Mächte werden die Waffen nicht niederlegen, bevor der politische Zustand von Europa nicht von neuem befestigt sein wird, bevor nicht unwandelbare Grundsätze den Sieg über eitle Anmaßungen davon getragen, bevor nicht endlich heilige Tractaten Europa den wahren Frieden versichert haben werden."

Das englische Ministerium stand damals im Begriffe, Lord Castlereagh ins Hauptquartier der Verbündeten abzusenden, um, da nun der Übergang zu neuen Entschlüssen begann, einen Stimmführer an der Seite der Monarchen zu haben, der in seine Absichten völlig eingeweiht wäre. Es war unzufrieden über Lord Aberdeen's Theilnahme an der Unterredung mit St. Aignan, und großes Aufsehen hatte in England die Antwort Bonaparte's gemacht, der Englands Herrschaft zur See in den Sturz seiner Tyrannei über das Festland zu verwickeln sich vermaß. Doch, wie sehr auch über den bloßen Gedanken der Monarchen, mit Bonaparte Frieden zu schließen, die Partei des Ministeriums schrie, war dieses gesonnen, nicht allein unter den Verbündeten im Kriege zu verharren, wenn alle Übrigen sich hinausziehen sollten: denn sie würden diesmal, ungleich den frühern Fällen, als Sieger und befriedigt scheiden. Ruhig legte das Ministerium die Sorge, das Mögliche zu thun zur Verhütung dieser Wendung, in Lord Castlereagh's Hände, des hartnäckigen Irländers, den es sogar im Parlamente, trotz seiner unbeholfenen Rede, sich zum Streiter hielt.

Noch zögerte Lord Castlereagh mit seiner Abreise: es mußte zuerst das Parlament über die entscheidungsvolle Zeit vertagt werden; im Hauptquartier aber blieben, bis er ankam, nur die Unterhandlungen aufgeschoben, der Feldzug rückte vor, und immer sprechender mußte die Lage werden.

In Frankfurt langte nun zwar ein Schreiben des Herzogs von Vicenza an, worin Napoleon die von den Alliirten vorgezeichnete Friedensbasis völlig anerkannte. Metternich selbst hatte dasselbe durch eine Antwort hervorgerufen, die er dem Herzog von Bassano auf Napoleon's erstes Schreiben geschickt. Allein jetzt konnte er nichts mehr erwiedern, als daß die Monarchen die Eröffnung zur Kenntniß ihrer Bundesgenossen gebracht hätten.

Ein Ereigniß war im Hauptquartier zu Frankfurt und *unter den* Truppen bekannt geworden, das auf Beide wie ein Marschbefehl wirkte. Holland hatte sich von der französischen Herrschaft befreit. Da man die Stimmung der holländischen Kaufleute und die Schwäche der französischen Vertheidigungskräfte kannte, hatte man dahin den preußischen General Bülow mit einem Theil der Nordarmee marschiren lassen, deren Oberbefehlshaber Bernadotte, der Kronprinz von Schweden, sich nach Holstein gewendet. *Bülow's bloße* Annäherung genügte: in den wichtigsten *Städten* griff das Volk zu den Waffen, um die Franzosen selbst zu verjagen, ehe sie das Land dem Kriege preisgegeben haben würden, und rief nach raschem Erfolg den Prinzen von Oranien aus England zurück.

Es würde nun Mühe gekostet haben, die Truppen noch länger diesseits des Rheins zurückzuhalten. Sie begriffen längst nicht mehr, wozu die Zögerungen in Frankfurt dienen sollten. Einzelne Häufchen setzten kühn über den Fluß und streiften ins feindliche Land hinein, um ihren Fürsten zu zeigen, daß die französischen Truppen nicht im Stande seien, einen Übergang zu hindern. Der preußische Heerführer, der alte Blücher, der alle Ungeduld seiner Truppen theilte, lag verdrossen in Höchst, zwischen dem zerstreuungs-

vollen Frankfurt und dem Rheine. Man hatte ihm sein Verlangen abgeschlagen, ohne Aufenthalt vom Niederrhein, auf den sein Marsch gerichtet gewesen, in Belgien einzudringen; in der Nähe der Monarchen mußte er Mainz einschließen und seine Truppen dem Flusse entlang vertheilt halten. Vergeblich hatte er bisher dem Feldmarschall Schwarzenberg angelegen, den kaum gesammelten, von ihrem Kaiser verlassenen, durch eine Seuche noch täglich geschwächten französischen Truppen auf den Fuße nachzurücken und nicht den Vortheil des Eindruckes der Schlacht von Leipzig aufzugeben, der ein kühnes Heer bis nach Paris führen konnte. Jeden Tag, den er unthätig verbringen mußte, glaubte Blücher dem Feinde zu schenken. Wenn der französische Kaiser nur Zeit bekam, so konnte er ja seine zerstreut stehenden Heere zusammenziehen, die neue Truppenaushebung ins Werk setzen und am Ende gar einen Volksaufstand, der das Werk nur weniger Tage nicht sein konnte, zum Empfang der Alliirten bereiten.

Als nun endlich der Entschluß, in Frankreich einzurücken, gefaßt war, hatte man doch von der Zögerung eine Menge Vortheile gewonnen, auf welche Schwarzenberg, dem die Übersicht des Unternehmens und die Sorge für sichern Erfolg oblag, den größten Werth legen mußte. Die erst kürzlich dem Feinde entrissenen deutschen Staaten waren in den Kriegsbund aufgenommen worden, und ihr Zuzug zum alliirten Heere wurde wenigstens da, wo preußische oder englische Herrschaft wieder eingetreten war, mit Eifer gerüstet. Es war für die Einschließung der im Rücken der Alliirten liegen gebliebenen französischen Besatzungen gesorgt worden, und zahlreiche Reserven waren so weit vorgerückt, daß sie in den nächsten Wochen verwendbar wurden. Schwarzenberg, der Frankreichs Kraft noch hoch anschlug, hatte den Vorsatz, dem Feinde immer nur überlegene Macht entgegenzusetzen.

Er hatte sich übrigens vom Anfange an für den Rheinübergang ausgesprochen; und wie viel dabei ihm auch der

nächste Zweck gelten mochte, solche Truppenmassen nicht in die Länge diesseits des Rheines ernähren zu müssen, so handelte er doch, auch als Östreicher, wie es sich für den Oberfeldherrn so kampfbegieriger Heere ziemte. Ja, man schrieb später seinem Verhältniß zu Metternich einigen Einfluß auf die Willfährigkeit des östreichischen Cabinets zu.

Dieses letztere versprach sich von dem Kriege gegen Frankreich die Herrschaft über Italien, wo bereits ein Heer von lauter Östreichern gegen den Vicekönig Eugen im Felde stand. Um dieser Eroberung sicher zu werden, wünschte Östreich mit seinen Hauptarmeen die französische Grenze am Oberrhein zu überschreiten, über welchen ohnehin die kürzeste Verbindungslinie nach den östreichischen Staaten ginge, und den Krieg ins südliche Frankreich zu spielen, wohin von den Pyrenäen her bereits der Feldmarschall von Wellington mit einer Armee von Engländern und Portugiesen eingedrungen war. Östreich fand die Verbündeten bereitwillig, seine Vorschläge anzunehmen, obgleich man sich im preußischen Heere vorgestellt hatte, die ganze Truppenmasse würde durch Lothringen auf Paris marschiren. Nun zogen es dieselben vor, daß die Hauptarmee unter dem Fürsten von Schwarzenberg, nachdem sie den Oberrhein überschritten hätte, den Weg durch die Freigrafschaft nähme, zwischen dem Jura und den Vogesen hindurch, wo keine Festung hindern konnte, ins Herz des Landes zu gelangen. Vielleicht daß dieser Marsch, wenn er nur schleunig ausgeführt würde, die Streitkräfte Bonaparte's südlich vor der Hauptstadt festhalten und dadurch auch dem nördlichen dreifachen Festungsgürtel, der alle Straßen vom Mittel- und Niederrhein sperrte, jede ernstliche Vertheidigung entziehen würde! Alles zeigte sich mit diesem Vorschlage einverstanden; Blücher, mit seinem aus Preußen und Russen bestehenden schlesischen Heere, sollte dabei vom Mittelrheine her vordringen, während der Nordarmee des Kronprinzen von Schweden die Eroberung der Niederlande aufgegeben wurde.

Schwarzenberg, indem er die Ausführung dieses Planes zu leiten übernahm, erwies Blüchern die Ehre, nach den Bewegungen ihn fragen zu lassen, die er beschlossen hätte. Blücher wäre gerne stracks auf Paris marschirt, indeß sich Bonaparte mit der östreichischen Hauptarmee schlüge. Doch in seinem Argwohn gegen die Friedenspartei im Hauptquartier der großen Armee fand er gerathner, sich in deren Nähe zu halten, und meldete dem Oberfeldherrn, er werde Mitte Januar vor Metz ankommen.

Indessen hatte sich die Hauptarmee am Oberrheine immer mehr gegen die Schweiz hinauf gezogen, zur Beängstigung der schweizerischen Tagsatzung, die in der Freude, während eines Krieges einmal die Abhängigkeit von Frankreich nicht fühlen zu müssen, die Neutralität ihres Landes den beiden feindlichen Theilen anzeigen und die Grenzen besetzen lassen. Seit Holland von Frankreich abgefallen, hatte man in der alliirten Armee die Einnahme der Schweiz, des zweiten der Bollwerke Frankreichs, besprochen. Über die Neutralitätserklärung geriethen die deutschen Officiere in Zorn; sie schrieben dieselbe, die zunächst dem französischen Kaiser nützte, der Abhängigkeit der Schweizer zu und redeten mit Geringschätzung von diesem einzigen Gliede des deutschen Volksstammes, das noch nicht frei zu sein wagte. Sie stellten sich übrigens vor, in der Schweiz wie in Deutschland würden die kleinen Regenten in der Schule der Knechtschaft erzogen sein, und die Völker ihrer müde. Das östreichische Cabinet erhielt aus der Schweiz Nachrichten von der Partei, welche durch die Revolution um ihre Vorrechte gekommen, und nun ihre Hoffnung auf einen Durchzug der Alliirten setzte: es beschloß, seinen frühern Einfluß auf die Schweiz nebst der Eroberung Italiens als den sichersten Gewinn dieses Einmarsches in Frankreich sich zuzutheilen. Aber Alexander's Hochherzigkeit war von einigen Staatsmännern der neuen Schweiz, die seine Gunst genossen, für die Neutralität des Landes eingenommen worden; und als das östreichische Cabinet die Wichtigkeit

der Rheinbrücke zu Basel vorhielt, gab Alexander einzig zu, daß die Neutralitätslinie jenseits dieser Stadt gezogen würde. Er rühmte sich seines Beistandes gegen die Schweizer, die ihn angesprochen hatten, als an der Grenze, wo die östreichischen Truppen ungeduldig harrten, aus der Schweiz man lockte, und der Drang der Ereignisse das Loos des Landes entschieden zu haben schien, plötzlich die schweizerischen Truppen wichen und der Feldmarschall von Schwarzenberg seinen Einmarsch ankündigte. Die Gesandten der Monarchen erklärten dem Präsidenten der Tagsatzung, die Verbündeten würden die Neutralität der Schweiz anerkennen, von dem Tage an, wo sie frei und unabhängig sein werde. In den Zeitungen wurde zu Entschuldigung des Ereignisses angeführt, daß es mit einem gerechten Unternehmen in Verbindung stehe. Alexander schenkte den freisinnigen Schweizern seinen Einfluß nun zur Mäßigung des politischen Umschwunges in ihrem Lande.

Am 21. December marschirte die große Armee über die große Rheinbrücke zu Basel. Es waren die leichten Divisionen Bubna und Moritz von Lichtenstein, die östreichischen Corps Alois von Lichtenstein und Giulay, das deutsche Corps Wrede. Oberhalb Basel, bei Schaffhausen und Laufenburg, überschritten den Fluß die östreichische Reserve unter dem Erbprinzen von Homburg und das östreichische Corps Kolloredo. Hinter dem Rheine blieben noch die russisch-preußische Reserve unter dem Grafen Barclay, das deutsche Corps des Kronprinzen von Würtemberg und das russische des Grafen von Wittgenstein. Zusammen waren diese Corps an 200,000 Mann stark.

Der Oberbefehlshaber ließ unverzüglich Wrede in Frankreich einrücken, die festen Plätze Hüningen und Befort zu belagern, und richtete eine Proclamation an die Franzosen, worin er ihnen die Versicherung wiederholte, nicht gegen Frankreich zögen die Verbündeten, und darum auch die strengste Mannszucht versprach. Den Grafen von Bubna sandte er über Genf ins Rhonethal.

Die übrigen Corps begannen im Anfange des Jahres 1814 ihren Einmarsch in Frankreich, worauf Wrede rechts ins Elsaß rückte und den Kronprinzen von Würtemberg über Basel an sich zog. Ein Theil der Armee schlug die südliche Straße nach Dijon ein; der Rest marschirte auf der Straße, die nach Vesoul nach den Höhen von Langres führt, wo sie auf ein französisches Corps unter dem Marschall Mortier zu treffen glaubten.

In aller Stille, um den Feind jenseits des Flusses nicht aufmerksam zu machen, hatte Blücher seine Anstalten zum Rheinübergange getroffen. An 80,000 Mann stark, war sein schlesisches Heer vom Neckar bis zur Lahn vertheilt gewesen. Es zog sich an drei Stellen zum gleichzeitigen Übergange zusammen, die Corps York und Langeron bei Caub, auf den Flügeln das Corps Sacken bei Mannheim, das Corps St. Priest bei Koblenz. Blücher schloß sich den Truppen bei Caub an. Wie fühlten sich diese ergriffen, als er in der Neujahrsnacht sie aufbrechen hieß, mit dem Schlage zwölf mit ihnen über den Rhein zog, den deutschen Fluß, den seit zwanzig Jahren kein deutscher Soldat gesehen, nach dem jenseitigen deutschen Ufer, von welchem der französische Kronenräuber bisher die deutschen Völker überfallen hatte! Es waren unvergeßliche, selige Augenblicke für die preußischen Truppen, deren Kern die Blüthe der ganzen Nation, die Jugend der Hochschulen, Tausende von geistig-hochgebildeten Männern waren. Noch vor wenigen Monaten hatten sie mühsam sich in den ungewohnten Waffen geübt; nun kamen sie aus einer Völkerschlacht als erprobte Soldaten, jeder Einzelne unternehmend und einsichtig, auch die kleinste Abtheilung als ein ausgebildetes, behendes Glied. Keine Tugend des Kriegers, die sie sich nicht vornahmen; sie wollten enthaltsam, heitern Sinnes, sorgsam um die Soldaten, willig gegen den Officier, den Feldzug aushalten. Für alle Strapazen fanden sie die Stärke in der Leidenschaft, die sie trug, fühlten sie sich reichlich belohnt durch die Größe des Unternehmens

und durch den Stolz, klassische Thaten in dem klassischen Lande vollbringen zu können, wohin sie zogen, für welches auch mancher Officier sich Cäsar's Commentarien eingeschnallt hatte. Diesen Truppen war es, als könnte niemand ihr Feldherr sein, als der alte Blücher. War er auch nicht wissenschaftlich gebildet, so pries doch jeder Officier in ihm den Mann der Erfahrung und der That, wie die Zeit ihn forderte. Sie theilten mit ihm die Ungeduld, wofür ihn die russischen Truppen des Heeres den Marschall Vorwärts genannt hatten; sie liebten den feurigen deutschen Mann, der überall auf deutschen Namen hielt, und den Feldherrn voll Aufopferung, der, sobald die Pflicht ihn nicht länger auf Leitung und Übersicht anwies, sich gern an die Spitze einer Schwadron setzte und im heißen Reitergefechte sich zu verjüngen schien.

Ohne Unfall war der Rheinübergang bewerkstelligt worden; und von freundlicher Witterung begünstigt, rückten die Preußen, nachdem Blücher das Corps Langeron zur Belagerung von Mainz entsendet hatte, auf den überraschten Marschall Marmont los.

Dieser fand keine Zeit mehr, sich bei Kaiserslautern zusammenzuziehen. Er wich hinter die Saar zurück. Als er gegen die gemeinschaftlich angreifenden Corps York und Sacken auch diese Linie nicht mehr vertheidigen konnte, zog er sich nach Metz zurück, um sich hinter der Mosel zu halten. Darunter gingen die Conscribirten des geräumten Gebietes für den Kaiser verloren. Aber Marmont war niedergeschlagen: er war des Unglücks nicht gewohnt, und sah sich verlassen. Auch seine Truppen, seit sie nicht mehr die Besieger der Monarchen waren, und nicht mehr das Glück ihren Wetteifer unterhielt, waren gleichsam zerfallen. Sie zeigten sich ungebunden, und wurden dafür von den Einwohnern übel gelitten. Ein ansteckendes Entzündungsfieber, das sie aus den feucht-kalten Bivouaks in Sachsen mitgebracht, hatte schon Tausende hingestreckt. Je größer das Elend der Übrigen war, desto leichter wurde Verfüh-

rern, die der Feind gesendet, das Spiel. Marmont erwartete keinen Umschwung des Glückes mehr, bis er sich auf den Kaiser zurückgezogen hätte, von dessen neugebildetem Heere er immer die schönsten Nachrichten erhielt. Blücher dachte, es genüge, einem solchen Feinde nur das Corps York gegenüber stehen zu lassen: er sandte den General Sacken auf Nancy, wo er Marmont, die Flanke desselben bedrohend, zum weitern Rückzuge an die Maas nöthigen würde, und wo sich wahrscheinlich auch eines der Corps vom Oberrhein befände.

Die Corps Wrede, Kronprinz von Würtemberg und Wittgenstein waren nämlich in die Linie berufen worden. Sie trieben den Marschall Victor durch die Vogesen vor sich her und ließen beim Vorrücken die erforderliche Mannschaft vor den Festungen zurück, in welche Victor seine ungeübtern Soldaten beim Rückzuge geworfen hatte.

Die sämmtlichen alliirten Corps befanden sich jetzt auf dem Marsche. Sie bewegten sich behutsam: noch kam ihnen Frankreich wie eine Höhle vor, in die sich ein verwundeter Löwe zurückgezogen hatte. Vortheile, die ihnen zunächst lagen, hatten übrigens angefangen, die Heere zu beschäftigen. Während der östreichische Heerführer, nach dem anfänglichen Wunsche seines Cabinets, die Bewegungen südwärts ausdehnte, gaben die preußischen Officiere, bei aller Ungeduld, Paris zu erreichen, sich mit den Provinzen deutscher Zunge ab, als wären dieselben dem Mutterlande wieder gewonnen. Der Freiherr von Stein, dessen Verwaltung sich über alle besetzten Gebietstheile Frankreichs erstreckte, hatte sogar den Auftrag, die Polizei in den deutschen Provinzen Leuten aufzutragen, die an Deutschland hingen, wie er in den französischen Provinzen sich Unzufriedener bedienen sollte. Die französischen Beamten zu verjagen, welche die Regierung als Gift für die deutsche Volksthümlichkeit ausgelesen zu haben schien, galt den Patrioten des Heeres als das erste Geschäft. Doch nirgends, wo sie einrückten, fanden sie noch die Beamten. Nach einer An-

leitung der französischen Regierung hatten diese die Verwaltungen aufgehoben, die Urkunden vernichtet und ihre Ortschaften nur in der größten Verwirrung den Alliirten überlassen. Leicht waren nun die sich selbst überlassenen, durch die Noth erbitterten Bauern zu einem Aufstande zu bringen, der wirklich für die Alliirten einen so bösartigen Charakter anzunehmen schien, daß ihre Anführer durch Proclamationen das Volk über ihre Gesinnungen beruhigen zu müssen glaubten. Blücher that es in einer Anrede an die Vorsteher von Nancy, die ihn in ihrer Stadt empfingen. Er versprach ihnen sogar die Aufhebung der gehässigsten Abgaben, die der Tyrann von ihnen gefordert hatte, und bemerkte dabei: „Möchte ich für Euch namentlich, brave Lothringer, die alte gute Zeit zurückrufen können, womit die sanfte Regierung Eurer Herzöge Euch einst beglückte."

In Deutschland befliß man sich unterdessen, die Rechte deutscher Abstammung, die der Friede festzustellen hätte, zu ergründen, und verfolgte den Marsch der alliirten Armeen nach Anleitung militairischer Schriftsteller, bis nach den Höhen von Langres, wo sie über die Wirkung der französischen Festungen hinaus wären und nur hinunter zu steigen brauchten, und von dem innern Frankreich Besitz zu nehmen. Dann widerlegte man das Vorurtheil, daß die natürlichen Grenzen der Länder in Flüssen beständen, die ja, anstatt Völker zu trennen, sie verbänden, und suchte auf den Karten die Gebirgszüge, welche das naturgemäße Frankreich einschlössen. Welch' ein herrliches, glückliches Land, rief ein Schriftsteller, von allem Widerstrebenden befreit, und sich selbst wiedergegeben! Drei schöne Stromgebiete, das der Seine, der Loire, der Garonne, die so harmonisch nach einer Richtuug ausmünden. Ein Himmel, ein Klima, eine Fruchtbarkeit, ein Meer, mit den trefflichsten Häfen in einer Linie. Und welche Begrenzung! Auf der linken Seite — ein Volk macht immer Front nach dem Meere zu — die schirmenden Pyrenäen. Im Rücken rund herum trennende Wasserscheiden, und wo die Ardennen schließen,

eine neu anzulegende Festungskette bis zum Meere. Muß nicht jeder Unbefangene gestehen, daß der Franzos nun erst die Obdachung gefunden hat, die er bewohnen soll? Zeigt nicht ein Blick auf die Karte, das dies allein Frankreichs wahre und ewige Naturgrenzen sind? Wahrlich, harmonischer und lebenskräftiger im Innern, arrondirter und kriegsfester nach außen, müßte kein Land zu finden sein weit und breit, als dies so concentrirte Frankreich!

Drittes Kapitel.

Die Bourbonen.

In England, wo man sich seit zwanzig Jahren auf die Bezwingung des revolutionairen Frankreichs vorbereitet hatte, erwartete man von dem Namen der Bourbonen einen entscheidenden Beistand für die verbündeten Heere; und das englische Cabinet hatte längst dieses Verdienst eines innern Aufstandes in Frankreich sich zugesichert. Die Familie der Bourbonen lebte in England, auf dem Schlosse von Hartwell; und je die verwegensten Royalisten hielten sich in der Nähe brittischer Staatsmänner.

Es gab eine Anzahl unternehmender Royalisten, die seit ihrer Auswanderung nur der Rückkehr ihres Königshauses gelebt hatten. Wenn die Coalitionen der europäischen Mächte fehlschlugen, blieben diese Royalisten die Bindeglieder der einander entfremdeten Cabinete für jeden neuen Versuch. Sie waren die Minister und die Schriftsteller der Kreuzfahrten gegen die Revolution. Alles Unglück, das über Europa kam, erklärten sie aus den Versuchungen der Revolution, denen selbst Fürsten unterlegen waren. Sie pflegten den reinen Royalismus und versprachen sich, daß er einst die große Staatenfamilie verjüngen und mit einem glücklichen Zeitalter segnen würde. Lange Jahre hatten sie an den Fürsten die Verblendungen

der Selbstsucht bedauert. Endlich waren es die Völker, an denen sich die Kraft der Revolution brach, in denen zuerst das Verständniß des Royalismus wieder aufzugehen schien. Steigender Enthusiasmus für die Völker ergriff die anfangs erstaunten Royalisten mit jeder neuen Freudenbotschaft. Der adelige Hochmuth der Vereinzelung entschwand ihnen. Schwelgend im Einklange mit den Völkern Europas, waren sie nur ungeduldig, als Anführer des französischen Volkes an den allgemeinen Bund sich anzuschließen.

In diesem Eifer schrieb der geistvolle Marquis von Maisonfort von London aus ein Büchlein, das die verbündeten Monarchen in dem Werke, das sie einmal begonnen hatten, immer weiter führen sollte. Er umzog sie zuerst mit dem Zauberkreise der erwachten Völkerkraft. Nur Volkstheile seien von Bonaparte besiegt worden, niemals die Völker. Diese brachten in den Kampf nur Furcht und Neugierde; man hatte Achtung vor dem Feinde, Mißtrauen in sich selbst und Glauben nur an das Glück. Bonaparte siegte, so lange er es mit Völkern zu thun hatte, die ihren Widerstand von der Wahrscheinlichkeit des Erfolges abhängig machten; er unterlag, sobald er auf ein Stammvolk traf, das der Natur noch näher stand, wo der Mensch mehr seinen Gefühlen als seinen Berechnungen angehört.

Dann stellte der kluge Diplomat den Monarchen die Franzosen als ihre Verbündeten vor. Am 18. Brumaire seien sie von Bonaparte unterjocht worden, wie Italien bei Marengo, wie Preußen bei Jena. Dann entzückte er sie mit dem Geiste des Königthums und schilderte ihnen die Verschiedenheit eines legitimen Fürsten und Bonaparte's. Dieser muß immer steigen, nur um sich zu halten; denn ein Ruhestand der Gewalt ist nur der Legitimität vergönnt. Siege machen Bonaparte's einziges Recht aus, und ein solches Recht, das so schnell sich abnutzt, muß oft erneuert werden. Bonaparte kann nicht über Frankreich herrschen, wenn nicht sein System Europa beherrscht. Einen Frieden, der Frankreich auf seine alten Grenzen

zurücksetzt, darf er niemals annehmen. Er hat die Macht nicht, ihn zu vertragen: er müßte nicht alle Fürsten der Welt beleidigt haben! er müßte in dem neuen Gleichgewichte der Staaten Bündnisse schließen können! Um auf dem Throne keinen Stolz und am Befehlen keine Lust zu haben, muß man zum Herrscher geboren sein. Die Erblichkeit mag ihre Nachtheile haben: aber sie gehören der Natur an, sie gehorchen ihren Grundsätzen.

Eine andere Wahl aber bleibt keine, setzte Maisonfort hinzu. Nur ein untadelhafter Ruhm oder eine unbestreitbare Geburt dürfen um die Ehre sich bewerben, die Franzosen zu beherrschen. Der Ruhm ist verblichen, es bleiben die Rechte. Bonaparte stürze, und Ludwig XVIII. hat keinen Nebenbuhler mehr.

Da Maisonfort überzeugt war, daß nur Mangel an Einsicht, nur verderbliche Nachlässigkeit die Monarchen von der Vollendung ihres Werkes abhalten könnte, schilderte er ihnen Europa als eine große christliche Republik, in welcher der Handel, die Sitten so viele Berührungspunkte stiften, die Krankheiten so ansteckend sind, daß kein Theil den übrigen gleichgültig sein kann und eine oberste Aufsicht über die allgemeine Sicherheit wachen muß.

Dazu sagte er den Monarchen noch Manches, was im Exil der Bourbonen, wo man es den Höfen nur an Hoffnungen und Plänen zuvorthun konnte, ausgesonnen worden war. Alles mußte den Monarchen, je mehr sie siegten, immer wahrer vorkommen und sie für den Geist des Ganzen gewinnen.

Die Monarchen vollends durch die Macht der Ereignisse hinzureißen, folgte der Graf von Artois mit seinen beiden Söhnen dem englischen Minister Castlereagh, als sich dieser in derselben Absicht nach Frankreich begab. Der Graf selbst eilte nach der Schweiz in die Nähe des verbündeten Heeres. Der Herzog von Berry sollte sich an den Küsten der Bretagne zeigen. Der Herzog von Angouleme

sandte das in Hartwell zurückbleibende Familienhaupt nach Bordeaux: Ludwig hatte nämlich Hoffnung, daß hier sein Name zuerst ausgerufen würde, und auf den Gemahl der Tochter Ludwig's XVI., der all seine Zärtlichkeit und sein Vatersinn gewidmet war, durfte er zählen, wie auf seinen eigenen Sohn. Neben Bordeaux ersah Ludwig sich die Hauptstadt: er ermahnte seine Agenten in Paris, an schicklichen Orten und im günstigen Augenblicke seinen Namen in Erinnerung zu bringen und die Revolutionsmänner, die sich ein Verdienst um seine Rückkehr zu erwerben geneigt wären, über jede vergangene Schuld zu beruhigen. Wie peinlich es ihm auch war, durch seine körperlichen Leiden gefesselt, seinen Thron sich nicht selbst erobern zu können, so glaubte er doch bei diesen Anstalten die Furcht, daß er übergangen würde, aus dem Sinne schlagen zu dürfen, und überließ sich völlig seinen königlichen Gefühlen und dem Vorsatze, den die Hoffnung täglich in ihm erneuerte, großmüthig wie Henri IV. in seinem Lande zu erscheinen.

Die königliche Familie war, vom Anfange der Emigration an, in der Art, ihre Rückkehr einzuleiten, gespalten.

Als der ältere der Prinzen, der Graf von Lille, der mit seinem königlichen Bruder Ludwig XVI. aus Paris entflohen, glücklicher als dieser, unter den Emigrirten eintraf, sah er sich von der Edelschaar derselben mit Geringschätzung aufgenommen, als ein verspäteter Ankömmling, der mit der Revolution sich zu vertragen gesucht hatte. Er mußte seinen Anhang unter der Bürgerklasse der Emigration suchen; doch indem er dies that, gab er sich das Ansehen eines zum Throne berufenen Fürsten, der allen Klassen seiner Unterthanen die gleiche Theilnahme beweisen soll.

Die adeligen Emigrirten hielten sich nicht allein von den bürgerlichen geschieden. Da sich unter ihnen selbst ein Ausschuß aus jeder der nacheinander gestürzten Parteien der Revolutionszeit befand, so konnte der erste, reine Flug

die adelige Luft, sich auszuscheiden, nach Herzenslust befriedigen: die leiseste Sympathie mit einem Manne der Revolution, die bloße Ansicht, daß nach der Rückkehr dem Geschehenen Rechnung werde getragen werden müssen, und was Alles zu den sündlichen Gedanken gehörte, verwirkte in der Meinung der Unbefleckten das Recht, gleichen Rang mit ihnen zu haben. Man schätzte es als einen Gewinn für die Zeit der wiedererlangten Herrschaft, in der Emigration zu der möglichst kleinen Zahl zu gehören. Da die Adeligen aus den Provinzen den Fall ihres Landes der Zurücksetzung zuschrieben, die sie seit Richelieu's Zeiten zu Gunsten einer Ministerdespotie erfahren hatten, so wollten sie nach ihrer Rückkehr, zur bessern Herstellung des Staates, dies Unrecht wieder vergüten. Jetzt glaubten sie Frankreich in den Händen einer kleinen Zahl Bösewichter, deren Vertilgung genügen würde, die Herrschaft, wie sie derselben zu ihren Plänen bedurften, an sie zu bringen: wer daran zweifelte, den verdächtigten sie als Jakobiner. Es war eine eitle, übermüthige, aber den Personen, in denen sie einmal ihr Königshaus verehrte, bis in den Tod ergebene Menschenklasse. Mit dieser Leidenschaft hingen sie dem ritterlichen Grafen von Artois an, dessen Charakter, von dem Schöngeiste und der Verstellungskunst seines älteren Bruders so verschieden, zur Freundschaft wie geschaffen war, und der gerne die bloße Anhänglichkeit schätzte, wenn auch keine ausgezeichneten Eigenschaften ihr Werth gaben. Dem Grafen von Lille, an welchen sich hingegen die einsichtigeren Emigrirten, die es nicht so fast mit dem Adel, als mit dem Lande und dem Throne gut meinten, wendeten, und der aus der Herstellung der Monarchie ein politisches Studium machte, war es auf eine Rückkehr bange, zu der sein Bruder an der Spitze des Adels die Bahn brechen würde. Allein was Artois freute, war die Ehre, für den ersten Ritter des französischen Adels zu gelten: mit brüderlichem Eifer beruhigte er immer wieder den Argwöhnischen, der dem Throne näher stand.

Bald aber befand sich der Graf von Lille im Vortheile vor seinem Bruder: denn als alle Pläne einer kriegerischen Rückkehr vereitelt waren, fingen die Hoffnungen der Emigranten an, sich auf die innere Stimmung in Frankreich und auf den Verfall der republikanischen Gewalten zu stützen. Je mißlicher die Lage der französischen Republik war, desto zahlreicher wurden diejenigen unter den Theilnehmern an der Revolution, die ein zeitiges Einverständniß mit dem Haupte der Bourbonen suchten, und desto angesehenere, patriotische Männer waren es. Der Graf von Lille hatte schon früher den Politikern willig Gehör geschenkt, welche ihm Zugeständnisse an die Revolution anriethen. Wenn er auch im Herzen die Rechte seines Hauses und die alte französische Monarchie heilig achtete und sie besonders gegen selbstsüchtige Adelige mit Bitterkeit vertheidigte, so wußte er sich doch zu sehr auf der Höhe des Zeitalters, frei von Vorurtheilen, um die Unterhandlungen mit Revolutionsmännern zu verschmähen. Er that es mit königlichen Gefühlen. Sein Ahnherr, Henri IV., schwebte ihm immer vor, wenn er an seine Rückkehr dachte. In den Unterhandlungen suchte er sich an die ersten Zugeständnisse zu halten, die Ludwig XVI. den Generalstaaten gemacht hatte: denn er wußte zwischen der französischen Monarchie, wie sie dem Ausbruche der Revolution voranging, und der alten, echten, die er im Herzen trug, allzugut zu unterscheiden, um auf die erstere in allen Stücken zu bestehen. Er verließ sich jedoch nicht allein auf einzelne abtrünnige Republikaner. Seine Hoffnung war, daß die Nation beim Erwachen aus dem Revolutionstraume wieder an die Bourbonen dächte. Jenem Wunsche nach einer gesitteten bürgerlichen Ordnung, nach einer angesehenen Regierung, der in Frankreich die gesetzten Männer zu erfüllen begann, sollte sich das Andenken an den Fürsten beigesellen, der, ferne von Thron und Heimath, seines Volkes in allem Unglück eingedenk blieb. Um mit Erfolg seinen Namen in Erinnerung zu bringen, leitete er seine Agenten an, auf

jede günstige Strömung in der öffentlichen Meinung zu achten, wie er selbst sich einst in Paris an der Seite seiner Brüder dieses Studiums beflissen hatte. Wie damals, wünschte er in Frankreich populär zu werden.

Zu seinen Agenten, die sich mit den verständigeren Revolutionsmännern in Verbindung setzen sollten, wählte der Graf von Lille am liebsten milde, verschwiegene Leute, ungefähr von der Freisinnigkeit, die er selbst an den Tag zu legen vermochte, wenn er den Prinzen verleugnete. Mehrere waren Mitglieder der ersten Nationalversammlung gewesen, wie der Abbé von Montesquiou, der es verstand, ruhig wieder in Paris zu leben, und Dandré, der, außer Paris, mit dem südlichen Frankreich Verbindungen unterhielt.

Auch der Graf von Artois hatte seine Agenten in Frankreich. Andere seiner Anhänger dienten den Engländern, die französischen Küsten aufzuregen, auf welche dieselben ihre Anschläge berechnet hatten. So lagen die gewaltsameren Pläne gegen die Republik meist in den Händen von Artois' Anhange. Nur wenn es schien, ein Unternehmen dieser kühneren Royalisten gelinge, näherten sich die behutsameren Vertrauten des Grafen von Lille, um den Erfolg ihrem Gebieter zuzusichern. Der Graf ließ sich durch die Hoffnungen leiten, die ihm bald friedlich von Paris, bald kriegerisch aus dem Süden zukamen. Er wechselte darnach auch seine Minister.

Der Anhang jedes der beiden Brüder empfand auf eigene Weise die Wendungen der Revolution. Für sie war es die größte, daß die Emigrirten heimkehrten, und der Adel anfing sich in das neue Frankreich zu schicken. Eine kleinere Zahl adeliger Familien war immer im Lande geblieben und hatte geduldig die Revolution über sich ergehen lassen. Zur Schreckenszeit hatten sie, um sich unter der Menge zu verlieren, ängstlich die republikanischen Sitten nachgeahmt. Zur Zeit des Direktoriums, als der Gang

der Ereignisse den Anschein gewann, zum Royalismus zurückzuführen, hatten sie eine größere Rolle gespielt. In den Wechselfällen jener Zeit waren auch schon einzelne Emigrirte zurückgekehrt. Zwar als der General Bonaparte die Leitung der Republik übernommen hatte, war der Wunsch nach Monarchie ohne die Bourbonen in Erfüllung gegangen; und die große Zahl Derer, die nur dieser Wunsch den Bourbonen zugeführt hatte, erwies ihnen den letzten Dienst, sie vor unbesonnenen Rathgebern zu warnen. Dem neuen Consul aber war diese Partei zur immer reineren Monarchie behülflich, bis endlich die Royalisten einen Theil seines eigenen Systems ausmachten. Als sich nun nach der Auflösung der bewaffneten Emigrirtencorps der ärmere Landadel, dessen kleine Besitzungen am schnellsten weggekauft worden waren, selbst auf Lebensgefahr ins Vaterland zurückwarf, ließ ihn Bonaparte kleinere Ämter übernehmen. Auch die übrigen Emigrirten verloren Beschäftigung und Zufluchtsort, je größere Unterthänigkeit die Länder dem Beherrscher Frankreichs erwiesen. Dieser fühlte sich verletzt, wenn Franzosen hülflos umher irrten: er verschloß keinem Emigrirten mehr das Land. Verstoßen von den treulosen Höfen, traten viele der Edelsten mit neuem Stolze auf Frankreich, das Europa besiegt hatte, die Heimkehr an. Die jüngeren Männer nahmen Dienste in der großen Armee: die älteren, die nichts als Höflinge gewesen waren, ließ auch der neue Herrscher an seinen Hof kommen. Napoleon hoffte endlich alle Franzosen, nur die Bourbonen ausgenommen, wieder im Vaterlande versammelt zu sehen. Einst hatte, damit der Nation ihre Wiedergeburt erleichtert würde, der unverträglichste Theil sich von ihr sondern müssen; nun aber, bis sich derselbe wieder vertrüge, blieb unvollendet das Werk.

Ein Theil der Anhänger des Grafen von Lille war zu Artois übergegangen, als jede Hoffnung, daß sich die Hauptstadt aus eigenem Triebe für die Bourbonen erheben würde, verschwunden war. Sie bauten nun auf die Ven-

de, in Paris auf Verschwörungen: diese mißglückten, und die Vendée wurde besiegt und beruhigt.

Dem Grafen von Lille standen seine Agenten nicht länger an, eines ruhigeren Berufs bedürftig, die eingetretenen Veränderungen zu Gemüthe zu führen; sie schlugen ihm das System vor, den verwegenen Herrscher, der ihm zuvorgekommen war, für einmal den Thron wieder aufrichten und zu gleicher Zeit die Royalisten, wie es ja Bonarte's eigener Wille zu sein schien, die Stellen der Verwaltung allmälig einnehmen zu lassen. Die Royalisten dauerte der König, den sie seinem Schicksale überlassen sollten, obgleich sie seine Familie und seinen treuen Avaray bei ihm wußten, den er ja immer, auch den eifrigsten Anhängern, vorgezogen hatte: sie wünschten aber jeden Tag mehr ein System benutzen zu dürfen, das sie nicht länger zur Befeindung der Regierung verpflichtete. Ludwig gab seine Einwilligung. Er hatte gealtert und sah vielleicht nicht ungerne den Gedanken an eine gewaltsame Erstürmung des Thrones aufgegeben, wobei er nothgedrungen zurückbleiben müßte. Die Wirksamkeit des neuen Systemes, womit zu seiner Beruhigung noch eine vollständigere Einrichtung der Agentschaften verbunden worden war, schlug er hoch an. Es war zwar auf Jahre hinaus angelegt; seine eigene tägliche Einwirkung, die ihn bisher mit Hoffnungen unterhalten hatte, hörte dabei auf: aber dafür stärkte ihn ein ruhiger Glaube an sein Recht, der nur fester wurde und freudiger, seit er sein einziges Gut war. Den Emigrirten, die aus Treue noch im Auslande harrten, ohne gerade zu seinem Hause zu gehören, gönnte nun sein königliches Herz gerne die Rückkehr ins Vaterland, wo sie nach dem neuen System ohne eigene Gefahr ihm dienen konnten.

Das neue System gewährte selbst den treuesten Royalisten, besonders denen in Paris, ein ruhiges Leben. Zu ihrer Vorsicht, sich äußerlich gleich Anhängern des Kaiserreichs zu benehmen, gesellte sich die Überzeugung von dessen

Bestande; und ihr Royalismus wurde bald zum bloßen Andenken an den König und seine unglückliche Familie. Nur im Umgange hielten sie zusammen. Die Gesellschaft der Vorstadt St. Germain vermied es, wie sehr der neue Hof auch glänzen mochte, sich mit ihm zu vermengen, und gefiel sich um so mehr in dieser Vereinzelung, als sich Bonaparte darüber ärgerte. Sie züchtigte die vorschnellen Erben ihrer alten Geschlechter, die sich mit Leib und Seele dem Usurpator ergeben hatten und den Takt nicht besaßen, im gesellschaftlichen Kreise ihren Eifer zu unterdrücken; und mit neckendem Witze hielt sie an der Regierung sich für die Unterwürfigkeit schadlos, in welcher sie jedes Jahr sich selber vorgerückt sah. Widerfuhr der Regierung etwa ein Unfall, so brach die alte Gesellschaft in eine Schadenfreude aus, wie es die eifrige Bewunderung war, die sie dem heldenmüthigen Widerstande der Spanier zollte. Hatte der Kaiser aber neue Reiche überwunden, so gab die Ankunft europäischen Adels, den die Niederlage nach Paris führte, der Vorstadt St. Germain willkommenen Anlaß, der Regierung ihre gesellschaftlichen Vorzüge entgegen zu halten. Doch des Kaisers Vermählung mit einer Erzherzogin von Östreich schien auch dieser arglosen Fehde, die nun unschicklich geworden wäre, ein Ende gemacht zu haben, als der verletzende Herrscherton, den Bonaparte zu eben der Zeit annahm, wieder Alles verdarb. Seit der Kaiser an seiner Umgebung nur sprachlose Folgsamkeit duldete und dabei doch mit dem Kriege ein immer gewagteres Spiel trieb, hatten Leute von eigener Klugheit, wie Talleyrand, sich von den Geschäften in die Gesellschaft zurückgezogen. Schon aus Gefälligkeit gegen dieselben wurde hier die Sprache über den Kaiser härter. Aber der Gegenstand einer giftigen Feindschaft wurden die Creaturen Bonaparte's, unter denen vor allen der Besitzer von Talleyrand's Portefeuille, der Herzog von Bassano, so allmächtig geworden war, daß man sich nicht mehr anders, als durch ihn, dem Kaiser empfehlen konnte. Am schlimmsten ging es den ho-

hen Beamten immer während der Abwesenheit des Kaisers; und nichts glich der Entrüstung, welche die vornehme Gesellschaft über Savary, den Polizeiminister, ausgoß, wenn er in seiner Rohheit sich für den Spott mit Haussuchungen rächte. Ein muthwilliger Triumph wurde dieser Gesellschaft während des russischen Feldzuges zu Theil. Der Kaiser vertiefte sich in Rußland: man glaubte die Arglist der Russen zu errathen, die ihren Feind immer weiter herein in ihr Land lockten, und man erinnerte bedeutungsvoll an Fabius Cunctator. Endlich schien das Unglück über den Kaiser eingebrochen zu sein, und man verlor ihn aus dem Gesichte: mancher Tag war ohne Nachricht verstrichen. Die Hülflosigkeit der nun sogar von dem fernen Bilde des Kaisers verlassenen Beamten würde der vornehmen Gesellschaft zum Ergötzen gedient haben, wenn sie nicht selbst die allgemeine bange Erwartung getheilt hätte. Eines Tages liefen, statt einer Nachricht vom Kaiser, seltsame Gerüchte von einem Ereignisse in Paris, und bald erzählte man sich die abenteuerlichste Verschwörung, die am frühen Morgen ausgebrochen war und, wie schnell sie auch mißlang, den Creaturen des Kaisers einen grausamen Streich gespielt hatte. Aus einem Gefängniß in Paris war ein ehemaliger republikanischer General, Namens Mallet, vor Tagesanbruch entsprungen, um den Umsturz der kaiserlichen Herrschaft allein, mit der bloßen Kraft kecker Befehle an die Beamten, zu versuchen, auf deren Folgsamkeit er voll Verachtung zählte. Er meldete sich an einer Caserne im Namen des Platzcommandanten, General Mallet, brachte den Soldaten die erste Nachricht von dem Tode des Kaisers und hieß sie nach einem Befehl des Senates, den er vorlas, ihm folgen. An ihrer Spitze ließ er sich aus einem anderen Gefängnisse zwei alte Bekannte ausliefern, unterrichtete sie eilig von dem Schicksal Boneparte's, zeigte dem einen seine Ernennung zum Polizeiminister an und schickte ihn mit einem Theile der Truppen, von seinem Amte Besitz zu nehmen. Savary, Herzog von Rovigo, wurde von der Todesnachricht betäubt,

so wenig sie ihm unerwartet kam; da er Truppen sah, glaubte er an eine bereits entschiedene Revolution und ließ sich willig ins Gefängniß abführen. Mit gleichem Glücke hatte Mallet unterdessen den Commandanten von Paris auf die Seite geschafft, als einer jener ergrauten Diener der Polizei, die nichts mehr täuschen kann, an ihn heran trat und ihm, bevor Mallet ihn niederschießen konnte, in den Arm fiel. Die Officiere der leichtgläubigen Truppen gaben sich jetzt voll Zerknirschung gefangen.

Der vornehmen Gesellschaft kam Alles nur wie ein Morgentraum vor, worin die kaiserlichen Beamten die lächerliche Rolle spielten. Erst als man es diesen ansah, wie betreten sie waren, auf die Todesnachricht nicht gleich an den König von Rom gedacht zu haben, betrachtete man das Ereigniß als eine Probe bei Lebzeiten des Kaisers, wie gut die Erblichkeit des Thrones eingerichtet war. Das ganze Publikum besprach sich, in wessen Hände die Regierung gekommen wäre, wenn der General Mallet sich, woran so wenig fehlte, einige Tage behauptet hätte, und die Todesnachricht, die er ersonnen, noch wirklich eingetroffen wäre; und ein klug ausgestreutes Gerücht behauptete, das Ereigniß, das die nachlässigen Behörden zu ihrer Entschuldigung für das Werk eines einzelnen Tollkopfs ausgaben, sei aus einer weiten Bourbonischen Verschwörung hervorgegangen. Doch hing die Gesellschaft diesem Gedanken nicht länger nach, da bald die Unglückspost von der Armee in Rußland ihr erlaubte, in Zorn über den Kaiser zu gerathen, ohne ihm einer Verrätherei verdächtig zu werden. Mit unruhiger Angst folgten von nun an die alten Familien der Hauptstadt dem Schicksal des Heeres, dem sie ihre Söhne nicht dazu mitgegeben hatten, mit Bonaparte sein selbst verschuldetes Unglück zu theilen. Der Kaiser konnte niemals den Schein einer Gelegenheit zum Frieden vorübergehen lassen, ohne daß ihm von der Gesellschaft ein Verbrechen daraus gemacht worden wäre; und diese kannte gegen ihn keine andere Sprache mehr, als die des

heftigsten Tadels über seine Ruhmsucht, welchem die Kriegsunfälle stets neue Rechtfertigung, und die Leiden der französischen Heere zuweilen den Ausdruck gerechten Unwillens verliehen.

Wenn in diesen Kreisen gegen das Ende des Jahres 1813 die Hoffnungen und Aufträge des Königs bekannt geworden sind, so mag man zwar ihre Klugheit gelobt und den König zu seinem Vortheile mit seinem Bruder verglichen haben. Aber die Stimme jener Tage war eine bis zum Entsetzen aufbrennende Entrüstung über den Herzog von Bassano, der, in elender Willfährigkeit gegen seinen Herrn, die Gelegenheit versäumt hatte, durch Annahme der Frankfurter Vorschläge den Frieden zu schließen, und durch dessen Schuld, wie man meinte, Frankreich nun mit allen Greueln des Krieges überzogen werden sollte. Vom Kaiser redete man dabei, als hätte er die Besinnung verloren; ja man hörte in allem Ernste behaupten, der Senat sollte ihn für verrückt erklären und in sichere Verwahrung bringen lassen, damit durch eine Regentschaft aufs eiligste der Friede mit den Alliirten geschlossen werden könnte. In dieser Stimmung der Vorstadt St. Germain fand ein eigentliches Interesse für die Rückkehr der Bourbonen keinen Raum.

Wie anders wirkte auf die zerstreut in Frankreich wohnenden Royalisten die Ankunft des Grafen von Artois und seiner muthigen Söhne! Sie eilten mit der festlichen Kunde von Schloß zu Schloß, in die Städte zu den Vertrauten. Die alten Helden der royalistischen Kämpfe fielen bei der Nachricht einander in die Arme. Sie hatten sich so manches Jahr, nach dem Willen des Königs, in das Schicksal ergeben. Die erste Hoffnung hatte ihnen wieder geschimmert, als die Sage von der royalistischen Verschwörung des Generals Mallet Jedermann nachdenklich machte, und sich zu gleicher Zeit das Kriegsglück Bonaparte's wendete. Die Ereignisse drängten sich seit jener Zeit, man erfuhr so

Vieles, daß der bloße Eifer, einander Alles mitzutheilen, die Royalisten oft auf ihren Schlössern zusammenführte. Sie trennten sich dann niemals, ohne sich für irgend eine Handlung das Wort gegeben zu haben, auf welche die Liebe zu ihrem Königshause sie gebracht. Die Edelfrauen, die so oft beim Gedanken an die unglückliche Herzogin von Angouleme einsam geweint hatten, wohnten ihren Gesprächen bei und richteten auf Den, der ein muthiges Werk übernommen hatte, einen erkenntlichen Blick; und wenn die revolutionairen Behörden der Zusammenkunft auf die Spur kamen, ehe Alles zerstoben war, fanden die Frauen in ihrem royalistischen Muthe eine Verstellung, an welcher jede Nachforschung ausglitt.

Während des Winters erleichterten die Bewohner manches Schlosses die Noth des umwohnenden Volkes, und bald genug verglich dieses den wohlthätigen Sinn der Royalisten mit der Unempfindlichkeit der kaiserlichen Beamten, die bei zunehmender Bedrängniß des Staates immer häufiger ihre harten Aufträge zu vollziehen kamen. In den Städten forderte das Unglück der Zeiten zu frommen Vereinen auf, und auch hier waren die Royalisten die eifrigsten: überall gab es eine Gelegenheit, zu erinnern, mit wie viel schwererem Herzen der König Ludwig, von England aus, dem Elend seines Volkes zusehe, als der jetzige Herrscher. Es war in den Augen der Beamten eine geheimnißvolle Verschwörung; aber in derselben lag Etwas, das sie verwirrte und sie zum Schweigen verurtheilte. Es war, als ob alle Fäden der Verschwörung in die Familienkreise zurückführten, wo die Frauen wirkten mit ihrer stillen, unantastbaren Gewalt. Eine Macht schien hervorzutreten, die man im Glücke übersehen hatte. Der freche, weiberverachtende Kronenräuber hatte nie den Weg zum Herzen der Frauen gefunden; auf die Mütter, die Gattinnen fiel der größte Theil des Unglücks, wenn er die Jugend Frankreichs auf ferne Schlachtfelder führte. Still sammelte sich der Frauen

Feindschaft gegen den Kaiser, und ehe sein öffentliches Unglück begann, hatten sie ihm längst das Familienleben seines Landes entfremdet.

Im Frühling trafen sich auf dem Schlosse d'Ussé, einer Besitzung des Herzogs von Duras, die Edeln Adrian von Montmorency, de la Rochefaucault und de la Ville de Beaugé, einer der ältesten Officiere der Vendée. Jeder erzählte von entschlossenen Freunden in allen Provinzen des Westens und Südens, die für sich wieder zahlreichen Anhang sammelten. Sie setzten sogar auf die Stadt Bordeaux einiges Vertrauen. Die Bordeleser hatten, bei der Nähe des spanischen Krieges, seit mehreren Jahren nur das Unglück Bonaparte's und nur die Opfer seiner Tyrannei mit Augen gesehen: wie manche Züge spanischer Kriegsgefangener hatten, nachdem sie den heldenmüthigsten Widerstand für Gott und ihren König geleistet, zerlumpt und elend den Weg durch Bordeaux nehmen müssen, und wie viele Tausende ihrer eigenen Landsleute, noch jung und rüstig, hatten die Einwohner der Stadt nach Spanien ins Verderben ziehen sehen! Die Royalisten im Schlosse d'Ussé stärkten sich mit den besten Hoffnungen: sie wollten den Sommer nun darauf verwenden, persönlich zu allen Getreuen der königlichen Sache zu reisen und überall in die Berge und Wälder der Vendée wie in die Städte neuen Antrieb und Zuversicht zu bringen; sie wollten einen großen royalistischen Bund einrichten, der, wenn dann ein Bourbon an Frankreichs Küste landete, schon in der Fassung wäre, sich in allgemeinem Aufstand zu erheben.

Indessen blieb in den südlichen Städten die Zahl der Verschworenen noch klein, bis der Kaiser über den Rhein zurück gekommen war und die alliirten Mächte sich zum Einmarsch in Frankreich anschickten. Nun sahen die ersten Royalisten ihren Anhang so mächtig zunehmen, daß sie in Kurzem nicht nur Bordeaux, sondern der Städte Toulouse, Marseille, Nismes, Montauban, Montpellier gewiß waren.

Auch ein Bourbon erschien jetzt: der Herzog von Angouleme war in den Pyrenäen gelandet. Er begab sich, ehe er seine Royalisten aufrief, ins englische Hauptquartier St. Jean de Luz. Dort erhielt er sogleich den Ehrenbesuch des Feldmarschalls von Wellington, der ihm auch gestattete, als Freiwilliger in seinem Heere zu dienen. Da noch immer die alliirten Monarchen mit Bonaparte unterhandelten, verstand sich der Herzog von Angouleme dazu, für einmal keinen prinzlichen Charakter in Frankreich anzunehmen, und ließ sich willig von dem kalten englischen Feldherrn an die Fürstenpflicht erinnern, seine Anhänger von jedem unbesonnenen Anschlage abzuhalten, wodurch sie der Rache Bonaparte's sich aussetzen würden. Er selbst, der Feldmarschall von Wellington, hatte es, seit er auf französischem Boden stand, darauf angelegt, durch Zurückhaltung und Gelassenheit jene Sinnesänderung unter den Einwohnern zu befördern, die er ebenfalls zu bemerken glaubte. Die strengste Mannszucht in seinem Heere und eine Art von Leidenschaft für die Achtung des Eigenthums, die er sogar in geringfügigen Fällen zeigte, hatten bereits angefangen, eine so vortheilhafte Wirkung zu thun, daß er in dem royalistischen Ungestüm nur Gefahr für seine Werke sah. Etwas getäuscht, hofften nun die Royalisten wenigstens keinen Widerspruch von Wellington zu erfahren, wenn sie bei Allem, was sie auf eigene Faust unternahmen, an seine Billigung glauben ließen. Allein Wellington gab auch das nicht zu, zumal da sich der Marschall Soult eben dieses Gerüchtes zum Schaden der royalistischen Sache bediente. Der Herzog von Angouleme durfte nur unabhängig von dem Einflusse des englischen Heeres versuchen, die Gemüther für sich zu erobern.

Eine noch unfreundlichere Aufnahme widerfuhr den Royalisten an der östlichen Grenze Frankreichs, als sie sich einbildeten, im Gefolge der alliirten Monarchen den König ausrufen zu dürfen. Kaum fanden sie Jemanden, der sie

anhörte. Die Diplomaten im Hauptquartier, die nur die Ankunft Lord Castlereagh's erwartet hatten, um die zu Frankfurt angeknüpften Unterhandlungen fortzusetzen, bereiteten sich auf einen Friedenscongreß zu Chatillon an der Seine vor, wohin bereits der französische Bevollmächtigte Caulaincourt beschieden worden war. Sie betrachteten neuerdings die Beendigung des Krieges als eine Sache der Diplomatie, die sie sich anzueignen hätten, seit das Vertrauen in die Entscheidung durch Waffengewalt unter dem bedenklichen Volksaufstande gelitten hatte. Auch manche Militairs waren schüchtern, in denen der alte Glaube an die Unbesiegbarkeit Napoleon's im Innern von Frankreich mit neuer Gewalt erwacht war. Der Fürst von Schwarzenberg benutzte den Aufenthalt, der zu Langres, dem Versammlungsorte der großen Armee, gemacht werden mußte, um den Monarchen zu erklären, daß jenseits dieses Punktes der Krieg einen Charakter auf Leben und Tod annehmen müßte. In den Umgebungen des Hauptquartiers herrschte demzufolge eine gewisse Bedächtlichkeit und Mäßigung, und das vorschnelle Benehmen der Preußen, von welchem manche ihrer Anordnungen in den französischen Grenzprovinzen, wie auch Blücher's Anrede an die Lothringer, zeugten, verursachte vielen Ärger.

Da sich die französischen Royalisten nicht an diese Preußen wenden mochten, die als Feinde von Allem, was französisch hieß, gekommen zu sein schienen, so blieb ihnen nur der Kaiser Alexander. Von dem Edelmuthe dieses Fürsten glaubten sie erwarten zu dürfen, daß er die Bourbonen auf den Thron ihrer Väter zurückführen werde. Allein Alexander besorgte, durch ein voreiliges Triumphgeschrei der Royalisten würde Kaiser Franz aus der Ungewißheit über die Bedeutung des Krieges aufgeschreckt, in der es allein gelingen konnte, ihn immer tiefer in Frankreich hineinzuführen; und durch die gleiche Ungewißheit wünschte er, neben dem Beistande der Royalisten, den

der Republikaner zu erhalten, worauf ihm manche Erscheinungen in Paris Hoffnung gemacht hatten. Auf alle royalistischen Zumuthungen antwortete darum Alexander, es werde die Sache der französischen Nation sein, sich eine Regierung zu wählen; aber die Äußerung des Nationalwunsches schiene nicht frei, wenn sie im Gefolge der alliirten Heere statt fände.

Viertes Kapitel.

Napoleon in Paris.

Wie ängstliche Vögel vor dem Sturme, waren Franzosen aus allen Ländern Europas, in die sie, dem Glücke des französischen Namens vertrauend, sich hinausgewagt hatten, nach Paris zurückgeflohen. Verdruß und Bangigkeit theilten sich dermaßen den Urtheilen, den Hoffnungen, den Gerüchten der Hauptstadt mit, daß diese dem Kaiser, der, dem so oft erprobten Glück sich überlassend, auf sein verwegenstes Unternehmen sann, mit einem täglich neuen Verlangen nach Beruhigung zusetzte.

Napoleon hatte kaum durch den Herzog von Bassano seine unbefriedigende Antwort auf die Frankfurter Vorschläge geben lassen, als er vernahm, wie man schon vorher in den Kreisen von Talleyrand's Gesellschaft Bedenken über die Unfähigkeit Bassano's für einen so verhängnißvollen Augenblick geäußert hatte, und welch Geschrei man nun machte, seit man von Bassano's Antwort gehört. Zugleich wurde ihm hinterbracht, daß man die Mitglieder des Gesetzgebenden Körpers, die bereits zur bevorstehenden Sitzung eintrafen, zu bearbeiten suchte, da vom Senate keine Auflehnung zu erwarten war. Auch dem Kaiser war der Gedanke schon durch den Kopf gegangen, wieder Talleyrand zu den Geschäften zu berufen. Wäre er ein Monarch ge-

wesen, der auf alle Fälle an seinem Thron zu halten gedacht und doch gerne sich selbst mit der Schmach des Nachgebens verschont gesehen hätte, so würde ihm nun der Angriff, der ihm drohte, willkommen gewesen sein. Er würde sich vom Gesetzgebenden Körper haben nöthigen lassen, wie er wohl schon dem Senate dergleichen Winke gegeben hatte; und er würde Talleyrand, der neben ihm einige Selbständigkeit behauptete, zur Friedensunterhandlung an den Rhein geschickt haben. Aber Napoleon wollte auf keinem befleckten Throne sitzen und keine ruhmlose Krone tragen: hatte nicht ganz Frankreich zugejubelt, als Marie Louise diese Worte sprach? War nicht dies die Stimme der Nation gewesen? Oder sollte Napoleon die Stimme der Nation eher in dem Gerede der Vorstadt St. Germain oder dem Eigensinn eines Gesetzgebenden Körpers sehen? Napoleon hielt sich für den Inbegriff von Allem, was unter den Franzosen populair war; er hielt sich für den echten Repräsentanten der französischen Nation, echter, als alle Versammlungen von Volksvertretern, deren lügnerisches Ansehen das seinige nicht beeinträchtigen dürfte.

Indessen hatte der Kaiser dem französischen Publikum durch die Antwort nach Frankfurt ein Zeichen seiner Friedfertigkeit zu geben gemeint. Vom Schlosse aus waren lauter Friedensgerüchte ausgestreut worden, und die Getreuen des Kaisers bewiesen ihm dadurch ihre Ergebenheit, daß sie mit festem Vertrauen dem glücklichen Erfolge seiner Politik entgegensahen. Da er nun erkennen mochte, daß seine Antwort in der That nicht in diesem Sinne aufgefaßt werden würde, so wünschte er den bösartigen Sturm der Pariser Gesellschaft zu beschwichtigen und versetzte den Herzog von Bassano vom Ministerium an das Staatssecretariat, das derselbe schon früher bekleidet hatte: es lag eine Art Gerechtigkeit darin, seinen Minister den Vorwürfen zu entziehen, die, wie der Kaiser wohl fühlte, eigentlich ihm galten, und denen Bassano in seiner zarten Treue, wie grausam sie auch sich nach den nächsten Be-

richten von Frankfurt erneuern konnten, geduldig sich aussetzen würde. Der Kaiser berief aber nicht Talleyrand ans Ministerium, sondern Caulaincourt, den die Friedensgerüchte schon vielfach neben Talleyrand genannt hatten, und der doch einen so hochherzigen Charakter besaß, daß der Kaiser nicht zu besorgen hatte, in eine schimpfliche Handlung durch ihn verwickelt zu werden. Und da er einmal einen Minister abberufen hatte, weil er ihn in der kritischen Zeit nicht völlig seiner Aufgabe gewachsen glaubte, so ließ er auch den gebrechlichen Regnier, Herzog von Massa, das Portefeuille der Justiz an den jungen Grafen Molé übergeben, und ernannte dafür Regnier, einen unbedingt ihm ergebenen Mann, zum Präsidenten des Gesetzgebenden Körpers, nachdem er sich vom Senate diese Wahl unter nichtigem Vorwand hatte übertragen lassen.

Am Ende des Monats November erhielt der Kaiser die gefürchtete Antwort von Frankfurt: sie schien den Verdruß des östreichischen Ministers über die nachlässige Beachtung seiner friedlichen Bemühungen zu verrathen und forderte, abermals die Einigkeit der Mächte betheuernd, eine unumwundene Anerkennung der bezeichneten Friedensbasis, wenn anders der Congreß zu Stande kommen solle. Darauf gab der Kaiser, für welchen seit seiner ersten Antwort dieser Congreß immer größeren Werth erhalten hatte, die bereits erwähnte vollständige Einwilligung, wobei er noch den Vortheil hatte, Caulaincourt's Charakter eines Friedensstifters gleich in dessen erster Handlung auszuzeichnen. Des Erfolges war er nun so gewiß, daß er darauf rechnete, mit der Anzeige von der Eröffnung eines Congresses zu Mannheim noch die Plackereien des Gesetzgebenden Körpers abwenden zu können, dessen Eröffnung er zu diesem Zwecke vom zweiten auf den 19. December hinausgeschoben hatte.

In der höheren Gesellschaft hatte sich der Tadel, durch Bassano's Entfernung kaum beschwichtigt, mit offenbarem Übelwollen auf die Wahl oder vielmehr das Aufdringen

des Herzogs von Massa geworfen. Viel kecker konnte man jetzt in die Mitglieder des Gesetzgebenden Körpers dringen, die sich dadurch verletzt fühlen mußten. Zu gleicher Zeit sahen diese Mitglieder von der zu Frankfurt erlassenen Erklärung der verbündeten Monarchen gewissermaßen sich selbst betroffen, da dieselbe zwischen Bonaparte und der französischen Nation einen so großen Unterschied machte, daß sie sich der letzteren, deren Stellvertreter der Gesetzgebende Körper war, sogar mit Achtung näherte. Einzelne Mitglieder wurden noch insbesondere durch die Art, wie ihnen Abdrücke der Erklärung zukamen, angesprochen; und die mindeste Wirkung, welche dieselbe auf sie machte, war, daß sie sich dem Gedanken hingaben, es hänge völlig vom Kaiser ab, ob Frankreich durch einen schleunigen Friedensschluß vor dem Unglück des Kriegs bewahrt bleiben würde. Indessen gab es unter den Mitgliedern auch eine beträchtliche Zahl, welche Bonaparte's Gefühl theilten, daß es sich jetzt um die Vertheidigung des Landes handle, und die nur, beim Herannahen ihrer Sitzungen, darauf bedacht waren, auch den Gesetzgebenden Körper an dieser großen gemeinsamen Erhebung Theil nehmen zu lassen. Da es nun immer ihre Ansicht gewesen war, der Kaiser habe seit der Zeit, wo sein Hang zur Despotie zugenommen, sich den Bürgern entfremdet, so glaubten sie im jetzigen Augenblicke nichts Heilsameres thun zu können, als zwischen ihn und die Bürger zu treten und beide um des gemeinsamen Werkes willen zu versöhnen: freilich bedurfte es dazu der Einwilligung des Kaisers und einiger Verständigung für die Zukunft. Diese Deputirten wünschten die Frankfurter Erklärung widerlegt zu sehen, was gleichfalls nur durch den Kaiser geschehen konnte. Ein Vorsatz verband die Mitglieder der bevorstehenden Versammlung alle, wie verschieden auch ihre Gesinnung sein mochte: sie wollten, da man so gespannt ihr Auftreten erwartete, nicht unter der Größe des Augenblicks bleiben, sie wollten sich ruhmvoll vor dem elenden Senate auszeichnen.

Als nun von Frankfurt anstatt der Einladung, den Congreß von Mannheim zu beschicken, die Anzeige kam, daß Metternich die Zuschrift Caulaincourt's erst allen Verbündeten mittheilen müßte, blieb dem Kaiser nichts übrig, als den Gesetzgebenden Körper bei diesen zweifelhaften Aussichten zu eröffnen und wenigstens durch seine Anrede denselben zu überzeugen, daß von seiner Seite nichts dem Frieden im Wege stände. Nach Allem, was über ihn ergangen, war Bonaparte die Hoffnung geschwunden, noch seine früheren, ganz Europa umfassenden Pläne verfolgen zu können; und wenn er auch, nach einer kühnen Auffassung, die Umgestaltung Europas für den Frieden und das Ansehen des umgestalteten Frankreichs nöthig gehalten hatte, und sich bewußt war, bei allen seinen Kriegen dies Ziel im Auge gehabt zu haben, so mochte nun doch, zumal in Augenblicken, wo er, wie jetzt, die Stimmung der Franzosen beherzigte, ihm vorkommen, daß er nur ein persönliches Opfer bringen würde, wenn er von nun an auf Eroberungen verzichtete. Sollte er aber mit diesem Zugeständniß vor dem Gesetzgebenden Körper erscheinen? Damals mahnte Alles den Kaiser zum Frieden, wenn er außer seiner eigenen Brust sich umsah. In der Freude, womit man ihm jeden Friedenslaut abnahm, erkannte er die Angst, die man ihm bei seinen kriegerischen Launen verbarg. Talleyrand, den er zwar mit einigem Mißtrauen beobachtete, aber immerfort anhören wollte, erschien jedesmal mit dem gleichen Zuspruch, um jeden Preis den Frieden zu schließen, warnte den Kaiser, als befände sich dieser in einem verderblichen Irrthum über den vermeintlichen Eifer seines Volkes, und stellte es ihm anheim, dem Abfall sich auszusetzen, dessen Umfang er für sich schon gemessen zu haben schien.

Der Kaiser hatte entgegen der Übung, die Anordnung getroffen, daß die Eröffnung des Gesetzgebenden Körpers in Gegenwart des Senates und des Staatsraths statt fände. Er erschien in der Sitzung, begrüßte die drei Be-

hörden und gestand ihnen sogleich die ganze Größe der Gefahr, in die Frankreich gerathen war. In dieser Lage, setzte er hinzu, sei es sein erster Gedanke gewesen, seine Behörden an seine Seite zu rufen: sein Herz sei der Gegenwart seiner Unterthanen und ihrer Liebe bedürftig. Er versprach sich, dem Unglück überlegen zu bleiben. Dann fuhr er fort: „Ich hatte große Pläne für das Gedeihen und das Glück der Welt entworfen und ausgeführt . . . Als Monarch und Vater fühle ich, daß der Frieden die Sicherheit der Throne wie diejenige der Familien befördert. Es sind Unterhandlungen mit den verbündeten Mächten angeknüpft worden. Ich habe zu den vorläufigen Grundlagen, die sie mir vorschlugen, meine Zustimmung gegeben. Ich durfte also hoffen, daß noch vor dem Beginn dieser Sitzung der Congreß zu Mannheim seinen Anfang nähme. Doch ein neuer Aufschub, an welchem Frankreich keine Schuld trägt, verzögert den Augenblick, den die Wünsche der Länder beschleunigen möchten. . . . Ich habe befohlen, daß Ihnen alle Actenstücke zugestellt werden, die sich im Portefeuille meines Departements der fremden Angelegenheiten befinden. Sie werden vermittelst einer Commission davon Einsicht nehmen. Die Sprecher meines Rathes werden Ihnen meinen Willen hierüber kund thun. . . Nichts steht der Herstellung des Friedens von meiner Seite entgegen. Ich kenne und theile alle Empfindungen der Franzosen: der Franzosen, sage ich, denn unter diesen gibt es keinen, der den Frieden auch um den Preis der Ehre verlangt. . . . Ungern begehre ich neue Opfer von diesem edelmüthigen Volke: sie werden ihm aber von seinen edelsten und theuersten Interessen aufgelegt. Ich habe meine Armeen durch zahlreiche Aushebungen verstärken müssen: die Nationen unterhandeln nicht anders mit Sicherheit, als indem sie ihre sämmtlichen Kräfte entwickeln. . . Senatoren, Staatsräthe, Abgeordneten der Departements in dem Gesetzgebenden Körper, bedeutete der Kaiser zum Schlusse, Sie sind die natürlichen Organe dieses Thrones: an Ihnen

steht es, das Beispiel einer Energie zu geben, die unserm Geschlechte zur Ehre bei den künftigen Geschlechtern gereichen soll. Mögen diese nicht von uns sagen müssen: Sie haben des Landes oberste Interessen preisgegeben! Sie haben die Gesetze anerkannt, welche England, viele Jahrhunderte lang umsonst, Frankreich aufzulegen bemüht war! Meine Völker haben nicht zu besorgen, daß jemals die Politik ihres Kaisers den Volksruhm verrathen werde. So habe auch ich das Vertrauen, die Franzosen werden ohne Unterlaß ihrer selbst und meiner würdig sein!"

Kaum hatte der Kaiser geendet, so brach er auf: es war etwas Krampfhaftes in seinem ganzen Auftreten gewesen, das deutlich seinen Unmuth verrieth, zu einer solchen Rede sich herablassen zu müssen. Das Händeklatschen der *Senatoren* und Staatsräthe scholl ihm nach, indem er sich *entfernte*: die Mitglieder des Gesetzgebenden Körpers waren stillschweigend sitzen geblieben. Waren sie auch von einzelnen Stellen der Rede des Kaisers, besonders von dem ungewöhnlichen Versprechen, die diplomatischen Actenstücke vor ihre Augen zu legen, freudig überrascht worden, so hatte ihnen doch der knechtische Lärm der Senatoren ihren etwas trotzigen Stolz plötzlich wiedergegeben.

Der Kaiser schickte nun den Grafen Regnault in den *Gesetzgebenden* Körper, um die Versammlung zur Ernennung der Commission aufzufordern, welcher die Actenstücke gezeigt werden könnten, und um ihr bei dieser Gelegenheit in den Mund zu legen, was sie in ihrer Antwortsadresse auf die kaiserliche Rede aussprechen sollte. Zugleich rief er den Senator Fontanes zu sich, den er vom Senate zum Berichterstatter über die Actenstücke ernennen lassen wollte. Seine Absicht war, daß jenes Manifest der Verbündeten, das nach Art einer Aufruhrschrift an sein Volk gerichtet worden war, auch im Namen der Nation vom Senate beantwortet werden sollte. Er dictirte Fontanes, als Leitfaden für seinen Bericht, folgende abgebrochene Sätze: „Dem heftigen Manifeste des Herzogs von Braunschweig

dankt die französische Nation einen Theil ihrer Siege. — Das Benehmen ändert sich mit den Umständen. — Die Verbündeten führen nun den Krieg ohne Leidenschaft. Die Leidenschaft ist in Europa noch mehr als bei den Franzosen erloschen. — Alle diese Souveraine sind gleichsam nur vom Zufall zusammengeführt. Ihre unveränderlichen und eigentlichen Interessen werden sie bald wieder trennen müssen. — Mit Völkern ohne Leidenschaft kann man nicht die Sprache der Leidenschaft reden. — Eine Politik des Truges ist unter dem Scheine der Mäßigung in alle Cabinete gedrungen. — Die Politik untersteht sich, die Franzosen anzureden: Warum waffnet ihr? Wir wollen ja nur euer Bestes. — Vor dieser Falle muß man die Nation warnen. — Man hat mir Vorschläge gemacht, die schlimmer sind, als Frankreich und ich erwarten durften. Ich habe die List bemerkt. Ich habe mich entschlossen, in die Vorschläge einzuwilligen. — Ich hätte nirgends, als in den Massen, Energie gefunden, und es ist mit Gefahr verbunden, die Massen anzustoßen, die das Mehr oder Weniger nicht verstehen. Die monarchischen Formen erlauben nicht, so stark wie vormals zu den Leidenschaften des Volks zu sprechen. — Ich habe also gleich in die ersten Vorschläge eingewilligt, obschon es meinem Stolz viel gekostet hat. — Sei es, daß diese Erklärung sie überrascht hat, oder daß in ihrem Rathe Uneinigkeit herrscht, sie haben geantwortet, es sei gut, Alles sei einverstanden, aber sie wollen zuerst ihre Verbündeten befragen. — Ich hatte sie beim Worte genommen: gleich schlagen sie einen andern Weg ein. — Das bezieht sich nicht auf alle Verbündeten, aber auf die leitende Macht, England. — Zwei Tage nach meiner Einwilligung läßt man eine Art Aufruf an das französische Volk erscheinen, um Zwietracht im Innern zu wecken. — Aber was will dann jener Verbündete? — Die Vorschläge scheinen alle Träume seiner Ehrsucht zu befriedigen. — England verlangt also noch Antwerpen und Belgien, und vielleicht noch mehr, die Zertrennung und den Untergang

Frankreichs. — Die Commission soll sagen, sie habe sich durch alle diese Betrachtungen überzeugt, daß mehrere der verbündeten Fürsten den Frieden wollen, aber daß ihn England nicht will." In dem Kaiser war, seit die Fürsten in Frankfurt Alles auf England gestellt hatten, wieder sein alter tödtlicher Haß gegen diese Macht aufgebrannt, und mit verdoppelter Stärke beherrschte ihn die Überzeugung, daß England sein einziger wahrer Feind sei, der in den Mächten des Continents nur seine Armeen gegen Frankreich ins Feld führe. Er dictirte mit steigender Heftigkeit und befahl Fontanes, recht deutlich die englische Treulosigkeit aufzudecken, und dann zum Schlusse einen Aufruf ans Volk zu schreiben, — eine Philippika! setzte er hinzu.

Für den Senat hatte eine solche Vorschrift seines Benehmens nichts Beleidigendes. Er war es gewohnt, daß der Kaiser durch ihn zu Europa sprach. Bei allen größeren Maßregeln setzte er sich ohnehin mit demselben in Einverständniß, ehe er zur Abstimmung schritt, welche, war einmal die Verabredung getroffen, gewöhnlich einstimmig ausfiel. Oft begaben sich Senatoren vor dem Entscheide zum Kaiser, um ihre Einwürfe ihm mitzutheilen, und sich, wenn ihn dieselben von seiner Ansicht nicht abbrachten, von ihm überzeugen zu lassen. Napoleon hörte überhaupt freimüthigen Erörterungen gerne zu, wenn er sah, daß Jeder ohne alle Nebenzwecke, nur um der Sache willen, seine Meinung verfocht. Er suchte der Unart mancher Staatsräthe, das Urtheil zu fällen, das sie ihm aus seinen Gesichtszügen abgelauscht zu haben glaubten, durch Vorstellung zu begegnen, ermunterte abweichende Neigungen und hielt sogar hartnäckigen Widerstand mit der Ruhe aus, die ihm die Sicherheit gab, doch den Entscheid in der Hand zu haben. Hier war aber die Grenze der Freiheit, die er gestattete. Er duldete insbesondere nicht, daß man in der öffentlichen Meinung eine Hülfe gegen ihn suchte; er sah darin nur eine Gewalt, die der Einsicht angethan wurde. Was er

liebte, war die freie Besprechung nach Art eines Kriegsraths, wo Veröffentlichung für Verrath gilt.

Der in der Kunst, des Kaisers hingeworfene Ideen in einen unterthänigen und wohlgebauten Styl zu fassen, längst geübte Fontanes setzte und feilte sein Dictat so geschickt, daß es viel von seiner Schärfe verlor, und schob dazwischen noch reichliches Lob für die friedlichen Zusicherungen des Kaisers. Denn selbst auf den Höfling hatte die Einstimmigkeit aller Gespräche und eigene Entmuthigung, wozu noch die Nachricht von dem Einmarsch der Verbündeten in Frankreich kam, diese Wirkung hervorgebracht. In Folge seines Berichtes schickte der Senat durch den Senator Lacepede eine Adresse an den Kaiser, in welcher die allgemeine Bekümmerniß neben den Wünschen des Kaisers ebenfalls ihren Ausdruck fand. „Der Friede, sprach Lacepede, ist Frankreichs Wunsch und ein Bedürfniß der menschlichen Natur: verharrt der Feind in seiner Weigerung, nun dann! so streiten wir für das Vaterland zwischen den Gräbern unserer Väter und den Wiegen unserer Kinder! Sire, erobern Sie den Frieden durch eine letzte Anstrengung, die Ihrer und der Franzosen würdig ist, und Ihre siegreiche Hand möge die Waffen fallen lassen, nachdem sie die Ruhe der Welt unterzeichnet hat." Der Kaiser erwiederte: „Friede und Befreiung unsers Gebiets soll unser Ruf sein. Beim Anblick dieses ganzen Volkes in Waffen wird der Feind die Flucht ergreifen, oder den Frieden annehmen, wie er ihn selbst vorgeschlagen hat. Es handelt sich nicht mehr darum, die Eroberungen, die wir gemacht hatten, wiederzugewinnen."

Der Kaiser verlor die Hoffnung, daß der Gesetzgebende Körper die Aufgabe begreifen würde, die er ihm, wie dem Senate, im Interesse Frankreichs zugedacht hatte; und der Verdruß, sich getäuscht zu sehen, vermehrte seine Mißstimmung gegen eine Versammlung, wegen deren er sich selbst Gewalt angethan hatte. Der Gesetzgebende Körper hatte nämlich die Commission, die ihm über die Actenstücke einen

Bericht erstatten sollte, aufgebracht über eine von den Höflingen ihm zugestellte Wahlliste, aus Männern zusammengesetzt, denen er Unabhängigkeit zutraute, die der Kaiser aber für heimlich grollende Republikaner hielt. Indessen stand der Kaiser mehr als Ein Mal auf dem Punkte, diese Commission zu sich zu rufen, um ihr die Lage des Vaterlands zu Gemüthe zn führen; er unterließ es, wahrscheinlich weil er ihre Mitglieder, als unempfängliche Parteigänger, für die Sache des echten Patriotismus aufgab.

Die Mitglieder der Commission waren zum Theil Männer, die sich seit Jahren, einer parlamentarischen Wirksamkeit bedürftig, nach Befreiung von dem Despotismus Bonaparte's sehnten, der ihre Vaterlandsliebe mit ihren Fähigkeiten beengte. Sie anerkannten nun zwar, daß für den Frieden zum Kriege gerüstet werden müsse. Anders konnte man in jenen Tagen nicht fühlen, wo man den Einmarsch der Feinde erfahren hatte. Doch eben diese Nachricht war für sie eine Aufforderung, nicht gleichgültig oder zaghaft dem Kaiser Alles zu überlassen, und dieselbe gab, da keine Zeit zu verlieren war, für das Land zu sorgen, ihrer ganzen Gesinnung etwas Stürmisches. Es leuchtete in ihnen auf, als wäre der Augenblick der Befreiung nahe; und wieder faßte sie die Erinnerung an den kolossalen Nationalaufschwung im ersten Revolutionskriege.

Der Advokat Lainé von Bordeaux verfaßte den Bericht der Commission. Lainé besaß den Ehrgeiz des Redners. Die Urkunde, wodurch sich der Gesetzgebende Körper in einem so verhängnißvollen Augenblicke an die Spitze der Nation setzte, war bestimmt, in die Weltgeschichte zu fallen. Lainé, indem er schrieb, hatte die Nachwelt im Auge, für welche die Gedanken verständlich ausgedrückt werden mußten, und der jener andeutende Styl nicht genügen konnte, dessen sich bisher die Freimüthigkeit gegen den Kaiser bedient hatte. Lainé scheute sich nicht, auch für die Nation, mehr als für den Kaiser, zu schreiben. Nachdem er Bonaparte für seine Einwilligung in die Vorschläge der

Verbündeten beim Worte genommen und die bittere Bemerkung, daß das Unglück der wahrhafte Rathgeber der Fürsten sei, auf ihn angewendet hatte, trug er den Wunsch vor, daß eine feierliche Erklärung des Kaisers, den Krieg nur für die Unabhängigkeit des französischen Volkes und zum Schutze des Gebiets noch zu führen, der damit einverstandenen Erklärung der Monarchen an die Seite treten möchte, theils um die Monarchen zu überzeugen, theils um die französische Nation mit ihrem Fürsten zu vereinigen und den Krieg national zu machen. „Das ist aber nicht genug, fuhr Lainé fort. Es steht, nach unsern Gesetzen, der Regierung zu, die Mittel vorzuschlagen, von denen sie vermuthet, sie würden am schnellsten und sichersten den Feind vertreiben und den Frieden auf sicheren Grund bauen. Diese Mittel werden ihre Wirkung thun, wenn die Franzosen überzeugt sind, daß die Regierung noch einzig nach dem Ruhme des Friedens verlangt; wenn die Franzosen überzeugt sind, ihr Blut solle einzig noch zur Vertheidigung eines Vaterlandes und schützender Gesetze vergossen werden. Allein diese trostreichen Worte würden umsonst ertönen, wenn man die Einrichtungen nicht sicherte, welche die Wohlthaten des einen und des andern verbürgen. Es scheint daher Ihrer Commission unumgänglich nothwendig, daß neben den schleunigen Mitteln, welche die Regierung zur Sicherheit des Staates verschlagen wird, S. M. gebeten werde, die völlige und beständige Vollstreckung der Gesetze zu handhaben, die dem Franzosen die Rechte der Freiheit, der Sicherheit, des Eigenthums verbürgen, der Nation aber die freie Ausübung ihrer politischen Rechte. Diese Garantie ist das wirksamste Mittel, den Franzosen die Energie zu ihrer eigenen Vertheidigung zu verleihen. — Diese Ideen sind Ihrer Commission von dem Wunsche und dem Bedürfniß eingegeben worden, Thron und Nation innig zu verbinden, um beider Kräfte gegen die Anarchie, die Willkühr und die Feinde unsers Vaterlandes zu vereinigen. — Ihre Commission hat

sich darauf beschränken müssen, Ihnen diese Betrachtungen vorzutragen, die ihr geeignet schienen, die Antwort vorzubereiten, wozu die Verfassungsgesetze sie auffordern."

Die Versammlung, der Lainé diesen Bericht vorlas, ward ergriffen und hingerissen von einer Kühnheit der Sprache, die man seit vielen Jahren nicht mehr vernommen hatte. An diesem Berichte besaß sie nun ein Mittel, die Erwartungen, die man in sie gesetzt hatte, aufs glänzendste zu rechtfertigen. Ihr erster Schritt war, daß sie dessen Druck verordnete: alles Widerstandes der Höflinge ungeachtet, und nach stürmischer Verhandlung wurde mit imposanter Mehrheit dieser Beschluß gefaßt. Erst jetzt wurde für Abfassung einer mit dem Berichte übereinstimmenden Adresse an den Kaiser gesorgt.

Die Höflinge flüchteten sich zum Kaiser, in vollem Schrecken über diese rebellische Versammlung. Was den Kaiser in Zorn setzte, war die empörerische Frechheit, eine Schrift, wie man sie ihm schilderte, und die ihm noch vorenthalten bleiben sollte, ins Volk hinauszuwerfen: die Verbündeten hatten, um ihn am empfindlichsten zu treffen, sich an sein Volk gewendet, nun gesellten sich seine eigenen Behörden zu ihnen! Er ließ den Staatsrath rufen. Den Bericht mußte er sich durch die Polizei verschaffen. Der Kaiser erklärte dem Staatsrath, seine Absicht sei, den Gesetzgebenden Körper aufzulösen, der seine Anstrengungen hindere, anstatt sie mit seinem Eifer zu unterstützen. Er ließ auch sogleich den Auflösungsbeschluß verlesen, welcher die mit dem Jahreswechsel endende Amtsdauer eines Theils der Mitglieder zum Vorwand nahm. Die Räthe, wie hernach versichert worden ist, suchten anfangs dem Kaiser den übeln Eindruck dieser Auflösung, der nicht ausbleiben könnte, vorzuhalten. Da er sie aber zur Rede stellte, ob es denn etwas Anderes sei, als die alte revolutionnaire Faction, ob sie ihm bürgen könnten, daß der Gesetzgebende Körper nicht bei zunehmender Gefahr gegen den kaiserlichen Thron aufstände und gar sich selbst für permanent er-

klärte, schwiegen die Räthe alle: sie schienen ungerne bei dieser Versammlung gegenwärtig zu sein, und nach Ertheilung eines Rathes, dessen Bedenklichkeit sie selber zugaben, überließen sie dem Kaiser die Verantwortlichkeit. Der Kaiser entschied, den Beschluß zu erlassen: er nannte dies seine Pflicht. „Ich bin kein Ludwig der Sechszehnte, erklärte er. Man erwarte von mir kein tägliches Schaukelsystem. Bin ich auch Kaiser, so habe ich darum nicht aufgehört, Bürger zu sein. Sollte die Anarchie von Neuem ihr Haupt erheben, so würde ich eher abdanken, um mir unter der Masse meinen Theil von Souverainetät zu suchen, als an der Spitze einer Ordnung der Dinge zu bleiben, wo ich nur Jedermann compromittiren, aber Niemanden schützen kann. Übrigens ist meine Entscheidung dem Gesetze gemäß, und wenn gegenwärtig Jeder gesonnen ist, seine Pflicht zu thun, so muß ich unüberwindlich sein." Er hob die Sitzung auf.

Am folgenden Morgen fanden die Mitglieder des Gesetzgebenden Körpers ihren Sitzungssaal geschlossen; die ganze Auflage ihres Berichtes war ergriffen worden.

Es war Sitte, daß die Deputirten, ehe sie Paris verließen, zu einer Abschiedsaudienz vor dem Kaiser erschienen. Napoleon befand sich im aufgeregtesten Zustande. Er redete sie sogleich an: „Meine Herren, Sie hätten viel Gutes thun können, und Sie haben nur Böses gethan. . . . Eilf Zwölftel von Ihnen sind gut, die übrigen sind unruhige Köpfe. . . . Was hatten Sie bei Ihrem Angriff im Sinne? die Gewalt zu ergreifen? Wo waren dazu Ihre Mittel? Sind Sie denn Repräsentanten des Volkes? Ich bin es, ich: viermal hat die Nation mich gerufen, und viermal haben sich die Stimmen von fünf Millionen Bürgern für mich ausgesprochen. Ich habe eine Würde und Sie haben keine. Sie sind nur die Abgeordneten der Departements des Reiches. Welcher von Ihnen hätte die Last der Herrschaft zu tragen vermocht? Sie hat die Constituirende Versammlung erdrückt, die einem schwachen Fürsten

Gesetze vorschrieb. Es mag sein, die Vorstadt St. Antoine hätte Sie unterstützt: sie hätte Sie wieder verlassen. Was ist aus den Jakobinern geworden, den Girondines, dem Vergniaud, Guadet? Sie sind umgekommen, und Ihr Loos wäre bald dasselbe gewesen .... Ihre Commission ist von dem Geiste der Gironde verleitet worden. Herr Lainé ist ein Verschwörer, ein Agent Englands, mit dem er in Correspondenz steht durch den Advokaten Deseze. Die Anderen sind unruhige Köpfe.... Ich werde Herrn Lainé im Auge behalten: er ist ein schlechter Mensch.... Was hat Ihnen doch das arme Frankreich gethan, daß Sie ihm so viel Übel zufügen!.... Ihr Bericht ist mit einer Schlauheit und mit treulosen Absichten verfaßt, woran Sie gar nicht denken. Zwei verlorene Schlachten in der Champagne hätten weniger Schaden gethan."

Der Kaiser sprach in abgebrochenen Sätzen, und gedrängte Gedanken, einer vom Zorne aufgewühlten Brust entfahren, fielen betäubend auf die erstaunten Deputirten ein. „Sie hätten so viel Gutes thun können! wiederholte er. Ich erwartete von Ihnen aufgerichtet zu werden. Hat mir auch die Natur einen starken und stolzen Charakter gegeben, so bedurfte ich doch Trost. Ich habe meine Leidenschaften, meinen Ehrgeiz, meinen Stolz dem Wohle Frankreichs geopfert. Ich erwartete, Sie würden mir dafür Dank wissen, und wenn ich bereit war, alle Opfer zu bringen, so hoffte ich, Sie würden mich bitten, keine zu bringen, die mit der Ehre der Nation sich nicht vertrügen. Aber das kommt Ihnen nicht zu Sinne, statt dessen fügen Sie zu den Vorwürfen die blutigste Ironie. Das Unglück habe mir gute Räthe gegeben! Wie können Sie mir meine Unfälle verwerfen? Ich habe sie mit Ehre ertragen, weil ich einen starken und stolzen Charakter habe; und wenn ich diesen Seelenstolz nicht hätte, so würde ich nicht auf den ersten Thron der Welt gestiegen sein. Sie haben mich mit Koth bewerfen wollen; aber ich gehöre zu den Menschen, die man tödtet, aber die man nicht entehrt.... Wollten

Sie mit solchen Vorwürfen etwa den Glanz des Thrones erhöhen. Was ist denn eigentlich der Thron? Die vier Stäbe vergoldetes Holz mit einem Stück Sammet überzogen? Der Thron ist in der Nation, und man kann mich von ihr nicht trennen, ohne ihr Schaden zu thun; denn die Nation bedarf meiner mehr als ich ihrer. Was vermöchte sie ohne Führer und Haupt? Ich wiederhole Ihnen, Ihr Bericht ist mit treulosen Absichten verfaßt worden. Während man den Feind vertreiben sollte, begehren Sie Institutionen! War es der Augenblick, ein solches Begehren zu stellen? Sie wollen also die Constituirende Versammlung nachahmen und eine Revolution unternehmen? Aber ich gleiche dem Könige nicht, der damals war, ich würde vom Throne steigen und lieber zum souverainen Volke gehören, als ein Sklave zu einem Könige sein. . . . Sie sind vom Factionsgeiste hingerissen worden. Ich weiß, wie große Versammlungen geleitet werden: Einer setzt sich auf die Rechte, ein Anderer auf die Linke, ein Dritter in die Mitte, und die unruhigen Köpfe treiben ihr Wesen und reißen die Mehrheit hin. So ist es Ihnen gegangen. Man hat Ihnen gesagt, man müsse wissen, ob man ein Vaterland habe, ehe man in den Krieg gehe; und es scheint, man fand das Vaterland nur wo Anarchie ist. Auch ich bin mitten aus dem Volke hervorgegangen und ich kenne die Pflichten, die ich übernommen. . . . Ich weiß so gut als Sie, daß es Mißbräuche, Plackereien gab: das ist die Schuld der Umstände und des Unglückes der Zeiten. Aber mußte man ganz Europa in das Geheimniß unsers Haushalts einführen? Es war schmuziges Leinzeug, das man im Stübchen beisammen hätte auswaschen sollen, nicht vor den Augen aller Welt. . . . Die Hälfte von Allem, was Sie sagen, ist falsch; die andre Hälfte ist wahr. Was war zu thun? Mir Alles, was Sie wußten, Punkt für Punkt vertraulich mitzutheilen: ich hätte Sie an meine Minister, an meine Staatsräthe gewiesen; wir hätten zusammen Alles untersucht; ich wäre Ihnen für die Nachwei-

sungen dankbar gewesen, und ich hätte die Verschleuderer bestrafen lassen; ich liebe sie so wenig, als Sie. Aber Ihre Klagen sind übertrieben. — Eilf Zwölftel von Ihnen nehmen mein ganzes Vertrauen in Ihre Departements zurück. Sagen Sie zu Hause, daß ich den Frieden will, daß ich alle Opfer bringen werde, um ihn Frankreich zu verschaffen, das seiner bedarf. In drei Monaten werden wir den Frieden haben, werden die Feinde aus unserm Gebiete vertrieben sein, oder ich werde nicht mehr sein. Wir haben größere Hülfsmittel, als Sie denken; die Feinde werden schneller verjagt sein, als sie gekommen. Im Elsaß und in der Franche-Comté haben die Leute einen besseren Geist, als Sie: sie verlangen Waffen von mir, ich lasse ihnen solche geben; ich sende ihnen Hauptleute, um sie als Parteigänger anzuführen. — Kehren Sie in ihre Departements zurück; ich werde die Wahlcollegien versammeln und den Gesetzgebenden Körper ergänzen lassen!"

Die Deputirten traten ab. Viele von ihnen waren von den Worten des Kaisers betroffen; andere aber prägten trotzig diese Scene sich als das Bild eines Tyrannen ein.

Mit allgemeinem Erstaunen wurde diese Auflösung des Gesetzgebenden Körpers in der Hauptstadt vernommen. Da man noch nichts von Lainé's Berichte wußte, so fragte Jedermann nach dem Grund: unbedachtsame Anhänger des Kaisers erklärten es sich aus einer Verschwörung, die im Gesetzgebenden Körper entdeckt worden wäre, und eifrig sprachen dies Diejenigen nach, die Alles aufgriffen, was die Hoffnungen der Feinde Frankreichs mehren konnte. Napoleon übersah diese Folge seines Schrittes nicht. Aber mit einigem Befremden gewahrte er, daß der ihm bisher so beschwerliche Eifer der Gesellschaft, ihn zum Frieden anzuhalten, mit Einem Male aufgehört hatte. Bald schien ihm mit dieser Opposition etwas entgangen zu sein, durch welche ihm die Gesellschaft bei aller geheimen Abneigung wenigstens eine Art von Theilnahme erwiesen hatte. Man überließ ihn nun offenbar dem Kriege; und es blieb ihm

nichts Anderes übrig, als diesen zu einem schnellen Ziele zu führen.

Bonaparte hatte sich durch den Ausbruch seines Zornes der Rücksichten unterschlagen, denen er eine Zeit lang sich unterworfen hatte, gegen welche sein Stolz sich aber empört hatte, je mehr dieser mit dem Unglück gewachsen war. Aber selbst in seiner nächsten Umgebung zeigte ihm die Art des Gehorsams, welchen Schrecken er eingejagt hatte. Wie manche seiner Treuesten, die den Schritten der Deputirten mit Theilnahme zugesehen, hatten durch die Worte des Kaisers sich selbst getroffen gefühlt! Nun verbargen sie ihre Wünsche vor ihm, wie peinlich es ihnen auch war, nicht einmal auf die Rettung Frankreichs mit bedacht sein zu dürfen. Einige fingen an, den Kaiser zu tadeln, als wäre es ihnen um Gründe zu thun, von ihm sich loszusagen. An den meisten sah man nur Niedergeschlagenheit, da unter den Nachrichten, die Schlag auf Schlag eintrafen, die Größe, die sie mit ihrem Lande getheilt hatten, zusammenschwand; es schien sogar, sie würden sich unter einander fremd, indem die gesellschaftlichen Vortheile ihren Werth verloren. Es gab nur eine kleine Anzahl von Männern, die heiter blieben und sich mit ihrem Vertrauen auf den Kaiser begnügten. Da sie so oft erfahren, daß das Räthsel der Gegenwart nur vom Kaiser gelöst wurde, hatten sie längst sich jedes eigenen Urtheils begeben und achteten auch jetzt nur auf ihn.

Napoleon hatte alle Kräfte angestrengt, um die Conscription, die der Senat beschlossen, ins Werk zu setzen und die neuen Truppen auf den Sammelplätzen einüben zu lassen. Er hatte sogar angesehene Beamte ausgesandt, die in den Departements, mit Vollmacht über Leben und Tod versehen, alle Leistungen beschleunigen sollten. Von jedem neuen Häufchen, das der Kaiser vor den Tuillerien musterte, gaben die Zeitungen übermäßige Nachrichten, um auf Feind und Freund einen nützlichen Eindruck zu machen; dem Lande versicherten sie, der Kaiser wolle, daß die jetzi-

gen Opfer die letzten seien. Städtische Garden sollten die Armee eines Theils des Dienstes überheben. Die aus Deutschland zurückgekommenen Truppen waren aber so zusammengeschmolzen, daß manches Bataillon kaum noch genug alte Soldaten hatte, um die Cadres zu einem neuen Bataillon zu liefern. Der Kaiser behielt gleichwohl die Zahl seiner Corps und die Organisation derselben bei, da er keinen seiner Marschälle beleidigen mochte. Er hatte die Infanterie, die, im Vergleich mit den ehemaligen, nun weggerafften Veteranen, schwächlich war, durch Massen von Artillerie unterstützt. Der ganzen Armee zum Halte, vermehrte er in vorzüglichem Maße seine Garde, in welcher die Ehre den Soldaten schneller bildete, als dies im übrigen Heere geschah, und deren bloßer Name, wo sie erschien, den Feind zu schrecken pflegte.

Er hatte drei seiner Marschälle am Rheine stehen gelassen. Victor, Herzog von Belluno, bewachte mit 12,000 Mann, den Oberrhein; Marmont, Herzog von Ragusa, mit 18000 Mann den mittleren Rhein; Macdonald, Herzog von Tarent, mit 20,000 Mann die Gegend unterhalb Köln. Wenn sich die Marschälle ins Land hereinziehen mußten, so konnten die Festungen ein Heer zurückbehalten, das Zeit hätte, sich zu üben, um im günstigen Augenblick mit dem Volksaufstand, für den der Kaiser bereits einen Befehl gegeben hatte, im Rücken der Alliirten zu wirken. Die Verbindungslinien der Feinde zu bedrohen, bildete der Marschall Augereau eine Reserve zu Lyon, welche 10,000 Mann von der Armee von Catalonien an sich ziehen sollte, und vielleicht auch durch die Armee von Italien unter Eugen verstärkt werden konnte, den der Kaiser um so weniger angestanden hatte, zu einem Waffenstillstande mit dem östreichischen Marschalle Bellegarde und zum Rückzug aus Italien aufzufordern, als eine neue Eroberung dieses Landes, wenn das Glück wieder kehrte, durch den Besitz von Mantua und Alexandria erleichtert würde. Zwei andere

liebte, war die freie Besprechung nach Art eines Kriegsraths, wo Veröffentlichung für Verrath gilt.

Der in der Kunst, des Kaisers hingeworfene Ideen in einen unterthänigen und wohlgebauten Styl zu fassen, längst geübte Fontanes setzte und feilte sein Dictat so geschickt, daß es viel von seiner Schärfe verlor, und schob dazwischen noch reichliches Lob für die friedlichen Zusicherungen des Kaisers. Denn selbst auf den Höfling hatte die Einstimmigkeit aller Gespräche und eigene Entmuthigung, wozu noch die Nachricht von dem Einmarsch der Verbündeten in Frankreich kam, diese Wirkung hervorgebracht. In Folge seines Berichtes schickte der Senat durch den Senator Lacepede eine Adresse an den Kaiser, in welcher die allgemeine Bekümmerniß neben den Wünschen des Kaisers ebenfalls ihren Ausdruck fand. „Der Friede, sprach Lacepede, ist Frankreichs Wunsch und ein Bedürfniß der menschlichen Natur: verharrt der Feind in seiner Weigerung, nun dann! so streiten wir für das Vaterland zwischen den Gräbern unserer Väter und den Wiegen unserer Kinder! Sire, erobern Sie den Frieden durch eine letzte Anstrengung, die Ihrer und der Franzosen würdig ist, und Ihre siegreiche Hand möge die Waffen fallen lassen, nachdem sie die Ruhe der Welt unterzeichnet hat." Der Kaiser erwiederte: „Friede und Befreiung unsers Gebiets soll unser Ruf sein. Beim Anblick dieses ganzen Volkes in Waffen wird der Feind die Flucht ergreifen, oder den Frieden annehmen, wie er ihn selbst vorgeschlagen hat. Es handelt sich nicht mehr darum, die Eroberungen, die wir gemacht hatten, wiederzugewinnen."

Der Kaiser verlor die Hoffnung, daß der Gesetzgebende Körper die Aufgabe begreifen würde, die er ihm, wie dem Senate, im Interesse Frankreichs zugedacht hatte; und der Verdruß, sich getäuscht zu sehen, vermehrte seine Mißstimmung gegen eine Versammlung, wegen deren er sich selbst Gewalt angethan hatte. Der Gesetzgebende Körper hatte nämlich die Commission, die ihm über die Actenstücke einen

Bericht erstatten sollte, aufgebracht über eine von den Höflingen ihm zugestellte Wahlliste, aus Männern zusammengesetzt, denen er Unabhängigkeit zutraute, die der Kaiser aber für heimlich grollende Republikaner hielt. Indessen stand der Kaiser mehr als Ein Mal auf dem Punkte, diese Commission zu sich zu rufen, um ihr die Lage des Vaterlands zu Gemüthe zn führen; er unterließ es, wahrscheinlich weil er ihre Mitglieder, als unempfängliche Parteigänger, für die Sache des echten Patriotismus aufgab.

Die Mitglieder der Commission waren zum Theil Männer, die sich seit Jahren, einer parlamentarischen Wirksamkeit bedürftig, nach Befreiung von dem Despotismus Bonaparte's sehnten, der ihre Vaterlandsliebe mit ihren Fähigkeiten beengte. Sie anerkannten nun zwar, daß für den Frieden zum Kriege gerüstet werden müsse. Anders konnte man in jenen Tagen nicht fühlen, wo man den Einmarsch der Feinde erfahren hatte. Doch eben diese Nachricht war für sie eine Aufforderung, nicht gleichgültig oder zaghaft dem Kaiser Alles zu überlassen, und dieselbe gab, da keine Zeit zu verlieren war, für das Land zu sorgen, ihrer ganzen Gesinnung etwas Stürmisches. Es leuchtete in ihnen auf, als wäre der Augenblick der Befreiung nahe; und wieder faßte sie die Erinnerung an den kolossalen Nationalaufschwung im ersten Revolutionskriege.

Der Advokat Lainé von Bordeaux verfaßte den Bericht der Commission. Lainé besaß den Ehrgeiz des Redners. Die Urkunde, wodurch sich der Gesetzgebende Körper in einem so verhängnißvollen Augenblicke an die Spitze der Nation setzte, war bestimmt, in die Weltgeschichte zu fallen. Lainé, indem er schrieb, hatte die Nachwelt im Auge, für welche die Gedanken verständlich ausgedrückt werden mußten, und der jener andeutende Styl nicht genügen konnte, dessen sich bisher die Freimüthigkeit gegen den Kaiser bedient hatte. Lainé scheute sich nicht, auch für die Nation, mehr als für den Kaiser, zu schreiben. Nachdem er Bonaparte für seine Einwilligung in die Vorschläge der

Verbündeten beim Worte genommen und die bittere Bemerkung, daß das Unglück der wahrhafte Rathgeber der Fürsten sei, auf ihn angewendet hatte, trug er den Wunsch vor, daß eine feierliche Erklärung des Kaisers, den Krieg nur für die Unabhängigkeit des französischen Volkes und zum Schutze des Gebiets noch zu führen, der damit einverstandenen Erklärung der Monarchen an die Seite treten möchte, theils um die Monarchen zu überzeugen, theils um die französische Nation mit ihrem Fürsten zu vereinigen und den Krieg national zu machen. „Das ist aber nicht genug, fuhr Lainé fort. Es steht, nach unsern Gesetzen, der Regierung zu, die Mittel vorzuschlagen, von denen sie vermuthet, sie würden am schnellsten und sichersten den Feind vertreiben und den Frieden auf sicheren Grund bauen. Diese Mittel werden ihre Wirkung thun, wenn die Franzosen überzeugt sind, daß die Regierung noch einzig nach dem Ruhme des Friedens verlangt; wenn die Franzosen überzeugt sind, ihr Blut solle einzig noch zur Vertheidigung eines Vaterlandes und schützender Gesetze vergossen werden. Allein diese trostreichen Worte würden umsonst ertönen, wenn man die Einrichtungen nicht sicherte, welche die Wohlthaten des einen und des andern verbürgen. Es scheint daher Ihrer Commission unumgänglich nothwendig, daß neben den schleunigen Mitteln, welche die Regierung zur Sicherheit des Staates verschlagen wird, S. M. gebeten werde, die völlige und beständige Vollstreckung der Gesetze zu handhaben, die dem Franzosen die Rechte der Freiheit, der Sicherheit, des Eigenthums verbürgen, der Nation aber die freie Ausübung ihrer politischen Rechte. Diese Garantie ist das wirksamste Mittel, den Franzosen die Energie zu ihrer eigenen Vertheidigung zu verleihen. — Diese Ideen sind Ihrer Commission von dem Wunsche und dem Bedürfniß eingegeben worden, Thron und Nation innig zu verbinden, um beider Kräfte gegen die Anarchie, die Willkühr und die Feinde unsers Vaterlandes zu vereinigen. — Ihre Commission hat

sich darauf beschränken müssen, Ihnen diese Betrachtungen vorzutragen, die ihr geeignet schienen, die Antwort vorzubereiten, wozu die Verfassungsgesetze sie auffordern."

Die Versammlung, der Lainé diesen Bericht vorlas, ward ergriffen und hingerissen von einer Kühnheit der Sprache, die man seit vielen Jahren nicht mehr vernommen hatte. An diesem Berichte besaß sie nun ein Mittel, die Erwartungen, die man in sie gesetzt hatte, aufs glänzendste zu rechtfertigen. Ihr erster Schritt war, daß sie dessen Druck verordnete: alles Widerstandes der Höflinge ungeachtet, und nach stürmischer Verhandlung wurde mit imposanter Mehrheit dieser Beschluß gefaßt. Erst jetzt wurde für Abfassung einer mit dem Berichte übereinstimmenden Adresse an den Kaiser gesorgt.

Die Höflinge flüchteten sich zum Kaiser, in vollem Schrecken über diese rebellische Versammlung. Was den Kaiser in Zorn setzte, war die empörerische Frechheit, eine Schrift, wie man sie ihm schilderte, und die ihm noch vorenthalten bleiben sollte, ins Volk hinauszuwerfen: die Verbündeten hatten, um ihn am empfindlichsten zu treffen, sich an sein Volk gewendet, nun gesellten sich seine eigenen Behörden zu ihnen! Er ließ den Staatsrath rufen. Den Bericht *mußte er* sich durch die Polizei verschaffen. Der *Kaiser erklärte* dem Staatsrath, seine Absicht sei, den Gesetzgebenden Körper aufzulösen, der seine Anstrengungen hindere, anstatt sie mit seinem Eifer zu unterstützen. Er ließ auch sogleich den Auflösungsbeschluß verlesen, welcher die mit dem Jahreswechsel endende Amtsdauer eines Theils der Mitglieder zum Vorwand nahm. Die Räthe, wie hernach versichert worden ist, suchten anfangs dem Kaiser den übeln Eindruck dieser Auflösung, der nicht ausbleiben könnte, vorzuhalten. Da er sie aber zur Rede stellte, ob es denn etwas Anderes sei, als die alte revolutionnaire Faction, ob sie ihm bürgen könnten, daß der Gesetzgebende Körper nicht bei zunehmender Gefahr gegen den kaiserlichen Thron aufstände und gar sich selbst für permanent er=

klärte, schwiegen die Räthe alle: sie schienen ungerne bei dieser Versammlung gegenwärtig zu sein, und nach Ertheilung eines Rathes, dessen Bedenklichkeit sie selber zugaben, überließen sie dem Kaiser die Verantwortlichkeit. Der Kaiser entschied, den Beschluß zu erlassen: er nannte dies seine Pflicht. „Ich bin kein Ludwig der Sechszehnte, erklärte er. Man erwarte von mir kein tägliches Schaukelsystem. Bin ich auch Kaiser, so habe ich darum nicht aufgehört, Bürger zu sein. Sollte die Anarchie von Neuem ihr Haupt erheben, so würde ich eher abdanken, um mir unter der Masse meinen Theil von Souverainetät zu suchen, als an der Spitze einer Ordnung der Dinge zu bleiben, wo ich nur Jedermann compromittiren, aber Niemanden schützen kann. Übrigens ist meine Entscheidung dem Gesetze gemäß, und wenn gegenwärtig Jeder gesonnen ist, seine Pflicht zu thun, so muß ich unüberwindlich sein.“ Er hob die Sitzung auf.

Am folgenden Morgen fanden die Mitglieder des Gesetzgebenden Körpers ihren Sitzungssaal geschlossen; die ganze Auflage ihres Berichtes war ergriffen worden.

Es war Sitte, daß die Deputirten, ehe sie Paris verließen, zu einer Abschiedsaudienz vor dem Kaiser erschienen. Napoleon befand sich im aufgeregtesten Zustande. Er redete sie sogleich an: „Meine Herren, Sie hätten viel Gutes thun können, und Sie haben nur Böses gethan. . . . Eilf Zwölftel von Ihnen sind gut, die übrigen sind unruhige Köpfe. . . . Was hatten Sie bei Ihrem Angriff im Sinne? die Gewalt zu ergreifen? Wo waren dazu Ihre Mittel? Sind Sie denn Repräsentanten des Volkes? Ich bin es, ich: viermal hat die Nation mich gerufen, und viermal haben sich die Stimmen von fünf Millionen Bürgern für mich ausgesprochen. Ich habe eine Würde und Sie haben keine. Sie sind nur die Abgeordneten der Departements des Reiches. Welcher von Ihnen hätte die Last der Herrschaft zu tragen vermocht? Sie hat die Constituirende Versammlung erdrückt, die einem schwachen Fürsten

Gesetze vorschrieb. Es mag sein, die Vorstadt St. Antoine hätte Sie unterstützt: sie hätte Sie wieder verlassen. Was ist aus den Jakobinern geworden, den Girondines, dem Vergniaud, Guadet? Sie sind umgekommen, und Ihr Loos wäre bald dasselbe gewesen .... Ihre Commission ist von dem Geiste der Gironde verleitet worden. Herr Lainé ist ein Verschwörer, ein Agent Englands, mit dem er in Correspondenz steht durch den Advokaten Deseze. Die Anderen sind unruhige Köpfe.... Ich werde Herrn Lainé im Auge behalten: er ist ein schlechter Mensch.... Was hat Ihnen doch das arme Frankreich gethan, daß Sie ihm so viel Übel zufügen! .... Ihr Bericht ist mit einer Schlauheit und mit treulosen Absichten verfaßt, woran Sie gar nicht denken. Zwei verlorene Schlachten in der Champagne hätten weniger Schaden gethan."

Der Kaiser sprach in abgebrochenen Sätzen, und gedrängte Gedanken, einer vom Zorne aufgewühlten Brust entfahren, fielen betäubend auf die erstaunten Deputirten ein. „Sie hätten so viel Gutes thun können! wiederholte er. Ich erwartete von Ihnen aufgerichtet zu werden. Hat mir auch die Natur einen starken und stolzen Charakter gegeben, so bedurfte ich doch Trost. Ich habe meine Leidenschaften, meinen Ehrgeiz, meinen Stolz dem Wohle Frankreichs geopfert. Ich erwartete, Sie würden mir dafür Dank wissen, und wenn ich bereit war, alle Opfer zu bringen, so hoffte ich, Sie würden mich bitten, keine zu bringen, die mit der Ehre der Nation sich nicht vertrügen. Aber das kommt Ihnen nicht zu Sinne, statt dessen fügen Sie zu den Vorwürfen die blutigste Ironie. Das Unglück habe mir gute Räthe gegeben! Wie können Sie mir meine Unfälle verwerfen? Ich habe sie mit Ehre ertragen, weil ich einen starken und stolzen Charakter habe; und wenn ich diesen Seelenstolz nicht hätte, so würde ich nicht auf den ersten Thron der Welt gestiegen sein. Sie haben mich mit Koth bewerfen wollen; aber ich gehöre zu den Menschen, die man tödtet, aber die man nicht entehrt.... Wollten

Sie mit solchen Vorwürfen etwa den Glanz des Thrones erhöhen. Was ist denn eigentlich der Thron? Die vier Stäbe vergoldetes Holz mit einem Stück Sammet überzogen? Der Thron ist in der Nation, und man kann mich von ihr nicht trennen, ohne ihr Schaden zu thun; denn die Nation bedarf meiner mehr als ich ihrer. Was vermöchte sie ohne Führer und Haupt? Ich wiederhole Ihnen, Ihr Bericht ist mit treulosen Absichten verfaßt worden. Während man den Feind vertreiben sollte, begehren Sie Institutionen! War es der Augenblick, ein solches Begehren zu stellen? Sie wollen also die Constituirende Versammlung nachahmen und eine Revolution unternehmen? Aber ich gleiche dem Könige nicht, der damals war, ich würde vom Throne steigen und lieber zum souverainen Volke gehören, als ein Sklave zu einem Könige sein. . . . Sie sind vom Factionsgeiste hingerissen worden. Ich weiß, wie große Versammlungen geleitet werden: Einer setzt sich auf die Rechte, ein Anderer auf die Linke, ein Dritter in die Mitte, und die unruhigen Köpfe treiben ihr Wesen und reißen die Mehrheit hin. So ist es Ihnen gegangen. Man hat Ihnen gesagt, man müsse wissen, ob man ein Vaterland habe, ehe man in den Krieg gehe; und es scheint, man fand das Vaterland nur wo Anarchie ist. Auch ich bin mitten aus dem Volke hervorgegangen und ich kenne die Pflichten, die ich übernommen. . . . Ich weiß so gut als Sie, daß es Mißbräuche, Plackereien gab: das ist die Schuld der Umstände und des Unglückes der Zeiten. Aber mußte man ganz Europa in das Geheimniß unsers Haushalts einführen? Es war schmuziges Leinzeug, das man im Stübchen beisammen hätte auswaschen sollen, nicht vor den Augen aller Welt. . . . Die Hälfte von Allem, was Sie sagen, ist falsch; die andre Hälfte ist wahr. Was war zu thun? Mir Alles, was Sie wußten, Punkt für Punkt vertraulich mitzutheilen: ich hätte Sie an meine Minister, an meine Staatsräthe gewiesen; wir hätten zusammen Alles untersucht; ich wäre Ihnen für die Nachwei-

sungen dankbar gewesen, und ich hätte die Verschleuderer bestrafen lassen; ich liebe sie so wenig, als Sie. Aber Ihre Klagen sind übertrieben. — Eilf Zwölftel von Ihnen nehmen mein ganzes Vertrauen in Ihre Departements zurück. Sagen Sie zu Hause, daß ich den Frieden will, daß ich alle Opfer bringen werde, um ihn Frankreich zu verschaffen, das seiner bedarf. In drei Monaten werden wir den Frieden haben, werden die Feinde aus unserm Gebiete vertrieben sein, oder ich werde nicht mehr sein. Wir haben größere Hülfsmittel, als Sie denken; die Feinde werden schneller verjagt sein, als sie gekommen. Im Elsaß und in der Franche-Comté haben die Leute einen besseren Geist, als Sie: sie verlangen Waffen von mir, ich lasse ihnen solche geben; ich sende ihnen Hauptleute, um sie als Parteigänger anzuführen. — Kehren Sie in ihre Departements zurück; ich werde die Wahlcollegien versammeln und den Gesetzgebenden Körper ergänzen lassen!"

Die Deputirten traten ab. Viele von ihnen waren von den Worten des Kaisers betroffen; andere aber prägten trotzig diese Scene sich als das Bild eines Tyrannen ein.

Mit allgemeinem Erstaunen wurde diese Auflösung des Gesetzgebenden Körpers in der Hauptstadt vernommen. Da man noch nichts von Lainé's Berichte wußte, so fragte Jedermann nach dem Grund: unbedachtsame Anhänger des Kaisers erklärten es sich aus einer Verschwörung, die im Gesetzgebenden Körper entdeckt worden wäre, und eifrig sprachen dies Diejenigen nach, die Alles aufgriffen, was die Hoffnungen der Feinde Frankreichs mehren konnte. Napoleon übersah diese Folge seines Schrittes nicht. Aber mit einigem Befremden gewahrte er, daß der ihm bisher so beschwerliche Eifer der Gesellschaft, ihn zum Frieden anzuhalten, mit Einem Male aufgehört hatte. Bald schien ihm mit dieser Opposition etwas entgangen zu sein, durch welche ihm die Gesellschaft bei aller geheimen Abneigung wenigstens eine Art von Theilnahme erwiesen hatte. Man überließ ihn nun offenbar dem Kriege; und es blieb ihm

nichts Anderes übrig, als diesen zu einem schnellen Ziele zu führen.

Bonaparte hatte sich durch den Ausbruch seines Zornes der Rücksichten unterschlagen, denen er eine Zeit lang sich unterworfen hatte, gegen welche sein Stolz sich aber empört hatte, je mehr dieser mit dem Unglück gewachsen war. Aber selbst in seiner nächsten Umgebung zeigte ihm die Art des Gehorsams, welchen Schrecken er eingejagt hatte. Wie manche seiner Treuesten, die den Schritten der Deputirten mit Theilnahme zugesehen, hatten durch die Worte des Kaisers sich selbst getroffen gefühlt! Nun verbargen sie ihre Wünsche vor ihm, wie peinlich es ihnen auch war, nicht einmal auf die Rettung Frankreichs mit bedacht sein zu dürfen. Einige fingen an, den Kaiser zu tadeln, als wäre es ihnen um Gründe zu thun, von ihm sich loszusagen. An den meisten sah man nur Niedergeschlagenheit, da unter den Nachrichten, die Schlag auf Schlag eintrafen, die Größe, die sie mit ihrem Lande getheilt hatten, zusammenschwand; es schien sogar, sie würden sich unter einander fremd, indem die gesellschaftlichen Vortheile ihren Werth verloren. Es gab nur eine kleine Anzahl von Männern, die heiter blieben und sich mit ihrem Vertrauen auf den Kaiser begnügten. Da sie so oft erfahren, daß das Räthsel der Gegenwart nur vom Kaiser gelöst wurde, hatten sie längst sich jedes eigenen Urtheils begeben und achteten auch jetzt nur auf ihn.

Napoleon hatte alle Kräfte angestrengt, um die Conscription, die der Senat beschlossen, ins Werk zu setzen und die neuen Truppen auf den Sammelplätzen einüben zu lassen. Er hatte sogar angesehene Beamte ausgesandt, die in den Departements, mit Vollmacht über Leben und Tod versehen, alle Leistungen beschleunigen sollten. Von jedem neuen Häufchen, das der Kaiser vor den Tuillerien musterte, gaben die Zeitungen übermäßige Nachrichten, um auf Feind und Freund einen nützlichen Eindruck zu machen; dem Lande versicherten sie, der Kaiser wolle, daß die jetzi-

gen Opfer die letzten seien. Städtische Garden sollten die Armee eines Theils des Dienstes überheben. Die aus Deutschland zurückgekommenen Truppen waren aber so zusammengeschmolzen, daß manches Bataillon kaum noch genug alte Soldaten hatte, um die Cadres zu einem neuen Bataillon zu liefern. Der Kaiser behielt gleichwohl die Zahl seiner Corps und die Organisation derselben bei, da er keinen seiner Marschälle beleidigen mochte. Er hatte die Infanterie, die, im Vergleich mit den ehemaligen, nun weggerafften Veteranen, schwächlich war, durch Massen von Artillerie unterstützt. Der ganzen Armee zum Halte, vermehrte er in vorzüglichem Maße seine Garde, in welcher die Ehre den Soldaten schneller bildete, als dies im übrigen Heere geschah, und deren bloßer Name, wo sie erschien, den Feind zu schrecken pflegte.

Er hatte drei seiner Marschälle am Rheine stehen gelassen. Victor, Herzog von Belluno, bewachte mit 12,000 Mann, den Oberrhein; Marmont, Herzog von Ragusa, mit 18000 Mann den mittleren Rhein; Macdonald, Herzog von Tarent, mit 20,000 Mann die Gegend unterhalb Köln. Wenn sich die Marschälle ins Land hereinziehen mußten, so konnten die Festungen ein Heer zurückbehalten, das Zeit hätte, sich zu üben, um im günstigen Augenblick mit dem Volksaufstand, für den der Kaiser bereits einen Befehl gegeben hatte, im Rücken der Alliirten zu wirken. Die Verbindungslinien der Feinde zu bedrohen, bildete der Marschall Augereau eine Reserve zu Lyon, welche 10,000 Mann von der Armee von Catalonien an sich ziehen sollte, und vielleicht auch durch die Armee von Italien unter Eugen verstärkt werden konnte, den der Kaiser um so weniger angestanden hatte, zu einem Waffenstillstande mit dem östreichischen Marschalle Bellegarde und zum Rückzug aus Italien aufzufordern, als eine neue Eroberung dieses Landes, wenn das Glück wieder kehrte, durch den Besitz von Mantua und Alexandria erleichtert würde. Zwei andere

Reserven standen, unter den Marschällen Ney und Mortier, bei Nancy und Namur.

Der Kaiser erwartete indessen seit der eilfertigen Eroberung Hollands, der erste Angriff würde auf Belgien gerichtet werden. Er war besonders um Antwerpen besorgt, das er von den Engländern zur Beute ausersehen glaubte. Das Corps Decann, das diesen Platz deckte, genügte ihm nicht; er sandte noch ein Corps seiner Garde hin. Die letzte diplomatische Antwort der Alliirten, die Alles auf England ankommen ließ, war ihm ein neuer Beweis gewesen, auf wessen Geheiß die Fürsten des Continents gegen ihn zu Felde zögen; und er hielt die Engländer für fähig, ihre Bundesgenossen das höchste Wagniß beginnen zu lassen, nur um in den Besitz der längst ersehnten Festung Antwerpen zu gelangen, die der Kaiser so großartig eingerichtet hatte.

Der Marschall Suchet stand mit einer Armee noch in Catalonien, der Marschall Soult wehrte mit der seinen an den Pyrenäen dem eindringenden Feldmarschall von Wellington. Der Kaiser hatte dem entthronten König Ferdinand Freiheit und Land zurückgegeben und dieser war mit dem besten Willen nach Spanien abgereist, die englischen Truppen, wenn es noch möglich wäre, zu entlassen. Zahlreiche französische Besatzungen lagen noch in Deutschland. Der Kaiser hoffte einen Augenblick, Marschall St. Cyr würde ihm diejenige von Dresden zurückbringen, als sie ungeachtet der Capitulation in die Kriegsgefangenschaft nach Ungarn geschickt wurde. Von den übrigen Besatzungen, die für den Krieg verloren waren, versprach er sich, daß sie einen Theil der feindlichen Streitkräfte von ihm entfernt halten und eine Anzahl feste Plätze ihm zur Abrechnung in den Friedensunterhandlungen aufsparen würden.

Es war vielleicht das Gefühl der Vereinzelung in Paris, das den Kaiser zuweilen in die Vorstädte reiten ließ. Er bekam darauf Anerbietungen von revolutionnairen Clubbs, die seine Besuche bei einer Bevölkerung, unter der sie am

meisten wirkten, für eine Aufforderung nahmen, mit ihm in Verbindung zu treten. Diese Vorschläge enthielten aber ein Treiben und Toben, als wenn das Jahr 1793 zurückkehren sollte, so daß der Kaiser sie mit Ekel abwies, um wenigstens, wenn er unterliegen sollte, nicht den Ruhm, die Revolution gestillt zu haben, zu verscherzen. Hatte ihn doch schon der Versuch des Gesetzgebenden Körpers darin bestärkt, daß die Republikaner seine eigentlichen Feinde seien. Kein Zureden konnte ihn jetzt dazu bewegen, eine Nationalgarde in Paris zu errichten.

Jeder Tag brachte nun schlimmere Nachrichten von den Fortschritten der alliirten Heere. Des Kaisers Zorn entbrannte, als er die Räumung Genfs, und bald sogar Victor's Rückzug aus den Pässen der Vogesen vernahm. Er ließ das Benehmen des Präfecten von Genf untersuchen. Er befahl Victor, in Verbindung mit Ney und Mortier, den er von Namur herbeigerufen, sich der Pässe wieder zu bemächtigen und Schwarzenberg aufzuhalten, während Marmont dem schlesischen Heere jeden Fuß breit Land streitig machen, und Macdonald demselben auf dem rechten Flügel zusetzen würde. Noch immer gestand sich der Kaiser aber nicht, daß die Alliirten es bis aufs Äußerste treiben würden: er hatte zu oft sich nothwendig für die Fürsten gefühlt, bald gegen Englands Ehrgeiz, den Continent zu beherrschen, für dessen Bekämpfung er die Ruhe seiner Regierung hingegeben zu haben glaubte, bald gegen den Geist der Revolution, den er allein gefesselt zu halten im Stande gewesen war. Wenn er an dem König von Preußen und an Alexander Alles begreifen konnte, so beredete er sich, die kleineren Fürsten müßten einsehen, daß sie Vieles von ihm erhalten hätten, das ihnen ihre jetzigen Verbündeten niemals gönnen würden. Er beruhigte sich vollends über den Kaiser von Östreich, der auch wirklich Marie Louise geschrieben hatte, er werde nie ihre Sache von derjenigen Frankreichs trennen. Gegen seine Sitte

zeigte sich der Kaiser öfters mit Marie Louise dem Publicum im Theater.

Bei diesen Vorstellungen von den Allürten hätte er es für Schwachheit gehalten, nur für des Ganzen Rettung sorgen zu wollen, und deshalb, sei es Antwerpen, sei es einen andern entfernten Punkt umsonst aufzugeben, um den es vielleicht einmal einzelnen der Feinde, oder gar den Engländern vorzüglich zu thun wäre. Ja, er ließ Eugen den Krieg in Italien fortsetzen, da ihm derselbe die Unmöglichkeit vorstellte, die italienischen Truppen des Heeres nach Frankreich zu führen, hingegen zur Vertheidigung Italiens auch persönlich um so kampfbegieriger schien, als ihm die Östreicher, anstatt des Waffenstillstandes, den sie abschlugen, eine Verrätherei zugemuthet hatten.

Noch niemals schien der Kaiser die Gefahr erwogen zu haben, die von den Bourbonen kam. Der Graf Lavalette, zu Josephine's Zeiten der Vertraute Beider, den er im Unglücke wieder an sich gezogen und nun jeden Abend nach dem Tagewerk auf sein Schlafzimmer rufen ließ, nahm es auf sich, ihm davon zu sprechen. Napoleon erhob sich bei dem Worte, das sein Nachdenken zu fordern schien; ans Bett getreten, legte er sich nieder. Lavalette wagte nicht, wenn der Kaiser nichts bemerken wollte, ihn wieder anzureden: als er endlich um die Erlaubniß bat, sich entfernen zu dürfen, fand er ihn eingeschlummert.

Napoleon ergriff aber den Gedanken, dem er nicht träumerisch hatte nachhängen können, so bald er ihn zu Erreichung eines Zweckes gebrauchen zu können glaubte. Es war ihm nämlich eingefallen, als die Feinde immer tiefer drangen, durch Caulaincourt Metternich vorstellen zu lassen, wie leicht Östreich durch den Sieg über seinen eigenen Zweck hinaus geführt werden könnte, wobei er meinte, ein Waffenstillstand wäre jetzt in Östreichs wie in Frankreichs Interesse; an Caulaincourt schrieb er zur Erläuterung: unzertrennlich von dem Plane, Frankreich auf seine alten Grenzen zurückzuführen, wäre die Herstellung der

Bourbonen, denn er werde Frankreich nicht kleiner hinterlassen wollen, als er es bekommen.

Die vielfachen Anzeichen von Talleyrand's zweideutigem Beginnen hatten den Kaiser, da er sich einmal mit den Bourbonen beschäftigte, auf den Punkt geführt, den Mann verhaften zu lassen. Er verschmähte es aber; er war es müde, sich mit Besorgnissen und den Launen oder den Tücken der Hauptstadt abzugeben, da doch Alles auf glückliche Eingebungen an der Spitze eines muthigen und treuen Heeres ankam. Der Augenblick war gekommen, wo seine Abreise zur Armee nöthig wurde: die verschiedenen Corps jedes der beiden Heere schickten sich an, ihre Vereinigung zu bewerkstelligen, es war der Zeitpunkt für eine Schlacht.

Napoleon hatte sich indessen noch entschlossen, zu Paris eine Nationalgarde zu organisiren. Da sich der Krieg so nahe herangezogen, daß leicht ein feindliches Corps die Hauptstadt überraschen konnte, während er anderswo wehrte, glaubte er diese Vorsicht nicht unterlassen zu dürfen. Er duldete aber keine Einreden, sondern ordnete die Ausführung ganz nach seinem Sinne an, damit keine Partei durch die Maßregel aufgemuntert würde. Er ließ in das Corps nur Leute aufnehmen, die bei seiner Familie oder den Ministern angestellt waren, oder die sonst von der Regierung abhingen, und setzte den Generalstab aufs behutsamste zusammen. Er schärfte ein, keinen voreiligen Gebrauch davon zu machen und sogar jede Anstalt zur ernstlichen Vertheidigung zu vermeiden, welche die Stadt beunruhigen könnte. Zur Beschützung der Barrieren hatte er nur insgeheim tragbare hölzerne Vorwerke verfertigen lassen, die, bis sie gebraucht würden, aufbewahrt werden sollten.

War einmal die Nationalgarde aufgestellt, so wollte er ihr aber alles mögliche Zutrauen beweisen. Die Officiere mußten sich, um den Eid zu leisten, im großen Saal der Marschälle in den Tuilerien versammeln. Napoleon erschien mit der Kaiserin, eine Hofdame brachte den kleinen

König von Rom. Der Kaiser kam, Abschied von den Officieren zu nehmen. „Meine Herren Officiere, redete er sie mit klangvoller Stimme an, ein Theil von Frankreichs Gebiete ist vom Feinde betreten, ich gehe mich an die Spitze meiner Armee zu setzen, und mit Gottes Hülfe und der Tapferkeit meiner Truppen hoffe ich den Feind aus den Grenzen zu treiben." Der Kaiser nahm den König von Rom in den Arm und die Kaiserin an die andere Hand, und fuhr fort: „Wenn sich der Feind der Hauptstadt nähern sollte, so anvertraue ich dem Muthe der Nationalgarde die Kaiserin und den König von Rom, — — — meine Frau und meinen Sohn", wiederholte er bewegt. Es lebe der Kaiser! riefen die Officiere von Rührung ergriffen; es lebe die Kaiserin! es lebe der König von Rom! riefen sie in immer größerem Enthusiasmus und schwuren der Kaiserin Treue. Napoleon, selbst ergriffen und über die lange entbehrte Stimme der Anhänglichkeit vergnügt, weilte noch einige Zeit unter den Officieren, nachdem sich die Kaiserin mit ihrem Sohne entfernt hatte.

Am Tage vor seiner Abreise erhielt der Kaiser einen Brief von Carnot. Der alte Republikaner, der sich der Errichtung des Kaiserthrones widersetzt hatte, ertrug es nicht, der Gefahr des Vaterlands grollend zuzusehen. Er schrieb dem Kaiser: so lange das Glück seine Unternehmungen gekrönt, habe er sich enthalten, ihm seine Dienste anzubieten; jetzt, wo das Unglück der Standhaftigkeit des Kaisers eine harte Prüfung bereite, zögere er nicht, die schwachen Kräfte, die ihm geblieben, zu seiner Verfügung zu stellen; vielleicht daß das Beispiel eines Soldaten, dessen patriotische Gesinnungen bekannt seien, um die Adler des Kaisers noch viele Unschlüssige versammeln könnte. Napoleon wählte für Carnot in dem Commando von Antwerpen eine Aufgabe aus, die ihm das größte Vertrauen ausdrückte, aber nicht dem Lenker des Nationalkrieges von 1793, sondern dem Verfasser der Anleitung zur Vertheidigung fester Plätze galt.

Noch schrieb Napoleon an die Bischöfe seines Reiches, daß sie öffentliche Gebete für das Glück seiner Waffen anstellen lassen und den Gläubigen die Pflichten erklären sollten, welche die Religion unter den jetzigen Umständen auflege.

Für die Zeit seiner Abwesenheit hatte der Kaiser seine Gemahlin zur Regentin ernannt, seinen Bruder Joseph zu seinem Lieutenant. In der Nacht auf den 25. Januar gab er seine letzten Befehle. Er zeigte sich beim Abschied heiter und wohlgemuth. Endlich umarmte er seinen Sohn und seine Gemahlin und warf sich in den Wagen.

In Paris war eben der General Sebastiani von der Armee angekommen. Von der Lage des Krieges noch ganz bestürzt, erzählte er überall von den Massen von Feinden, von ihren Verheerungen, von der Erschöpfung des Landes, in welchem der Kaiser den Krieg führen müßte. Da ihn seine Freunde auf den üblen Eindruck seiner Nachrichten aufmerksam machten, sprach er in der Gesellschaft, um die Unbedachtsamkeit gut zu machen, von der Vertheidigung von Paris, als dem einzigen Mittel, Frankreich zu retten, und drückte sich darüber mit großer Entschlossenheit aus. Aber unbarmherzig fiel die hohe Gesellschaft über diese Äußerung her. Es war der Ausbruch ihres bisher verhaltenen Ingrimms gegen den Kaiser, der kaum den Rücken gewendet hatte. Mit muthwilligem Spotte, mit vornehmem Hohne behandelte sie die soldatische Vermessenheit, die Hauptstadt der gebildeten Welt zum Opfer dieses Krieges machen zu wollen.

Fünftes Kapitel.

Die Eröffnung des Feldzuges.

Napoleon fühlte wieder alle seine Feldherrnstärke, als er die Hauptstadt hinter sich hatte und auf der Landstraße durch Truppen und Kriegsmaterial fuhr, die dem Heere zuzogen. In den Dörfern, den kleinen Städten traf er auch sein französisches Volk wieder. Während die Pferde gewechselt wurden, sammelte sich die weibliche Bevölkerung mit den Kindern um seinen Wagen; in einiger Entfernung stellten die Männer sich eilig mit ihren Waffen, so gut es ging, in Reihe und Glied. Unter dem eifrigsten Zurufe ließ sich zuweilen ein „Weg mit den vereinten Gebühren!" hören und verrieth die Wünsche der Zeit; aber es hatte nichts Feindseliges an diesem zutraulichen Winzervolke. Es war leicht zu bemerken, wie sich die Leute von aller Furcht erholten, indem sie den Kaiser durchfahren sahen. Denn schon hatte die Nähe des Feindes auf diesen Hauptstraßen Schrecken verbreitet, die, hier der Marne, südlich der Seine entlang, nach Paris führen. Gegen Abend langte Napoleon in Chalons an der Marne an und ließ sich unverzüglich über die Stellung der Feinde und seiner eigenen Corps Bericht erstatten. Die Marschälle Victor, Ney und Marmont waren schon bis ins Marnethal zurückgewichen und standen unweit Chalons in den Umgebungen von Vitry.

Das schlesische Heer hatte sich in den letzten Tagen beschäftigt, über die Maas zu setzen. Zu seiner Linken hatte der Kaiser das Corps Macdonald's, das sich im Marsche von Namur auf Verdun an der Maas befand; zur Rechten, bei Trois, den Marschall Mortier, der mit geringen Kräften den Marsch der großen Armee des Fürsten von Schwarzenberg verzögerte und den Tag zuvor auf den Höhen von Bar an der Aube die Ehre der französischen Waffen behauptet hatte. Es mochten etwa 70,000 Mann sein, die der Kaiser demnach in den nächsten Tagen zusammenziehen konnte. Vielleicht war es noch Zeit, zwischen Blücher und die große Armee hineinzudringen; vielleicht würde er dann auf die Mitte der letzteren treffen, die nicht in Einer Masse ziehen konnte: rückte er nur schleunig vor auf der Straße, die über Vitry und St. Dizier auf Chaumont führt, so mußte die Gelegenheit sich finden, dem einen oder anderen Theile des Feindes einen Sieg abzugewinnen, dessen Napoleon, die Gemüther wieder zu stärken, zur Eröffnung des Feldzugs so sehr bedurfte. Am frühen Morgen machte er sich auf den Weg nach Vitry zum Heere, dessen junge Mannschaft von dem unaufhörlichen Rückmarsche sehr entmuthigt zu sein schien, da einzelne Flüchtlinge schon in Chalons gesehen worden. Des Kaisers Ankunft stellte die Ordnung wieder her, der Rückzug hatte ein Ende. Die angreifenden Bewegungen begannen in der Nacht auf den 27., und bei Tagesanbruch trieb französische Cavallerie einige russische Truppen aus St. Dizier. Außer sich vor Freuden, stellten die Einwohner dieses Städtchens Alles dem Kaiser zu Dienste, dessen Erscheinen so unverhofft sie ihren kummervollen Schlüssen aus dem Durchmarsch des Feindes entriß. Bald brachten Bauern russische Gefangene vor den Kaiser, der nun erfuhr, daß es Blücher selbst gewesen, der mit dem Corps Sacken durch St. Dizier gezogen war. Aber das Corps York war noch zurück: Napoleon hatte das schlesische Heer getrennt. Sein Entschluß war bald gefaßt, auf den kühnen Preußen zu fallen,

der sich zur Vereinigung mit Schwarzenberg nach Troyes gewendet hatte. Ein gerader Weg führte durch den Der-Wald in zwei Märschen nach Brienne auf die Landstraße der Aube. In winterlichem Regen marschirten am 28. Januar wohlgemuth die französischen Truppen auf diesem tieferweichten Wege. Napoleon zog durch eine bekannte Gegend dem Orte zu, wo er als Knabe auf der Kriegsschule gewesen war.

Blücher befand sich in der Frühe des 29. noch in Brienne, als er die Nachricht von Napoleon's Anmarsch erhielt. Er rief eilig Sacken zurück, den er bereits nach der Brücke von Lesmont geschickt hatte, und ließ die Straße, auf welcher derselbe hergezogen kam, links vor der Stadt durch die russische Cavallerie des Grafen Pahlen decken, die eben als Vorhut des Corps Wittgenstein eingetroffen war. Pahlen schützte gegen die zuerst angelangte französische Cavallerie den Durchmarsch Sacken's und folgte endlich, immer kämpfend, demselben durch die Stadt auf die Straße von Bar. Er nahm hier seine Stellung hinter der russischen Infanterie, deren Plänkler sich in die Gärten und Gräben rechts vor der Stadt legten. In dieser blieb nur der General Olssufiew zurück, um den Eingang vom Der-Walde her zu bewachen, dessen Weg sich in der Stadt mit der großen Straße von Lesmont nach Bar kreuzt und hinter der Stadt an das Schloß von Brienne hinansteigt. Langsam rückte die französische Infanterie auf dem kothigen Wege heran. Schon dämmerte es: der Kaiser schickte ungeduldig nach Ney, den Marsch zu beschleunigen, da schon eine Stunde die einzige Division Dufesme mit den Russen im Feuer stand. Ney mußte den Angriff auf die Stadt übernehmen, während links der General Dufesme den seinigen auf die Russen erneuerte; der General Chateau führte unterdessen eine Colonne rechts um die Stadt, um einen Handstreich auf das Schloß zu versuchen. Allein der Feldmarschall Blücher, der bemerkte, daß Dufesme's Angriff von keiner Cavallerie unterstützt wurde, ließ Pahlen und Ma-

silltschikow hervorbrechen, und unwiderstehlich trieben diese Dufesme auf die Colonne Ney's zurück, die selbst zu weichen begann, und nahmen mehrere Stücke Geschütz als Beute mit sich zurück. Der Feldmarschall war aufs Schloß geritten, um die feindlichen Kräfte noch einmal zu überschauen; plötzlich fielen Schüsse am Fuße des Schlosses: es war Chateau's Colonne, die in die Höfe drang, aber durch ihr Schießen sich verrathen hatte; Blücher war entkommen. Vom Schlosse stieg die französische Colonne in die Stadt hinunter und kam mit den Truppen, die schleunig von den Ausgängen eingezogen worden, ins Handgemenge. Blücher ließ frische Truppen in die Stadt rücken. In der Helle vieler in Brand gerathener Häuser schlug man sich in den Straßen: wurden die Franzosen ins Schloß zurückgejagt, so trieben sie mit wohlgezielten Schüssen aus den Fenstern den von den Flammen beschienenen Feind in die Stadt zurück; wurde den Russen irgendwo der Rückzug abgeschnitten, so warfen sie sich in die nächsten Häuser und machten sich aus diesen eine Festung. Blücher hatte nur um der Ehre der Waffen willen und um über seinen Abzug zu täuschen, diesen letzten Angriff unternommen. So ließ er nach Mitternacht den Kampf enden. Am Morgen waren die Russen, in einen dichten Nebel gehüllt, auf der Straße nach Bar abgezogen. Napoleon verlegte aufs Schloß sein Hauptquartier und ließ Victor und Grouchy dem Feinde nachrücken. Sie manövrirten den Tag über gegen die russische Reiterei und besetzten des Abends die Dörfer La Rothière, Dienville und Chaumenil. Blücher schien eine feste Stellung bei Trannes bezogen zu haben. Dem französischen Kaiser war er entkommen, da er den Rückzug auf die Östreicher gefunden hatte. Napoleon mußte nun das Gefecht in Brienne, mit der Überraschung des feindlichen Heerführers, als den Sieg darstellen, den er gesucht hatte.

Während des Gefechtes hatte dem Kaiser ein benachbarter Dorfpfarrer seine Dienste angeboten, in welchem er

einen alten Bekannten aus den Zeiten der Kriegsschule fand. Auf dem Schlosse kamen ihm nun die Jugenderinnerungen in Menge wieder; er erkannte die Spaziergänge, auf denen er sich seine ersten Pläne ausgesonnen, die Plätze, wo er sich mit seinen Cameraden in Kriegsspielen ergangen. Und jetzt war es ein Kriegsspiel des französischen Kaisers mit den Kosaken von Asiens Grenzen! Klarer hätte es Napoleon nicht vor die Seele treten können, daß Ruhm das Wesen seines Lebens sei, daß er keiner der legitimen Fürsten sei, die ihr Land durch Siege und Niederlagen, vermehrt oder geschmälert, zu behalten hätten, daß sein eigentliches Besitzthum der Sieg sei, ohne den ihm sein Reich nicht mehr recht angehören würde. Als er dann, wo er in Brienne sich hinwandte, die Spuren der Verheerung des vorigen Tages fand, war er freigebig gegen die geschädigten Einwohner, und des Abends überließ er sich seinen Plänen, die Stadt neu aufzubauen, eine kaiserliche Residenz daraus zu machen.

Der 30. Januar war für den Kaiser in gänzlicher Ungewißheit über die Feinde verstrichen. Da Blücher auch am 31. unbeweglich in seiner Stellung blieb, mußte Napoleon annehmen, daß sich derselbe auf die Östreicher stützte. Nach einigen Gerüchten von Märschen dieser Letzteren erwartete er indessen, Blücher werde eine Bewegung machen, und ersah sich diesen Augenblick zum Angriffe. Zugleich gebot er Eile, die Brücke von Lesmont herzustellen, die von den Feinden zerstört worden war.

Groß war im Hauptquartier der alliirten Monarchen die Unruhe gewesen, als gleich hinter Blücher's verwegenem Zuge nach Lesmont der französische Kaiser hervorbrach; und eilig hatte der Fürst von Schwarzenberg den eben vom Rheine angekommenen Wittgenstein nebst Wrede mit dem ersten Empfange des Feindes beauftragt, wenn dieser auf Chaumont anrücken sollte, zur Unterstützung Blücher's aber seine drei nächsten Corps in Bereitschaft setzen lassen. Die Feindseligkeiten kamen besonders den Diplomaten des Haupt-

quartiers ungelegen, da zu Langres soeben die Eröffnung der Friedensunterhandlungen verabredet worden war. Zwar hatten die Mächte zu gleicher Zeit die Fortsetzung des Krieges beschlossen. Die Diplomaten besaßen aber an dem Fürsten von Schwarzenberg einen Feldherrn, der selbst Diplomat gewesen war. Von Blücher, den sie nicht einmal unter ihrer Aufsicht hatten, besorgten sie hingegen noch manche Störung, und waren der Meinung, daß er nach seinem Vorhaben gefragt werden sollte. Schwarzenberg sandte ihnen einen Officier nach Brienne, der bald von dem argwöhnischen Preußen die Antwort brachte: man müsse nach Paris; Napoleon habe in allen Hauptstädten von Europa seine Visite gemacht, warum man weniger höflich sein sollte, als er? Und endlich müßte er vom Throne, sonst bekomme man keine Ruhe. Diese Sprache verdroß: man behandelte im Hauptquartiere Blücher'n als einen Exaltirten. Der Unfall von Brienne schien allen Tadel zu rechtfertigen, nach Blücher's nächtlicher Überraschung auf dem Schlosse machte man sich eine Vorstellung von dem ganzen Gefechte.

Wie sehr auch Schwarzenberg den Marsch der Truppen, die er bereits gemahnt hatte, beschleunigte, fürchtete er von Napoleon's bekannter Thätigkeit doch einen zu raschen Angriff auf Blücher, als daß er diesen unterstützen könnte. Die lange Unthätigkeit der Franzosen befremdete ihn so sehr, daß er einen Augenblick seine Rückzugslinie angegriffen glaubte. Indessen waren der Kronprinz von Würtemberg und Graf Giulay herangerückt; Graf Wrede ließ bitten, an der Schlacht Theil nehmen zu dürfen, und auch die russischen Reserven befanden sich in der Nähe. Der Fürst von Schwarzenberg ritt am folgenden Tage zu Blücher auf die Höhe von Trannes; und hier, als er in der Ebene die feindliche Linie so schwach und dazu so ausgedehnt sah, daß er zu seinen überlegenen Streitkräften Vertrauen faßte, überließ er die drei Corps des Hauptheeres dem preußischen Feldherrn und lud ihn ein, den ersten Sieg in Frankreich zu erfechten. Zu seiner Ver-

wunderung mußte er aber Blücher'n noch zureden, der zwar nur die Schlechtigkeit der Wege einwendete, wahrscheinlich sich aber ärgerte, daß das seltsame Anerbieten, einige Corps der großen Armee ihm zu leihen, immer noch auf keine unbedingte Theilnahme dieser Letzteren an den Angriffsoperationen schließen ließ. Als auch am Morgen des 1. Februars die Franzosen liegen blieben, ordnete Blücher die Schlacht an. Auf das Dorf La Rothière, obgleich es der stärkste Punkt der feindlichen Linie war, sollte Sacken den Hauptangriff führen, weil die Landstraße dorthin lief. Der Kronprinz von Würtemberg sollte unterdessen rechts durch den Wald sich den Dörfern La Gibrie, Chaumenil und Morvilliers nähern, wo der linke französische Flügel ohne einen Lehnpunkt und so weit hinter der Linie des Centrums stand, daß ein glücklich auf diese Stelle geführter Streich den Rückzug des Letztern bedrohen mußte. Graf Giuly wurde auf den rechten feindlichen Flügel in Dienville gerichtet. Große Mühe kostete es noch, das in den Lehmboden eingefrorene Geschütz von der Stelle zu bringen: man wandte die doppelte Bespannung an und fuhr nur mit der Hälfte der Stücke zur Schlacht. Gegen 1 Uhr waren die drei Colonnen in Bewegung.

Der französische Kaiser erwartete keinen Angriff mehr; ja, er hatte den Verdacht gefaßt, daß ihn Blücher nur täuschen möchte, während Schwarzenberg auf Troyes gezogen wäre. Er leitete also den Rückzug über die eben fertig gewordene Brücke von Lesmont ein und hatte Ney schon abmarschiren lassen. Man meldete ihm von Bewegungen aus der feindlichen Stellung: er ritt nach den Vorposten, aber ein dicht fallender Schnee benahm ihm alle Aussicht: er ließ Ney zurückrufen. Bald begann das Gefecht vor La Rothière. Mit dem Feuer einiger Batterien, die man vor dem Dorfe aufgefahren, und mit lebhaftem Gewehrfeuer aus den umliegenden Häusern und Gärten wurden Sacken's Colonnen empfangen, und ungestüm brach die französische Cavallerie hervor. Doch als diese im Schnee-

gestöber in das Feuer einer russischen Colonne gerieth, stürzte Wasiltschikow auf sie los, warf sie und jagte sie bis weit hinter das Dorf. Das gab der russischen Infanterie neuen Muth zum Angriffe. Bald gewannen, bald verloren sie das Dorf. Mit der hartnäckigsten Tapferkeit fochten die jungen französischen Truppen. Stundenlang dauerte der Kampf im schneidend-kalten Schneewinde, der den Kämpfenden oft den Feind verhüllte, oft sie anzuhalten nöthigte, um Athem zu holen. Aber Sacken führte immer neue Truppen ins Gefecht, Blücher sandte die Reserven. In Dienville an der Aube wurde Gerard von dem Grafen Giulay festgehalten, der sich vom andern Ufer her der Brücke zu bemächtigen suchte. Auf dem linken Flügel schlug sich Victor in La Gibrin mit dem Kronprinzen von Würtemberg. In Morvilliers wurde Marmont von dem aus dem Walde hervorgebrochenen Wrede überrascht, und, ehe er seine Truppen aus ihrer ausgedehnten Stellung zusammenziehen konnte, zurückgetrieben. Napoleon, der auf allen Punkten die feindlichen Massen immer überhand nehmen sah, gab es auf, seine Stellungen zu behaupten. Um die Feinde zu täuschen, sandte er den Truppen in La Rothière Verstärkung zu einem letzten Angriffe. Ein neuer Vortheil, den der Feind auf der Linken erhielt, erlaubte keine Zögerung mehr. General Drouot steckte das Dorf La Rothière nach einem Auftrage des Kaisers in Brand, um den Feind aufzuhalten; und die junge Mannschaft, die sich so heldenmäßig geschlagen, trat in bester Ordnung den nächtlichen Rückzug durch Brienne an. Kein Feind verfolgte. Der Kaiser nannte die Schlacht ein Nachhutsgefecht, das seinen Truppen zum Ruhme gereicht hätte.

Am frühen Morgen zog die Armee über die Brücke von Lesmont, an der sich Ney zu ihrem Schutze aufgestellt hatte, und wandte sich links über Piney nach Troyes. Nur Marmont, der des Kaisers Rückzug auf Lesmont gedeckt hatte, nahm seinen Weg rechts über Ronay, als er an der Voire von dem Corps Wrede erreicht wurde. Kaltblütig

leitete er den Übergang seiner Truppen über das Flüßchen, wies durch heftiges Feuer jede Abtheilung zurück, die ihn hindern wollte, und entzog sich endlich in einem dichten Nebel den überhand nehmenden Feinden.

Auf dem Schlosse von Brienne hielten die Alliirten Kriegsrath. Der Fürst Schwarzenberg legte einen Plan vor, die Armee zu trennen, da es unmöglich wäre, ohne Magazine, in dem von den Einwohnern zum Theil geräumten Lande, auf Einer Straße zu marschiren. Das schlesische Heer sollte an der Marne zunächst das Corps York, hernach das Corps Kleist und den General Kapzewitsch vom Corps Langeron an sich ziehen, die bereits in Metz und Nancy angelangt sein mußten. Mit dieser Macht sollte Blücher durch das Thal der Marne auf Paris rücken. Schwarzenberg versprach, dasselbe Ziel auf beiden Ufern der Seine zu erstreben. Wittgenstein sollte sich an der Aube halten, und durch seine Kosaken die Verbindung der großen Armee mit der schlesischen unterhalten. Schwarzenberg hoffte, durch diese gleichzeitigen Bewegungen auf die Hauptstadt würde ein Marsch des französischen Kaisers nach den südlichen Verbindungslinien der großen Armee, den er am meisten fürchtete, verhütet werden. Der Plan erfuhr keinen Widerspruch. Die bloße Sorge um die Verpflegung würde, da man stark genug war, sich zu trennen, dazu entschieden haben. Den Feldheeren beider Heere mag es aber auch erwünscht gewesen sein, von der stündlichen Rücksicht auf einander befreit zu werden, nachdem Blücher einmal Schwarzenberg's Versprechen hatte, daß Paris auch das Ziel der großen Armee wäre. Doch warnte Schwarzenberg, den französischen Kaiser nicht für gänzlich geschlagen zu halten: er hatte am vorigen Abend das siegreiche Gefecht nur für die glückliche Einleitung einer entscheidenden Schlacht gehalten, und sein letztes Wort im Kriegsrathe war: Vorsicht!

Für die Minister der alliirten Monarchen war nun der Zeitpunkt günstig, die Unterhandlungen in Chatillon

zu eröffnen. Da den Mächten ein treues Zusammenhalten als die erste Rücksicht gelten mußte, war es Alexander'n und dem englischen Bevollmächtigten in Langres gelungen, die Einwilligung aller Theile zu dem im Jahre 1805 für die Beschränkung der französischen Übermacht entworfenen Plane zu erhalten, über den in jener Zeit ja die einen der Mächte schon einverstanden gewesen. Es mußte nun selbst von denen, die auf Frieden sannen, anerkannt werden, daß der Sieg von La Rothière den Alliirten ein Recht zu dieser erhöheten Forderung gab, und zugleich wurden dieselben durch die Möglichkeit, daß Paris erobert würde, beunruhigt, sodaß sie den Frieden beschleunigen wollten. Die Bevollmächtigten, welche nach Chatillon abgingen, waren der Graf von Stadion für Östreich, der Graf von Razoumowski für Rußland, Lord Aberdeen, Lord Cathcart und Sir Charles Stewart für Großbritannien, Baron Humboldt für Preußen. Alexander gab seinem Bevollmächtigten den Auftrag mit, in keinem Falle etwas Entscheidendes zu unterzeichnen, ehe er von ihm neue Befehle eingeholt hätte.

Sobald Blücher sein Heer in Marsch setzen konnte, eilte er, die Straße von Troyes nach Chalons zu durchschneiden, um den Marschall Macdonald, der sich in der Gegend des letztern Punktes befinden mußte, an der Vereinigung mit dem Kaiser zu hindern. Schwarzenberg wartete noch auf Nachricht über die Richtung, die Napoleon genommen. Als er gewiß war, daß dieser die kürzeste Rückzugslinie auf Paris verlassen hatte, um links Troyes zu gewinnen, sandte er einen Theil seiner Truppen auf dem Rückwege über Bar an der Aube ab, seine südlichen Verbindungsstraßen zu besetzen. Die Armee kam nun, von Arcis bis Bar an der Seine, in weitem Halbkreis um Troyes zu stehen, welchen der Fürst, als er Napoleon Anstalten treffen sah, sich in dieser Stadt zu vertheidigen, zur südlichen Umgehung derselben, nach dem linken Flügel hin verstärkte.

Wie stolz auch die Haltung gewesen war, in der sich das französische Heer aus der verlornen Schlacht gezogen hatte, der Eindruck derselben fing bald an, auf die Truppen zu wirken. Vierundfunfzig Kanonen waren in des Feindes Händen geblieben, der Verlust an Mannschaft mußte auf sechstausend ansteigen. Nur ein Theil der feindlichen Corps hatte die Schlacht geliefert, und das französische Heer, das nur auf wenige Verstärkungen noch hoffen durfte, hatte trotz aller Tapferkeit, unter des Kaisers Befehl, den Kürzeren gezogen. Die Soldaten sahen es ihren Generalen an, wie ihnen vor den bevorstehenden Ereignissen bangte. So oft sie nach einem Halte sich wieder in Marsch setzten, vermißte fast jede Compagnie einige Leute, die entwichen waren.

Vor Troyes empfing die alte Garde unter Mortier das ankommende Heer, und ließ es unter ihrem Schutze in die Stadt ziehen. In Gegenwart der Garde fühlten gleichsam sich die Truppen geborgen, und die alten Krieger schauten so launig den Neulingen ins Antlitz, die sich zum ersten Male geschlagen hatten, daß diese sich bei ihrem bloßen Anblick ermannten. Allein in der Stadt war es still in den Straßen. Die Einwohner waren unfreundlich, als zürnten sie den Truppen, die ihnen Unglück zuzuziehen schienen.

Troyes mit seinen Gewerben war eine zu ansehnliche Stadt, um sie ohne Kampf den Feinden zu überlassen. Es fanden sich vor der Stadt einige Stellen, die zur Vertheidigung benutzt werden konnten. Die französischen Corps wurden an die Zugänge verlegt: ohne die Östreicher zu erwarten, gingen sie denselben entgegen, wo sie zu nahe sich heran wagten, und griffen sie mit einer Kraft an, welche die Feinde von einem geschlagenen Heere nicht erwartet hatten. Napoleon fühlte aber, daß auch in der glücklichen Vertheidigung von Troyes nichts Entscheidendes liegen würde, und daß er die Stadt verlassen müßte, um irgend wo dem Kriege eine neue Wendung zu geben, auch wenn

ihn dazu Schwarzenberg's Umgehungsanstalten nicht genöthigt hätten. Der Kummer, den seit einigen Tagen die verzweifelnden Generale erfüllte, bemächtigte sich jetzt auch des Kaisers, als er, nicht aus einer planmäßigen Berechnung, sondern im Gefühl seiner Ohnmacht, sich zu einem Rückzuge entschloß, dessen Ende er nicht kannte. Einen Augenblick fühlte er sich so hülflos, daß er seine Augen auf den Friedenscongreß zu Chatillon richtete. Er gebe Caulaincourt, ließ er durch Bassano diesem schreiben, unbeschränkte Vollmacht, um die Unterhandlungen zu einem glücklichen Ziele zu führen, die Hauptstadt zu retten, und eine Schlacht zu ersparen, auf welcher die letzten Hoffnungen der Nation beruhen. Ein schwacher Schimmer von Hoffnung war es für Napoleon, als er des Abends einige Nachrichten von Blücher's vereinzeltem Zuge gegen Macdonald erhielt. Ehe er sich aber von Schwarzenberg losgemacht hätte, konnte er auch nach jener Seite nichts unternehmen. Er ordnete also den Rückzug auf Nogent an, wo er zunächst eine noch auf dem Marsche befindliche Division von der Armee der Pyrenäen und einige Sendungen von Paris aufzunehmen hoffte.

Die Truppen glaubten, die Lage Frankreichs erst jetzt zu begreifen, als sie den Rückzug aus Troyes antreten mußten. Der Kaiser folgte ihnen niedergeschlagen, wie sie. Um den Abmarsch zu decken, blieb der Marschall Mortier zurück, und machte zu besserer Täuschung eine Zeitlang Bewegungen, welche die Feinde für Vorbereitungen zu einer Schlacht nehmen mußten.

Sobald der Kaiser am 7. Februar in Nogent angekommen, und die nöthigen Befehle zum Schutze des Ortes gegeben hatte, suchte er sich Nachrichten von dem schlesischen Heere zu verschaffen; viele Officiere schrieben trostlose Briefe nach der Hauptstadt, der sie schon so nahe gekommen waren.

Schwarzenberg wagte am 7. erst gegen Abend, in Troyes einzurücken, das Mortier schon vor Tagesanbruch

verlassen hatte. Die Monarchen schlugen in der alten Hauptstadt der Champagne ihr Hauptquartier auf. Schwarzenberg sandte einen Theil seines Heeres längs der Seine hinunter, um den französischen Kaiser wieder zu überflügeln, und die Brückenköpfe der Seine anzugreifen, die derselbe besetzt hielt.

Sechstes Kapitel.

Der Congreß zu Chatillon.

Caulaincourt, der längst darauf gefaßt war, härtere Bedingungen von den Alliirten zu vernehmen, als die von Frankfurt gestellten, hatte bisher vergeblich den Kaiser um Vollmachten für diesen Fall bitten lassen. Die unbedingte Vollmacht, die er jetzt plötzlich erhielt, um die Armee aus einer, wie es schien, gefährlichen Lage zu retten, stürzte ihn in eine neue Verlegenheit. Er sah, daß der Kaiser über die Natur dieses Friedenscongresses im Irrthum gewesen war, als er ihm einen solchen Dienst zumuthete. Dem französischen Bevollmächtigten war in Chatillon fast aller diplomatische Spielraum genommen. Die Bevollmächtigten der alliirten Monarchen hatten den Congreß mit der Erklärung eröffnet, daß sie nicht einzig als Abgeordnete ihrer vier Mächte erschienen wären, sondern um im Namen von Europa, daß Ein Ganzes bilde, mit Frankreich zu unterhandeln. In den Sitzungen war keine Antwort von ihnen erhältlich, die sie nicht vorher verabredet hätten. Es hatte den Anschein, ein allgemeiner Friedenscongreß wäre aus keinem andern Grunde veranstaltet worden, als um besondere Unterhandlungen Frankreichs mit der einen oder der andern der Mächte zu verhüten. Urtheilte nicht Metternich selbst, hatte sich Caulaincourt fragen müssen, es werde sich

in Chatillon nichts entscheiden, als er seinen politischen Nebenbuhler, den Grafen Stadion, hinsandte, und es für Östreichs Politik vorzog, im Kreise der Monarchen zu bleiben? Auch keine der übrigen Mächte hatte ihren ersten Minister auf den Congreß geschickt: konnte dieser nun mehr als ein Nebenposten sein, wo sich die Wechselfälle des Krieges in Friedensbedingungen übersetzten, wo die Gesandten der Alliirten den Eindruck der Begebenheiten an dem französischen Minister und aneinander selbst beobachten sollten?

In dieser Lage dünkte es Caulaincourt nicht rathsam, seine unbedingten Vollmachten sogleich hervorzuziehen. Auch konnte eine so dringende Geberde Frankreich härtere Bedingungen zuziehen, als die Lage des Krieges rechtfertigte. Caulaincourt selbst war unbegreiflicher Weise über die Folgen der verlorenen Schlacht in Ungewißheit gelassen worden. Es erfüllte ihn mit Unwillen, daß auf diese Art das Loos Frankreichs gleichsam auf ihn ausgespielt worden war; und das Erste, was er nach Empfang der unbedingten Vollmacht that, war, daß er in einem Briefe an den Kaiser seine Ehre zum Voraus wahrte: er schilderte dem Kaiser den Congreß von Chatillon, und erklärte, daß er behutsam vor sich schreiten, doch am Ende alles thun werde, was ihm die Sicherheit Sr. Majestät und das Heil des Landes zu erheischen schienen. Um Auskunft über die Lage des Krieges hatte er bereits an den Fürsten von Neufchatel geschrieben.

In der Sitzung des folgenden Tages wurde von den Bevollmächtigten der Alliirten eröffnet, die Mächte verlangen von Frankreich, daß es in die Grenzen, die es vor der Revolution gehabt, zurücktrete, wogegen ihm England im allgemeinen Interesse Europas von den Eroberungen abtreten werde, die dasselbe während des Krieges gemacht. Der französische Bevollmächtigte drückte sein Befremden über eine so sehr veränderte Sprache aus, und bat unter andern um Auskunft, zu wessen Vortheil Frankreich alle die Abtretungen zu machen hätte, und ob durch seine Ein-

willigung dem Unglücke des Krieges augenblicklich ein Ende gemacht werden könnte. Damit wurde die Sitzung aufgehoben.

Schleunig übersandte nun Caulaincourt die ohne sein Zuthun erhaltenen Vorschläge dem Kaiser. Da ihn aber seine Vollmachten ängstigten, wandte er sich schon am folgenden Tage schriftlich an Metternich, der ihn jüngst, auf seine Anfrage um einen Waffenstillstand, sehr angelegentlich eingeladen hatte, sich immerfort vertraulich an ihn zu wenden, obschon es damals nicht in Östreichs Macht gestanden, den Waffenstillstand auszuwirken. Caulaincourt bat jetzt Metternich, auf einige Stunden doch selbst nach Chatillon zu kommen, wodurch sich Alles schnell ins Reine bringen ließe: Frankreich verlange nur zu wissen, welche Opfer man von ihm fordere, wem dieselben zufallen, und ob es dadurch dem Unglück des Krieges augenblicklich ein Ende machen würde. Die Unruhe des französischen Bevollmächtigten vermehrte sich, je länger die Nachrichten von der Lage des Heeres ausblieben, um die er den Fürsten von Neufchatel gebeten hatte; und da in ihm die Besorgniß aufstieg, die Minister in Chatillon möchten zu einem Waffenstillstande nicht bevollmächtigt sein, sandte er seinem Briefe an Metternich einen zweiten nach, worin er diesen bat, für solche Vollmachten besorgt zu sein, und ihm nun gestand, daß er bereit wäre, iu die alten Grenzen einzuwilligen, wenn er für dieses Opfer einen augenblicklichen Waffenstillstand erhielte. Statt einer Antwort, wurde ihm Tags darauf von Seiten der vereinigten Minister eine räthselhafte Note gebracht. Es hieß darin: Da Se. Majestät der Kaiser von Rußland es an der Zeit geglaubt habe, sich mit den Souverainen, seinen Verbündeten, über den Gegenstand der Conferenzen zu Chatillon zu verständigen, so habe er durch seinen Bevollmächtigten den Wunsch aussprechen lassen, daß die Conferenzen ausgesetzt blieben, bis er demselben fernere Instructionen gesandt hätte; die Unterzeichneten haben die Ehre dem Herrn Bevollmächtigten von Frankreich davon

Kenntniß zu geben, mit der Anzeige, daß die Conferenzen nur für den Augenblick eingestellt bleiben können. Damit sah sich Caulaincourt, der in seiner Ungeduld, dem Waffenspiele Einhalt zu thun, sich eben zu dem schwersten Schritte entschlossen hatte, zu gänzlicher Unthätigkeit verurtheilt. Es ist begreiflich, daß er nun den Kaiser am Ende des Briefes, wodurch er ihm das Ereigniß meldete, bat, ihn Frankreich lieber auf dem Schlachtfelde dienen zu lassen. Der einzige Grund der plötzlichen Zuschrift der alliirten Bevollmächtigten, den er sich denken konnte, war, daß ernste Mißhelligkeiten zwischen den Mächten walteten: in diesem Falle war es aber mit Frankreich dahin gekommen, daß auch die Uneinigkeit seiner Feinde keine andere Folge mehr hatte, als daß dieselben jeden Verkehr mit Frankreich abbrachen, bis sie wieder einig wären. Indessen schien es Caulaincourt, Östreich, wenn es ihm um den Frieden zu thun sei, werde jetzt hervortreten müssen. Er schrieb darum noch an Metternich wenige Zeilen, die er mit den Worten schloß: Frankreichs Sache werde jetzt die Sache aller Regierungen, die den Frieden wollen.

Den 8. Februar, während noch Alles im Hauptquartier zu Nogent bangen Erwartungen hingegeben war, sann Napoleon darauf, Blücher'n zu überfallen, der auf den Straßen, die an der Marne nach Paris führen, unvorsichtig dem Marschall Macdonald nachsetzte. Üble Berichte von den Fortschritten der Feinde waren indessen aus Belgien eingelaufen. Abends erhielt Napoleon aus Chatillon den Brief, der ihm meldete, daß die Alliirten nichts mehr von den Frankfurter Vorschlägen wissen, sondern das Land auf seine alten Grenzen einschränken wollten. Lautlos zog er sich in sein Zimmer zurück. Berthier und Bassano folgten ihm: er hielt ihnen das Papier hin. Auch sie schwiegen, als sie es gelesen hatten. Sie fragten endlich für Caulaincourt nach einer Antwort. Als der Kaiser Caulaincourt gar nicht mehr antworten wollte, fingen die beiden Getreuen mit nassen Augen an, ihm von der Nothwendigkeit

des Nachgebens zu reden. „Wie!" entgegnete heftig der Kaiser, „Sie wollen, daß ich einen solchen Vertrag unterzeichne, und mit Füßen meinen Eid trete, der Republik ihr volles Gebiet zu erhalten! Unerhörte Verluste haben mir das Versprechen entreißen können, auf die Eroberungen zu verzichten, die ich gemacht hatte: aber daß ich auch diejenigen hingebe, die vor mir gemacht worden, daß ich das anvertraute Gut angreife, daß ich für so viele Mühen, für so viel Blut und so viele Siege Frankreich kleiner hinterlasse, als ich es gefunden, nimmermehr! Wie könnte ich es ohne Verrath und ohne Feigheit?.... Sie sind wegen des ferneren Krieges in Angst, ich aber bin es wegen viel gewisserer Gefahren. Bedenken Sie! Was wäre ich für die Franzosen, wenn ich ihre Erniedrigung unterzeichnet hätte? Was könnte ich den Republikanern des Senates antworten, wenn sie kämen und von mir die Rheingrenze wieder forderten?.... Gott behüte mich vor solcher Schmach!.... Antworten Sie Caulaincourt, weil Sie es wollen, aber sagen Sie ihm, daß ich diesen Vertrag verwerfe. Ich will lieber der äußersten Gefahr des Krieges mich aussetzen!" Der Kaiser warf sich im Schmerze auf sein Lager. Bassano blieb die Nacht hindurch an seiner Seite, bis er von ihm in einem ruhigen Augenblicke die Erlaubniß erhielt, an Caulaincourt so zu schreiben, daß dieser die Unterhandlungen fortsetzen durfte. Napoleon befahl übrigens, die Bedingungen des Feindes nach Paris zu schicken, und einen Rath darüber halten zu lassen, dessen einläßliches Protocoll ihm zugeschickt würde; sei es, daß er den eifrigen Friedensmännern über die Absichten des Feindes die Augen öffnen wollte, sei es wirklich, daß er einen Augenblick geneigt war, noch die Ansichten seiner sämmtlichen Räthe über die Bedingungen zu vernehmen.

wunderung mußte er aber Blücher'n noch zureden, der zwar nur die Schlechtigkeit der Wege einwendete, wahrscheinlich sich aber ärgerte, daß das seltsame Anerbieten, einige Corps der großen Armee ihm zu leihen, immer noch auf keine unbedingte Theilnahme dieser Letzteren an den Angriffsoperationen schließen ließ. Als auch am Morgen des 1. Februars die Franzosen liegen blieben, ordnete Blücher die Schlacht an. Auf das Dorf La Rothière, obgleich es der stärkste Punkt der feindlichen Linie war, sollte Sacken den Hauptangriff führen, weil die Landstraße dorthin lief. Der Kronprinz von Würtemberg sollte unterdessen rechts durch den Wald sich den Dörfern La Gibrie, Chaumenil und Morvilliers nähern, wo der linke französische Flügel ohne einen Lehnpunkt und so weit hinter der Linie des Centrums stand, daß ein glücklich auf diese Stelle geführter Streich den Rückzug des Letztern bedrohen mußte. Graf Giuly wurde auf den rechten feindlichen Flügel in Dienville gerichtet. Große Mühe kostete es noch, das in den Lehmboden eingefrorene Geschütz von der Stelle zu bringen: man wandte die doppelte Bespannung an und fuhr nur mit der Hälfte der Stücke zur Schlacht. Gegen 1 Uhr waren die drei Colonnen in Bewegung.

Der französische Kaiser erwartete keinen Angriff mehr; ja, er hatte den Verdacht gefaßt, daß ihn Blücher nur täuschen möchte, während Schwarzenberg auf Troyes gezogen wäre. Er leitete also den Rückzug über die eben fertig gewordene Brücke von Lesmont ein und hatte Ney schon abmarschiren lassen. Man meldete ihm von Bewegungen aus der feindlichen Stellung: er ritt nach den Vorposten, aber ein dicht fallender Schnee benahm ihm alle Aussicht: er ließ Ney zurückrufen. Bald begann das Gefecht vor La Rothière. Mit dem Feuer einiger Batterien, die man vor dem Dorfe aufgefahren, und mit lebhaftem Gewehrfeuer aus den umliegenden Häusern und Gärten wurden Sacken's Colonnen empfangen, und ungestüm brach die französische Cavallerie hervor. Doch als diese im Schnee-

gestöber in das Feuer einer russischen Colonne gerieth, stürzte Wasiltschikow auf sie los, warf sie und jagte sie bis weit hinter das Dorf. Das gab der russischen Infanterie neuen Muth zum Angriffe. Bald gewannen, bald verloren sie das Dorf. Mit der hartnäckigsten Tapferkeit fochten die jungen französischen Truppen. Stundenlang dauerte der Kampf im schneidend-kalten Schneewinde, der den Kämpfenden oft den Feind verhüllte, oft sie anzuhalten nöthigte, um Athem zu holen. Aber Sacken führte immer neue Truppen ins Gefecht, Blücher sandte die Reserven. In Dienville an der Aube wurde Gerard von dem Grafen Giulay festgehalten, der sich vom andern Ufer her der Brücke zu bemächtigen suchte. Auf dem linken Flügel schlug sich Victor in La Gibrin mit dem Kronprinzen von Würtemberg. In Morvilliers wurde Marmont von dem aus dem Walde hervorgebrochenen Wrede überrascht, und, ehe er seine Truppen aus ihrer ausgedehnten Stellung zusammenziehen konnte, zurückgetrieben. Napoleon, der auf allen Punkten die feindlichen Massen immer überhand nehmen sah, gab es auf, seine Stellungen zu behaupten. Um die Feinde zu täuschen, sandte er den Truppen in La Rothière Verstärkung zu einem letzten Angriffe. Ein neuer Vortheil, den der Feind auf der Linken erhielt, erlaubte keine Zögerung mehr. General Drouot steckte das Dorf La Rothière nach einem Auftrage des Kaisers in Brand, um den Feind aufzuhalten; und die junge Mannschaft, die sich so heldenmäßig geschlagen, trat in bester Ordnung den nächtlichen Rückzug durch Brienne an. Kein Feind verfolgte. Der Kaiser nannte die Schlacht ein Nachhutsgefecht, das seinen Truppen zum Ruhme gereicht hätte.

Am frühen Morgen zog die Armee über die Brücke von Lesmont, an der sich Ney zu ihrem Schutze aufgestellt hatte, und wandte sich links über Piney nach Troyes. Nur Marmont, der des Kaisers Rückzug auf Lesmont gedeckt hatte, nahm seinen Weg rechts über Ronay, als er an der Loire von dem Corps Wrede erreicht wurde. Kaltblütig

leitete er den Übergang seiner Truppen über das Flüßchen, wies durch heftiges Feuer jede Abtheilung zurück, die ihn hindern wollte, und entzog sich endlich in einem dichten Nebel den überhand nehmenden Feinden.

Auf dem Schlosse von Brienne hielten die Alliirten Kriegsrath. Der Fürst Schwarzenberg legte einen Plan vor, die Armee zu trennen, da es unmöglich wäre, ohne Magazine, in dem von den Einwohnern zum Theil geräumten Lande, auf Einer Straße zu marschiren. Das schlesische Heer sollte an der Marne zunächst das Corps York, hernach das Corps Kleist und den General Kapzewitsch vom Corps Langeron an sich ziehen, die bereits in Metz und Nancy angelangt sein mußten. Mit dieser Macht sollte Blücher durch das Thal der Marne auf Paris rücken. Schwarzenberg versprach, dasselbe Ziel auf beiden Ufern der Seine zu erstreben. Wittgenstein sollte sich an der Aube halten, und durch seine Kosaken die Verbindung der großen Armee mit der schlesischen unterhalten. Schwarzenberg hoffte, durch diese gleichzeitigen Bewegungen auf die Hauptstadt würde ein Marsch des französischen Kaisers nach den südlichen Verbindungslinien der großen Armee, den er am meisten fürchtete, verhütet werden. Der Plan erfuhr keinen Widerspruch. Die bloße Sorge um die Verpflegung würde, da man stark genug war, sich zu trennen, dazu entschieden haben. Den Feldheeren beider Heere mag es aber auch erwünscht gewesen sein, von der stündlichen Rücksicht auf einander befreit zu werden, nachdem Blücher einmal Schwarzenberg's Versprechen hatte, daß Paris auch das Ziel der großen Armee wäre. Doch warnte Schwarzenberg, den französischen Kaiser nicht für gänzlich geschlagen zu halten: er hatte am vorigen Abend das siegreiche Gefecht nur für die glückliche Einleitung einer entscheidenden Schlacht gehalten, und sein letztes Wort im Kriegsrathe war: Vorsicht!

Für die Minister der alliirten Monarchen war nun der Zeitpunkt günstig, die Unterhandlungen in Chatillon

zu eröffnen. Da den Mächten ein treues Zusammenhalten als die erste Rücksicht gelten mußte, war es Alexander'n und dem englischen Bevollmächtigten in Langres gelungen, die Einwilligung aller Theile zu dem im Jahre 1805 für die Beschränkung der französischen Übermacht entworfenen Plane zu erhalten, über den in jener Zeit ja die einen der Mächte schon einverstanden gewesen. Es mußte nun selbst von denen, die auf Frieden sannen, anerkannt werden, daß der Sieg von La Rothière den Alliirten ein Recht zu dieser erhöheten Forderung gab, und zugleich wurden dieselben durch die Möglichkeit, daß Paris erobert würde, beunruhigt, sodaß sie den Frieden beschleunigen wollten. Die Bevollmächtigten, welche nach Chatillon abgingen, waren der Graf von Stadion für Östreich, der Graf von Razoumowski für Rußland, Lord Aberdeen, Lord Cathcart und Sir Charles Stewart für Großbritannien, Baron Humboldt für Preußen. Alexander gab seinem Bevollmächtigten den Auftrag mit, in keinem Falle etwas Entscheidendes zu unterzeichnen, ehe er von ihm neue Befehle eingeholt hätte.

Sobald Blücher sein Heer in Marsch setzen konnte, eilte er, die Straße von Troyes nach Chalons zu durchschneiden, um den Marschall Macdonald, der sich in der Gegend des letztern Punktes befinden mußte, an der Vereinigung mit dem Kaiser zu hindern. Schwarzenberg wartete noch auf Nachricht über die Richtung, die Napoleon genommen. Als er gewiß war, daß dieser die kürzeste Rückzugslinie auf Paris verlassen hatte, um links Troyes zu gewinnen, sandte er einen Theil seiner Truppen auf dem Rückwege über Bar an der Aube ab, seine südlichen Verbindungsstraßen zu besetzen. Die Armee kam nun, von Arcis bis Bar an der Seine, in weitem Halbkreis um Troyes zu stehen, welchen der Fürst, als er Napoleon Anstalten treffen sah, sich in dieser Stadt zu vertheidigen, zur südlichen Umgehung derselben, nach dem linken Flügel hin verstärkte.

Wie stolz auch die Haltung gewesen war, in der sich das französische Heer aus der verlornen Schlacht gezogen hatte, der Eindruck derselben fing bald an, auf die Truppen zu wirken. Vierundfunfzig Kanonen waren in des Feindes Händen geblieben, der Verlust an Mannschaft mußte auf sechstausend ansteigen. Nur ein Theil der feindlichen Corps hatte die Schlacht geliefert, und das französische Heer, das nur auf wenige Verstärkungen noch hoffen durfte, hatte trotz aller Tapferkeit, unter des Kaisers Befehl, den Kürzeren gezogen. Die Soldaten sahen es ihren Generalen an, wie ihnen vor den bevorstehenden Ereignissen bangte. So oft sie nach einem Halte sich wieder in Marsch setzten, vermißte fast jede Compagnie einige Leute, die entwichen waren.

Vor Troyes empfing die alte Garde unter Mortier das ankommende Heer, und ließ es unter ihrem Schutze in die Stadt ziehen. In Gegenwart der Garde fühlten gleichsam sich die Truppen geborgen, und die alten Krieger schauten so launig den Neulingen ins Antlitz, die sich zum ersten Male geschlagen hatten, daß diese sich bei ihrem bloßen Anblick ermannten. Allein in der Stadt war es still in den Straßen. Die Einwohner waren unfreundlich, als zürnten sie den Truppen, die ihnen Unglück zuzuziehen schienen.

Troyes mit seinen Gewerben war eine zu ansehnliche Stadt, um sie ohne Kampf den Feinden zu überlassen. Es fanden sich vor der Stadt einige Stellen, die zur Vertheidigung benutzt werden konnten. Die französischen Corps wurden an die Zugänge verlegt: ohne die Östreicher zu erwarten, gingen sie denselben entgegen, wo sie zu nahe sich heran wagten, und griffen sie mit einer Kraft an, welche die Feinde von einem geschlagenen Heere nicht erwartet hatten. Napoleon fühlte aber, daß auch in der glücklichen Vertheidigung von Troyes nichts Entscheidendes liegen würde, und daß er die Stadt verlassen müßte, um irgend wo dem Kriege eine neue Wendung zu geben, auch wenn

ihn dazu Schwarzenberg's Umgehungsanstalten nicht genöthigt hätten. Der Kummer, den seit einigen Tagen die verzweifelnden Generale erfüllte, bemächtigte sich jetzt auch des Kaisers, als er, nicht aus einer planmäßigen Berechnung, sondern im Gefühl seiner Ohnmacht, sich zu einem Rückzuge entschloß, dessen Ende er nicht kannte. Einen Augenblick fühlte er sich so hülflos, daß er seine Augen auf den Friedenscongreß zu Chatillon richtete. Er gebe Caulaincourt, ließ er durch Bassano diesem schreiben, unbeschränkte Vollmacht, um die Unterhandlungen zu einem glücklichen Ziele zu führen, die Hauptstadt zu retten, und eine Schlacht zu ersparen, auf welcher die letzten Hoffnungen der Nation beruhen. Ein schwacher Schimmer von Hoffnung war es für Napoleon, als er des Abends einige Nachrichten von Blücher's vereinzeltem Zuge gegen Macdonald erhielt. Ehe er sich aber von Schwarzenberg losgemacht hätte, konnte er auch nach jener Seite nichts unternehmen. Er ordnete also den Rückzug auf Nogent an, wo er zunächst eine noch auf dem Marsche befindliche Division von der Armee der Pyrenäen und einige Sendungen von Paris aufzunehmen hoffte.

Die Truppen glaubten, die Lage Frankreichs erst jetzt zu begreifen, als sie den Rückzug aus Troyes antreten mußten. Der Kaiser folgte ihnen niedergeschlagen, wie sie. Um den Abmarsch zu decken, blieb der Marschall Mortier zurück, und machte zu besserer Täuschung eine Zeitlang Bewegungen, welche die Feinde für Vorbereitungen zu einer Schlacht nehmen mußten.

Sobald der Kaiser am 7. Februar in Nogent angekommen, und die nöthigen Befehle zum Schutze des Ortes gegeben hatte, suchte er sich Nachrichten von dem schlesischen Heere zu verschaffen; viele Officiere schrieben trostlose Briefe nach der Hauptstadt, der sie schon so nahe gekommen waren.

Schwarzenberg wagte am 7. erst gegen Abend, in Troyes einzurücken, das Mortier schon vor Tagesanbruch

verlassen hatte. Die Monarchen schlugen in der alten Hauptstadt der Champagne ihr Hauptquartier auf. Schwarzenberg sandte einen Theil seines Heeres längs der Seine hinunter, um den französischen Kaiser wieder zu überflügeln, und die Brückenköpfe der Seine anzugreifen, die derselbe besetzt hielt.

Sechstes Kapitel.

Der Congreß zu Chatillon.

Caulaincourt, der längst darauf gefaßt war, härtere Bedingungen von den Alliirten zu vernehmen, als die von Frankfurt gestellten, hatte bisher vergeblich den Kaiser um Vollmachten für diesen Fall bitten lassen. Die unbedingte Vollmacht, die er jetzt plötzlich erhielt, um die Armee aus einer, wie es schien, gefährlichen Lage zu retten, stürzte ihn in eine neue Verlegenheit. Er sah, daß der Kaiser über die Natur dieses Friedenscongresses im Irrthum gewesen war, als er ihm einen solchen Dienst zumuthete. Dem französischen Bevollmächtigten war in Chatillon fast aller diplomatische Spielraum genommen. Die Bevollmächtigten der alliirten Monarchen hatten den Congreß mit der Erklärung eröffnet, daß sie nicht einzig als Abgeordnete ihrer vier Mächte erschienen wären, sondern um im Namen von Europa, daß Ein Ganzes bilde, mit Frankreich zu unterhandeln. In den Sitzungen war keine Antwort von ihnen erhältlich, die sie nicht vorher verabredet hätten. Es hatte den Anschein, ein allgemeiner Friedenscongreß wäre aus keinem andern Grunde veranstaltet worden, als um besondere Unterhandlungen Frankreichs mit der einen oder der andern der Mächte zu verhüten. Urtheilte nicht Metternich selbst, hatte sich Caulaincourt fragen müssen, es werde sich

in Chatillon nichts entscheiden, als er seinen politischen Nebenbuhler, den Grafen Stadion, hinsandte, und es für Östreichs Politik vorzog, im Kreise der Monarchen zu bleiben? Auch keine der übrigen Mächte hatte ihren ersten Minister auf den Congreß geschickt: konnte dieser nun mehr als ein Nebenposten sein, wo sich die Wechselfälle des Krieges in Friedensbedingungen übersetzten, wo die Gesandten der Alliirten den Eindruck der Begebenheiten an dem französischen Minister und aneinander selbst beobachten sollten?

In dieser Lage dünkte es Caulaincourt nicht rathsam, seine unbedingten Vollmachten sogleich hervorzuziehen. Auch konnte eine so dringende Geberde Frankreich härtere Bedingungen zuziehen, als die Lage des Krieges rechtfertigte. Caulaincourt selbst war unbegreiflicher Weise über die Folgen der verlorenen Schlacht in Ungewißheit gelassen worden. Es erfüllte ihn mit Unwillen, daß auf diese Art das Loos Frankreichs gleichsam auf ihn ausgespielt worden war; und das Erste, was er nach Empfang der unbedingten Vollmacht that, war, daß er in einem Briefe an den Kaiser seine Ehre zum Voraus wahrte: er schilderte dem Kaiser den Congreß von Chatillon, und erklärte, daß er behutsam vor sich schreiten, doch am Ende alles thun werde, was ihm die Sicherheit Sr. Majestät und das Heil des Landes zu erheischen schienen. Um Auskunft über die Lage des Krieges hatte er bereits an den Fürsten von Neufchatel geschrieben.

In der Sitzung des folgenden Tages wurde von den Bevollmächtigten der Alliirten eröffnet, die Mächte verlangen von Frankreich, daß es in die Grenzen, die es vor der Revolution gehabt, zurücktrete, wogegen ihm England im allgemeinen Interesse Europas von den Eroberungen abtreten werde, die dasselbe während des Krieges gemacht. Der französische Bevollmächtigte drückte sein Befremden über eine so sehr veränderte Sprache aus, und bat unter andern um Auskunft, zu wessen Vortheil Frankreich alle die Abtretungen zu machen hätte, und ob durch seine Ein-

willigung dem Unglücke des Krieges augenblicklich ein Ende gemacht werden könnte. Damit wurde die Sitzung aufgehoben.

Schleunig übersandte nun Caulaincourt die ohne sein Zuthun erhaltenen Vorschläge dem Kaiser. Da ihn aber seine Vollmachten ängstigten, wandte er sich schon am folgenden Tage schriftlich an Metternich, der ihn jüngst, auf seine Anfrage um einen Waffenstillstand, sehr angelegentlich eingeladen hatte, sich immerfort vertraulich an ihn zu wenden, obschon es damals nicht in Östreichs Macht gestanden, den Waffenstillstand auszuwirken. Caulaincourt bat jetzt Metternich, auf einige Stunden doch selbst nach Chatillon zu kommen, wodurch sich Alles schnell ins Reine bringen ließe: Frankreich verlange nur zu wissen, welche Opfer man von ihm fordere, wem dieselben zufallen, und ob es dadurch dem Unglück des Krieges augenblicklich ein Ende machen würde. Die Unruhe des französischen Bevollmächtigten vermehrte sich, je länger die Nachrichten von der Lage des Heeres ausblieben, um die er den Fürsten von Neufchatel gebeten hatte; und da in ihm die Besorgniß aufstieg, die Minister in Chatillon möchten zu einem Waffenstillstande nicht bevollmächtigt sein, sandte er seinem Briefe an Metternich einen zweiten nach, worin er diesen bat, für solche Vollmachten besorgt zu sein, und ihm nun gestand, daß er bereit wäre, iu die alten Grenzen einzuwilligen, wenn er für dieses Opfer einen augenblicklichen Waffenstillstand erhielte. Statt einer Antwort, wurde ihm Tags darauf von Seiten der vereinigten Minister eine räthselhafte Note gebracht. Es hieß darin: Da Se. Majestät der Kaiser von Rußland es an der Zeit geglaubt habe, sich mit den Souverainen, seinen Verbündeten, über den Gegenstand der Conferenzen zu Chatillon zu verständigen, so habe er durch seinen Bevollmächtigten den Wunsch aussprechen lassen, daß die Conferenzen ausgesetzt blieben, bis er demselben fernere Instructionen gesandt hätte; die Unterzeichneten haben die Ehre dem Herrn Bevollmächtigten von Frankreich davon

Kenntniß zu geben, mit der Anzeige, daß die Conferenzen nur für den Augenblick eingestellt bleiben können. Damit sah sich Caulaincourt, der in seiner Ungeduld, dem Waffenspiele Einhalt zu thun, sich eben zu dem schwersten Schritte entschlossen hatte, zu gänzlicher Unthätigkeit verurtheilt. Es ist begreiflich, daß er nun den Kaiser am Ende des Briefes, wodurch er ihm das Ereigniß meldete, bat, ihn Frankreich lieber auf dem Schlachtfelde dienen zu lassen. Der einzige Grund der plötzlichen Zuschrift der allürten Bevollmächtigten, den er sich denken konnte, war, daß ernste Mißhelligkeiten zwischen den Mächten walteten: in diesem Falle war es aber mit Frankreich dahin gekommen, daß auch die Uneinigkeit seiner Feinde keine andere Folge mehr hatte, als daß dieselben jeden Verkehr mit Frankreich abbrachen, bis sie wieder einig wären. Indessen schien es Caulaincourt, Östreich, wenn es ihm um den Frieden zu thun sei, werde jetzt hervortreten müssen. Er schrieb darum noch an Metternich wenige Zeilen, die er mit den Worten schloß: Frankreichs Sache werde jetzt die Sache aller Regierungen, die den Frieden wollen.

Den 8. Februar, während noch Alles im Hauptquartier zu Nogent bangen Erwartungen hingegeben war, sann Napoleon darauf, Blücher'n zu überfallen, der auf den Straßen, die an der Marne nach Paris führen, unvorsichtig dem Marschall Macdonald nachsetzte. Üble Berichte von den Fortschritten der Feinde waren indessen aus Belgien eingelaufen. Abends erhielt Napoleon aus Chatillon den Brief, der ihm meldete, daß die Allürten nichts mehr von den Frankfurter Vorschlägen wissen, sondern das Land auf seine alten Grenzen einschränken wollten. Lautlos zog er sich in sein Zimmer zurück. Berthier und Bassano folgten ihm: er hielt ihnen das Papier hin. Auch sie schwiegen, als sie es gelesen hatten. Sie fragten endlich für Caulaincourt nach einer Antwort. Als der Kaiser Caulaincourt gar nicht mehr antworten wollte, fingen die beiden Getreuen mit nassen Augen an, ihm von der Nothwendigkeit

des Nachgebens zu reden. „Wie!" entgegnete heftig der Kaiser, „Sie wollen, daß ich einen solchen Vertrag unterzeichne, und mit Füßen meinen Eid trete, der Republik ihr volles Gebiet zu erhalten! Unerhörte Verluste haben mir das Versprechen entreißen können, auf die Eroberungen zu verzichten, die ich gemacht hatte: aber daß ich auch diejenigen hingebe, die vor mir gemacht worden, daß ich das anvertraute Gut angreife, daß ich für so viele Mühen, für so viel Blut und so viele Siege Frankreich kleiner hinterlasse, als ich es gefunden, nimmermehr! Wie könnte ich es ohne Verrath und ohne Feigheit?.... Sie sind wegen des ferneren Krieges in Angst, ich aber bin es wegen viel gewisserer Gefahren. Bedenken Sie! Was wäre ich für die Franzosen, wenn ich ihre Erniedrigung unterzeichnet hätte? Was könnte ich den Republikanern des Senates antworten, wenn sie kämen und von mir die Rheingrenze wieder forderten?.... Gott behüte mich vor solcher Schmach!.... Antworten Sie Caulaincourt, weil Sie es wollen, aber sagen Sie ihm, daß ich diesen Vertrag verwerfe. Ich will lieber der äußersten Gefahr des Krieges mich aussetzen!" Der Kaiser warf sich im Schmerze auf sein Lager. Bassano blieb die Nacht hindurch an seiner Seite, bis er von ihm in einem ruhigen Augenblicke die Erlaubniß erhielt, an Caulaincourt so zu schreiben, daß dieser die Unterhandlungen fortsetzen durfte. Napoleon befahl übrigens, die Bedingungen des Feindes nach Paris zu schicken, und einen Rath darüber halten zu lassen, dessen einläßliches Protocoll ihm zugeschickt würde; sei es, daß er den eifrigen Friedensmännern über die Absichten des Feindes die Augen öffnen wollte, sei es wirklich, daß er einen Augenblick geneigt war, noch die Ansichten seiner sämmtlichen Räthe über die Bedingungen zu vernehmen.

Siebentes Kapitel.

Die Hauptstadt während des Feldzuges.

In Paris waren die Beamten durch Alles, was um sie vorging, in eine um so größere Beklommenheit gebracht, als sie dem Kaiser dieselbe nicht eröffnen mochten, aus Besorgniß, von ihm Aufträge zu erhalten, die sie nicht mehr glaubten vollziehen zu können. Seit die Nachricht von der verlorenen Schlacht bei La Rothière sich durch die ersten Siegsverkündigungen durchgeschlagen, so daß kein Zweifel mehr statt finden konnte, hatte sich die Stimmung in der Hauptstadt von Tag zu Tag verschlimmert, auf einen Grad, daß schon sehr ernstlich gestritten wurde, ob die Nationalgarde zur Vertheidigung der Stadt auch außerhalb der Mauern gebraucht werden dürfe.

In der Gesellschaft hatte man es aufgegeben, mit dem Wunsche nach Frieden in den Kaiser zu dringen, seit dieser den gesetzgebenden Körper für Lainé's Vorstellungsschrift angedonnert hatte, als ob sie Verrath an Frankreich wäre. Betreten über diesen Ausbruch des kaiserlichen Selbstgefühls, hatte die Gesellschaft sowohl ihr Urtheil über die Auflösung des gesetzgebenden Körpers als über Bonaparte's ganze Sache auf die Wendung des Krieges gestellt, dem auch der Kaiser Alles anvertraut zu haben schien; aber der erste

Fehlschlag genügte ihr jetzt, um mit Unwillen abzuwerfen, was von Bonaparte's Ansehen noch auf den Geistern lastete. Alle Rede pries nun den Deputirten Lainé, der im Muthe vorangegangen war, und schon ließen Senatoren auf eine Weise sich hören, daß man sah, auch sie würden nicht mehr anstehen, die gleiche Sprache gegen den Kaiser zu führen. Es gab nämlich im Senate eine Partei von Staatsmännern, die schon früher, als Bonaparte hoch gestanden, zu mehr als Einer Regierungsänderung schon mitgewirkt hatten, und, wie sie dem jetzigen Kaiser zu seiner Erhebung behülflich gewesen, wieder daran dachten, sich seiner zu entledigen, seit er die Staatsgewalten wie bloße Gehülfen, ja wie seine Bedienten hielt. Sie dünkten um so mehr sich im Stande, die Regierung des Kaiserreiches zu führen, als Bonaparte's Charakter, wie sie glaubten, schon manche Angelegenheit verdorben hatte. Ihr Wunsch konnte von selbst in Erfüllung gehen, indem ein Regentschaftsrath aus ihrer Mitte der Kaiserin Marie Louise an die Seite gestellt würde, wenn ein Unfall im Kriege, oder sonst ein Ereigniß Bonaparte entfernen sollte. Wenn Einige dieser Partei auch Änderungen in den Staatseinrichtungen wünschten, so war es zur Verstärkung der gesetzgebenden Gewalt, deren Unterdrückung ja damals die allgemeine Beschwerde war.

Talleyrand, der an der Spitze dieser mißvergnügten Senatoren stand, und sogar in Ungnade gefallen war, hatte sich seit mehreren Jahren in dem Ansehen behauptet, jedes Mißgeschick, das den Kaiser betraf, würde verhütet worden sein, wenn dieser auf seinen vorsichtigeren Rath geachtet hätte; und wie die Pariser Gesellschaft über den Kaiser wegen seines Mißgeschickes in Zorn zu gerathen pflegte, so hatte sie dafür auch jedesmal alle Gunst, deren sie fähig war, Talleyrand zugeschüttet. Diesmal blieb das allgemeine Interesse fest an Talleyrand geheftet: denn er schien der Mann zu sein, dem es zukommen würde, mit den Alliirten die Unterhandlungen im Namen Frankreichs zu führen, wenn sie sich entschieden, mit Bonaparte keinen Frieden mehr zu

schließen. Es mußte auch Talleyrand's eigener Wunsch sein, als der größte Diplomate Europas, einem diplomatischen Werke nicht fremd zu bleiben, durch welches dem europäischen Staatensystem eine neue Grundlage gegeben würde, und dessen Theilnehmer für alle künftigen diplomatischen Stellungen einen Vorzug hätten. Allein ehe das Friedenswerk Talleyrand zufallen konnte, mußte Bonaparte's Sturz erfolgen; hinwieder waren Alle, die an dem Letzteren arbeiteten, auf Talleyrand angewiesen, weil jede neue Regierung ihre erste Anerkennung in den Unterhandlungen mit den Alliirten zu suchen, und mit dem Frieden selbst ihrem Lande die erste Wohlthat zu erweisen hatte. Talleyrand's Zurückhaltung, welche Regierung er vorzöge, die Bourbonen oder eine Regentschaft, erlaubte Leuten jeder Gesinnung auf ihn zu zählen, ihm sich zu nähern; und sein Umgang war so unverfänglich, er setzte so wenig in Verlegenheit, als selbst Anhänger des Kaisers es nur wünschen konnten, die sich noch keinem Verdachte aussetzen wollten. Er wechselte mit ihnen Besorgnisse um Bonaparte's Glücksstern, und ließ sie auf dem Meere der Zukunft so weit sich hinauswagen, als sie eben möchten; mit so viel Takt, daß es Wenige gab, die es nicht für klug zugleich und unschuldig hielten, bei dem zunehmenden Gewichte des Mannes mit ihm ins Gespräch zu kommen.

Die Senatoren, denen der Gedanke an die Rückkehr der Bourbonen wieder bange machte für ihre persönlichen Absichten wie für ihre constitutionellen Pläne, verließen mit aller Zuversicht sich auf Talleyrand, der sich einst schwer an dem Hause der Bourbonen vergangen hatte, und dem ja bei einer Regentschaft die einflußreichste Stelle zugedacht war. Talleyrand ließ sich gerne den Ruf gefallen, er wäre das Haupt der constitutionellen Partei: in der bevorstehenden Krisis, wo eine innere Revolution sich mit dem europäischen Friedensschlusse combiniren sollte, konnte es dem Diplomaten nur Vortheile bringen, auch für das Haupt einer politischen Partei angesehen zu werden.

Indessen erforderte die diplomatische Aufgabe, die sich Talleyrand gesetzt hatte, daß er auch mit König Ludwig einverstanden wäre, dessen verwegene Anhänger in Frankreich sich unfehlbar im entscheidenden Augenblicke aufdringen würden. Talleyrand mag dagegen um so weniger abgeneigt gewesen sein, als nur Bonaparte's Consulat das Land von der Aufnahme der Bourbonen, wodurch man schon damals die Revolution zu schließen gedachte, abgehalten hatte. Im jetzigen Augenblicke schrieb Talleyrand der Rückkehr der Bourbonen unmittelbare Vortheile zu. Er kannte den alten Plan der englischen Politik, Frankreich auf seine ehemaligen Grenzen zu beschränken, und ihm zugleich die Bourbonen wiederzugeben. Er wußte wahrscheinlich auch, daß in der jetzigen Coalition einzelne Mächte zu einer noch größeren Zerstückelung Frankreichs geneigt waren; und sah nun in der Einsetzung des alten Königshauses eine Beruhigung für die Alliirten, von denen sich annehmen ließ, daß sie das Land doch nur in dem Maße schwächen würden, als die Natur seiner Regierung Europas Ruhe noch bedrohen konnte. Frankreich selbst dürfte sich darüber beruhigen, indem es auf diese Weise sich dem constitutionellen England näherte, das aus einer, der seinen ähnlichen Revolution hervorgegangen, und nun zu einer Macht von ungeheurem Einfluß angewachsen war. Übrigens könnten nur die Bourbonen Frankreich die Einbuße an europäischer Stärke ersetzen, die es durch seine Verkleinerung erlitte. Der Einfluß auf Europa, den das revolutionaire Frankreich geübt hatte, war großentheils gerade an den Besitz der neuen Gebietstheile geknüpft gewesen, und ginge nun um eben soviel verloren, wenn ihm nicht wieder das alte Ansehen des Hauses Bourbon, mit seinen die europäischen Fürstenhäuser durschschlingenden Verbindungen und seinen Traditionen aufhelfen würde. Es waren zwei verschiedene diplomatische Systeme, des revolutionairen Frankreichs und des alten, die nach allen ihren Bestandtheilen längst in Talleyrand's Geiste geordnet liegen mußten.

Die Zusicherungen, die König Ludwig manchen Staatsmännern der Republik gegeben hatte, ehe Bonaparte's Erhebung seine Rückkehr vereitelte, konnten Talleyrand, der in jener Zeit Minister gewesen war, nicht verborgen geblieben sein. Sein Benehmen berechtigte jetzt die Agenten des Königs, diesem von der Ergebenheit des einflußreichen Mannes zu melden. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß auch Talleyrand selbst den König wissen ließ, was ihm für seine Sache schon gelungen sei, und auf welche Weise er hoffte, die Personen von Gewicht und die Bekenner der constitutionellen Ansichten dafür zu gewinnen.

Obgleich sich Talleyrand gegen die kaiserlichen Beamten keine Blößen gab, hatte er doch alle seine Kunst nöthig, um den Polizeiminister, den Herzog von Rovigo, hinzuhalten, dessen Diensteifer für den Kaiser ihn einen plötzlichen Streich befürchten ließ. Er stellte sich dem Minister als die einzige Person dar, welche die üble Laune der Vorstadt St. Germain zu beschwichtigen wüßte. Er gab dem Minister zuweilen Winke über die royalistischen Versammlungen, die ihm selbst nicht minder unbequem waren, und erleichterte es ihm durch Agenten dieselben irre zu führen. Er warnte ihn, durch keine unbesonnene Maßregel einen Ausbruch zu beschleunigen, der vielleicht noch durch des Kaisers Siege zurückgedrängt werden könnte, und er öffnete ihm die Augen über seine eigene Lage. Tausende von Flüchtlingen aus den vom Feinde bedrohten Gegenden füllten die Hauptstadt, und mit denselben waren alle Verdächtigen, denen in jenen Departements ein Verbannungsort angewiesen war, unter dem Vorwande gekommen, daß ein Aufenthalt unter den Feinden ihnen übel gedeutet worden wäre. Es half nichts mehr, die sonst bekannten Sitze der Unzufriedenheit zu bewachen. Die Mißvergnügten waren nicht von Neugierigen zu unterscheiden, seit sie ihre Sache durch üble Gerüchte verbessern konnten. Des Ministers eigene Untergebenen vermieden es, seine strengeren Aufträge in ihrer vollen Härte zu vollziehen, an Leuten, die ihnen

schon wie ihre künftigen Gebieter begegneten. Wie natürlich, daß unter solchen Umständen ein wohlmeinender Rath Talleyrand's auf den Familienvater einigen Eindruck machte, sich nicht durch Wagnisse, die ihm der Kaiser nicht danken würde, auf immer die Gnade des Königs zu verderben! Allein was auch Talleyrand bei Rovigo ausrichtete, jeden Tag war die Gefahr für ihn neu; und wenn vollends, wie unwahrscheinlich es auch bei dem Charakter des Kaisers war, die Conferenzen von Chatillon zu einem Frieden führen sollten, so hatte Talleyrand schon zu viel gehandelt, um sich der Strafe entziehen zu können. Seine Rettung erforderte, daß er die Monarchen wissen ließe, wie viel ihnen zu Paris vorgearbeitet war: aber wie konnte ein Bote, gehörig versehen, um Glauben zu finden, durch die französischen Truppen gelangen?

Jeden Tag wurden die wenigen Getreuen zaghafter, die in des Kaisers Sache ausharren wollten, oder denen die Rolle, die sie gespielt hatten, keine andere Wahl ließ. Von jeher gewohnt, in bestem Glauben im Namen des Landes zu sprechen, waren sie anfangs befremdet, sich nur als ein Häufchen, ja sich überall aufgegeben zu sehen. Die Mittel, ihre Feinde zu entlarven, wodurch sie sonst Schrecken eingeflößt hatten, verschafften ihnen jetzt nur neue Gewißheit über ihre Vereinzelung. Es gab unter ihnen noch solche, die als Anhänger der Revolution die Laufbahn betreten hatten, auf welcher sie in ihrem Eifer zu Gehülfen des Kaisers geworden waren. Wenn diese jetzt in den Papieren geheimer Gesellschaften oder einzelner Verschwornen, die ihnen zu erhalten gelungen war, die Sprache der Freiheit wieder hörten, den gleichen, frischen, belebenden Marsch, unter dem sie selbst einst gegen den Despotismus zu Felde gezogen waren, so verwirrten sie sich; es kam ihnen vor, als wenn sie verrathen wären.

Die Beamten wußten den Kaiser in Unkenntniß von dem Zustande der Hauptstadt. Sie hätten ihn gerne, ohne ihm denselben zu entdecken, inständig gebeten, daß er den

Frieden annähme. Die Übersendung der Vorschläge von Chatillon, worüber der Kaiser die Meinung seiner Räthe verlangte, erlöste sie aus dieser Verlegenheit. Die Mitglieder des Rathes eröffneten alle, mit Ausnahme eines Einzigen, daß man die Vorschläge nicht ausschlagen dürfe. Indessen schienen die Ereignisse schnell der Entscheidung zuzuführen. Blücher war bis auf wenige Märsche der Stadt nahe gekommen. Schon mehrere Tage beschleunigte die Regierung den Abgang von Truppen zur Armee, und die Beamten hatten den schlimmsten Gerüchten zu widersprechen. Eine Anzeige des Marschalls Macdonald ließ erwarten, daß sich die Hauptstadt selbst werde vertheidigen müssen, und man dürfte nicht mehr zögern, wie sehr man sich dessen auch scheute, die Nationalgarde darauf vorzubereiten. Die nächsten Nachrichten redeten von einem kühnen Zuge des Kaisers: anfangs ein leises Gerücht, dann ein sicherer Bericht, traf die Nachricht von der Zertrümmerung eines ganzen feindlichen Armeecorps ein, und jeden Tag erfuhr man nun einen neuen glänzenden Sieg des Kaisers, bis die ganze Gegend gesäubert zu sein schien. Die Getreuen des Kaisers wagten es kaum, an die Bedeutung zu glauben, die man dem Siege gab: sie gingen aber bei dem Zeugniß der anwesenden Militairs zu dem heitersten Übermuthe über, welche alles bestätigten, und mit eigenem Erstaunen in den raschen entscheidenden Bewegungen des Kaisers den Geist und die Seele des jungen Siegers von Italien wieder fanden. In erleichterter Stimmung erlebte die Bevölkerung von Paris wieder zwei, drei Jubeltage, und man las in den Zeitungen, daß man doch niemals verzweifelt habe. Noch sollte die Hauptstadt das vom Kaiser ihr zugedachte Schauspiel bekommen, das Heer der Kriegsgefangenen durchmarschiren zu sehen. Die Regierung aber wurde dadurch von neuem auf ihre Lage verwiesen: sie sollte die Kriegsgefangenen durch die Nationalgarde abholen lassen: sie getraute sich dessen nicht, und mußte zum ersten Male einen Auftrag des Kaisers mißachten. Die Gefan-

genen wurden von den nächsten Truppen geleitet. Bald stellte die Gefahr, die aus der Marnegegend kaum entfernt worden, sich auf der Seite der Seine ein, wo die Östreicher noch näher, als dort die Russen, herankamen. Die wenigen Truppen, die den Marsch derselben verzögerten, setzten sich in unmittelbare Verbindung mit der Regierung in Paris, welche Boten über Boten an den Kaiser sandte.

Achtes Kapitel.

Der Feldzug.

Die Schlachten an der Marne und der Seine.

Es hatte nämlich Napoleon von Nogent aus, gedrängt vom Bedürfniß eines Sieges, seinen Überfall auf Blücher ausgeführt. Unwegsam durch Wald und Moräste war das Land zwischen der Seine und Marne; unvermuthet hoffte Napoleon einzutreffen. Gegen die Östreicher ließ er die Marschälle Victor und Reggio an den Brücken der Seine, den General Pajol an denen der Yonne zurück und brach in der Frühe des 9. Februar mit der alten Garde und den übrigen Truppen nach Sezanne auf. Von den Einwohnern geführt, marschirten die Truppen mühsam auf schlechten Pfaden und den schmalen beeisten Dämmen. Die Nacht war eingebrochen, als sie im Walde von Traconne auf sumpfigen Grund geriethen, wo bald die Artillerie nicht von der Stelle gebracht werden konnte. Doch der Maire von Barbonne trieb alle Rosse der Gegend auf, und es gelang noch in der Nacht, das Geschütz den Truppen nachzuführen, die unverzagt sich selbst durchgearbeitet hatten. In Sezanne fand Napoleon die früher dahin beorderten Corps von Ney und Marmont, und Auskunft über die Stellungen des Feindes.

Der Marschall Macdonald hatte mit den Überbleibseln, die er von seinem frühern Armeecorps gerettet, mehrere Tage lang Chalons gegen das Corps York vertheidigt, einem großen Artilleriepark dadurch Zeit verschafft zu entkommen, und endlich sich selbst auf der großen Marnestraße, über Epernay und Chateau Thierry, immer kämpfend vor dem nachdrängenden York zurückgezogen. Marschall Blücher war von Brienne her auf die südlichere kleine Marnestraße gelangt. Um den Artilleriepark zu erjagen, und auch Macdonald selbst bei La Ferte zuvorzukommen, wo die kleine Straße die große erreicht, hatte er den General von Sacken vorausgesandt, und den General Olssufiew in der Entfernung eines Tagemarsches ihm nachrücken lassen. Er selbst war in Vertus geblieben, die Corps Kleist und Kapzewitsch erwartend, die er mit Olssufiew zu einer Reserve zu vereinigen gedachte. Doch Macdonald war zeitig in La Ferte eingetroffen, und hatte sich, die eben anlangende Vorhut Sacken's zurückwerfend und die Brücke sprengend, glücklich nach Meaux hinübergezogen, wo er sein Corps durch Nationalgarden zu vervollständigen hoffte. So war das schlesische Heer zerstreut in einem Umfang von mehreren Meilen liegen geblieben. Während Blücher noch immer seine neuen Corps erwartete, marschirte York mit 18,000 Mann auf der großen Landstraße; mit 20,000 war Sacken auf der kleinen Straße bis jenseits Montmirail vorgeschoben, und die wenigen tausend Mann Olssufiew's standen bei Champaubert, auf welches der Weg von Sezanne läuft.

Kampflustig vergaßen die französischen Truppen am Morgen des 10. Februar der Beschwerden des noch übrigen Weges. Um 9 Uhr erreichte Marmont die Höhe am Flüßchen Klein-Morin und sah die Russen Olssufiew's auf dem jenseitigen Hochfelde von Bain. Es dauerte noch einige Zeit, bis seine Infanterie und Artillerie sich aus dem Kothe hervor gemacht hatten. Der Kaiser selbst langte an, und ordnete Übergang und Angriff. Obgleich Olssufiew

keine Cavallerie hatte, wies er den Rath, sich zurückzuziehen, ab, da er zu Brienne wegen seiner Fahrlässigkeit zur Verantwortung gezogen worden war. Er setzte sich zur Wehre: standhaft hielten sich seine Russen, so lange die Franzosen nur allmälig das Hochfeld erstiegen. Von der Übermacht endlich umfangen, wichen sie langsam, unter beständigem, kaltblütigen Kampfe. Napoleon wurde ungeduldig, er hieß den General Girardin mit zwei Schwadronen nach der Pariser Straße zueilen. Die Russen wichen schneller. Sie waren am Dorfe Champaubert angelangt. Ein Angriff von Bordesoulle's Reiterei auf ihre Linke zwang sie schleunig ins Dorf sich zu ziehen. Olssufiew wandte sich nach dem Rückwege auf Bertus oder auf Epernay. Im Sturmschritt kam die französische Division Ricard und versperrte den Weg. Es blieb nur die Richtung von Montmirail. General Bordesoulle warf sich mit seinen Kürassieren auf die russischen Vierecke, im Augenblick, als sie zum Marsche sich anschickten, drängte sie ans nahe Gehölz, an den Sumpf, bis sie brachen, und zersprengte das ganze Corps. Die französische Infanterie löste sich, den Wald zu durchstreifen, auf, und richtete bis weit hinein ein Blutbad an. Die Cavallerie setzte dem fliehenden Geschütze nach, und trieb an achtzehnhundert Mann Gefangene zusammen. General Olssufiew selbst befand sich darunter.

Der Kaiser ließ in Champaubert sein Hauptquartier aufschlagen. Er befand sich zwischen Sacken und Blücher, Beiden überlegen, in der Mitte; er hatte es in der Hand, welchen derselben er zuerst aufriebe. Des Abends hatte er den gefangenen General Olssufiew zur Tafel geladen; man brachte ihm neue Berichte über den Umfang der Niederlage; Napoleon war hoch erfreut, und äußerte es laut, daß er wieder sein unwiderstehliches Kriegsglück gefunden zu haben glaubte. Nicht ohne Empfindlichkeit bemerkte er, daß seine Marschälle dabei stille blieben, die auch wirklich, da sie seit mehreren Tagen keinen andern Wunsch hatten, als daß bald der Friede geschlossen würde, über des Kaisers

neuen Übermuth verdrossen waren. Der folgende Tag war Sacken gewidmet, dessen Vernichtung, da er sich nicht, wie Blücher, auf der Rückzugslinie befand, den geringern Zeitverlust verursachen mußte. Gegen Blücher ließ er den Marschall Marmont bei Etoges stehen.

Der Feldmarschall hatte sich, indem er unbesorgt seine Straße zog, auf Wittgenstein verlassen, der nach der Abrede von Brienne zwischen Seine und Marne sein mußte. Durch den General Pahlen von dem Marsche der Franzosen benachrichtigt, hatte er Sacken und York, ohne ihnen bestimmte Befehle zu geben, zur Vorsicht ermahnt. Als er zu seiner Verwunderung erfuhr, daß Wittgenstein der großen Armee in der Wendung um Troyes gefolgt war, hatte er Kleist und Kapzewitsch, um die Verbindung herzustellen, auf Fère Champenoise marschiren lassen. Am 10. wurde er von französischer Reiterei angegriffen, die sich auf Fère Champenoise zurückzog. Er begab sich nun selbst dahin: vielleicht daß er die Franzosen, die er nicht über Sezanne hinaus glaubte, dort festhielte, und seinem General Sacken zum Rückzuge Zeit verschaffte. Doch eilig kehrte er auf die Nachricht von Olsufiew's Gefecht in seine Stellung bei Vertus zurück. Er nahm hier am folgenden Tage die Trümmer des geschlagenen Corps auf, und erwartete den französischen Kaiser. Die Umwohner gaben ihm keine genauen Nachrichten. Er verließ sich in seinem Unmuth immer noch auf die große Armee, die jetzt allein entscheidende Bewegungen in ihrer Gewalt hätte.

Der General Sacken hatte am Morgen des 11. seinen Rückmarsch nach La Ferte angetreten. Als er nach Vieux Maison kam, befand sich der französische Kaiser schon in Montmirail. Sacken hatte zwar vom General York die Einladung erhalten, sich links auf die große Marnestraße zu ihm hinüberzuziehen: York wartete auf ihn in Viffort, halben Weges von Chateau Thierry nach Montmirail, sein Stehenbleiben entschuldigend mit dem Zustande der Straße, die für die Artillerie nicht weiter fahrbar schien. Aber

Sacken war entschlossen, den Feind zu überwältigen. Zu seiner Rechten zog sich, in einiger Entfernung von der Straße nach Montmirail, das Thälchen des Klein-Morin. Dort hoffte er sich einen Weg zu eröffnen, während er auf der Ebene, die zu beiden Seiten der Straße sich vor ihm bis Montmirail ausdehnte, eine treffliche Vertheidigungsstellung hinter einer bebuschten Schlucht behaupten konnte.

Napoleon, der mit Vergnügen bemerkte, daß sich Sacken, durch den Klein-Morin verführt, nach der Rechten hinzog, legte den General Ricard und zwei Divisionen Ney's in die Dörfer Pommesonne und Marchais am Abhange des Thales. Dann berechnete er Sacken's gänzliche Trennung von York. Er wies der Reiterei eine Stellung zwischen den Straßen von Chateau Thierry und La Ferté an, unterstützte sie durch Fußvolk, und hielt die Division Friant auf der Straße von Chalons im Rückhalt. So erwartete er die Ankunft seiner Garde, und verfolgte mit den Augen den Fehler des Feindes.

Das Gefecht begann an den Dörfern im Thale. Die Russen schlugen sich mit einigem Erfolg. Um dieselbe Zeit, wo Mortier die Garde heranführte, zeigten sich in der Gegend von Viffort einzelne Truppen des Generals York, der auf den Kanonendonner aufgebrochen zu sein schien. Um nun den größern Theil der Russen von York zu trennen, wollte sich Napoleon eines Pachthofes bemächtigen, der in der feindlichen Vertheidigungslinie lag. Er übertrug den Angriff Friant's Colonnen, an deren Spitze er den verwegenen Ney gerufen. Allein der Pachthof schien der am stärksten besetzte Punkt zu sein. Napoleon ließ, die Russen auf die beiden Flügel zu locken, durch die Reiterei des Generals Nansouty ihren linken Flügel bedrohen, und zugleich dem Rechten am Klein-Morin zur Ermunterung das Dorf Pommesonne einräumen. Kaum bemerkte der lauernde Ney, daß Sacken wirklich von seinen Truppen nach den Flügeln entsandte, als er losstürzte, und unwiderstehlich mit seiner Colonne durch die Kugeln des feindlichen Geschützes, durch

die letzten Schüsse der aus dem Gebüsche sich rettenden Plänkler auf den Pachthof eindrang. Erst verstummte die russische Artillerie; dann hörte das Gewehrfeuer auf, und vor den Bajonetten der Colonne wichen die Feinde. Der Pachthof war erobert. Über Napoleon's Absicht erschrocken, bildete schnell der General Sacken alle Infanterie, die nicht auf dem äußersten rechten Flügel im Gefechte stand, zu einer Colonne, und versuchte sich zu York hindurch zu schlagen. Napoleon konnte Mortier nicht in dieses Gefecht senden, da derselbe der Brigade Pirch vom York'schen Corps zu wehren hatte, die sich zu einem Angriff auf die rechte Flanke der Franzosen anschickte. Dafür warf sich General Guyot auf des Kaisers Geheiß mit einigen auserlesenen Schwadronen auf die zagenden Russen. Unter dem furchtbaren Stoße brach ein Theil der Colonne: ganze Brigaden wurden niedergesäbelt, niedergeritten. Was sich aus der entsetzlichen Metzelei mit Sacken rettete, gelangte zu den Preußen durch eine Lücke, die der General Nansouty, nur mit der russischen Cavallerie beschäftigt, offen gelassen hatte.

Nachdem die Ebene vor Montmirail von den Russen geräumt war, und auch die Preußen, zufrieden einen Theil ihrer Bundesgenossen gerettet zu haben, vor Mortier zurückgingen, war nur am Klein-Morin das Gefecht nicht erloschen. Das Dorf Marchais befand sich im Besitz der Feinde. Die französischen Conscribirten, die sich dort geschlagen, waren ermattet. General Ricard ließ den Kaiser um Verstärkung bitten. Um der Schlacht ein glänzendes Ende zu machen, sandte dieser die Marschälle Lefevre und Bertrand. Bei ihrem Anblicke ermannten sich die Conscribirten. Von drei Seiten drangen die französischen Colonnen ins Dorf auf die Russen, die mit dem Muthe der Verzweiflung sich einige Minuten wehrten, endlich aber, aus dem Dorfe gedrängt, als sie Cavallerie ansichtig wurden, sich aufgelöst in den Wald warfen. Ricard's Truppen verfolgten sie weithin in der Richtung von Nogent.

An zwanzig Stücke Geschütz war die Beute des Tages; die Zahl der Todten und Verwundeten stieg auf 3000 an. Napoleon glaubte noch Zeit zu haben, ehe er sich gegen Blücher wenden mußte, den geschlagenen Corps vor ihrem Übergange über die Marne eine Niederlage beizubringen. Sein Heer trat am frühen Morgen den Marsch auf Chateau Thierry an. Die Wege waren noch mit Gepäckwagen, den Franzosen eine Morgenbeute, bedeckt. Nachdem sich bei Viffort während der Nacht die Russen unter York's Schutze gesammelt, hatte auch dieser den Rückzug angetreten, und in der Stellung nur eine Brigade und die Cavallerie des Generals Katzler zurückgelassen. Die Franzosen sahen diese auf der Höhe hinter einem Bache in Schlachtordnung stehen. Unter dem Feuer des Geschützes drängten sie über den Bach. Ney setzte sich an die Spitze der Reiterei, und suchte den General Katzler aus dem Rückwege zu werfen. York sandte zu Hülfe, was er an Reiterei noch auf der Höhe hatte. Die beiden Reitermassen, jede etwa 3000 Pferde, ordneten sich neu zum Treffen. Aber Ney hatte auserlesene Schwadronen: es war eine Lust, ihn selbst im heißen Stoße zu sehen, an welchem die erste Linie der Feinde brach. In einem Augenblick war auch die zweite hingerissen, war Alles zerstoben. Zu gleicher Zeit trieb die Infanterie die feindliche in die Weinberge am Abhange von Chateau Thierry hinunter. Es fügte sich, daß die Division Freudenreich allein auf der Höhe stehen blieb. In Vierecke gebildet, versuchte sie umsonst den Rückzug: sie erlag den Anfällen der siegreichen Reiterei; was nicht ins nahe Gehölz entkam, wurde niedergehauen.

Der Tag neigte sich. Alle preußischen und russischen Truppen waren ans Ufer der Marne hinunter geworfen. Dort erschien auf der Straße von Epernay der französische General Letort mit Reiterei: es blieb kein Rückweg, als die Brücke. Als die französischen Corps an den Abhang kamen, hatten sie unter sich das Schauspiel der Verwirrung

des feindlichen Heeres, in welchem Alles, sein Heil zu suchen, nach der Brücke drängte: zwei Bataillone Grenadiere stiegen die Landstraße hinunter. Sie warfen mit leichter Mühe zwei feindliche Bataillone, die der Prinz Heinrich von Preußen, zum Schutze der Flüchtlinge aus der Stadt geführt hatte; sie folgten denselben an die Brücke. Um zu entkommen, ließ der Prinz die Brücke in Brand stecken. Eine Menge von Flüchtlingen war abgeschnitten. Auf die französischen Truppen, welche dieselben zusammentrieben, spielte nur vom jenseitigen Ufer das feindliche Geschütz noch eine Zeitlang.

Achtzehnhundert Gefangene blieben in den Händen der Franzosen. Jede Stelle, wo gekämpft worden, war mit feindlichen Leichnamen bedeckt. Der Verlust der Franzosen betrug nur wenige hundert Mann.

Jeden Versuch, die Brücke herzustellen, vereitelten noch beim Anbruche des Tages die Kugeln der Russen. Endlich trug ein Nachen, den ein kühner Schwimmer vom feindlichen Ufer geholt hatte, nach und nach ein Häufchen Soldaten hinüber, welche die zurückgebliebenen Kosacken aus der Nähe der Brücke vertrieben. Aus den Häusern stürzten jetzt die Einwohner auf die Befreier zu: sie waren noch ganz außer sich über die Mißhandlungen, die sie von der zügellosen Nachhut der geschlagenen Feinde während der Nacht erfahren hatten; und indem die einen von den Leiden, die ihre Stadt seit mehreren Tagen ausgestanden, und von ihren Empfindungen bei des Kaisers unverhoffter Ankunft erzählten, schleppten andere im Eifer der Rache Werkzeuge herbei, dem Heere drüben die Brücke zu bauen, und bald war die ganze Bevölkerung, Männer und Weiber, Reiche und Arme, in voller Thätigkeit, und die Brücke legte sich wunderbar schnell. Im Sturmschritt eilte die junge Garde herüber und durch die Stadt; die Feinde waren schon in der Weite auf den Wegen, die nach Fismes und Rheims führten. Mortier übernahm die Verfolgung; seine leichten Truppen jagten der feindlichen Nachhut noch

einige hundert Gefangene ab. Eine Menge zerstreuter Flüchtlinge und verspäteter Wagen fielen in die Hände der ergrimmten Bauern. Den übrigen Theil des französischen Heeres ließ der Kaiser an diesem Tage bei Chateau Thierry ausruhen.

Der Feldmarschall Blücher war in Vertus noch ohne Aufschluß über den Kanonendonner, den er am 11. in der Richtung von Montmirail gehört hatte. Da er die Wendung der Ereignisse von der Seite der großen Armee erwartete, so glaubte er auch bald, Marmont, der noch immer vor ihm in Etoges stehen blieb, sei bestimmt, des Kaisers Rückzug auf Sezanne zu decken. Er hoffte, in Nachhutgefechten das Glück wieder zu finden, das ihn in Olssufiew's Niederlage für einen Augenblick verlassen hatte, und ging mit den angekommenen Corps von Kleist und Kapzewitsch endlich am 13. Februar zum Angriffe über. Marmont wich an diesem Tage von Etoges bis Vauchamp.

Napoleon, der noch am Abend die Nachrichten davon erhielt, überließ die zwei geschlagenen Corps dem Marschall Mortier, und traf früh am 14. in Montmirail ein, dem Marmont auf seinem Rückzuge schon nahe gekommen war. Er unterstützte diesen zu einem Sturme auf das Dorf Vauchamp, das der General Ziethen mit Blücher's Vorhut besetzt hatte, und übertrug dem Marschall Grouchy die gesammte Liniencavallerie, um auf der offenen Ebene, die bis zum Holze von Etoges reicht, die rechte Flanke Blücher's zu umgehen.

Unter wiederholten Angriffen trieben Marmont's Truppen die preußische Vorhut aus dem Dorfe Vauchamp: ein Theil derselben wurde vor Blücher's Augen niedergemacht, der noch in solcher Entfernung war, daß er die Trümmer nur aufnehmen konnte. An der Heftigkeit des Stoßes erkannte Blücher, daß Napoleon beim Heere war. Von einigen Gefangenen erfuhr er das Schicksal Sacken's und York's; und als er die ganze französische Armee her-

vorkommen sah, und von dem großen Reitercorps hörte, das eine Umgehung auszuführen schien, wurde er auf seine eigene Rettung bedacht, und ordnete den Rückzug an. Die wenige Reiterei, die er bei sich hatte, wurde auf den rechten Flügel gezogen, die Artillerie theils zwischen die Vierecke der Infanterie vertheilt, theils bildete sie die hinterste Abtheilung: Alles zog in der größten Ordnung. Seitwärts sah man in der Ferne die Bewegung der französischen Reiterei: sie schien Schritt zu marschiren in dem erweichten Boden; man hoffte, wenn man sich anstrengen würde, vor ihr das Holz von Etoges zu erreichen. Blücher war bei den russischen Truppen. Der General Capzewitsch ließ dieselben in zwei Treffen marschiren, von denen stets das eine sich aufstellte, bis das andere sich durchgezogen hatte. Der Feldmarschall lobte ihre Ordnung, ihre Ruhe, und antwortete auf die ungeduldigen Berichte des vorausziehenden Kleist, der das feindliche Reitercorps besser übersehen konnte, daß man nichts übereilen müsse. Plötzlich nahete aber die gewaltige Reitermasse; unter dem ersten Anlaufe zerstob die preußische Reiterei, und mit furchtbarem Stoße prallten die französischen Schwadronen an die ruhig entschlossenen Vierecke. Zwei Bataillone, die auszuweichen versuchten, gingen verloren. Neue Schwadronen stürmten von Napoleon's Heere heran. Ein Viereck brach, die andern hielten standhaft aus. Und als Grouchy's Reitercorps wieder abschwenkte, setzten die Truppen Blücher's ihren Marsch wie zuvor fort, und zogen sich, während von hinten Napoleon's Geschütz in ihre Massen schlug, in geregelter rascher Bewegung dem Walde zu. Aber hier stand wieder Grouchy's Reitercorps im Wege. Als er losstürzte, verstummte des Kaisers Geschütz, und die Reiterei seiner Garde brach hervor. Wild raseten nun von allen Seiten die Angriffe, hie und da drangen sie ein. Blücher's Heer blieb im Marsch, und erreichte mit entsetzlichen letzten Verlusten noch in erträglicher Ordnung den Wald, der es barg. Es schien die Franzosen begnügten sich mit dem Errungenen. Das schle-

blieb aber in den Heeren zurück. Seit dem Anfange des Feldzugs hatten die russischen Officiere, im Bewußtsein, daß ihr Kaiser die Seele von Allem war, einen Vorrang vor ihren preußischen Waffengefährten sich herausgenommen, der die letztern in den gemeinschaftlichen Quartieren schon oft aufs Empfindlichste verletzt hatte. Jetzt standen die Russen nicht nur mit dem York'schen Corps auf gespanntem Fuße, ihre Beschwerden erreichten den Feldmarschall selbst, in dessen Benehmen sie anfangs Unvorsichtigkeit, dann eine fahrlässige Säumniß zu tadeln fanden. Um so tiefer fühlten sich dadurch die preußischen Truppen verletzt, als sie stolz auf ihren Blücher waren, und sich mit einem kriegerischen Selbstgefühl trugen, das neben dem Franzosenhasse ihnen von dem Enthusiasmus der Befreiungskriege übrig geblieben war, und das sich auf innern Werth bezog. Nur in der Verachtung der von Diplomaten geleiteten Östreicher kamen preußische und russische Officiere wieder überein. Doch Blücher's Thätigkeit war von dem Augenblicke an, wo ihn das Ausbleiben jeder Verfolgung von Bonaparte's Seite überzeugte, daß sich dieser gegen die große Armee gewendet, ganz nur darauf gerichtet, sich bald zur Schlacht, die dort geliefert werden würde, einzustellen. Er erfuhr noch, daß Schwarzenberg, so spät es auch geschah, von Nogent aus, einen Zug in den Rücken der Franzosen beabsichtigt, nun aber dem Angriff, der ihm selbst drohte, zu begegnen hatte. Blücher berechnete, daß zahlreiche Heeresabtheilungen sich auf dem Wege vom Rheine her befänden, und in Kurzem fast Tag um Tag eintreffen mußten, und suchte Eile in ihren Marsch zu bringen.

Mit überraschender Geschwindigkeit war Napoleon von seiner Garde begleitet, gereist, die Infanterie die Hälfte des Weges auf Wagen. Alles verdoppelte seine Anstrengungen, als sich am 16. von der Yeres her Kanonendonner hören ließ. Die Marschälle waren schon mit der russischen Vorhut im Gefechte gewesen. Napoleon fand ein wohlbehaltenes Heer. Nahe an 50,000 Mann stark, ordnete er einen

allgemeinen Angriff auf den folgenden Morgen an. Dem naheliegenden Paris sandte er beruhigende Nachrichten. Neu belebt durch die Ankunft ihres Kaisers, brach das kampflustige Heer in der Frühe des 17. Februar von Guignes nach Mormant auf. Zu spät hatte Graf Pahlen mit der russischen Vorhut seinen Rückzug angetreten. Die französischen Truppen machten Jagd auf ihn. Ehe er Mormant erreichte, war er eingeholt. Der Infanterie des General Gerard, den Batterien des General Drouot, den Schwadronen der spanischen Armee war nicht zu widerstehen. Mit der Reiterei nur gelang es ihm, sich durchzuschlagen. Seine Infanterie streckte die Waffen. Rasch ging nun der französische Marsch; bei Nangis stieß man noch auf die Nachhut des Grafen Hardegg. Bald zeigte sich, daß auf allen Punkten der Feind in rückgängiger Bewegung war. Napoleon ließ ihn von Nangis aus, auf den drei Straßen, die nach Nogent, nach Bray und nach Montereau führen, durch die drei Marschälle verfolgen: wenn sich Victor noch am gleichen Tage der Brücke von Montereau bemächtigte, so wäre das Heer auf dem linken Ufer den Östreichern zuvorgekommen. Seiner Garde gönnte der Kaiser die lang entbehrte Ruhe in Nangis.

Am Abend meldete sich bei den Vorposten ein östreichischer Officier, der Graf von Parr. Der Fürst von Schwarzenberg ließ dem Kaiser sein Befremden über den Angriff ausdrücken, da doch die Monarchen in Friedenspräliminarien eingewilligt hätten, nach den Bedingungen, zu denen sich der französische Bevollmächtigte verstanden. Napoleon nahm diese Sendung nur für eine Gelegenheit, die besondere Unterhandlung mit Östreich endlich anzuknüpfen, auf die er immer gerechnet. Er hatte eben einen Brief seiner Gemahlin an ihren Vater erhalten: er schrieb nun ebenfalls seinem Schwiegervater. Der Brief wurde so abgefaßt, daß Kaiser Franz sich darauf eröffnen mußte: nur wurde die Erwartung darin ausgesprochen, die Ereignisse der letzten Tage werden die Vorschläge von Chatillon ver-

ändert haben. Da er von dem, was in Chatillon vorgegangen zu sein schien, noch keine Kenntniß hatte, schrieb Napoleon zu gleicher Zeit an Caulaincourt, um ihm die Vollmachten zu entziehen, die er in seiner unglücklichen Lage zu Troyes ihm ertheilt hatte. Die Schlacht, die er sich damals habe ersparen wollen, schrieb er, sei nun geliefert und die Hauptstadt gerettet; Caulaincourt möge noch unterhandeln, aber es müßte nun ein dauerhafter und ehrenvoller Friede sein, was nicht anders möglich sei, als auf der Frankfurter Grundlage; die Vortheile, die er errungen, seien von der Art, daß sein zwanzigjähriges Kriegsleben keine ähnlichen aufweise; unterzeichnen die Feinde die Grundlage von Frankfurt, so wolle er sie ruhig nach Hause ziehen lassen: übrigens werde die Armee bald so nahe an Chatillon sein, daß Caulaincourt in vierundzwanzig Stunden auf jede Depesche die Antwort besitzen könne.

Victor hatte Montereau am Abend nicht mehr erreicht. Auf der Höhe von Valjouan hatte er die baiersche Division Lamotte getroffen. Es war wieder Gerard, dessen Infanterie die Ehre des Kampfes davon getragen. Victor selbst, der die Reiterei führte, war ausgeblieben, als der Feind sich nach schwerem Verluste aus dem Gefechte zu ziehen bemüht war. Victor hatte ihn nicht einmal verfolgt. Nach dem Siegeslaufe der letzten Tage traf diese erste Widerwärtigkeit den Kaiser durch die Schuld eines seiner verdrossenen Märschälle. Er sandte zornige Befehle an Victor, nun in der Frühe Montereau anzugreifen; auch den General Pajol, der mit seiner Reiterei in der Gegend von Sens stand, beschied er auf den Kampfplatz. Als Victor am Morgen an den Weinhügel von Surville kam, hinter welchem Montereau liegt, sah er die treffliche Stellung durch das ganze Corps des Kronprinzen von Würtemberg besetzt, der hier den Rückzug der auf dem linken Ufer allzuweit vorgerückten Truppen der großen Armee schützte. Victor's Schwiegersohn, der beherzte General Chateau, übernahm es, des Vaters Verschuldung zu tilgen. Da der Feind

seinen Rückzug nur durch den Engpaß von Montereau nehmen konnte, so brauchte man ihn nur aus seiner festen Stellung zu werfen, um auch gleich sein Verderben voll zu machen. Stürmend eroberte Chateau unter mörderischem Feuer ein Dorf am Fuße der Stellung: der verdoppelten Gewalt des feindlichen Geschützes mußte er es wieder preis geben. Den zweiten Angriff auf die Stellung überließ er der Division Duhesme, und versuchte, hinter den Hügel sich schleichend, auf der Pariser Straße die Brücke zu überraschen. Während links von ihm in der Höhe das Geschütz der Würtemberger gegen Duhesme neu entbrannte, überwältigte Chateau mit raschem Stoße den leichten Widerstand bis zur Brücke, als er getroffen von einer Kugel niedersank. Von Schrecken ergriffen, warfen seine Truppen sich in die Flucht.

Das Geschütz auf der Höhe hatte auch Duhesme's Angriff abgeschlagen. Nur schwach erneuerte sich der Kampf hier und da. Aber um 1 Uhr kam General Gerard mit der Reserve angerückt, und ein Adjutant des Kaisers, der ihm nachgeeilt war, brachte ihm den Auftrag, den Befehl über die sämmtlichen Truppen des Angriffs zu übernehmen. Gerard, um die französische Infanterie wieder zu Athem kommen zu lassen, ließ die vierzig Stücke Geschütz seiner Reserve aufführen, die auch bald das feindliche Feuer zum Schweigen brachten. Als der Kampf begonnen hatte, sprengte auf der Straße von Nangis der Kaiser selbst heran, und ließ den Angriff durch zwei Bataillone der alten Garde unterstützen. Jetzt verlor der Kronprinz von Würtemberg den Muth, mit dem Engpaß im Rücken länger auf dem Hügel zu bleiben. Er ließ einen Theil seiner Truppen den Rückzug antreten, und räumte nach und nach die Stellung mit dem Geschütz. Um diese Bewegung zu decken, kam über die Brücke die Brigade des Fürsten von Hohenlohe, als Pajol's Reiterei eintraf, fliehende Infanterie auf der Straße von Sens vor sich her jagend. Die Zeit gebrach,

sich zur Wehr zu setzen. Hohenlohe fiel, seine Truppen wurden von den Flüchtlingen fortgerissen.

Auf der Höhe von Surville war jetzt das Geschütz der französischen Garde aufgepflanzt. Napoleon stand unter den Artilleristen, indem sie in die gedrängte Flucht des Feindes schossen. Er trieb sie an, da er besorgte, der Feind, ließe man ihm Zeit, würde die Brücke zerstören. Er richtete selbst mehrere Kanonen, und gab das Zeichen zum Feuern. Die Artilleristen hatten ihre Freude daran, daß der Kaiser sein altes Handwerk noch verstand. Doch als sie bemerkten, daß der Feind auf die Stelle zu zielen anfing, murrten sie über die Unvorsichtigkeit. „Pah, seid nur ruhig, scherzte der Kaiser; die Kugel ist noch nicht gegossen, die mich tödten wird."

Endlich gelang es Pajol's Jägern, sich einen Weg über die Brücke zu öffnen. Duhesme's Division folgte im Sturmschritt, und warf nieder, was ihr begegnete. Auch die Einwohner jenseits der Brücke faßten jetzt Muth. Von den Dächern schleuderten sie Ziegel auf die fliehenden Feinde; andere verrammelten Nebengassen, oder wiesen den französischen Colonnen einen kürzern Weg. Die Flüchtlinge wurden auf die Straße von Sens getrieben; was beisammen blieb, über die Yonne gegen Bray gedrängt.

Napoleon hatte sich seit zwei Tagen über mehrere seiner Officiere, die sonst zu den trefflichsten gehörten, zu beklagen: die ganze blutige Schlacht von heute, glaubte er, wäre erspart worden, hätte Victor gestern seine Schuldigkeit gethan. Er schickte dem müde gewordenen Marschall die Erlaubniß, nach Hause zu kehren. Victor stieg ganz bekümmert auf das Schloß von Surville, wo der Kaiser seine Wohnung genommen hatte. Wie ihn dieser erblickte, fuhr er ihn an mit den härtesten Vorwürfen, die ein General nur hören kann; alles Zornes, den er seit dem Beginne des Feldzugs im Anblick seiner mißmuthigen Marschälle gesammelt hatte, entlud er sich auf den unglücklichen Victor. Dieser versuchte umsonst zu Worten zu kommen,

erhob umsonst seine Stimme. Er sei einer seiner ältesten Waffenbrüder, rief er dem Kaiser zu; könne ohne Schande die Armee nicht verlassen. Napoleon's Stimme wurde milder; als wäre es Theilnahme, redete er dem Veteranen von der Ruhe, deren er bedürfe, von seinen Körperleiden, seinen Wunden, die ihm den strengen Dienst in dieser Jahreszeit beschwerlich machen. Victor, den die freundlichen Worte wie Spott kränkten, bestand darauf, bei der Armee zu bleiben. Er versuchte, sein gestriges Benehmen zu rechtfertigen. Wenn er militairische Fehler begangen, schluchzte er plötzlich, so habe er theuer genug bezahlt mit dem Schicksale seines Eidams. Ganz bewegt unterbrach Napoleon den unglücklichen Vater, erkundigte sich zugleich, ob die Ärzte noch einige Hoffnung hätten. Victor konnte wieder Muth fassen. Er betheuerte aufs neue, daß er das Heer nicht verlassen werde. „Ich werde ein Gewehr tragen, ich habe meinen ersten Dienst noch nicht vergessen; Victor wird sich in die Reihe der Garde stellen.“ — „Nun so bleiben Sie denn, sagte Napoleon, und bot ihm die Hand: ich kann Ihnen Ihr Armeecorps nicht mehr zurückstellen, weil ich es Gerard gegeben habe; aber ich gebe Ihnen zwei Divisionen der Garde. Gehen Sie den Befehl zu übernehmen und daß von der Sache zwischen uns keine Rede mehr sei!“

Den 19. Februar blieb Napoleon in Surville, mit einigen Änderungen in der Organisation des Heeres beschäftigt, zu denen ihn die Erfahrungen der letzten Tage bestimmt hatten. Seine Generale verfolgten unterdeß auf allen Straßen, und hatten den Auftrag, den Feind auf Troyes zurückzutreiben. Napoleon sann aber schon auf die letzte Zertrümmerung des feindlichen Heeres. Der Zeitpunkt schien ihm gekommen zu sein, wo Augereau von Lyon aus in Thätigkeit treten sollte, um den Östreichern und Russen ehe sie den Rhein erreicht hätten, Verderben zu bereiten. Augerau mußte jetzt freie Hände haben, da Bubna's Corps auf Gent zurückgeworfen war. Napoleon schickte ihm den

Befehl, in die Vogesen zu ziehen, und mit dem dortigen Volksaufstand den Rückmarsch der Feinde zu erwarten, an deren Wagenzügen und vereinzelten Abtheilungen er schon jetzt einen reichen Fang machen könnte.

Aus der Umgegend kamen die Maires in Menge nach Surville, um sich zu den Diensten des Kaisers zu stellen. Sie führten dem Heere die Vorräthe zu, die ihnen geglückt war vor den Feinden zu verbergen, und konnten nicht genug von den Gewaltthätigkeiten erzählen, die sie erduldet hatten, und die sie nur wünschten überall im Lande gekannt zu wissen, wo man etwa noch, wie es vorher auch in ihren Ortschaften manche gethan, den freundlichen Proklamationen der Feinde den geringsten Glauben schenken sollte. Napoleon empfing von diesen Beamten auch so übereinstimmende Versicherungen über die Uneinigkeit der Feinde, daß er wohlgemuth der nahen Auflösung der Coalition entgegensah. Wo sich Russen und Östreicher zusammen aufgehalten, sei es in die Augen gefallen, wie die Letzteren durch die Anmaßungen der russischen Generale verletzt worden; die gemeinen Östreicher aber schämen sich, die plündernden Kosacken zu Bundesgenossen zu haben, und die östreichischen Kriegsgefangenen wenden Alles an, um nicht für Russen angesehen zu werden, wenn sie durch ein Städtchen marschiren müssen.

Den 20. Februar ging Napoleon nach Nogent, das er verwüstet, mit zahlreichen Brandstätten, wieder fand. Er unterstützte die barmherzigen Schwestern, die in allem Unglücke der Verwundeten seines Heeres pflegten, mit einer Summe Geldes aus seiner Börse. Es währte den ganzen folgenden Tag, bis alle Truppen den Übergang über die Seine bewerkstelligt hatten. Mit dem vereinigten Heere rückte Napoleon am 22. auf Troyes. Sonderbarerweise zeigte sich links bei Mery eine Abtheilung der Feinde, die statt dem allgemeinen Rückzug zn folgen, eher vorzudringen schien. Der Marschall Oudinot, den der Kaiser hinsandte, fand Truppen des schlesischen Heeres, die bald über die

Brücke von Mery zurückwichen, und diese in Brand steckten. Das Gewehrfeuer dauerte bis in die Nacht.

Als Napoleon in die Ebene von Troyes trat, sah er die große Armee diesseits des Flusses ausgebreitet. Sein siegreiches Heer war so kampflustig, daß er sich freute, den Östreichern und Russen, wie überlegen sie auch waren, eine Schlacht liefern zu können, deren siegreicher Ausgang für die an den Fluß Gedrängten zu einer entscheidenden Niederlage werden mußte. Das Erscheinen der Preußen, wenn es auch mehr als eine auf Kundschaft ausgesandte Abtheilung war, machte Napoleon wenig Sorge. Bis sie wieder eine Brücke hergestellt hätten, mußte die Schlacht gewonnen sein: und je zahlreicher dann das unvorsichtige Hülfscorps wäre, desto schöner der zweite Sieg, den sich Napoleon versprach.

Doch während der Nacht war das feindliche Heer abgezogen, und am Morgen meldete sich der östreichische Fürst Wentzel von Lichtenstein bei Napoleon. Der Fürst von Schwarzenberg ließ dem französischen Kaiser einen Waffenstillstand vorschlagen. Von dem Wunsch der Alliirten, den Frieden zu schließen, zeugte noch mehr die Sprache des Botschafters, der sogar gestand, daß man im Hauptquartier der Monàrchen an den jüngsten Ereignissen Napoleon wieder erkannt habe. Dieser, dem hauptsächlich an den Gesinnungen seines Schwiegervaters gelegen war, drückte die Besorgniß aus, daß seit einiger Zeit der Krieg, den die Alliirten führten, nach Englands selbstsüchtiger Ansicht, gegen seine Person, seine Dynastie sich gewendet habe. Der Fürst von Lichtenstein wollte nichts von einer solchen Veränderung wissen; und als ihm Napoleon die Reisen der bourbonischen Prinzen aufzählte, äußerte er sich darüber mit Geringschätzung, und beruhigte ihn, daß Östreich zu Plänen dieser Art, niemals die Hand bieten würde. Der beste Beweis, setzte der Botschafter hinzu, liege ja in dem Auftrage, dessen er sich soeben entledigt habe. Napoleon versprach, wenn er in Troyes wäre, einen französischen Ge=

neral zu den Vorposten zu schicken, um den Waffenstillstand zu unterhandeln. Gleich nach dem östreichischen Abgeordneten wurde beim Kaiser der Baron von St. Aignon eingeführt, der von Paris angekommen. Napoleon erzählte freudig dem Unterhändler von Frankfurt, wie viel ihn der Schritt der Alliirten wieder hoffen lasse. St. Aignon hatte aber den Auftrag, dem Kaiser von dem Zustande der Hauptstadt eine wahre Schilderung zu machen, und ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Er hatte dies einigen Getreuen des Kaisers versprochen, die ihr Gesuch nun eher anzubringen wagten, als nach der Niederlage von La Rothière, die in dasselbe nur den schlimmsten Sinn gelegt hätte. Nun sah St. Aignon, daß er in einem entscheidenden Augenblicke eingetroffen war, und je mehr Napoleon verstimmt zu werden schien, als er auf seinen Gegenstand zu reden kam, desto mehr nahm er allen seinen Muth zusammen, bot er alle seine Beredtsamkeit auf, um Eindruck auf ihn zu machen. „Sire, schloß er, der Friede wird vortheilhaft genug sein, wenn er nur schnell genug ist!" — „Er wird frühe genug kommen, wenn er schmählich ist"; versetzte Napoleon in einem Tone, der dem Gespräche ein Ende machte. St. Aignon war entlassen. Die Worte des Kaisers waren bald unter den Generalen bekannt geworden, die, anstatt die Freude über die Sendung der Alliirten zu theilen, nur von dem Versuche St. Aignon's gehofft hatten. Der Befehl zum Aufbruch kam, und jeder zog schweigend die Straße von Troyes.

Eine russische Nachhut hielt die Stadt noch besetzt, als gegen Abend das französische Heer ankam; sie erlangte, nach einigem Widerstand, noch die Nacht, um abzuziehen. Napoleon gewährte den Aufschub aus Schonung für die Stadt. Als er am 24. Februar seinen Einzug in Troyes hielt, drängte sich mit unendlichem Jubel die ganze Bevölkerung, die nach sechszehntägiger Schmach und Erpressung noch die schrecklichste Nacht ausgestanden hatte, um ihren Erlöser. Es war aber eine Aufregung in der Menge, die,

wie der Kaiser bald herausfand, Leuten galt, die mit den Feinden gehalten hatten. Nach und nach erfuhr er, daß die Beamten vom Feinde sich einen Eid hatten abnehmen lassen; daß einige Personen die weiße Cocarde getragen, und den Einwohnern, wenn sie dem Beispiel folgten, eine glimpflichere Behandlung versprochen hatten; daß zwei Adelige, Vidranges und Gouault, auf Anrathen des Kronprinzen von Würtemberg, Unterschriften für die Bourbonen gesammelt, und dem Kaiser Alexander eine Adresse dargereicht, der ihnen aber den unbesonnenen Schritt verwiesen habe; daß Vidranges entwichen, aber Gouault in der Stadt sei. Napoleon versprach dem Volke, daß Gerechtigkeit geübt werden solle. An dem Ritter Gouault wollte er endlich ein Beispiel aufstellen, und befahl, sobald er abgestiegen war, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen. Dann dictirte er ein Decret, wodurch er jeden für einen Verräther erklärte, der in der Nähe der Alliirten die Zeichen der alten Dynastie trüge.

Noch am Vormittag versah Napoleon den General Flahaut mit Instructionen für den Waffenstillstand, der in dem Dorfe Lusigny unterhandelt werden sollte. Er hatte seit seiner Unterredung mit Parr die Vorschläge erhalten, welche die Alliirten in Chatillon eingereicht hatten: sie bestanden in dem vollständigen Entwurfe von Friedenspräliminarien, worin die Absicht des englischen Cabinets, dem französischen Reiche Antwerpen und Belgien zu entreißen, für den gemeinschaftlichen Willen der Mächte ausgegeben war. Napoleon hoffte nun den englischen Einfluß zu beseitigen, indem er die Unterhandlung des Friedens selbst nach Lusigny verpflanzte, wo er es nur mit den drei Mächten zu thun hatte, deren Armeen auf dem Platze waren. Vielleicht daß die Monarchen ihre militairische Lage nicht England zu Gefallen gefährden würden! Er unterwies also den General Flahaut, der Unterhandlung jene weitere Wendung zu geben, und zunächst für die Dauer des Waffenstillstandes eine Scheidelinie zu verlangen, die von Lyon nach

Antwerpen reichte. Zu gleicher Zeit sollte aber ein Theil seiner Armee die Verfolgung des Feindes bis an die Aube fortsetzen, der auch überall zurückwich, und dessen Flüchtlinge, die Zufuhren mit sich reisend, schon wieder die Straßen der Vogesen bedeckten, und dem Rhein zueilten.

Napoleon knüpfte an den Waffenstillstand, wenn er für den Frieden erfolglos bliebe, die größten militairischen Hoffnungen. Was ihm bisher gemangelt hatte, um hinreichende Mittel dem Feinde entgegen zu setzen; war nur die Zeit gewesen. Jeder Tag mußte die zahlreichen Zuzüge ihm näher bringen, wie mit jedem Tag die Noth des Landes den feindlichen Armeen fühlbarer werden mußte. Und wenn die Enttäuschung über das verkündete Wohlwollen, das die Alliirten für den friedlichen Einwohner hätten, Zeit bekäme, sich auch auf fernen Punkten zu entwickeln, so konnte Napoleon über die ungeheuern Kräfte eines Volksaufstandes verfügen, wie ihn auf dem Schauplatze des Krieges selbst schon jetzt die Erbitterung des Volks begünstigte.

Das ganze schlesische Heer war auf dem rechten Ufer der Seine gestanden, als Oudinot das Gefecht von Mery lieferte. Blücher war von Schwarzenberg zur gemeinsamen Schlacht geladen worden, und hatte sich mit 10,000 Russen Verstärkung, die von Mainz angekommen waren, schon am 21. bei Mery eingestellt. Immer wartete er auf die Anweisung zur Schlacht, als er Lichtenstein's Sendung erfuhr. Er sandte eilig einen seiner vertrauten Officiere zu Schwarzenberg, und ließ ihn beschwören, die Schlacht anzunehmen, und gänzlich auf ihn zu vertrauen. Allein bald wurde bekannt, daß der Rückzug schon angetreten war; und der erste Befehl, der von Schwarzenberg kam, sagte Blüchern, wie er dem Rückzuge sich anzuschließen hätte. Blücher war entschlossen, dem Befehle nicht zu folgen; — konnte doch auch dies nur wieder eine Intrigue der Friedenspartei sein, die seit der Schlacht von La Rothiere alles verdorben hatte! Die Officiere des schlesischen Heeres gingen noch weiter, die Einladung zur Schlacht für eine List zu

halten, durch welche Blücher in den Rückzug hätte hineingezogen werden sollen, und sogar die Niederlagen an der Marne der Absicht Schwarzenberg's zuzuschreiben, der verrätherisch seinen Mitfeldherrn im Stiche gelassen hätte. Da große Verstärkungen aus den Niederlanden im Anmarsche waren, der General von Wintzingerode mit 30,000 Mann schon bei Rheims stand, und bald auch der General von Bülow mit 20,000 Mann ankommen mußte, so sann sich Blücher den Plan aus, diesen beiden Corps entgegen zu ziehen, und sie sammt seinem eigenen Heere auf Paris zu führen. Er wartete nur noch die Rückkunft seines Officiers ab. Dieser, der seinen Feldmarschall kannte, hatte im großen Hauptquartier zu erforschen gesucht, ob die Monarchen selbst, deren Truppen Blücher anführte, befohlen hätten, daß sich die schlesische Armee mit der großen zurückzöge, und brachte nun die Beruhigung, daß dieses nicht geschehen war. Jetzt schrieb Blücher an den Kaiser von Rußland und den König von Preußen, legte ihnen den Plan vor, wodurch er den französischen Kaiser von der großen Armee abzuziehen hoffte, und bat sie, über die Corps Bülow und Wintzingerode, die der Nordarmee angehörten, das Commando anzuvertrauen. In der Frühe des 24. Februars ging er bei Auglüre über die Aube zurück.

Im großen Hauptquartier hatte in der That das östreichische Cabinet seinen in Frankfurt fehlgeschlagenen Versuch erneuert, mit Napoleon den Frieden zu schließen, ehe sich der Krieg zu einer vollständigen Niederlage, sei es des einen oder des andern Theiles entschieden hätte. Östreich hatte zwar, nachdem Metternich jenen Friedensbrief von Caulaincourt erhalten, den Kaiser von Rußland, der sogleich die Conferenz zu Chatillon hatte aussetzen lassen, nicht zur Einwilligung in den begehrten Waffenstillstand und nur mit Mühe dazu vermocht, daß er mit den übrigen Alliirten die Friedenspräliminarien überreichen ließ, in denen Napoleon nur englischen Einfluß zu sehen glaubte. Allein die Wendung des Krieges, die schon diesen Schritt in Chatillon

beschleunigt haben mag, schien die Lage gänzlich verändert zu haben. Sie wirkte auf das östreichische Cabinet um so mehr, als auch an Italiens Grenze das Waffenglück zu den Franzosen übergegangen war, und es leicht dahin kommen konnte, daß Östreich die italienischen Besitzungen, ohne die es nicht aus diesem Kriege gehen wollte, anstatt sie aus der Hand seines Verbündeten zu empfangen, sich um den Kaiser Napoleon verdienen mußte. Der Fürst von Schwarzenberg beurtheilte die Lage nicht anders, als sein Cabinet: sah er doch die Besorgnisse alle gerechtfertigt, die er über das eilfertige Vordringen, wobei die Verbindung mit der Südarmee verloren ging, geäußert hatte! Die Berichte, die er aus dem Süden erhalten hatte, ließen ihn schon einen Zug des Marschalls Augereau in seine Rückzugslinie befürchten, und auf den Fall, daß unter diesen Umständen die durch Gefechte und Strapazen auf die Hälfte herabgekommene Armee eine Schlacht verlöre, schlug er die Noth in dem ausgezehrten Lande und die Feindseligkeit der Einwohner eben so hoch an, als Napoleon in seinen Hoffnungen es that. Durch den Rückzug über die Seine wurde nun der Schlacht bei Troyes ausgewichen, und in einem Kriegsrathe, dem auch die Monarchen und die Minister beiwohnten, nachdem der Oberfeldherr seine Nachrichten aus dem Süden vorgelegt hatte, machte der östreichische Minister eine so schreckliche Schilderung von der Lage des ganzen Feldzugs, daß die Monarchen und Minister der andern Mächte, welche die Wahrheit des Einzelnen nicht läugnen konnten, sich zu der Sendung des Fürsten von Lichtenstein, einen Waffenstillstand zu schließen, verstanden. Schwarzenberg schickte darauf Blüchern, dessen besondere Unternehmungen bisher immer das Friedenswerk gestört hatten, den schon erwähnten Befehl zu, im Rückzuge mit der großen Armee vereinigt zu bleiben.

Wenn auch Kaiser Alexander und der König von Preußen die Darstellung Metternich's nicht hatten widerlegen können, so behielten sie doch von ihrer Lage eine

bessere Meinung, und empfanden es bitter, in solchen Augenblicken auf die Angaben Schwarzenberg's bauen zu müssen. Die Personen, die in diesem Feldzuge ihre Umgebung ausmachten, lagen ihnen mit vereinigten Kräften an, einem Rückzuge, dem kein Ziel vorgesetzt war, Einhalt zu thun. Einen Augenblick soll Alexander auf dem Punkte gestanden haben, seine Truppen dem Commando Schwarzenberg's zu entziehen. Er unterließ es, als man ihn besorgen ließ, daß sich Östreich in diesem Falle von den Verbündeten trennen würde. Hingegen, als Blücher seinen neuen Zug meldete, war Alexander mit dem König von Preußen sogleich entschlossen, dieses Unternehmen ihres kühnern Feldherrn gegen Schwarzenberg in Schutz zu nehmen, den solcher Eigenwille tief kränkte. In einem neuen Kriegsrathe wurde zwar aus der großen Armee eine Südarmee ausgeschieden, die, mit den bei Dijon stehenden östreichischen Truppen vereinigt, den Rücken der großen Armee sichern, und Augereau zurücktreiben sollte. In gleicher Zeit wurde aber Blüchern das Commando über die Corps Bülow und Wintzingerode übertragen, damit er stark genug sei, neuerdings von der Marne aus gegen die Hauptstadt zu rücken. Was von der großen Armee nach jenen Entsendungen übrig blieb, mußte sich zu seiner eigenen Sicherheit nach Langres auf die ankommenden Verstärkungen zurückziehen: dort sollte sie, während auf den Hügeln die Südarmee und Blücher zum Angriff übergingen, sich einstweilen in der Vertheidigung halten.

Als die Truppen, die schon der ruchbar gewordene Waffenstillstand verdroß, nach dieser Anordnung den Rückzug noch weiter fortsetzen mußten, warfen sie ihre grünen Zweige von sich, die sie beim Einmarsch in Frankreich an die Mützen gebunden hatten, und erlaubten sich in ihrem Unwillen alle Gewaltthätigkeiten. Schwarzenberg schärfte in einem eigenen Tagsbefehle die strengste Mannszucht ein, und beruhigte die Truppen, daß der Rückzug nicht weiter

gehen werde, als bis die schon in vollem Marsche befindlichen Reserven die Armee erreicht hätten.

Schwarzenberg fühlte sich in seiner militairischen Ehre verletzt. Er war darum gleich bereit, wieder vorzurücken, als eine Abnahme in der Heftigkeit der französischen Verfolgung zu verrathen schien, daß sich Napoleon hinter seinen Marschällen weggezogen habe. Oudinot hielt Bar an der Aube besetzt. Schwarzenberg ließ am 29. Februar den Ort durch Wrede angreifen, und sandte Wittgenstein um die Höhen zur Linken des Feindes herum. Er ordnete selbst die Bewegungen, wobei er eine leichte Wunde, die erste in seinem Kriegsleben, erhielt. Oudinet, der überrascht worden war, sandte eilig, die Umgehung zu verhüten, einen Theil seiner Truppen auf die Höhen, wo sie auch rühmliche Gefechte lieferten. Als aber die Russen in immer größeren Massen nachrückten, trat er den Rückmarsch an, und zog sich mit beträchtlichem Verluste aus der Stellung. Die Verbündeten gewannen an diesem Tage nur das Schlachtfeld. Macdonald hatte während dieses Kampfes die Stellung bei La Ferte besetzt: er erfuhr erst am folgenden Tage Oudinot's Schicksal, und trat nach einem Gefechte gegen den Kronprinzen von Würtemberg ebenfalls den Rückzug an, um wieder die Vereinigung mit Oudinot zu gewinnen.

Es bestätigte sich, daß Napoleon gegen die große Armee nur die Corps der Marschälle Oudinot und Macdonald unter dem Oberbefehl dieses Letztern zurückgelassen. Er hatte Blücher's Zug an die Marne kaum erfahren, als er aufgebrochen war, um ihn für seine Verwegenheit zum zweiten Mal zu züchtigen.

Da man nun im Hauptquartier der Monarchen zu Chaumont wieder freier athmete, und an den Heerführern nur neuem Kriegsmuthe begegnete, so wirkte auch auf das gestörte Vernehmen der Diplomaten, die kleinern Rücksichten durch die größern beseitigend, wieder die Macht, die

in dem einmal begonnenen Unternehmen lag, und das Bewußtsein von dessen nie wiederkehrenden außerordentlichen Umständen. Der englische Minister, der, so lange das Bündniß sich aufzulösen gedroht, der englischen Politik gemäß und in erneuertem Einverständniß mit seinem Cabinet, am Frieden hatte Theil nehmen wollen, gewann jetzt wieder seine ganze Zuversicht und Keckheit. Er erkannte mit Alexander, daß es von Anfang an zu erwarten gewesen war, das östreichische Cabinet, das ihnen beiden ohne deutliche Verabredung immer tiefer in die Gewalt der ihrem Ziele entgegen tragenden Umstände hinein folgte, werde sich auf dem Wege einige Male sträuben. Sie wollten nun aber die jetzt so günstige Wendung benutzen, um das Bündniß noch besser zu schließen. Das östreichische Cabinet mußte jede Theilnahme für den französischen Kaiser zurückhalten, da ihm dessen Zudringlichkeit, es von seinen Verbündeten zu trennen, in den Augen derselben geschadet hatte. Die Unterhandlungeu von Lusigny waren abgebrochen worden, als die Bevollmächtigten der Monarchen, auf Napoleon's Erweiterungspläne nicht gefaßt, um neue Instructionen einkamen; und die Friedenshoffnungen standen nun wieder auf den zu Chatillon eingereichten Präliminarien, durch welche ja der Friede in die Hände Napoleon's gelegt war. Ein noch festeres Bündniß, auf den Fall, daß dieser den Krieg vorzöge, war eine Beruhigung, die keine der Mächte verschmähte: so wie es vorgeschlagen wurde, verbürgte es nicht nur, daß früher oder später ein Gleichgewicht der Mächte nach den Bestimmungen der Präliminarien erreicht würde, sondern sicherte zugleich jeder einzelnen Macht die gewonnene Vergrößerung auch für die Zukunft gegen Angriffe Frankreichs; und dabei redete auch diese so wichtige Übereinkunft von keinerlei Vorhaben eines Dynastiewechsels in Frankreich. Auf zwanzig Jahre wurde am 1. März zu Chaumont dieses Schutzbündniß zwischen Östreich, Rußland, England und Preußen geschlossen, von welchen Mächten sich jede verpflichtete, treu mit den andern

den Frieden zu erkämpfen, und dafür 150,000 Mann im Felde zu erhalten, wozu England noch ansehnliche Hülfsgelder versprach. Darauf folgte das Hauptquartier der vordrängenden Armee, die bald sogar Troyes geräumt fand. Hier wurde Halt gemacht, weil man ungewiß über Blücher's Schicksal war, wovon es doch abhing, ob ein weiteres Vorrücken rathsam war. Auch hatten die sämmtlichen Corpscommandanten, durch den Entschluß der Monarchen von allem Mißtrauen geheilt, den Fürsten von Schwarzenberg um einige Ruhetage für ihre Truppen gebeten. Sie berichteten, manche Abtheilung sei auf ein Drittel ihrer Mannschaft heruntergekommen, der Krankenstand belaufe sich auf 400 Officiere und 50,000 Soldaten, viele Pferde seien durch Elend krumm geworden, vielen mangele der Hufbeschlag, der Infanterie die Fußbekleidung, man leide Mangel an dem Nöthigsten in dem ausgesogenen Lande, wo überdies die Stimmung der Einwohner immer bösartiger werde; man sollte die neuen Verstärkungen, die Zufuhren von Proviant und Monturen abwarten. Schwarzenberg ließ die Armee ausgedehnte Cantonnirungen beziehen.

Neuntes Kapitel.

Fortsetzung des Feldzuges.

Die Schlachten von Laon und Arcis.

Als Blücher sich der Marne näherte, dachte er, den schwachen Widerstand der beiden Marschälle Marmont und Mortier überwältigend, sobald als möglich in Verbindung mit den anrückenden Corps der Nordarmee den Weg auf Paris einzuschlagen. Marmont hatte sich nämlich aus der Gegend von Sezanne, wo ihn Blücher's unvermutheter Marsch beinahe überrascht hatte, glücklich nach La Ferté an der Marne zurückgezogen, und von der entgegengesetzten Seite war Mortier angelangt, nachdem er in Soissons eine starke Garnison gegen die feindliche Nordarmee gelassen hatte. Um das Häufchen der Marschälle von kaum zwölftausend Mann von Paris abzuschneiden, schickte Blücher, dessen Marsch gerade auf La Ferté gerichtet war, den General von Sacken links auf Meaux. Doch die Marschälle, dieses Versuches gewärtig, trafen am 27. Februar zeitig genug in Meaux ein, und schlugen die Russen aus dem Theile der Stadt, in welchem sie sich schon festgesetzt hatten, wieder hinaus. Am folgenden Tage ging Blücher mit einigen Corps bei La Ferté über die Marne, und schickte den General von Kleist bei Lisy über den senkrecht in die Marne fallenden Ourcq, um sich der Straße von Meaux

nach Soissons und weiterhin der großen Pariser Straße, die bei Meaux aufs rechte Ufer der Marne geht, zu versichern. Allein die Marschälle waren auch darauf gefaßt gewesen: während Marmont das vereinzelte Corps Kleist's auf der Straße nach Soissons in die Weite trieb, nahm Mortier eine Stellung am Ourcq, in welcher er dem Reste des feindlichen Heeres den Übergang wehren konnte. Blücher hatte an demselben Tage sowohl die offizielle Anzeige, daß ihm das Commando über die anrückenden Corps der Nordarmee übertragen war, als die Nachricht erhalten, daß Napoleon ihm nachsetzte. Er rief nun seine sämmtlichen Truppen über die Marne herüber, und hoffte, wenn die Brücke abgebrochen wäre, noch einen Tag für die Erdrükkung der Marschälle zu erübrigen.

Napoleon hatte auf seinem Marsche ein Gefecht mit dem kühnen Reitergeneral von Tettenborn zu bestehen gehabt, der, aus dem Norden eben in diese Gegend geschweift, auch die Nachricht vom Anrücken des Kaisers an Blücher gesandt hatte. Napoleon erfuhr dann nacheinander, daß das schlesische Heer, der Hauptstadt näher als jemals, in Meaux sein mußte, das hinter ihm das große Heer wieder vorrückte, und doch gegen Augereau ein eigenes Heer ausgesandt hatte, um ihm auch dort eine Hoffnung zu verkümmern. Napoleon schien dem Unglücke verfallen zu sein, da aller Vortheil auch von den glänzendsten Siegen gleich wieder verloren ging. Nichtsdestoweniger, als ihm Caulaincourt meldete, daß er den Bevollmächtigten der Monarchen, die mit neuer Ungeduld die Annahme ihrer Präliminarien verlangten, auf den 10. März eine Antwort habe versprechen müssen, wies Napoleon seinen Minister nur an, wie er Zeit zu gewinnen hätte. Die Hoffnung beschleunigte seinen Marsch, Blücher'n noch diesseits der Marne zu erreichen. Aber von der Höhe von La Ferté sah er unter sich die abgebrochene Brücke und in der Ferne die letzten Truppen, die Blücher'n nachzogen. Jetzt wollte er diesen an der Aisne einholen, die, ungefähr in der

gleichen Richtung mit der Marne, durch Soissons fließt. Wenn ihn auch die Herstellung der Brücke einen Tag aufhielt, versprach ihm die Landstraße über Chateau Thierry doch noch einen Vorsprung, da sich Blücher auf Nebenwegen befand, auf denen er bei dem schlechten Wetter nur langsam fortkommen konnte. Auf der Landstraße befand sich Napoleon in des fliehenden Feindes rechter Flanke, und konnte ihn unter die Mauern von Soissons treiben, während dessen linke Flanke von den Marschällen bedrohet war, denen er, was sich von frischen Truppen in Paris wieder angesammelt, hatte zugehen lassen. Am folgenden Morgen war aber Kälte eingetreten, und der Feind konnte über die gefrorene Landschaft marschiren.

Blücher, der den Marschällen nichts mehr zufügen können, hatte, nach heftigen Nachhutsgefechten am Ourcq, eine vortheilhafte Stellung bei Oulchy, an der Straße von Chateau Thierry nach Soissons, bezogen; entschlossen, wenn er auch nur eines der Hülfscorps hier an sich ziehen könnte, dem getrennt von den Marschällen fliehenden Kaiser eine Schlacht zu liefern. Doch als er sah, daß er allein gelassen wurde, indem sich sowohl Bülow als Wintzingerode mit der Eroberung von Soissons abgaben, brach er auf nach der Aisne, die er entweder zu Berry au Bac oder auf Pontonbrücken überschreiten konnte. Auf dem Wege erhielt er aber die Nachricht, daß seine Generale vor Soissons, durch den nahen Donner der Gefechte am Ourcq ungeduldig gemacht, dem die Besatzung kommandirenden General Moreau die Übergabe abgetrotzt hatten. Jetzt konnte sich Blücher bequem durch Soissons über die Aisne zurückziehen. Dort vereinigte er sich mit dem Corps der Generale von Bülow und Wintzingerode, lauter wohlgepflegte und noch wenig beschädigte Truppen, die große Augen machten, als sie die zerlumpten, abgemagerten Soldaten des schlesischen Heeres — ein Bild, wie sie in einigen Wochen selbst zugerichtet sein konnten — sahen. Blücher war nun hunderttausend Mann stark.

Napoleon hatte am 4. März schon Fismes erreicht, als er Soissons Übergabe erfuhr. Sein Zorn entbrannte über den General Moreau, der den einzigen Ausweg, wie er sich einbildete, den Feinden geöffnet hatte, die ihm sonst an der Aisne in die Hände gefallen wären; er ließ ihn vor ein Kriegsgericht stellen. Nun mußte er, der keine Zeit zu verlieren hatte, um wieder Schwarzenberg zu wehren, nochmals einen Marsch in ungewisse Ferne antreten, wenn er nicht unverrichteter Dinge umkehren wollte. Indessen rückten Marmont und Mortier vor Soissons, und auf der andern Seite gab Napoleon Corbineau den Auftrag, in der Nacht das von den Russen besetzte Rheims zu überraschen. Napoleon hatte auf seinem Marsche eine schon um vieles stärkere Aufregung an dem Landvolke bemerkt, als sie es zur Zeit seines ersten Zuges in die Marnegegend gewesen war. In seiner Verzweiflung erließ er nun den Befehl an alle französischen Bürger, zu den Waffen zu greifen, die Sturmglocken zu ziehen, sobald das Geschütz die Nähe der Armee verkünde, sich zusammen zu rotten, die Wälder zu durchsuchen, die Brücken abzuwerfen, die Wege zu sperren, und dem Feinde in die Seiten, in den Rücken zu fallen; den Mairen, die etwa die Leute zurückhalten wollten, drohte er, sie als Verräther behandeln zu lassen. Und als Rheims an General Corbineau mit Hülfe der Einwohner übergegangen, und dadurch zugleich die Verbindung zwischen Blücher und Schwarzenberg zerschnitten, und für Napoleon diejenige mit den Ardennen und Lothringen eröffnet worden war, schickte er ähnliche Befehle an die dortigen Garnisonen, die schon selbst auf das Gerücht von dem Rückzuge der feindlichen großen Armee, in ihren Ausfällen kühner geworden waren; auch ließ er den General Jansons, sechs bis achttausend Mann aus denselben zusammenziehen und ihm zuführen.

Der Punkt, wo Napoleon Blücher'n nun den Rückzug nach den Niederlanden abschneiden mußte, war die Stadt Laon, bei welcher die Straßen von Rheims und

von Soissons zusammenlaufen, und das Dreieck schließen, das sie mit der Aisne bilden. Er traf also Anstalten, die Aisne auf der Rheimser Straße bei Berry au Bac zu überschreiten, und rief nun auch Marmont und Mortier herbei, denen ihr erster Angriff auf Soissons mißglückt war.

Hinter der Aisne liegt, von einer Straße zur andern reichend, ein Kalksteingebirge, über dessen bald sich ausbreitende, bald enge eingezogenen Hochfläche, der Länge nach eine Landstraße läuft. Den Fuß des nördlichen Abhanges spült das Flüßchen Lette; am südlichen fließen mehrere Bäche durch tief eingeschnittene Schluchten der Aisne zu. Auf diese Hochfläche hatte Blücher von Soissons her, wo er eine starke Besatzung gelassen, seine drei russischen Corps, Wintzingerode, Sacken und Langeron, und einen Theil der preußischen gezogen, und bewachte den Lauf der Aisne. Als er am 6. die beiden Corps Marmont und Mortier von Soissons abziehen sah, und erfuhr, daß Napoleon bei Berry au Bac über die Aisne gegangen, und die leichte Reiterei von Czernitschew schon bis Corbeny am Fuße des Gebirges getrieben hatte, marschirte er schleunig mit seinem Heere über den Bergrücken, um sich bei Corbeny dem an den Fluß gelehnten französischen Heere in den Weg zu stellen, und ihm in dieser nachtheiligen Stellung eine Schlacht zu liefern, ehe die beiden Marschälle angelangt wären. Blücher selbst kam Nachmittags an den Rand des Abhanges: allein schon war das Städtchen Craonne, auf einer ebenen Stufe des Abhanges gelegen, vom Marschall Ney besetzt, und Napoleon befand sich in Corbeny. Da kein Angriff von oben diesen mehr hindern konnte, eine Abtheilung nach Laon zu senden, dachte Blücher vor allen Dingen sich dieses strategischen Punktes zu versichern. Er schickte den Befehl, dahin aufzubrechen, dem General von Bülow, der an der Straße von Soissons stehen geblieben war: dann trug er Wintzingerode auf, ein Corps von 10,000 Reitern rückwärts bei Vilain zu-

sammenzuziehen, damit über die Lette zu gehen, und sich nach der Rheimser Straße hinzuwerfen, um Napoleon entweder nach Laon zuvorzukommen, oder, wenn derselbe bei Craonne angriffe, ihm in den Rücken zu fallen; Kleist und Langeron sollten der Bewegung folgen, York sich in Reserve halten. So blieb auf der Hochfläche gegen Craonne hin nur die Infanterie des Corps Wintzingerode, vom General Woronzow befehligt, und hinter ihr das Corps Sacken.

Der Marschall Ney hatte gegen Abend vom Kaiser den Auftrag erhalten, da sich Feinde auf der Höhe zeigten, die Stärke derselben zu erforschen. Er zog sich auf den Abhang an der Lette hinüber, und jagte die Russen aus dem Dorfe St. Martin. Auf der Höhe angekommen, schlug sich die Division Meunier um die Abtei Vaucler und die Meierei Heurtebise mehrere Stunden lang, bis sie, auf den Befehl abzubrechen, sich mit dem Besitze der ersteren begnügte.

Blücher hatte sich vorgenommen, bei seinem Corps auf der Hochfläche zu bleiben, um, je nach Wintzingerode's Bewegung, den Augenblick des Frontangriffs zu bestimmen. Als man ihm aber am Morgen meldete, daß diese Bewegung, die schon eintreffen sollte, kaum begonnen hatte, eilte er selbst hin, dem Corps seine Raschheit mitzutheilen. Für die Truppen auf der Höhe, deren starke Stellung ihn völlig beruhigte, ließ er den Befehl zurück, den Kampf von Napoleon anzunehmen. Sacken's Corps stand in drei Treffen geordnet, vor ihm Woronzow's Infanterie in andere drei, deren vorderstes an den Rand der Hochfläche geschoben war, die beiden Flanken an die Schluchten von Vaucler und Dulchy gelehnt. Die Zugänge aus diesen Schluchten waren je von zwölf Stücken Geschütz bestrichen, die Fronte war mit 36 Stücken besetzt. Weiter hinten fanden sich noch drei ähnliche Stellungen zwischen Schluchten, worauf sich die Kämpfenden zurückziehen konnten. Woronzow's Infanterie war der Kern von Blücher's Armee, alte Soldaten, die sich seit Leipzig nicht mehr geschlagen hatten.

Napoleon stand nicht an, die Stellung zu erstürmen, in der Blücher ja von seiner Übermacht keinen Gebrauch machen konnte. Er bestimmte Ney für den Angriff vom Abhange der Kette her, und trug dem General Nansouty auf, durch das in den Abhang der Aisne geschnittene Thal von Vassogne die rechte Flanke der Russen zu umgehen. Die Schlacht suchte er, da die Marschälle, die von Soissons herbei eilten, noch etwa anderthalb Meilen entfernt waren, so lange als möglich zu verschieben, und ließ für einmal nur das Geschütz vor Craonne spielen. Auf den ersten Schuß brach aber Ney, vom Ungestüm fortgerissen, auf, und muthig in zwei Colonnen stiegen seine jungen Truppen von kaum drei Wochen Dienstzeit die Höhe hinan, bis ein heftiges Geschützfeuer, das ihre Spitzen traf, wie diese am Rande sich zeigten, sie zum Stehen brachte. Eine dritte Colonne, von dem eben angelangten Victor herbeigeführt, eilte jetzt zu ihrer Linken den Fußweg nach Heurtebize hinauf, von wo sich auch die Russen, die Meierei in Brand steckend, auf ihre Linien zurückzogen. Victor war eben beschäftigt, auf der Höhe eine gedeckte Stellung zu nehmen, als er, am Schenkel verwundet, das Schlachtfeld verlassen mußte. Da sich indessen der angegriffene linke Flügel der Russen etwas zurückbog, gewannen die Franzosen allmälig Boden; am gegenüberliegenden Rande tauchten die Truppen Nansouty's auf, und bald spielte von beiden Seiten das Geschütz mit der äußersten Anstrengung. Ney, dessen Truppen nach ungeheurem Verluste beinahe nur noch Tirailleurs glichen, und in vergeblichen Angriffen auf das Dorf Ailles sich vollends erschöpften, schickte um Verstärkung einen Offizier nach dem andern an den Kaiser. Dieser hieß den General Grouchy, was sich von Reiterei auftreiben ließ, ihm zuführen, und schickte selbst wieder an den Marschall Mortier, daß dieser seinen Marsch beschleunige. Aber auch Grouchy, kaum auf der Höhe angekommen, wurde verwundet, und ließ seine Reiterei ohne Anführung. Die Hoffnung schwand den Franzosen, sich zu behaupten, als

sich zwei feindliche Regimenter auf sie stürzten, und das Geschütz der Russen die Geworfenen in die Schlucht hinab trieb.

Der Ankunft Wintzingerode's entgegensehend, hatten die Russen nun fünf Stunden im Kampfe gestanden, als um drei Uhr Nachmittags von Blücher, der sich überzeugt hatte, daß die Umgehung verspätet war, der Befehl an Sacken und Woronzow kam, die Schlacht aufzugeben, und rückwärts über Angegardien nach Laon abzuziehen. Sacken trat sogleich diesen Marsch an; dagegen hielt es Woronzow für weniger gefährlich, sich bis zur Dämmerung in seiner starken Stellung zu halten.

Napoleon hatte indeß einen neuen Angriff veranstaltet, wozu nun auch ein Theil von Mortier's Truppen verwandt werden konnte; und diesmal trafen die Bewegungen der von den verschiedenen Seiten herangestiegenen Corps so gut zusammen, daß Woronzow schon um vier Uhr, seines Befehles eingedenk, sich zurückzuziehen anfing. Als Napoleon dies bemerkte, ließ er den General Drouot die sechs Reserve-Batterien der Garde vorbringen, und übergab alle Reiterei, die nicht Nansouty hatte, dem General Belliard, um damit die rechte Flanke des Feindes zu umgehen. Allein die Russen führten ihren Rückmarsch, mit Benutzung jeder neuen vortheilhaften Stellung, unerschüttert von den achtzig Geschützen Drouot's, die Regimenter schachbrettartig sich ablösend, aus. Bei Chevregny schickte Woronzow seinen linken Flügel seitwärts über die Lette, wo zu demselben das noch am jenseitigen Ufer stehen gebliebene Corps Langeron durch sein Geschütz die nöthige Ruhe verschaffte. Woronzow's rechter Flügel erreichte, unter dem Schutze der Reiterei, welche die französische glücklich abhielt, Angegardien bei Anbruch der Nacht, und zog, sobald die Besatzung von Soissons zu ihm gestoßen war, ebenfalls nach Laon ab.

Als der Sieg vollendet war, erkannte Napoleon, daß er nur ein Drittheil von Blücher's Heer gegen sich gehabt, und nur ein Schlachtfeld erobert hatte. Man gab ihm den

Verlust der Feinde auf 1529 Todte und 3256 Verwundete an: die Einbuße seines eigenen ungleich schwächeren Heeres betrug achttausend Mann. Napoleon veranstaltete zwar Alles, um zur Ermunterung der Nation diesen neuen Sieg preisen zu lassen, schrieb aber bekümmert an seinen Bruder Joseph: „Die alte Garde allein hält sich, alles übrige schmilzt wie Schnee.“

Wieder brachte man dem Kaiser Briefe von Chatillon. Caulaincourt war durch Napoleon's letzte Antwort, die ihn ohne Anleitung zu seinem Gegenentwurfe ließ, in noch größere Verlegenheit gestürzt worden: er führte nun die offene Sprache des Eifers, dessen Treue nur unerschütterlicher wird, wenn er sich verkannt sieht; er versicherte dem Kaiser, daß es hier keineswegs wenig auf sich habe, die gesetzten Fristen zu vernachlässigen, da ein Theil der Feinde, deren Bund nicht mehr zu brechen sei, nur gar zu gern ihn die Unterhandlungen aufgeben sähe. Napoleon, der nie an das Äußerste glauben konnte, nannte dem Secretair, der ihm die Briefe überbracht hatte, einige Punkte, worin er zu einer Abweichung von den Frankfurter Vorschlägen sich verstände, und erlaubte Caulaincourt überhaupt in Änderungen einzutreten, um das letzte Wort der Alliirten zu erfahren. Eben war er beschäftigt, den Feind verfolgen zu *lassen*, und die Entscheidung, die ihm die Schlacht von Craonne nicht gewährt hatte, bei Laon zu suchen. Schon verfolgte Ney auf der Straße von Soissons; an Mormont hatte Napoleon den Befehl gesandt, auf der Rheimser Straße vorzurücken, und sich jenseits der Lette mit ihm in Verbindung zu setzen: einen Theil der Truppen zog er noch über Soissons an sich, das in seine Hände gefallen war.

Mißvergnügt, da die Schlacht von Craonne auch für sie den Zweck verfehlt hatte, sammelten sich Blücher's Corps um Laon. Die Preußen warfen alle Schuld auf Wintzingerode, der hinwieder, an eine systematische Kriegführung vom Kronprinzen von Schweden her gewöhnt, sich be-

schwerte, es sei ihm etwas Unmögliches aufgetragen worden. Die russischen Corps klagten, daß sie allein den Verlust erlitten hatten, und insbesondere waren Wintzingerode's Soldaten unzufrieden, welche die Vorräthe, die sie und Bülow auf der Straße von den Niederlanden für sich allein angelegt hatten, da nun Blücher die Verbindungslinie mit Lothringen hatte aufgeben müssen, mit dem schlesischen Heere theilen sollten. Dieses fühlte aber das Unrecht, immer allein gegen den Feind aufgerieben zu werden, in doppeltem Maße selbst, indem es an die Östreicher dachte. Indessen bezogen alle Corps die Stellungen, die ihnen Blücher angewiesen. Der steile Berg, der Laon trägt, steht einzeln mitten in der großen Ebene, die südwärts noch etwa eine Stunde weit bis an die Hügel reicht, hinter denen die Lette fließt. Der Abhang an dieser Seite ist mit Weinbergen bepflanzt, und kann nur auf engen, mit Mauern eingefaßten Pfaden erstiegen werden. Bülow's Corps besetzte den Berg und die links und rechts am Fuße gelegenen Dörfer Ardon und Semilly. Die zwei andern preußischen Corps, York und Kleist, stellte Blücher als linken Flügel etwas rückwärts vom Berge auf. Der wenig durchschnittene Boden auf dieser Seite, von der auch am leichtesten die Straße der Niederlande erreicht werden konnte, schien das Schlachtfeld werden zu müssen. Die russischen Corps wurden theils als Reserve hinter den Berg verlegt, theils auf der rechten Seite vorgeschoben, wo der niedere Grund, vielfach mit Hecken und Weidengebüsch besetzt, und durch einen Bach von geringem Fall auf eine Strecke in einen Sumpf verwandelt, keinen andern Zugang dem Feinde ließ, als die dammartig erhobene enge Straße von Soissons.

Vor dem Dorfe Etouvelle, dem äußersten, das die Russen auf dieser Straße besetzt hielten, sah sich auch wirklich der Marschall Ney am Abend des 8. März aufgehalten, so daß er auf ein weiteres Vordringen an jenem Tage verzichten mußte. Auf die Versicherung von Land-

leuten, daß sich das Dorf links umgehen lasse, ließ Napoleon den General Gourgaud mit zwei Jägerbataillonen und zwei Schwadronen diesen Versuch machen, und befahl Ney, zu gleicher Zeit mit Gewalt die Straße zu öffnen. Stille überfiel Ney die ermatteten russischen Vorposten, stieß viele Mannschaft mit dem Bajonett nieder, und drang unaufhaltsam über Etouvelle hinaus in das Dorf Chivi, wo endlich auch Gourgaud, ohne durch seine Umgehung mehr helfen zu können, eintraf. Sie blieben hier mehrere Stunden liegen. Endlich eine halbe Stunde vor Tagesanbruch stürzte Belliard mit seiner Reiterei aus Chivi hervor, und jagte auf Laon: eben fing er bei Semilly an zu steigen, als ihn ein Kartätschenhagel empfing, vor dem er sich zurückzog, den Tag zu erwarten. Bald war Blücher's ganzes Heer unter die Waffen getreten: aber ein dichter Nebel verhüllte den Tag. Ungesehen überraschte Ney, der ebenfalls aus Chivi aufgebrochen, den Feind, dessen ganze Linie zurückwich. Die französischen Plänkler breiteten sich aus, und näherten sich auf dem durchbrochenen Boden, unterstützt durch das Feuer von dreißig Geschützen, überall der feindlichen Stellung, während mehrere Colonnen auf die Hauptpunkte marschirten. Stürmend hatte Peter Boyer's Brigade Semilly schon genommen, als frische Truppen sie zurücktrieben: sie legte sich nun in die Vertiefungen, und unterhielt ein lebhaftes Feuer. Das Dorf Ardon blieb der Division Poret de Morvau. Eine dritte Colonne hatte im Nebel schon die Hälfte des Abhangs erklommen: sie wurde von den Preußen wieder heruntergeworfen. Die französischen Colonnen, die bis jetzt im Kampfe gewesen, erneuerten ihre Angriffe nicht wieder: nur das Feuer aus Geschützen und Gewehren dauerte mit immer verstärkter Heftigkeit fort. Napoleon hatte sich überzeugt, daß Blücher die Stellung vertheidigen wollte. Allmälig war fast sein ganzes Heer in die Linie eingerückt; nur von Marmont, den er ungeduldig erwartete, wußte er noch nichts. Obgleich er kaum 40,000 Mann bei sich hatte, und Mar-

mont's Corps nur 16,000 betrug, war er die Schlacht zu liefern, entschlossen.

Unterdessen hatte sich gegen Mittag der Nebel zertheilt, und Blücher übersah von der Höhe von Laon die schwache Zahl der Franzosen. Ja, da ihm eben der Anmarsch eines Heeres von Corbeny her gemeldet wurde, glaubte er seine Erwartung, daß Napoleon die linke Seite von Laon auswählen würde, gerechtfertigt, hielt Alles, was auf dem rechten Flügel vorgegangen, für einen Scheinangriff, der durch den außerordentlichen Lärm des Geschützes noch jetzt täuschen sollte, und ordnete auch sogleich eine große Truppenbewegung, hinten um Laon herum, nach dem linken Flügel an. Da ihm indessen Zeit blieb, wollte er schnell noch, was sich vor seinem rechten Flügel befand, aus der Stellung werfen, und beauftragte zu dem Ende den General Wassiltschikow, mit seinen Husaren die Franzosen zu umgehen. Der auf die Dämme beschränkte Kampfraum kam aber nun auch der geringeren Zahl zu Statten, die sich der Übermacht zu erwehren hatte. Bald konnten die französischen Colonnen wieder ihre Angriffe auf Semilly und auf andere Punkte des Abhanges erneuern: mehrmals stieg die eine oder die andere glücklich zu einer ziemlichen Höhe an, bis die preußischen Batterien sich auf die bedrohte Seite gerichtet hatten, und die Waghälse hinunterschossen. Mehr und mehr mußten die Russen neue Truppen in den blutigen Kampf führen. Napoleon schickte in seiner Ungeduld jede halbe Stunde einen Officier an Marmont, von dem er noch immer nichts erfahren hatte. Gegen Abend erstürmte General Charpentier das in der Mitte der Moräste gelegene Dorf Clacy. Aber etwas später verloren die Franzosen an einige Abtheilungen des Corps Bülow, die von der Höhe herabgestiegen waren, auf ihrem rechten Flügel die Dörfer Ardon und Leully; so daß die nächste Verbindung mit Marmont, wenn er auf gleiche Höhe gekommen wäre, unterbrochen war. Napoleon war geneigt, da nun dieses ausgebliebene Corps für heute zu

keiner Entscheidung mehr behülflich sein konnte, die Schlacht auf den folgenden Tag zu verlegen; und da er aus der Abnahme der ihm gegenüberstehenden Truppen, die ihm anfing bemerklich zu werden, auf eben dieselbe Absicht Blücher's schloß, so ließ er die Kämpfe zu Ende gehen.

Inzwischen war Marmont, der über den Kaiser ebenfalls im Dunkeln blieb, da die an ihn abgeschickten Officiere alle von den Kosacken aufgefangen worden, mit seinen 16,000 meist noch ungeübten Soldaten, nach Vertreibung der preußischen Vorhut, an der Stelle der Rheimser Straße angekommen, wo diese links nach Laon hinein bog, geradezu im Felde aber, nur durch einen bewaldeten Hügel verborgen, das von den Preußen besetzte Dorf Athies lag. Während nun General Bourdesoulle rechts in der Ferne Ziethen's Reiterei beschäftigte, ließ Marmont aus 24 Kanonen den Hügel beschießen, der ihm auch bald überlassen wurde. Dann, den Hügel im Rücken, von welchem nun das französische Geschütz in die Feinde feuerte, schlugen sich die Truppen in mörderischem Kampfe um Athies, bis eine wohlangebrachte Batterie die Straße des Dorfes vor ihnen lichtete. Mit dieser Eroberung für den Abend zufrieden, behielt Marmont all sein Geschütz am Hügel zurück, und begnügte sich, das Dorf, in dessen hintersten Theile noch zwei tapfere preußische Bataillone sich wehrten, stark mit Infanterie zu besetzen. Er schickte dann eine Reiterabtheilung aus, um den Kaiser aufzusuchen. In der Dämmerung hörte überall das Gefecht auf, bis auf ein heftiges Feuer, welches noch rings um das Dorf die beiderseitigen Schützen unterhielten.

Da nun der französische Marschall mit seinem kleinen Häufchen nur die Einleitungen zur Schlacht des folgenden Tages getroffen zu haben schien, und ohne Sorgen vor die vereinigten York und Kleist, hinter denen noch Sacken und Langeron angelangt waren, sich hingelegt hatte, beschloß Blücher, in einem nächtlichen Überfalle den Unvorsichtigen zu vernichten. General von York, der mit der

Ausführung beauftragt wurde, schickte Kleist an des Feindes rechter Flanke vorbei auf die Rheimser Straße, wohin ihm Ziethen, wenn er die französische Reiterei aus dem Felde geworfen hätte, folgen sollte, und übertrug die Erstürmung von Athies dem Prinzen Wilhelm von Preußen, den Rest seines eigenen Corps zu Seitenangriffen auf das Dorf verwendend. Im Sturmschritt, ohne einen Schuß zu thun, zog des Prinzen Wilhelm Colonne auf die unbesorgten Franzosen, die eben die Feuer ihrer Bivouaks anzündeten, stieß, was ihr begegnete, nur mit dem Bajonette nieder. Die Schüsse nichts achtend, die anfangs einzeln von den ersten Aufgeschreckten, bald im wilden Verzweiflungskampfe aus Häusern und Gärten auf sie fielen, unaufgehalten von dem Kartätschenhagel, der sie überschüttete, drang sie mit unwiderstehlicher Gewalt durch das Dorf, das auf allen Punkten in Brand gerieth, bis von rechts und von links die Seitencolonnen eingriffen, und jeder Widerstand brach, und die Franzosen — von allen Seiten ein treffender Stoß — endlich an den Hügel aufgehäuft waren. Hier beleuchtete ihnen das brennende Athies die Menge der Feinde. Ein Sturm auf den Hügel trieb sie hinüber; kaum hatten die Kanoniere noch Zeit, ihre Stücke an den Schlepptauen herunter zu reißen. Als auf der Straße die französische Infanterie sich zum Rückzug einigermaßen zu ordnen versuchte, erbeutete vor ihren Augen Ziethen die Artillerie der Reserve. Auf die ersten Schüsse, die vollends die Ankunft des neuen Corps von Kleist verkündeten, löste, von Todesfurcht ergriffen, sich die junge Mannschaft auf, und floh. Ziethen, Katzler, der Oberste Blücher eilten nach mit aller Reiterei des preußischen Corps; einen Augenblick stutzig gemacht durch einen Feind, der im Dunkel der Nacht sie auf der Straße zu erwarten schien — es war die nach dem Kaiser ausgesendete Reiterabtheilung — setzten sie bald ihre Verfolgung wieder fort, die bis tief in die Nacht währte; Benkendorf's leichte Reiterei trieb bis Corbeny.

Blücher, im ersten Enthusiasmus, gab für folgenden Tag den kühnen Befehl: Kleist und York sollten Marmont unausgesetzt verfolgen, und die Verbindung mit der großen Armee eröffnen, Sacken und Langeron der Aisne entlang oder gar, wenn Bonaparte's unvermeidlicher Rückzug es noch gestattete, über den Berggrath von Craonne in dessen Rücken ziehen, während ihm Wintzingerode und Bülow, seinen Abmarsch verzögernd, langsam nachgingen. Ein Augenübel, das Blücher über Nacht bekam, hielt ihn selbst im Zimmer zurück. Hier besuchten ihn am Morgen, um ihn zugleich zu beglückwünschen, eine Menge Officiere von Rang, deren allgemeines Urtheil, wie sich sogleich zeigte, war, daß die gegebenen Befehle zu gewagt seien. Ein Theil der Officiere war überhaupt der Meinung, daß sich Bonaparte's Stärke, da die Nationalgarden zur Armee gestoßen seien, gar nicht mehr berechnen lasse.

Eben schickte sich Napoleon an, die ersten Anstalten zur Schlacht zu treffen, für die er bereits Marmont seine Aufträge hatte geben lassen, als athemlos zu Fuß zwei Dragoner ankamen, und noch in allem Schrecken das Unglück erzählten. Kundschafter bestätigten bald die Hauptsache. Aber nun war Napoleon entschlossen, Blücher'n Trotz zu bieten. Vielleicht daß derselbe, da er zu dem Streiche auf Marmont seinen rechten Flügel entblößt haben mußte, sich jetzt Laon entreißen ließe; oder doch daß er, seines ganzen Heeres selbst bedürftig, von Marmont abließe! Napoleon ordnete seine Truppen.

Blücher hielt die Bewegung für den Rückzug, der ihm, der Umgehung wegen, noch zu frühzeitig kam, und ließ, um die Franzosen im Gefechte aufzuhalten, seinen rechten Flügel einen Angriff unternehmen, wozu auch Bülow von der Höhe hinabstieg. Als jedoch die Franzosen kräftig entgegneten, schickte der Feldmarschall an die Corps Sacken und Langeron, York und Kleist, in der That den Befehl, innezuhalten, und bald auch, da der Kampf hef-

tiger wurde, — nach Laon zurückzukommen. Bülow zog langsam sich wieder an die Höhe der Stadt heran.

Der Kampf hatte sich auf das Dorf Clacy gezogen, in welchem sich Charpentier, nachdem er alle Zugänge verrammelt hatte, aufs hartnäckigste vertheidigte. Nachmittags glaubte Napoleon zu bemerken, der Rand der Höhe von Laon werde von den Truppen Blücher's verlassen, und schickte eine Colonne hin. Aber sie traf auf verborgene Batterien, und wurde zurückgejagt. Die Hoffnungen Napoleon's fingen an zu verschwinden: er konnte sich aber nicht entschließen, vor Blücher den Rückzug anzutreten. Er forderte erst von Drouot, dann von Belliard, daß sie eine Umgehung der äußersten Rechten des Feindes erzwängen: doch Beide kamen mit der Erklärung zurück, daß die Sache unausführbar sei, und vereinigten sich nun, ihn zu dem Unvermeidlichen zu bestimmen. Napoleon ließ das Geschützfeuer noch bis zum Einbruch der Nacht fortsetzen, und zog dann unverfolgt nach Soissons ab.

Er hatte vor Laon die Erfahrung gemacht, daß sein Heer auch nur der einen Truppenmasse der Alliirten nicht gewachsen war; und die dortigen Gefechte seiner beiden Flügel hatten ihn zu den achttausend Mann, die er bei Craonne verloren, neue achttausend gekostet. Er wollte seinen erschöpften Truppen in Soissons einige Rasttage geben, ehe er wieder nach der Seine marschirte. Eine Anzahl kleiner Verstärkungen traf dort ein: der Kaiser nahm die nöthigen Änderungen in der Organisation der zusammengeschwundenen Armee vor, und betrieb die Befestigung von Soissons, dessen Commando, um Blücher'n auf dem Marsche nach Paris aufzuhalten, er dem tapfern jungen Gerard anvertraute. Den Marschall Mortier mit 13,000 Mann sendete er zur Bewachung der untern Aisne ab. Allein schon am ersten Tage fühlte Napoleon, daß einem geschlagenen Heere keine Ruhe vergönnt sei; und als er erfuhr, daß Rheims von dem General St. Priest

überrascht worden war, brach er auch sogleich auf, um durch die Eroberung dieser ansehnlichen Stadt, deren Besitz ihm ohnehin zur Aufnahme der Zuzüge aus der östlichen Gegend unentbehrlich war, sein Glück wieder etwas aufzurichten. Marmont, der näher an Rheims stand, bekam Befehl zum Angriffe. St. Priest nahm dies für einen bloßen Streifzug, da ihn die Nachricht von Napoleon's Niederlage völlig beruhigt hatte, und bezog unvorsichtig eine Stellung an der Straße, wo er das Flüßchen Vesle, das vor der Stadt vorbeiläuft, im Rücken hatte. So war es, als er beim Anblick des Kaisers eilig durch die Stadt sich zurückzuziehen suchte, diesem ein Leichtes, das enge gedrängte flüchtige Heer in ein sehr nachtheiliges Gefecht zu verwikkeln, in welchem auch St. Priest selbst eine schwere Wunde erhielt, und zugleich, über eine schnell geworfene Brücke die Stadt umgehend, den aus den Thoren getriebenen Feind nach allen Richtungen zu zersprengen.

Als Napoleon in Rheims Marmont's ansichtig wurde, brach über den Unglücklichen all sein Zorn aus, der jedoch, auf die Erklärungen, die ihm dieser sein Liebling unter den Marschällen, gab, in die sanftere Sprache eines Meisters in der Kriegskunst, der seinem Zögling die begangenen Fehler vorhält, überging. Seinen Truppen gönnte Napoleon die abgebrochenen Rasttage in Rheims.

Auch das schlesische Heer bedurfte einiger Erholung, ehe es die Straße nach Paris einschlug, auf der es ohnehin damals seinen Unterhalt nicht finden konnte. Wirklich blieb der erkrankte Blücher, ungewiß über das Schicksal der großen Armee, und noch irgend eines verwegenen Streiches seines verzweifelnden Gegners gewärtig, in Laon, und zog nur, der Verpflegung wegen, seine Corps auseinander. Ihn selbst beschäftigten die Nachrichten aus den Niederlanden. Dort erwehrte sich der General Maison, Decaen's Nachfolger, an Lille gestützt, seit mehreren Wochen des ungleich stärkeren Corps des Herzogs von Weimar. Er hatte, auf Antwerpen zurückgedrängt, die Vertheidigung Carnot über-

lassen, und sich selbst, um das offene Feld zu halten, an die alte französische Grenze zurückgezogen, wo er durch unermüdliche rasche Züge seine kleine Schaar vervielfältigte. Der Herzog von Weimar sollte, sobald er vom Kronprinzen von Schweden abgelöst wäre, seine Truppen dem schlesischen Heere zuführen. Nun war aber der Kronprinz in Lüttich stehen geblieben, und hatte in den ehemaligen preußischen Provinzen des linken Rheinufers, deren Rückgabe doch unter den Monarchen verabredet war, die dahin geschickten preußischen Officiere an der Errichtung von Landwehren gehindert. Blücher, der nicht wußte, was diese Widersetzlichkeit des Mannes, von dem schon als einem Bewerber um den französischen Thron die Rede gewesen, zu bedeuten hatte, hielt es für gerathen, das eigene Corps, das er noch in den Niederlanden hatte, dort zu lassen und wurde auch selbst hingehalten.

So verstrichen mehrere Tage, in denen die Truppen, deren Verstimmung die am Ende doch unbefriedigte Schlacht von Laon nicht lange aufgeheitert hatte, Zeit bekamen, sich allem Unwillen über ihren Zustand zu ergeben. Sie waren in Feindesland nicht mehr jenes Heer, das, im Enthusiasmus für Deutschlands Befreiung, keine Entbehrung geachtet, und alle Tugenden des Krieges geübt hatten. Beim Eintritt in Frankreich erinnerte sie so vieles an das in der Heimath ausgestandene Elend, und sie hatten ihre Freude an der Vergeltung, die nun gekommen war. Daß der Krieg nur den französischen Kaiser, nicht die Franzosen treffen sollte, begriff der Soldat nicht. Die Armuth und der Schmuz in den Dörfern erbitterte sie nur gegen die Franzosen, die nichts zu geben hatten, oder sich so stellten. Nehmen war untersagt, und nichts geschah, den Truppen für ihre Anstrengungen einige Genugthuung zu geben. Wenn man nach einem erschöpfenden Kampftage Abends in ein Dorf kam, zeigte sich Niemand: das Dorf war verlassen: oder fand man den Maire, so entschuldigte er sich, daß die Truppenmärsche Alles aufgezehrt hätten: wenn aber

die Kosacken plünderten, so kamen die verborgenen Vorräthe hervor, die dem französischen Heere bei seinen Durchzügen dienten. So geschah es in kalten Nächten, daß die Soldaten, um sich wenigstens zu erwärmen, anfingen, Häuser abzutragen, und am Morgen ein ganzes Dorf verschwunden war. Immer ermahnten die Befehlshaber der Corps, denen an dem guten Rufe der Truppen gelegen war, und die der Aufstand des Volkes mehr, als Bonaparte selbst es that, besorgt machte, sich nicht als Feinde im Lande zu benehmen, und bedachten das Übelwollen der Einwohner höchstens mit einem warnenden Verweis. Der gemeine Soldat aber sagte, sie verstehen mit dem Feinde nicht umzugehen; und meinte, er sollte gar gegen die Franzosen so höflich sein, um den bösen Vorwurf zu widerlegen, daß die Deutschen Klötze seien, und glaubte von den Franzosen für seine Schonung ausgelacht zu werden. Darum übte auch der Einzelne Privatrache, und befriedigte an ergriffenen Bauern ganz im Stillen seinen Ingrimm mit ausgesuchter Grausamkeit. Endlich, als sie in den Tagen nach der Schlacht von Laon vom Mangel zugleich und von den Einwohnern, die sich bereits an Streifzügern vergriffen, und Verwundete mordeten, das Äußerste litten, hielt keine Gewissenhaftigkeit und kein Ermahnen und Bitten der Officiere sie mehr zurück, offen zu plündern; ja Vorräthe, die für ihre Kameraden bestimmt waren, nicht zu verschonen. Eine allgemeine Trauer war darüber unter den auf ihr schlesisches Heer so stolzen preußischen Officieren, die Feldprediger nahmen zum Text: „was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und litte doch Schaden an seiner Seele"; ernst und strafend redeten die Befehlshaber ihren Corps zu, und ließen die reuigen Bursche geloben, daß sie lieber Alles leiden, als Ausschweifungen begehen wollten. Blücher aber richtete eine schärfere Proclamation an die Franzosen, in welcher er anzeigte, daß Städte und Dörfer, wo einige Einwohner sich unterständen,

seine Soldaten zu mißhandeln, oder irgendwie sich feindlich zu bezeigen, würden niedergebrannt werden.

Eine ähnliche Proclamation hatte in denselben Tagen Schwarzenberg von Troyes aus erlassen, da der Aufstand des Volkes rings um ihn das Land beherrschte, und eigens dagegen unterhaltene Streifcorps nur dann und wann eine Nachricht vom schlesischen Heere und von der Südarmee einbringen konnten. Die Noth des Krieges und die Enttäuschung über des Feindes friedliche Ankündigung, durch selbst erfahrene Gewaltthätigkeiten oder durch die geflissentlichen Berichte dienstbarer Beamten vollständig geworden, hatte die Bauern erbittert, und die Hin- und Herzüge der kämpfenden Armeen erhielten sie in einer Unruhe, die allmälig sie ihren täglichen Gewohnheiten entriß. Besonders die wundersamen Siege des Kaisers an der Marne hatten in der Gegend, aus der er so rasch wieder weggezogen war, und bald auch überall da, wo man den Rückzug der geschlagenen Feinde erwarten konnte, die Leute entflammt und ihrer Rache ein furchtbares Spiel verheißen. Doch die Ersten, die den Alliirten einen Schaden zufügten, mußten in die Wälder fliehen. Kam dann das französische Heer neuerdings in die Gegend, so hielten sich ganze Dörfer bereit, ihm behülflich zu sein, und die Erzählung vom Zorne des Kaisers gegen einzelne Maires, die aus ängstlicher Vorsorge den Aufstand zu verhüten gesucht hatten, berechtigten anderswo die Einwohner selbst, ihren Vorgesetzten zu drohen, bis die Decrete von Fismes alle Zögernden nachrissen. Was an Vorräthen noch übrig war, wurde in die Wälder gebracht, wo längst sich einzelne Banden von Förstern, Gensd'armen und entsprungenen Gefangenen eingehaust hatten, und durch manche glückliche That schon berüchtigt geworden waren. Zu Tausenden lagerten sich jetzt die Landleute zu ihnen. Man fiel auf die Nachzügler, man fing Courriere auf, deren keiner mehr ohne das Begleit einer ganzen Reiterabtheilung sich vorbei wagen durfte.

Man setzte die eigenen Truppen von jeder Gefahr in Kenntniß, und schnell waren die Waffen weggelegt, wenn sich der Feind in einiger Stärke näherte: die Landleute erschienen in ihren blauen Kitteln dann wieder wie scheue, aber friedfertige Einwohner. Sie erhielten sogar Officiere von der Armee, die sie ordneten, so daß auch kleinere Streifparteien alter Soldaten an jedem Orte, wo es nöthig war, mit einer plötzlichen Macht auftreten konnten; wie es im Umkreise der Festungen die Garnisoncorps waren, welche Zusammenhang und Schnellkraft dem Aufstande verliehen.

Napoleon hatte in Rheims, indem er seine Truppen musterte, den kläglichsten Anblick gehabt. Spärliche Veteranen standen zerlumpt unter der Menge der neu angekommenen Mannschaft, die das Übermaß der plötzlichen Anstrengung schon halb gebrochen hatte, und unter den niedern Officieren, welche sich, die Recruten zu ermuntern, allem Feuer ausgesetzt hatten, war eine grausame Verwüstung angerichtet. Das Ganze war ein Häufchen, das sich schon beinahe wie ein Kern für den Volksaufstand ausnahm. Napoleon bestimmte für Marmont, den er mit Mortier gegen das schlesische Heer zurücklassen wollte, die Nationalgarden der Gegend, die auch willig herbeieilten. Aus einem Theile der Festungen hatte ihm General Jansen glücklich einige tausend Mann zugeführt: er schickte nun Befehl zu Entsendungen auch an die Übrigen, und befahl Ney, den er nach Chalons vorausgesendet, unter der Bevölkerung der Vogesen einen Aufruf zu den Waffen verbreiten zu lassen. Ney anerbot ihm, sich selbst in jene Gegenden zu werfen, und den kleinen Krieg im Rücken der Feinde zu führen, was aber Napoleon, der seinen Marschall nicht entbehren konnte, noch ablehnte.

Berichte von den fernen Armeen, wie von Paris, waren eingetroffen, von denen ihm jeder eine letzte Hoffnung nahm. Mit immer weniger Rückhalt gaben ihm seine Minister den Zustand der Hauptstadt zu erkennen, der sich wieder um Vieles verschlimmert hatte, seit ihr Schwarzen-

berg näher stand, als der Kaiser. Im Süden war Augereau, der sich zu lange verweilt hatte, um seine neugebildete Rhonearmee auch aufs Vollständigste auszurüsten, von dem Heere, das Schwarzenberg entsendet, überzogen worden, und mußte bereits für die Deckung Lyons sorgen: er war nun nutzlos für die Unternehmungen Napoleon's, der sich auch im Zorne entschloß, ihn durch einen thätigeren General zu ersetzen. Eben so wenig half es Napoleon, daß in Italien sich Eugen so rühmlich gegen den Östreicher Bellegarde und nun auch gegen Murat behauptete, der um Neapels willen sich zum Bundesgenossen der Östreicher gemacht hatte. Eugen hatte in einer edeln und rührenden Proclamation seinen Truppen die Kriegserklärung angezeigt, die er von dem Schwager des Kaisers erhalten, und die Franzosen, die das Heer des Treulosen verließen, unter seinen Fahnen gesammelt. Die Östreicher hatte er in der Schlacht am Mincio besiegt, und den unschlüssigen Murat vom Po zurücktreiben lassen: nun blieb er unangegriffen, da sich Bellegarde auf Murat verließ, und dieser über den Ausgang des Krieges in Frankreich in Zweifel war. Aber Napoleon mußte erwarten, daß seine Niederlage von Laon auch Eugen die Übermacht der Feinde zugezogen haben werde. — In den Pyrenäen hatte Soult die Schlacht von Orthez verloren. Als denkender Feldherr war er darauf, anstatt den Feind ins Innere von Frankreich zu ziehen, durch einen Seitenmarsch auf Toulouse ausgewichen. Um ihn zurückzulocken, hatte Wellington, der sich nicht gerne vom Meere entfernte, endlich den Einladungen einer Abordnung der royalistisch Verschworenen von Bordeaux nachgegeben, und den Marschall Beresford nach dieser Stadt abziehen lassen. Freilich ließ sich Soult dadurch nicht irre machen. Aber wie man nun hier einen ersten Triumph des Herzogs von Angouleme erwarten mußte, so hörte man aus Burgund von dem Versuche des Grafen von Artois.

Napoleon ermannte sich ob all diesem Unglück zu einem entscheidenden Schlage. Es waren 10,000 Mann zu Fuß

und 6000 Reiter, die er gegen Schwarzenberg führen konnte. Er rechnete auf einen Zuzug von 9000 Mann aus Paris, und an der Seine standen seine Marschälle, die den Feind so glücklich während seiner Abwesenheit aufgehalten hatten: das waren alle seine Streitkräfte. Aber die große Armee war von Sens an der Yonne bis nach Epernay an der Marne gestreckt. Schlag auf Schlag wollte sich Napoleon auf ihren vorgehaltenen rechten Flügel werfen, und Schwarzenberg, den er mit dem Centrum schon in Nogent glaubte, im Rücken bedrohen, da er zum Frontangriff zu schwach war. Er hoffte, denselben zum übereilten Rückzuge zu nöthigen, wobei die Corps an der Yonne aufgegeben wurden, und ihn so weit zurückzutreiben, daß er für längere Zeit seiner los wäre. Mißlänge Alles, so bliebe ihm selbst der Rückzug nach den Festungen Lothringens offen, nur daß Paris entblößt bliebe. Napoleon schickte also seinem Bruder Joseph den Befehl, bei der geringsten Gefahr die Kaiserin und den König von Rom mit den Ministern nach der Loire verreisen zu lassen, trug Marmont auf, in Verbindung mit Mortier das schlesische Heer aufzuhalten oder Paris gegen dasselbe zu decken, und brach am 17. März mit seiner kleinen Truppe nach Epernay auf, die voll Vertrauen ihrem Kaiser gegen das Hauptheer der Allirten folgte.

Mit unsäglicher Freude empfingen die Einwohner von Epernay den Kaiser, den sie für siegreich auf der Spur des Feindes hielten, der nach mehrwöchentlichem Aufenthalte soeben von ihnen gewichen war; und ihre Champagnerflaschen, aus tiefem Verstecke hervorgeholt, erlabten das Heer. Napoleon erfuhr hier Bordeaux Fall. Bei der Annäherung des Marschalls Beresford hatten die kaiserlichen Beamten mit ihren wenigen Truppen die Stadt geräumt. Festlich zog der Municipalrath, der Maire, Grafen Lynch, an der Spitze, dem englischen Feldherrn entgegen, und schmückte sich in dessen Gegenwart mit der weißen Cocarde, obgleich noch die Manarchen in Chatillon mit dem Kaiser

unterhandelten. An demselben 12. März hielt der Herzog von Angouleme seinen Einzug in Bordeaux.

Der Kaiser drang am 18. bis Fère Champenoise vor. Hier kam wieder der Secretair Caulaincourt's, der nun die Anzeige brachte, daß die Unterhandlungen, die er bei seiner Abreise in den letzten Zügen gelassen habe, wahrscheinlich zur Stunde aufgegeben seien. An dem Vorhaben, das alle Thätigkeit Napoleon's verschlang, änderte auch diese letzte Nachricht nichts. Ney, der von Chalons herkam, General Sebastiani mit der Reiterei, die der Kaiser bei sich hatte, trieben am folgenden Tage den Feind von Stellung zu Stellung der Aube zu.

Schwarzenberg mußte darauf verzichten, seinen rechten Flügel vorwärts von der Aube zusammenzuziehen: er gab nun der ganzen Armee Befehl, sich weiter oben am Flusse auf der Ebene zwischen Trannes und Bar einzufinden, die schon vorher auf den Fall, daß sich Napoleon wieder an die Aube wendete, zum Sammelplatze bestimmt war. Schwarzenberg hatte sich nämlich während der Tage, die er unter vergeblichem Harren auf bestimmte Nachrichten von den Ereignissen, die zwischen Blücher und dem französischen Kaiser statt gefunden haben mußten, zubrachte, in Planen für alle gedenkbaren Fälle erschöpft. Die Schlacht von Laon gab ihm endlich die Beruhigung, daß Napoleon auf Paris zurückgewichen sein werde, als dessen Eroberung von Rheims, und das Erscheinen Ney's in Chalons seinem rüstigern Vordringen wieder Einhalt that. Obgleich die in jener Gegend stehenden Officiere alle es für einen bloßen Seitenmarsch hielten, und eher an einen neuen Versuch gegen Blücher glaubten, traf Schwarzenberg doch einige Anstalten, sein Heer an der Aube bereit zu halten, und ließ Macdonald jenseits der Seine nur noch, um ihn vom Kaiser entfernt zu halten, angreifen. Den rechten Flügel, den Napoleon jetzt überraschte, hatte er gegen die Marne vorgeschoben, um theils den Nachtheil zu benutzen, worin sich jeder Feind beim Flußübergange befand, theils, wenn

Blücher den Kampf zu bestehen hätte, um von nun an jedenfalls an den Kämpfen Theil zu nehmen.

Nun ging aber gerade an dem Tage, an welchem der rechte Flügel langsam, um vom linken nicht loszureißen, sich an die obere Marne zurückzog, der Congreß von Chatillon zu Ende, so daß den kühneren Entschlüssen jetzt der Vorrang gebührte, und auch Schwarzenberg selbst seinen bisherigen Rücksichten auf den diplomatischen Theil überhoben wurde, die mit der Ehre unter den Kriegern, wie er schon seit der letzten Trennung Blücher's gefühlt haben mag, unvereinbar waren. Der Congreß von Chatillon hatte zwar seine Bedeutung längst verloren, da Napoleon alle Entscheidung auf die Conferenzen von Lusigny übertragen hatte, und seitdem dieselbe nur im Kriege suchte. Es war aber die letzte Hoffnung Östreichs, das auch für alle seine Versuche zu Napoleon's Gunsten, die es nahe bis an einen Bruch mit seinen Bundesgenossen getrieben hatte, einige Nachgiebigkeit erwarten durfte. Eindringlich schrieb Metternich an Caulaincourt, um ihn in keiner Täuschung mehr über das Verhängnißvolle seiner nächsten Antwort zu lassen, wobei er ihn nicht zu vergessen bat, daß Alles, was bei dem Ländertausche an Frankreich zurückgegeben werden könne, in den Händen Englands liege. Alexander erhielt von französischen Royalisten in jenen Tagen, unter vielen Vorstellungen gegen den Congreß, der allein bisher den Sieg der Alliirten zurückgehalten habe, eine ergreifende Denkschrift über die Lage, in die Europa geriethe, wenn Bonaparte unbesiegt, aber gedemüthigt an der Spitze eines durch den Krieg, der nicht mit seiner Befreiung geendigt hätte, nur erbitterten Volkes gelassen würde. Der Irrthum, worin man über Napoleon's Streitkräfte noch stand, wurde den sämmtlichen Monarchen durch die Nachrichten von Laon benommen. Man kam also überein, den Congreß abzubrechen, nachdem Caulaincourt, der seinem Kaiser immer noch ein Ultimatum verschaffen sollte, einen nur wenig von den Frankfurter Vorschlägen abweichenden Entwurf dem

der Alliirten entgegengesetzt hatte, mit dem Anerbieten, über jeden einzelnen Punkt in Unterhandlungen einzutreten; und indeß die Bevollmächtigten in Chatillon Caulaincourt erklärten, die Monarchen sähen die Unterhandlungen als abgebrochen durch Frankreich an, schrieb Metternich demselben zum Abschiede, die Frage werde immer persönlicher; er werde versuchen, Lord Castlereagh noch einige Tage zurückzuhalten, nach dessen Abreise der Friede nicht mehr würde geschlossen werden.

Alexander bemächtigte sich nun, mit aller Erhebung des großen Augenblicks, der eben auch an der Entscheidung angelangten Kriegsereignisse, versammelte noch in der Nacht auf dem 20. April einen Kriegsrath, und seine Beredsamkeit und sein Wille bestimmte hier die Anwesenden alle zu einem augenblicklichen Vorrücken, wenn nicht Schwarzenberg selbst dazu, da er Napoleon am unrechten Orte an die Aube treffen sah, um seinen Rücken zu bedrohen, schon aufgelegt gewesen ist. In dem Winkel, den Seine und Aube bilden, wollten sie Napoleon, der den letztern Fluß im Rücken hatte, angreifen, ehe Macdonald zu ihm gestoßen wäre: in der allgemeinen Angriffsbewegung sollte die Vereinigung der Corps vorgehen, und der Feind, anstatt auf einzelne Corps fallen zu können, wie sie der Rückzug ihm preisgegeben hätte, der gesammten Armee begegnen! Ohne Zeitverlust, mit ängstlichem Eifer wurden nun die Menge der nöthigen Befehle ausgefertigt; es wurde beseitigt, was von Schwierigkeiten, Bedenklichkeiten noch in den Weg trat, und Alles auf den bevorstehenden Tag eingerichtet, so daß erzählt wird, Kaiser Alexander, der die Seele von Allem gewesen, habe am Morgen gegen seine Minister geäußert, daß er geglaubt hätte, sein halber Kopf müßte diese Nacht ergraut sein.

Napoleon ging am 19. März gegen Abend bei Plancy über die Aube. Durch einen raschen Zug auf Mery an der Seine, von wo er die Landstraße von Troyes nach Paris gewinnen wollte, überzeugte er sich, von den Ein-

wohnern eifrig unterrichtet, daß sich Schwarzenberg schon in vollem Rückzuge befand. Nun wollte er, ohne Macdonald abzuwarten, dem rechten Flügel desselben nacheilen, und ihn athemlos in die Ferne treiben. Die vordersten Truppen mußten sogleich, dem linken Ufer der Aube entlang, nach Arcis hinauf rücken. Auf diese Stadt hatte Ney von Herbisse her seinen Marsch gerichtet. Über den langen, schmalen Damm, der die morastigen Ufer der Aube bis an die Brücke durchschneidet, zog er am Morgen des 20., um dieselbe Stunde daselbst ein, wo Sebastiani von Plancy heraufgerückt kam. Beide stellten sich vor der Stadt, als linker und rechter Flügel, an den Fuß der dort beginnenden Anhöhen, auf denen der Feind stehen geblieben zu sein schien, und beschränkten sich, bis der Kaiser von diesem neuen Entschlusse des Feindes unterrichtet wäre, auf die Beschirmung der Stadt und des Engpasses.

Von der Höhe von Mesgnilettere sah Schwarzenberg starke französische Infanteriemassen am rechten Ufer der Aube heraufrücken, die bald in Arcis eintreffen mußten. Nicht länger zögerte er nun, dem Grafen Wrede, der mit seinem Armeecorps noch allein vor Arcis stand, den Befehl zum Angriffe zu geben, noch immer in der Hoffnung, daß auch der linke Flügel zur Schlacht sich einfinden werde, obgleich der demselben vorgeschriebene Marsch auf eine Vereinigung der Armee bei Plancy berechnet gewesen war. Wrede beorderte die Reiterei unter Hardegg und Kaisarow zu einem Angriff auf der von Troyes kommenden Straße, indessen er die Brigade Volkmann gegen das von Ney besetzte Dorf Groß-Torcy schickte, von wo es möglich war, zwischen Stadt und Brücke zu dringen, und die französische Armee zu trennen.

Im Eifer, seine nach Arcis vorgeschickten Truppen unverzüglich zur weitern Verfolgung mit sich zu nehmen, langte Napoleon um 1 Uhr an, und wollte den Versicherungen Ney's und Sebastiani's, daß der feindliche Rückzug eingestellt sei, keinen Glauben schenken, bis ihn der leicht-

fertige Bericht eines deshalb ausgesendeten Officiers vollends auf seiner Meinung beharren ließ. Sebastiani ging, ohne mehr ein Wort zu sagen, zu seinen Truppen ab, kam aber bald in vollem Jagen mit der Anzeige zurück, daß man aufsitzen müsse, indem die feindlichen Colonnen im Anmarsche seien. Es dauerte auch nicht lange, als von den nächsten Divisionen, auf welche Kaisarow die Division Colbert zurückgeworfen hatte, schon eine wilde Flucht erschrokkener Reiter durch die Straßen der Brücke zujagten. Mit gezogenem Degen trat Napoleon am Eingange ihnen selbst entgegen, und: „Nun, wir wollen sehen, wer vor mir hinübergeht!“ — fuhr er die Betroffenen an. Eben kam vom rechten Ufer die Division Friant im Sturmschritt über die Brücke, und gab den erschütterten Reihen, in welche die Flüchtlinge zurückkehrten, ihre Fassung wieder. Doch begnügte sich Sebastiani, die feindlichen Reitermassen, denen er nicht gewachsen war, durch sein Geschütz in der Ferne zu halten.

Schon war aber der Kaiser auf den linken Flügel gerufen worden, wo der Feind aus Groß-Torcy, das er gewonnen hatte, gegen die Brücke vordrang. Um jeden Preis mußte das Dorf wieder gewonnen werden. Von ihrem Kaiser befeuert, erreichten die französischen Truppen wieder die ersten Häuser desselben. Ein mörderischer Kampf begann, in welchem sich Napoleon leitend, die Hülfe richtend, überall bewegte. Hier, wo ihm die Wahl des Todes offen stand, fand die Erkenntniß der grausamen Wirklichkeit, die er so lange, nur zwischen neuem Sieg und die Schmach des Unglücks gestellt, von sich abgewehrt hatte, auf Augenblicke Eingang in seiner Brust: er stellte sich, seine Truppen zu begeistern, allen Gefahren bloß, zwang, da ein Viereck ob einer nieder gefallenen Granate, die zerplatzen mußte, in ängstliches Schwanken gerieth, sein Pferd an der mörderischen Stelle vorbei, und kam, eine Weile in eine Wolke von Staub und Pulverdampf verhüllt, unbeschädigt wieder hervor. Dem Heldenmuth der Alliirten begegnete Helden-

muth der Franzosen. Indessen immer neue Truppen von beiden Seiten in den Kampf geführt wurden, folgte viele Stunden lang Sturm auf Sturm: dreimal wurde das Dorf von den Alliirten, die es immer wieder verloren, erobert, bis endlich, als ein Theil der Feinde sich schon verfeuert hatte, Napoleon es mit neun Bataillonen vertheidigte, und jeden neuen Angriff mit einem kreuzenden Geschützfeuer empfing.

In der Dämmerung benutzte im Treffen des rechten Flügels Sebastiani die Ankunft neuer Truppen von Plancy zu einem Angriff auf Kaisarow's Kosacken, die er auch warf. Doch machte bald die Nacht hier den Gefechten ein Ende. Bei Groß-Torcy hingegen hörte das Geschützfeuer erst um Mitternacht auf, nachdem noch die alliirten Reserven von den Höhen heruntergestiegen, und ihr Feuer eröffnet hatten.

Was von dem alliirten Heere im Kampfe gewesen war, kehrte auf das Geheiß des Oberbefehlshabers in die Stellung auf den Höhen zurück. Schwarzenberg hatte schon Nachmittags eingesehen, daß der Kampf zwischen bloßen Theilen der Heere nur die Einleitung zur Schlacht des folgenden Tages sein konnte. Nun im Besitze seines linken Flügels, den ihm der Kronprinz von Würtemberg zugeführt hatte, sann er am Morgen des 21. März auf der Höhe von Mesgnilettre, wie er den französischen Kaiser, dessen Angriff er erwartete, erdrücken könnte.

Den großen Verlust, den Napoleon in den Kämpfen des gestrigen Tages erlitten hatte, ersetzten am Morgen die ersten Truppen von Macdonald's Heere, und die Entfernung der Feinde gab ihm noch einmal, mit seinem vorigen Entschlusse, die Überzeugung, daß Schwarzenberg sich in vollem Rückzuge befinde, den die Gefechte nur hätten decken sollen. Von einem Ritte über Groß-Torcy hinaus zurückgekehrt, der ihn vollends beruhigt hatte, befahl er um 10 Uhr Sebastiani mit der Cavallerie, Ney mit der Infanterie, die Verfolgung anzutreten. In Colonnen marschirten alle Truppen die sanften Höhen hinan, auf denen

sie einige voraus ziehende Batterien schon ihr Feuer eröffnen hörten. Wie sie die Hochfläche erstiegen hatten, erblickten Ney und Sebastiani der Alliirten gesammtes Heer, von der Aube, so weit ihr Auge reichte, nach der Seine ausgestreckt: in zwei, drei Treffen, stand es vor ihnen, und die Massen des Geschützes waren vorgeschoben. In ihrer bedenklichen Lage ließen sie, um Zeit zu gewinnen, einige Cavallerie mit den Kosacken das Gefecht beginnen, und schickten an den Kaiser nun die unzweifelhafte Botschaft.

Napoleon vernahm sie in Arcis, und wie ihm die Täuschung mit Einem Male benommen war, trat auch gleich in seiner nach den gestrigen Gefahren wieder mit Lebensmuth gestärkten Brust ein längst gepflegter Entschluß ein. Mit neuem Trotze, am Mittag im Angesichte des ungeheuern Feindes, schickte er an Sebastiani, Ney den Befehl, das Heer aufs rechte Ufer der Aube zurückzuführen. Oudinot mit seinen frisch angelangten Truppen sollte zur Deckung des Rückzugs vor Arcis stehen bleiben.

Noch immer erwartete das alliirte Heer auf den Höhen die französischen Colonnen. Nur hatte sich Schwarzenberg, auf das Stocken derselben, mit den Corpsbefehlshabern über die Ordnung des Angriffs verabredet. Bald befremdete ihn eine allgemeine Bewegung unter den französischen Colonnen. Die Schlachtlinie löste sich in einzelne Massen auf, die zurück gegen Arcis wogten. Es dauerte eine Weile, als er eine ununterbrochene Colonne sah, die über die Brücke von Arcis und über die Dämme zog, und an den jenseitigen Höhen hinaufstieg. Das verabredete Lärmzeichen erscholl und rasch setzte sich das alliirte Heer zum concentrischen Angriff auf Arcis in Bewegung. Aber der Zug jenseits der Aube schien kein Ende zu nehmen: er schlug die Richtung der obern Marne ein, nach Chalons, oder nach Vitry. Jetzt da bei Arcis keine Schlacht mehr zu liefern war, hielt Schwarzenberg das Corps Wrede zurück und schickte es an den nächsten Übergängen über den Fluß in die rechte Flanke des abziehenden Feindes.

Die Vernichtung der zurückgebliebenen Nachhut blieb dem Kronprinzen von Würtemberg.

In der That befand sich Napoleon auf dem Marsche nach Vitry, von wo er sich ins östliche Frankreich werfen wollte. Ja, er schickte Befehl an seine sämmtlichen Corps, die noch an der Aube oder der Marne standen, ihm dahin zu folgen. Sein Spiel von raschen Zügen gegen die getrennten Heere des Feindes war verloren, seit er bei Arcis erfahren, daß er gegen das Hauptheer zu schwach war, wie er die gleiche Erfahrung bei Laon vor dem schlesischen gemacht hatte. Napoleon's Wahl konnte es nicht sein, vor Schwarzenberg sich Schritt vor Schritt ins Bereich der Angst und Tücke der Hauptstadt zurückzuziehen. Ihm schuf der Geist, je furchtbarer das Unglück sich thürmte, die außerordentlicheren Hülfsmittel. Im östlichen Frankreich war Napoleon's letzte Stärke: dort sparten die Festungen ihre Besatzungen für ihn; dort waren ihm Augereau's, Maison's Thaten nicht verloren; dort machte ein ergrimmtes Volk sein Gebirgsland zagenden Feinden zum Grab; dort zog unbeschützt alle Zufuhr, alles Gefolge der eingedrungenen Heere; dort war zu vollbringen, was die Alliirten schrecken und verfeinden, was sie betäuben und ins Verderben nachreißen konnte. Voll der tausend Entwürfe, die sein neuer Entschluß barg, und doch wieder unruhig über dessen Wirkung auf die Feinde, führte Napoleon sein Heer den verwegenen Zug.

Oudinot hatte sich nur mit ungeheurem Verluste vom linken Ufer herübergezogen. Als er anfing, seine Truppen, die immer enger an die Stadt gedrängt wurden, über die Brücke zu führen, schlug das feindliche Geschütz fürchterlich in die weichenden Schaaren, und im Gedränge der Flucht stürzten Hunderte hier in den Fluß, dort in die Moräste. Die Stadt wurde erstürmt, ehe die letzten Abtheilungen hatten folgen können. Ein wüthendes Handgemenge entspann sich in den Straßen, während dessen östreichische Plänkler den Eingang der Brücke schlossen. Noch brach die

Brigade Chassé durch, und trug die Brücke hinter sich ab. Die letzten Abtheilungen, abgeschnitten, warfen ihre Waffen weg und gaben sich gefangen. Vom rechten Ufer unterhielten die Franzosen die ganze Nacht ihr Feuer aus großem und kleinem Geschütz, wodurch die Stadt in Brand gerieth.

Der Fürst von Schwarzenberg brachte den ganzen folgenden Tag unschlüssig zu, da keine Nachricht ihm Gewißheit gab, ob Napoleon es immer noch auf ihn abgesehen, oder ob er sich wieder gegen Blücher gewendet habe. Jedenfalls glaubte er sich mit Blücher zu einem entscheidenden Schlage vereinigen zu müssen, und ordnete dazu einstweilen, bis ihn die erwarteten Nachrichten mit Sicherheit handeln ließen, die von diesen unabhängigen Vorbereitungen an. Unterdessen hatten sich die Truppen der Marschälle Oudinot und Macdonald, die den Kaiser einholen sollten, mit geringer Einbuße vor der Fronte der großen Armee vorüber gezogen.

Das schlesische Heer war im Anmarsche. Aber Blücher zögerte diesmal: theils schien ihm Napoleon's Stärke in Mitte des erbitterten Landvolks immer ein Geheimniß; theils hatten seine Truppen Schwarzenberg im Verdacht, er habe sich wieder vor dem Feinde zurückgezogen, und sie waren es überdrüssig, den Kampf immer allein zu bestehen. Wintzingerode, der an der Spitze zog, traf am zweiten Schlachttage an der Marne ein, wo sich auch Tettenborn hielt. Dieser schickte dem Zuge des französischen Kaisers eine Menge Parteien in Seite und Rücken, und am 22. März Abends brachte man ihm einen Eilboten mit einem eigenhändigen Briefchen Napoleon's an Marie Louise, worin die Worte standen: „Ich habe mich entschlossen, mich nach der Marne zu wenden, um die Feinde weiter von Paris wegzutreiben, und mich meinen festen Plätzen zu nähern. Ich werde diesen Abend in St. Dizier sein." In aller Eile schickte Tettenborn das Papier dem Oberbefehlshaber zu.

Frühere Botschaften hatten im Hauptquartier zu Pougy unter großer Beklommenheit die Bedeutung des Zuges Napoleon's schon ahnen lassen. Jetzt versammelte sich bei Kaiser Alexander der Kriegsrath, und so groß war noch der Schrecken, daß man, wieder wankend in dem Vorsatz, mit Blücher'n sich zu vereinigen, sich ernstlich berieth, ob man nicht in Eilmärschen zur Seite des französischen Zuges die Verbindungslinie mit dem Rhein sollte zu retten versuchen. Der Vorsprung des Feindes war aber zu groß. Man lieh den Gründen des Fürsten von Schwarzenberg ein williges Ohr, der den längst erwogenen Plan vortrug, auf die Verbindungslinie mit den Niederlanden hinüber zu schwenken, die durch das Nordheer gesichert war. Leichter entschied man sich jetzt dazu, Blücher'n nach Chalons entgegen zu ziehen, die beiden Heere hinter Napoleon zusammen zu schließen, und mit solcher Überlegenheit gegen ihn zu handeln.

Schwarzenberg gab nun seinem in Bar an der Aube zurückgebliebenen Kaiser, indem er ihm den Verlust der Verbindungslinie und die Nothwendigkeit, sie durch eine Schlacht wieder zu gewinnen, meldete, den Rath, sich zu seiner Sicherheit zur Südarmee zu begeben. Den Truppen zeigte er durch einen Tagsbefehl die Aufhebung der Unterhandlungen von Chatillon an, und bereitete sie überhaupt auf eine nahe Entscheidung vor.

Bezog man indessen die Verbindungslinie mit den Niederlanden, so hatte man nicht mehr nöthig, für die bisherige eine Schlacht zu liefern. Auch scheint Schwarzenberg mit seinem Vorschlage den Gedanken an einen Zug auf Paris verbunden zu haben, den Napoleon nicht mehr hindern zu wollen schien. Ein solcher Entschluß war aber im Kriegsrathe zu Pougy auf einmal zu viel gewesen. Je mehr nun die nahe Verbindung mit dem schlesischen Heere beruhigte, desto mehr befreundete sich im Kreise der Monarchen und Feldherren jeder Einzelne mit dem großartigen, und doch so einfachen Gedanken, der die Beendigung des

Krieges, und doch vielleicht die wenigsten Schwierigkeiten mit sich führte. Kaiser Alexander hatte schon vor einiger Zeit einen aus Paris entkommenen Baron von Vitrolles bei sich empfangen, der ihn im Namen des Herrn von Talleyrand mit der Stärke der Gegner Bonaparte's bekannt machte. Der Briefwechsel zwischen der Hauptstadt und dem Heere, den man jetzt auffing, entdeckte vollends den Mangel an jeder ernstlichen Vertheidigungsanstalt, die Bösartigkeit der Gährung, die Hülflosigkeit der Beamten, die mit jeder Entfernung des Kaisers größer wurde. Wie über die Streitkräfte Napoleon's, so war auch über die Hauptstadt die Täuschung vergangen, welche Napoleon's Zeitungen und öffentliche Botschaften bisher unterhalten hatten.

Da Wintzingerode schon ganz nahe stand, so war auch der Marsch der Hauptarmee, der schlesischen entgegen, verkürzt. Ein Entschluß über den Zug nach Paris konnte nun sogleich gefaßt werden. Schwarzenberg redete darüber in Sommepuis, wohin das Hauptquartier vorgerückt war, mit dem Kaiser Alexander. Zwar blieb man noch bei dem Marsche gegen Vitry, und Schwarzenberg schlug mit dem König von Preußen diesen Weg ein. Doch Alexander entzündete sich an dem Plane. War es ihm doch jetzt, und vielleicht in Kurzem nicht mehr, vergönnt, nicht unter Greueln des Kampfes als asiatischer Eroberer, sondern als Kaiser des Friedens in das befreite Paris seinen Einzug zu halten! Er ließ seine Generale darüber sprechen. Die Mehrzahl rieth zu dem Zuge nach Paris, sie brachten dem Kaiser ihre Glückswünsche dar. Alexander ritt dem Könige von Preußen und dem Oberfeldherrn nach. Der Generalstab wurde zugezogen: auf einer Anhöhe, seitwärts der Straße, traten alle um den Kaiser Alexander zusammen, und faßten den Entschluß: die nun vereinigten Kriegsheere in Gewaltmärschen gegen Paris aufbrechen zu lassen; nur der General Wintzingerode mit Reiterei und reitender Artillerie sollte der französischen Hauptmacht des Kaisers Na-

poleon von Vitry auf St. Dizier nachfolgen, und diesem wo möglich den Glauben aufdringen, es folge ihm das gesammte Hauptheer.

Man eilte, die neuen Anordnungen zu treffen, nach Vitry. Der Oberfeldherr entwarf die Marschbefehle für sein Heer, schickte dieselben mit seinem ganzen Plane an den Feldmarschall von Blücher, und meldete ihm, er rechne darauf, am 28. in Meaux mit ihm zusammen zu treffen. Alexander schrieb selbst an die russischen Generale bei Blücher's Heer, und gab die nöthigen Befehle an Wintzingerode, der Napoleon täuschen, und an die Generale der Kosackencorps, Kaisarow und Seslawin, die alle Straßen, auf welchen derselbe sich gegen Paris umwenden konnte, sorgfältig besetzen sollten. Blücher bemerkte in seiner Erwiederung, daß noch die Corps Marmont und Mortier, die dem Kaiser nachzueilen schienen, zu vernichten seien, und bat sich dazu die Hülfe der großen Armee aus. Zuletzt erstattete Schwarzenberg, nicht ohne Verlegenheit, seinen Bericht an den Kaiser Franz. Es sei nicht möglich gewesen, drückte er sich aus, die beiden Armeen so schnell zu vereinigen, daß sich ihre Gesammtkraft zeitig genug auf Napoleon hätte werfen können. Die Armeen hätten nun die doppelte Aufgabe, zusammen zu stoßen, und die verlorene Verbindungslinie wieder zu gewinnen. Die Vereinigung finde am leichtesten auf dem Marsche nach Paris statt, wobei man die Hoffnung habe, die Corps von Marmont und Mortier zu vernichten, im Centralpunkte der feindlichen Kriegsmittel die Quellen derselben dem Feinde abzuschneiden, und für den eigenen Bedarf daraus zu schöpfen, endlich die Stimmung der Nation zu benutzen. Wann diese erste Absicht vollkommen erreicht sein werde, lasse sich erst bestimmen, wie die zweite ausgeführt werden könne.

Die Kunde von dem Entschlusse der Monarchen bezauberte die Armee. Vergessen war alle Mühsal, alles Mißverständniß. Überall begegnete sich Freude und Jubel,

und alle Trommeln schlugen, und die Musik aller Regimenter spielte, als es nach Paris ging. Wie schön gerechtfertigt trat nun der Fürst von Schwarzenberg aus dem Feldzug hervor! Seit er aus den Rücksichten, die er auf die Diplomaten genommen, sich ganz zum Feldherrn aufgeschwungen hatte, leuchtete wieder aus den schwarzen Augen der großen, adeligen Gestalt des Östreichers das Feuer, das für den europäischen Befreiungskrieg in ihm lebte, und mit erneuertem Eifer stellte sich auch das allgemeine Vertrauen ein, das einen Charakter, wie der seinige, umgibt, welcher mit Sanftmuth Festigkeit verband, und in welchem eine Ruhe lag, die ihn durch alles Nachgeben den Hauptzweck verfolgen ließ. Freilich, er war ein Mann, den der bloße Krieger oft verkennen mußte: seine Freunde tadelten an ihm nur, daß er zu wenig Sorge trug, seine Handlungen im wahren Lichte zu zeigen, und waren auf die Selbstverleugnung, die sie in dem Feldzuge an ihm bewundert hatten, fast ungehalten gewesen. So trug er es aber auch jetzt, wenn die russischen Truppen nur Alexander für den großen Entschluß priesen, und die Preußen meinten, derselbe sei die späte Wirkung ihres eigenen festen Willens.

Noch hatten die Monarchen eine öffentliche Erklärung, die sie über den Abbruch der Unterhandlungen mit dem französischen Kaiser hatten verfassen lassen, zurückbehalten: sie wollten nun ein Manifest daraus machen, das ihren Marsch auf Paris begleiten sollte. Es scheint, man hatte endlich dem Kaiser Franz begreiflich gemacht, daß die Herrschaft Napoleon's mit einem dauerhaften Frieden unverträglich wäre: war doch die Regentschaft seiner Tochter Marie Louise das nächste, was auf Napoleon zu folgen schien. Vielleicht läßt die Änderung, die mit Schwarzenberg vorgegangen, auch auf Metternich schließen. Wenigstens standen die in Vitry versammelten Monarchen und Minister am 25. März nicht mehr an, die Erklärung nach ihrem Wunsche zu veröffentlichen. Sie ertheilten darin den

französischen Armeen das Lob, das ihnen gebührte, schilderten unwillig Bonaparte's unaufrichtiges und starrköpfiges Benehmen in den Unterhandlungen, erzählten, wie ihnen der Gang der Ereignisse das Gefühl der ganzen Kraft des europäischen Bundes gegeben, und fügten der Schrift folgende Endstelle an: „Wodurch werden sich aber die Souveraine überzeugen können, daß Frankreich mit ihnen die Grundsätze theilen will, die das Glück der Welt begründen sollen, so lange sie sehen, daß eben der Ehrgeiz, der so viele Leiden über Europa gebracht hat, noch die einzige Triebfeder der Regierung ist, und immer noch, verschwenderisch mit französischem Blute, in Strömen es vergießend, das öffentliche Wohl dem persönlichen Nutzen hinopfert? Wo wäre die Sicherheit für die Zukunft, wenn ein so verderbliches System nicht in dem allgemeinen Willen der Nation ein Ende fände? Von diesem Augenblick an ist der Friede Europas gesichert, und nichts in Zukunft wird ihn stören können."

Wie Blücher gemeldet hatte, liefen die Corps von Marmont und Mortier, indem sie dem Kaiser nacheilten, mitten unter die Armee der Alliirten. Sie hatten, als Blücher von Laon abging, durch einen Seitenzug sich den Rückzug auf Paris gesichert: um soviel entfernter standen sie vom Kaiser, als sie dessen Befehl erhielten, sich seiner Hauptmacht anzuschließen. Den Weg über Chalons zu nehmen, war zu spät, da ihnen Blücher dort zuvorgekommen sein mußte: sie zogen also über Chateau Thierry, Montmirail und Vatry auf die Straße, die nach Vitry führt: ganz nahe demselben, bei Soude St. Croix, brachte Marmont die Nacht auf den 25. zu, Mortier war noch bei Vatry. Sie hofften auf diesem Wege den Kaiser zu erreichen: denn das östreichische Hauptheer, nahmen sie an, habe dieser in die Ferne getrieben.

Am frühen Morgen brachen von Vitry und Chalons alle Heeresmassen der Alliirten auf, um beim Fange des unbesorgten Häufchens einander auf dem Marsche nach Pa-

ris zu begrüßen. Ein Theil des schlesischen Heeres schlug, den Marschällen auch den Rückzug zu schließen, die Straße nach Montmirail ein; Woronzow rückte vor, den Ausweg nach Chalons zu sperren. Die Reiterei des Generals Korff, die den Vortrab des letzten Corps bildete, begegnete einer feindlichen Colonne, die mit mehreren hundert Wagen gegen Chalons heranzuziehen schien, aber, nach kurzem Gefechte, rechts gegen Vatry hin bog. Es waren die Generale Pacthod und Amey, die mit etwa achttausend Nationalgarden dem Kaiser ihren Wagenzug zuführen sollten, und nun die Marschälle suchten. Nur langsam konnte ihr Zug sich bewegen, so daß sie in einer guten Stellung es vorzogen, sich kämpfend des Feindes zu erwehren. Noch länger hätten sich die in ihrem ersten Gefechte gleich zu unerschrockenen Streitern gewordenen Nationalgarden behauptet: aber da die Zahl der nachkommenden Feinde noch immer zu wachsen drohte, dachten die Generale an den Abzug. Sie gaben auch die gerade Richtung von Vitry auf, aus welcher das Feuer der Marschälle sich entfernte: in einem ruhigen Augenblicke zogen sie rückwärts ab, um die Landstraße, sei es nach Vitry, sei es nach Paris, bei Fère Champenoise zu erreichen. Aber bald war die Colonne von der feindlichen Reiterei eingeholt, bald war sie links und rechts umschwärmt. Es war Zeit, die Wagen aufzugeben: zwei kühn vorgeschobene Bataillone machten es noch möglich, die Pferde an die Kanonen umzuspannen. Dann wurde der Marsch in sechs schachbretförmig sich zurückziehenden Vierecken, unter stetem Feuern, fortgesetzt. Bei jedem Schritte schmolz die Mannschaft zusammen. Aber unerschütterlich wiesen sie alle Anfälle ab: mehrmals fanden sie, umgangen, schon den Weg versperrt, mit dem Bajonette brachen sie durch. Während mehreren Stunden rückten sie auf diese Weise Fère Champenoise zu.

Unterdessen zog sich der Kampf der Marschälle, in der ebenen Gegend der Straße von Vitry, ebenfalls gegen Fère Champenoise zurück. Marmont, als er am Morgen

von Soude St. Croix aufgebrochen war, begegnete der aus Reiterei bestehenden Vorhut der großen Armee, die der Kronprinz von Würtemberg befehligte. Er hielt sie, da sie vor seinen Augen anwuchs, für ein starkes Reitercorps, und bezog, bis Mortier nachgekommen wäre, eine Stellung, worin er den Feind durch sein Geschützfeuer von sich abwehrte. Der Kronprinz übersah von einer Anhöhe die Stärke der Franzosen: ohne die Infanterie der Armee zu erwarten, ordnete er große Reitermassen zur Umgehung beider Flügel Marmont's ab, der sich nun zurückziehen mußte. Mit Mortier vereinigt, dessen späteste Abtheilungen von der feindlichen Reiterei noch erreicht wurden, bezog dieser, von einem Bache geschützt, eine neue Stellung. Noch immer war ihr Geschütz dem feindlichen überlegen, so daß sie bis Mittag stehen blieben. Die Ankunft neuer Reiterregimenter befremdete sie zwar: aber erst eine Colonne, die von den rechts gelegenen Höhen her sich näherte, bestimmte sie, rückwärts eine neue Stellung zu suchen. Der Rückzug geschah unter Gefechten, während deren ein Platzregen den Franzosen ins Gesicht schlug. Unversehens war auch die gefürchtete Colonne da, und Bordesoulle's Reiterei auf die junge Garde geworfen, die sich eilig in Vierecke schloß: zwei, dreimal prallte auf diese der Angriff wieder, im vierten Male brach ein Viereck, und wurde zusammen gehauen. Die Heftigkeit des Sturmes und Regens war eben auf dem höchsten Punkte. Die Gewehre gingen der französischen Infanterie nicht mehr los. Durch den Dampf und Regen sah man kaum einige Schritte weit: zweimal mußten sich die Marschälle selbst im Vierecke retten. Schon hatten ganze Compagnien sich in die Flucht geworfen. Die gute Haltung der Divisionen Ricard und Christiani auf den äußersten Flügeln erleichterte denen, die noch geschlossen blieben, den Rückzug. Doch immer näher drängten die Feinde, immer zahlreicher unterlagen die französischen Abtheilungen, als, ob dem Erscheinen weniger Feinde an un-

vermutheter Stelle, ein panischer Schrecken den Truppenstrom durchfuhr, und Infanterie, Cavallerie, Artillerie, wild an Fère Champenoise vorbei floh. Eben führte der Oberste Leclerc vierhundert Reiter von Sezanne her zu Hülfe; er hielt sie geschlossen durch alle Flüchtlinge hindurch, und hemmte die Verfolgung der Feinde. Die französischen Truppen erholten sich, die Marschälle ließen sie eine Stellung an den Abfällen der Höhen von Linthes beziehen. Der Kronprinz von Würtemberg breitete seine Reiterei in der Ebene aus, und schickte sich zu einem allgemeinen Angriff an.

Von einer Anhöhe bei Fère Champenoise aus sahen die beiden Monarchen und der Fürst von Schwarzenberg, welche, der Infanterie vorauseilend, eben nachgekommen waren, diesen Anstalten zu, als sie rechts durch ein befremdliches ermattetes Gefecht überrascht wurden, dessen Streitmassen auch sogleich in geringer Entfernung hervorwogten. Fast entblößt von Truppen, schickten die Officiere nach allen Seiten aus, und einige vorbeiziehende Artillerie fing an, ihr Feuer mit der heranrückenden zu wechseln. Beide erkannten aber, daß sie zu den Verbündeten gehörten, und senkten nun das Feuer auf den dazwischen stehenden, so geringen Feind, über welchen die Kugeln weggegangen waren. Unterdessen hatte sich des Kronprinzen von Würtemberg ganzes Reiterheer, seine einzige Batterie gegen die Marschälle aufgepflanzt, nach dem verlorenen Häufchen der Generale Pacthod und Amey herüber gewendet.

Unmöglich war es — die Generale erkannten es — sich zu den Marschällen durchzuschlagen. Sie mußten den nahen Sümpfen von St. Gond zuziehen, wo sie, soviele dieselben erreichen konnten, Sicherheit fänden. Die Generale redeten den Soldaten zu, ihr Leben theuer zu verkaufen, da es schimpflich wäre, auf freiem Felde zu kapituliren; und — Keine Kapitulation! — tönte es durch die aufs äußerste gefaßte Schaar — Sieg oder Tod! Auf drei

Vierecke eingegangen, standen sie vor dem Halbkreise von ungeheuern Reitermassen, die sich nun abwechselnd losrissen, und heranstürzten, aber auch sich erschöpften an den Nationalgarden, die verzweiflungsvoll sich neben den Leichen ihrer Gefährten schlugen. Sie hatten alle Anfälle abgewehrt. Ein Geschützfeuer begann jetzt, fürchterlich, von drei Seiten her: in den Vierecken kreuzten sich Kugeln und Kartätschen, und schmetterten ganze Reihen nieder. Plötzlich verstummte das Geschütz. Zu neuem Angriffe hatte das Reiterheer sich gesammelt. Es waren die letzten Augenblicke! Noch einmal wurde ein Anfall abgewiesen: aber jetzt brach ein Viereck, es brach das zweite, und verschwunden waren sie, niedergehauen, entwaffnet. Das dritte Viereck, vom General Thevenet geführt, war nur noch eine kleine Strecke von den Sümpfen entfernt: es strengte seine letzten Kräfte an. Nun nahmen es achtundvierzig Geschütze zum Ziele: es mußte noch einmal Halt machen. Die ganze Reitermasse, die auf der Ebene geschlachtet, stürmte, erbittert über die Handvoll Franzosen, heran: sie wurden erdrückt, sie starben in grausem Gemetzel.

Die Marschälle hatten unterdessen ihr Heer abgeführt. Einen Augenblick hatten sie die plötzliche Hülfe für den Kaiser gehalten, und waren in der Hoffnung, endlich doch die Vereinigung durchzusetzen, wieder zum Angriffe übergegangen. Mit stürmischem Rufe: Es lebe der Kaiser! — hatten sich die Soldaten, beschämt, daß sie gewichen waren, ins Gefecht gestürzt. Die Täuschung war kurz gewesen. Nun eilten die Marschälle, um die Überreste ihrer Corps noch für die Hauptstadt zu retten, und dorthin den Feinden zuvorzukommen.

Schon um zwei Uhr Nachts brachen sie wieder auf. Dennoch fanden sie am folgenden Abend, die von Chalons vorausgeeilten Preußen in La Ferté Gaucher, die ihnen den Weg nach Meaux sperrten. Sie wendeten schleunig sich links auf den Umweg über Provins und Nangis, obgleich

die Preußen nun der Hauptstadt schon näher standen. Auch die Monarchen eilten. Sie sollten Paris eingenommen haben, ehe Napoleon, der doch am Ende ihren Zug erfahren mußte, sie ereilt hätte. Sorgfältig stellten sie auf allen Straßen, auf denen er ihnen nachsetzen konnte, Abtheilungen der Armeen zur Wache aus.

Zehntes Kapitel.

Paris bei Annäherung der Alliirten.

Als der Kaiser die Hauptstadt sich selbst überlassen hatte, und die Alliirten anrückten, verwirrten sich die Beamten in wechselnder Angst vor dem Kaiser nicht minder, als vor dem Feinde; und Alles, was zu einer der Verschwörungen zählte, hielt sich von Stunde zu Stunde bereit, und ersah sich vor eifersüchtigen Nebenbuhlern den Vorsprung. Nur die Nationalgarde und die übrige Bevölkerung von Paris ahnte noch nichts von der Nähe der Entscheidungstage. Weil üble Nachrichten sie in Gährung brachten, hatte die Regierung sie bisher immer nur von Siegen und Vortheilen unterhalten; weil sie vielleicht doch am Ende zum Kampfe für die Stadt aufgerufen werden sollten, hatten die Zeitungen den Auftrag, in gräßlichen Farben das Loos jeder Stadt, die in die Hände des Feindes gefallen, zu malen. Die Regierung wagte noch immer nicht, dies System zu ändern. Sie vermehrte zwar ihre schüchtern gewählten Mittel, die Begeisterung der Bürger vorzubereiten; aber keines durfte die Gefahr verrathen. Eine kriegerische Oper, in der Eile componirt, mußte auf die Besucher des Theaters wirken. In den Gassen wurden die Lieder der ersten Revolutionskriege mit verändertem Texte gesungen. Die Zeitungen prahlten mit den Rüstungen der Stadt, die

zu einer ungeheuren Werkstätte geworden sei, mit den Gesinnungen der Vorstädte, von denen jede den Feind ein Heer kosten würde. Endlich entschloß sich der König Joseph auch, Sonntags den 27. März, über die Nationalgarde Musterung zu halten. Doch vor derselben wurde ein Bericht über die Beute verbreitet, die der Kaiser im Rücken des Feindes aufgefangen hatte.

Die ersten Beamten von Paris konnten die Beruhigung über die Gesinnung der alliirten Monarchen, und über das Schicksal ihrer Stadt, die sie suchten, nur bei Talleyrand finden. Aus seinen Revolutionszeiten wußte hinwieder der Diplomate, daß diese Stadt die Revolutionen Frankreichs machte. Indem er nun das Vertrauen ihrer Vorsteher gewann, versicherte er sich des entscheidenden Schauplatzes.

Seit er kecker geworden war, hatte Talleyrand eine Verbindung mit dem Abbé von Montesquiou angeknüpft, der lieber mit ihm die Sache des Königs dem Ziele entgegen führen, als den Anschlägen der royalistischen Clubs sich hingeben wollte. Daneben besaß er an dem Herzoge von Dalberg einen täglichen Vertrauten, der einst dem Fürsten von Metternich nahe gestanden war. Zunächst hing aber Alles von dem Entschlusse über die Personen der Kaiserin und des Königs von Rom ab, den die Zeit zu fassen drängte.

Am Tage nach der Musterung wurde zu diesem Zwecke, auf die Nachricht, daß die Alliirten in Meaux seien, der Regentschaftsrath zusammengerufen. Die Abreise schwebte auf manchen Lippen. Doch wagten es einige Mitglieder, dieser Losung zu allgemeiner Flucht sich zu widersetzen. Entschlossen zur Vertheidigung der Hauptstadt, wie er einst die Republik zu retten als Freiwilliger ins Feld gezogen, erinnerte Graf. Boulay de la Meurthe die Kaiserin an ihre Großmutter Maria Theresia, und schlug ihr vor, mit dem König von Rom durch die Straßen zu gehen und ihre Wohnung auf dem Stadthause zu nehmen, damit sich Paris

für sie schlage, bis der Kaiser käme. Marie Louise bangte es vor einem solchen Entscheide, da ihr nicht entgangen war, daß man sie auch für eine Regentschaft im Namen ihres Sohnes zurück zu behalten wünschte: es zog sie einem Schicksal zu entfliehen, das sie an dem Sturze Napoleon's gewissermaßen zur Mitschuldigen machen würde; konnte sie auch Napoleon's Thron für seine Nachkommen retten, sie hatte den Muth nicht, ihn selbst zu beleidigen. Die Mehrzahl der Glieder des Rathes schien in der That sich gegen die Abreise zu vereinigen, vermuthlich weil der Zorn des Kaisers in zwei, drei Tagen in die Stadt, die sie aufgegeben, hereinfahren konnte; als der König Joseph seinen Brief hervorzog, durch welchen Napoleon vor seinem Zuge in des Feindes Rücken befohlen hatte, bei der geringsten Gefahr die Kaiserin und den König von Rom nach der Loire in Sicherheit zu bringen. Jede Widerrede schwieg: man veranstaltete, daß noch am gleichen Tage der ganze Regentschaftsrath und die Minister mit dem Schatz und Allem, was zur Regierung gehörte, der Kaiserin sich anschlössen, die in kleinen Tagereisen, wenn keine günstigen Nachrichten ihr umzukehren erlaubten, die Regierung nach der Loire führen sollte. Nur König Joseph wollte die Vertheidigung bis zum letzten Augenblicke leiten, ehe er nachfolgte. Es schien der beste Rath, den Feind, wie ihm von der östlichen Grenze an nur bedeutungsleeres, von allen Beamten geräumtes Land überlassen worden war, auch in Paris nicht die Hauptstadt finden zu lassen.

Talleyrand, der hierüber zu lächeln wußte, sann nur auf einen Vorwand, der Abreise sich zu entziehen. Er hatte immer noch den Ereignissen die Wahl zwischen seinen beiden Entwürfen, Königthum oder Regentschaft, überlassen müssen; obgleich er mit sich schon einig geworden sein mag: nun schied sich die Regentschaft von selbst. Ohne sein Zuthun sah er auch die Senatoren, mit denen er handeln wollte, bereits an diesem Plan irre werden: sie hatten an jenem Tage etwa dreißig ihrer Collegen zusammengebracht,

um sich zu besprechen, was in dieser Gefahr dem Senate zu thun obliege; nur über den Beruf des Senates zu handeln, waren sie für einmal übereingekommen, und hatten die Regentin um die Erlaubniß zu Versammlungen bitten lassen: im Augenblicke der Abreise hatte man sich nicht mehr um sie bekümmert.

In der Frühe des 29. März begegnete man in den Straßen einzelnen zersprengten Soldaten, die von langem Laufe erhitzt sich gebehrdeten, als wenn ihnen ein Feind nachgesetzt hätte. Etwas später kamen viele Züge fliehender Landleute, mit Wagen voll zusammengeraffter Habe, ihr Vieh vor sich her treibend: sie lagerten sich auf den Boulevards, in die Höfe der Häuser, und suchten alle ein Unterkommen. Die Bevölkerung begriff noch nicht, was vorgegangen war; als es hieß, daß seit gestern viele vornehme Familien in bepackten Reisewagen die Stadt verlassen. Ein Gerücht von der Abreise der Kaiserin, das bisher nicht vielen Glauben gefunden, wurde plötzlich jetzt aufgegriffen, und hie und da schrie man, Niemanden wegfahren zu lassen. Doch die Nationalgarde lieh Jedermann ihren Schutz. Nur wurde es übersehen, daß der Wagen des Fürsten von Benevent an den Barrieren angehalten worden, und daß der Fürst ohne Einwendung hatte nach der Stadt zurückfahren lassen.

In einer spätern Stunde las man in einem von Joseph unterzeichnetem Anschlage: eine feindliche Colonne nähere sich der Stadt; aber der Kaiser rücke ihr nach an der Spitze eines siegreichen Heeres; der Regentschaftsrath habe für die Sicherheit der Kaiserin und des Königs von Rom gesorgt; man habe sich zu bewaffnen für Alles, was jedem theuer sei; die Stadt möge nur für einige Augenblicke ein Lager werden, und unter ihren Mauern der Feind seine Schande finden. Daß die Kaiserin geflohen, obgleich der Feind nur eine Colonne sei, schien den Gruppen befremdlich, die sich in allen größern Straßenzügen mit einer Frechheit gebildet hatten, die sonst die Polizei nicht nach-

zusehen pflegte. Man vertraute sich manchen Argwohn; aber überall wurden die Gruppen durch die immer wachsende Bewegung der Neugierde, die sich in den Straßen trieb, wieder unterbrochen. Die Nachricht von einem großen Siege des Kaisers wurde tausendfach erzählt. Ein neuer Anschlag war an den Mauern zu lesen: „Werden wir uns plündern lassen? Werden wir uns mordbrennen lassen?" — Die Unterschrift mangelte an dem Anschlage; man las: vom Kaiser verfolgt, könnte der Feind nur eine kurze Zeit in der Stadt verweilen, die er zur Plünderung benutzen würde; aber man habe ja Eisen und Schwert, man könne die Straßen aufreißen, auf den Stockwerken das Pflaster rüsten; durch das Kreuzfeuer von allen Häusern, durch die Steine, die Balken, die von Fenstern und Dächern flögen, würde ein feindliches Heer nicht das Ende einer Vorstadt erreichen. — „Waffen! Waffen!" tönte es da, schrie es dort. Doch wo die Haufen zu gähren anfingen, fand sich in bürgerlicher Kleidung irgend ein Agent der Polizei oder der Royalisten, der versicherte, von guter Hand zu wissen, daß es nur ein Hurrah von Kosacken, daß keine Gefahr sei.

Unter der Nationalgarde war es noch immer nicht ausgemacht, ob sie sich außer den Mauern zur Vertheidigung der Hauptstadt würde gebrauchen lassen. Nur kränkte es sie, daß sich die Kaiserin ihr, der sie doch vom Kaiser übergeben worden, nicht vertraut hatte. Von Anfang an war sie übel gelaunt gewesen. Der Argwohn, daß man es mit ihr auf eine Conscription abgesehen habe, war ihr nie ganz vergangen. Unter dem Marschall Moncey war sie zwar zu einer ordentlichen Truppe geworden, aber sie war nur halb militairisch gekleidet; anstatt Gewehren aus den Zeughäusern, hatte man sie mit den Flinten, die auf den Schlachtfeldern aufgelesen worden, mit Jagdflinten oder gar mit Lanzen, geschmückt mit Fähnchen, bewaffnen wollen. Doch die meisten Bürger hatten die Lanze verschmäht, und lieber zu dem schlechtesten Feuergewehr gegriffen. Man fing indessen an, durch die Nationalgarde das Linienmilitair an

den innern Posten der Stadt ablösen zu lassen, und reichte ihr hier gute Gewehre.

Joseph's Generalstab war nämlich beschäftigt, die geringen Militairkräfte, die ihm eben zu Gebote standen, nach der bedrohten Seite zu verwenden. Man vertheilte das Geschütz an die Barrieren, die sonst nichts als ihre hölzernen Vorwerke zum Schutze hatten. General Ornano hatte die Gardereserve hinaus geführt, und bei Pantin den General Compans aufgenommen, der aus einem Gefechte sich auf ihn zurückzog. Als Nachmittags die Marschälle Marmont und Mortier bei Charenton angelangt waren, ritt König Joseph die Truppen zu besichtigen, denen nun die verschiedenen Stellungen bestimmt wurden.

Es waren nicht viel mehr als zwanzigtausend Mann, die dem Feinde entgegengestellt werden konnten. Die Zeughäuser sollen zwar Gewehre und Munition genug enthalten haben, um einen Theil der Stadt damit zu bewaffnen. Man glaubt aber, um sich die Zukunft zu schonen, habe der Kriegsminister sich gewissenhaft auf die Befehle beschränken wollen, die ihm der Kaiser zurückgelassen. Noch wahrscheinlicher ist, daß niemand an die Bürger ohne des Kaisers Vorwissen Waffen zu vertheilen gewagt hat. Man setzte alle Hoffnung auf den Kaiser: man prüfte die letzten Nachrichten, und berechnete, daß er, wenigstens allein, den folgenden Tag eintreffen konnte. Als die Bevölkerung so geringe Anstalten sah, hielt sie die Gefahr für nichtig, und so endete der Tag wieder sehr ruhig.

Elftes Kapitel.

Napoleon's Umkehr auf Paris.

Ohne etwas vom Feinde zu wissen, war Napoleon nach St. Dizier gelangt, wo er vor einigen Wochen diesen Feldzug begonnen hatte. Während er dort seine Truppen aufs linke Marneufer setzte, erreichte ihn Caulaincourt nach vielem Umherreisen, und es wurde dem ganzen Hauptquartier sichtbar, daß die Friedensunterhandlungen abgebrochen waren. Die Officiere vom höchsten Range fanden sich zusammen, unfähig sich länger zu halten. Während des ganzen Feldzuges waren sie Anhänger des Friedens gewesen, und ihre Ungeduld, nach jeder treulich durchgekämpften Schlacht wieder wach, war schon in den letzten Tagen aufs Höchste gestiegen, in denen sie, mit jedem Schritte weiter von der Hauptstadt sich entfernend, vor der sie den Feind zurückgelassen, den unheimlichen Zug in den Osten angetreten hatten. Ihr Kummer hatte sich gesammelt, indeß der Kaiser von dem frechsten Leichtsinn ergriffen zu werden schien. Zu Paris lagen ihre Paläste, ihre Schätze, der ganze Erwerb ihrer thatenvollen, nimmerkehrenden Jugendzeit; sie hatten geglaubt, ihr Glück gemacht zu haben: wenn sie auch das Meiste aus den Händen des Kaisers empfangen, wer durfte ihnen verdenken, daß sie für seine Fehler, unter denen sie längst gelitten, nicht mit ihm ins Verderben rennen wollten?

Dies saß ihnen im Herzen seit dem Unglücke in Rußland: nie mehr hatten sie jenes begeisterte Vertrauen auf den Kaiser gefunden, womit sie früher ihm gefolgt waren, wie er selbst seinem Sterne. Sie wußten an seinen Anordnungen auszusetzen. Sie waren zuweilen Bewunderer des Feindes geworden. Sie fanden, Napoleon selber sei seit jenem Unglücke nicht mehr der Gleiche; es sei der Anfang einer Lähmung eingetreten, und das einst Erstaunliche werde schon oft, wie dieser letzte Zug, zur erzwungenen Ausschweifung. Jeder Besorgniß über die Entschlüsse der Alliirten liehen die Häupter der Armee ein offenes Ohr, als sie, nach Caulaincourt's Ankunft, in dem Zimmer, neben welchem Napoleon arbeitete, eine Gruppe bildeten; und in kaum verhaltener Empörung schienen ihre Reden den Kaiser herauszufordern, indeß ein Kreis von jüngern Officieren sich um sie gebildet hatte.

Napoleon's Ausdruck, als er sich wieder zeigte, ließ es zweifelhaft, ob er seine Generale nicht vernommen hatte, oder ob er von seiner Lage schon selbst so ergriffen war, daß er dazu schwieg. Er schickte auf allen Straßen, die nach Osten führten, Abtheilungen vorwärts. Unter der Beute, die denselben in die Hände fallen muße, konnte sich leicht auch ein Brief finden, der über die Absichten der Allirten Auskunft gäbe. Er selbst hielt sich auf der südlich gebogenen Straße von St. Dizier nach Bar an der Aube, von wo man nach allen Richtungen sich wenden konnte. Mit ihm harreten hier die Marschälle auf die Nachrichten jeder Stunde.

Die ersten Aussagen von Landleuten, die auf die Vereinigung Blücher's mit Schwarzenberg und auf der Beiden vereinten Marsch nach Paris deuteten, gaben nur den Marschällen neue Unruhe. Napoleon hielt sich an Wintzingerode's Reiterei, welche die Monarchen ihm nachgeschickt hatten, um ihn an den Rückzug des ganzen Heeres glauben zu machen; und um die Täuschung zu vollenden, hatte Tettenborn, der Wintzingerode's Vortrab bildete, in St.

Dizier Quartiere für die Monarchen bestellen lassen. Schon machten Napoleon's Streifcorps den reichsten Fang auf der überraschten Verbindungslinie des Feindes, und die Brust des Kaisers hob sich wieder ob den unabsehbaren Folgen seines Zuges, als er es in der Hand hielt, bis zum Rheine die mit Zufuhren bedeckten Straßen aufzuräumen.

Er war auf die Nacht des 25. März mit seinem Hauptquartier nach Bar an der Aube gekommen, als ihm Macdonald von der Nachhut her meldete, er sehe beim Feinde immer und immer nichts als Reiterei, und er müsse vermuthen, es seien keine andere Waffen dabei. Der Kaiser schenkte zwar auch dieser Anzeige kein Gehör. Früh am 26. ordnete er aber eine rasche rückgängige Bewegung an, um sich durch den Stoß von der Anwesenheit der feindlichen großen Armee zu überzeugen, und derselben, die mit dem Übergang über die Marne beschäftigt sein mußte, in diesem mißlichen Augenblick gleich eine Schlacht zu liefern.

An demselben Morgen schickte sich Tettenborn an, der weichenden Nachhut Macdonald's, der er sich in den Rücken gesetzt hatte, nach Kräften Abbruch zu thun, und zu stärkerem Nachdruck sendete ihm Wintzingerode von St. Dizier herauf den Generl Benkendorf zu. Wie befremdete es ihn aber, als er im Dorfe Humbecourt auf einen festen Widerstand traf, ein zunehmendes Geschützfeuer die Anwesenheit großer Truppenmassen ihm anzeigte, und sich vor ihm allmälig ein weiter Halbkreis ausbreitete, der auf die Marne heranzurücken schien. Auf seinen Bericht kam Wintzingerode ungläubig selbst zur Vorhut. Der Morgen war beinahe verflossen, und die Franzosen, bei denen sich Truppen aller Waffen entwickelt hatten, wogten schon so gewaltig, schienen so ungestüm heranzudringen, daß man den Kaiser bei ihnen vermuthen mußte. Als nun starke Infanteriecolonnen längs der Wälder, die sich in einiger Entfernung zu beiden Seiten der Straße hinziehen, der Marne zueilten, war es Zeit für den russischen Vortrab, auf die eigene Rettung bedacht zu sein, anstatt seinen Angriff zu

erneuern. Auf dem Streifen Land, wo die Straße sich hält, erreicht sie den Fluß eine ziemliche Strecke unterhalb St. Dizier, und bald mußte die kleine Ebene, zwischen dem Ufer und der bewaldeten Höhe, über welche die Straße sich rechts nach der Stadt hin wendet, vom Feinde besetzt sein. Wintzingerode eilte also nach dem rechten Ufer zurück, wo er sein Hauptcorps zum Empfange des Feindes, den er noch immer nicht für das ganze französische Heer hielt, zu ordnen gedachte. Um ihm Zeit zu verschaffen, warf Tettenborn von seinen fünf Kosackenregimentern noch einmal drei auf die Franzosen, und eine Weile erleichterte ihm der schmale Raum des Feldes den ungleichen Kampf. Erst als er von beiden Seiten aus dem Walde beschossen wurde, und von vorne die Übermacht drängte, ordnete er den Rückzug: wechselseitig einander aufnehmend, näherten sich die Regimenter in fester Haltung dem Ufer, und durch eine Furt, die sich fand, ging eines nach dem andern über den Fluß zurück, indeß vom Waldsaum ob der Fläche von St. Dizier schon das französische Geschütz sie bestrich. Ganz nahe war die französische Infanterie, als sich Tettenborn mit dem fünften Regimente noch allein auf dem linken Ufer befand. Nach einer plötzlichen Angriffsschwenkung, ob welcher die Franzosen stutzig anhielten, folgte er ebenso ruhig, ohne einen einzigen Gefangenen zurückzulassen.

Wintzingerode hatte in St. Dizier noch 800 russische Jäger, seine einzige Infanterie. Um sie nicht preiszugeben, ertheilte er der Reiterei Befehl, den Feind zu empfangen, obgleich er sich nun durch die Aussagen von Gefangenen hatte überzeugen müssen, daß es der Kaiser war. Zunächst an St. Dizier hielt General Balk den linken Flügel von 1200 Dragonern hinter der Straße von Vitry, die den Fluß beherrscht. Den rechten Flügel, 3000 Reiter stark, lehnte Tettenborn, der den Befehl übernommen, in vorwärts gebogenem Hacken an. Auf der Straße wurde das Geschütz aufgepflanzt. Hinter Balk

stand unter dem General Benkendorf die Reserve von 2200 Reitern; sie schützte die Straße auf Bar Le Duc, damit Wintzingerode auch dorthin einen Rückweg fände.

Ein Reitercorps, das sich so trotzig Napoleon gegenüberstellte, schien diesem nur die Vorhut der großen Armee sein zu können. In der Freude, daß sie nun doch ihm nachgezogen, war er auch gleich zur Schlacht entschlossen, und rief, was von seinem Heere noch nicht eingetroffen, in Eile nach. Den Angriff auf St. Dizier überließ er dem Marschall Oudinot. Er selbst übernahm es, das Reiterheer auseinander zu werfen, wozu er sich den losen Anlehnungspunkt der beiden Flügel ersehen hatte. Unter dem Schutze der aufgepflanzten Batterien ließ er den Kern seiner Reiterei, vier herrliche Gardedivisionen, die Sebastiani befehligte, dann die ganze übrige Reiterei, an 10,000 Pferde, durch die Furt setzen; Gerard's und Molitor's Infanterie folgte nach: Napoleon selbst begab sich ans rechte Ufer, den Angriff zu leiten. So schauerlich gewitterartig war der Anblick dieser ungeheuren Reitermasse, die sich in mehrere Linien dichter Colonnen bildete, daß Tettenborn, der unverzagte Reiterhauptmann, nur vom Wagen sich etwas versprach, und den General Balk einlud, sich mit der ganzen Reiterei auf die Franzosen zu werfen. Derselbe willigte ein: er wolle nur zuerst durch Kartätschenfeuer die Franzosen mürbe machen. Aber jeden Augenblick konnten sich die französischen Colonnen in Bewegung setzen, die dann unaufhaltsam waren. Die Geduld riß Tettenborn: er ließ zum Angriff blasen. So unversehens, so ungestüm, an der Spitze eines Husarenregimentes, warf er sich, warfen sich seine Kosackenregimenter auf die erste französische Linie, indeß sich auch vom Flügel Balk's ein Dragonerregiment riß und nachjagte, — daß jene, erschrocken, wankte, und geworfen, auf ihre zweite Linie flüchtete. Einen Augenblick ward diese erschüttert: doch ihre Stärke war zu fest: es waren Cürassiere, die ihre langen Schwerter

weit vorwärts streckten. Tettenborn's Reiter machten sechs Schritte vor denselben Halt; man betrachtete sich mehrere Secunden, wechselte einige Pistolenschüsse. Aber von allen Seiten eilten frische Reiterschaaren in die Flanken Tettenborn's, und die Infanterie, die in die Zwischenräume gerückt war, jagte ihr Feuer in seine Massen, und von den feindlichen Batterien schlugen immer schneller aufeinander die Kugeln herein: schon weit war der rechte Flügel der Franzosen neben dem Gefechte vorgerückt, Balk's Dragoner waren geworfen. Länger durfte Tettenborn nicht zögern, seine Reiter zu retten. Indem er die äußerste Linke der Franzosen durch einen neuen Angriff seiner Kosacken zurückhielt, gelang es ihm, die Straße von Vitry zu gewinnen, auf der die Franzosen bald von der Verfolgung abließen. Ruhig und voll Geistesgegenwart war Tettenborn und alle seine Officiere geblieben, und schon beim Dorfe Perthe konnte er auch seine Schaar wieder sammeln.

Marschall Oudinot hatte die 800 russischen Jäger nach mehrstündigem Kampfe aus St. Dizier vertrieben. Ein Bataillon, das er oberhalb der Stadt über die Marne geschickt, hatte die Straße nach Bar le Duc besetzen sollen, aber Benkendorf's Reserve hatte es verjagt. Aus dem Reitergefechte flüchtete nun nach jener Straße der ganze linke Flügel Wintzingerode's. Benkendorf, an Wald und Sumpf gelehnt, hielt die Verfolgung auf der Straße auf, bis das Entkommen des Heeres gesichert war, und wußte darauf sich selbst den Franzosen zu entziehen. — Die Russen hatten mehr als tausend Reiter und fünfhundert der Fußjäger auf dem Schlachtfelde oder in den Händen der Franzosen gelassen, deren Verlust etwa sechshundert Mann betrug.

Napoleon sah nun, daß er nur Cavallerie vor sich gehabt hatte. Aber der Voraussetzung eines Marsches auf Paris, die ihm die Aussage der Kriegsgefangenen vergebens aufdrang, widersprach immer noch die Anwesenheit der Vorhut, die er geworfen hatte. Ungeduldig schlug er am Vormittage des 27. März, indeß er dem Marschall Oudinot

die Verfolgung des nach Bar geflohenen größeren Flügels der Feinde überließ, Tettenborn auf dem Fuße folgend, die Straße nach Vitry ein, wo sich Alles aufklären mußte; und vielleicht stieß er dabei den Gedanken nicht von sich, daß dies die Straße nach Paris war, auf der er den Monarchen, wenn sie so plötzlich kühn geworden wären, nachsetzen könnte. Jedoch öffnete ihm Oudinot unterdeß den Eintritt in die Vogesen.

Napoleon fand Vitry im Besitz eines preußischen Obersten, der es verheidigen zu wollen schien. In dem Dorfe, wo er angehalten, wurden ihm nun Flüchtlinge zugeführt, die das Unglück von Fère Champenoise erzählten, in welches die Marschälle gerathen, und dem sie selbst entronnen waren; und Landleute von Fère Champenoise meldeten sich an, die über den Marsch der Feinde nach der Schlacht Auskunft gaben, und aus der Gegend wurde dem Kaiser die Erklärung gebracht, die, in Vitry von den Monarchen erlassen, das erste Wort von seiner Entthronung enthielt.

Da Vitrys Eroberung aufhielt, war es zu spät, den Feind auf dieser Straße noch zeitig genug zu erreichen, um ihn an einem Angriffe auf Paris zu hindern. Napoleon ritt wieder nach St. Dizier, wo er in sein Cabinet sich zurückzog und sich über seine Karten warf. Berthier, Ney und Macdonald hatten sich ihm genähert. Der Kaiser erklärte ihnen, er werde sich in die Vogesen werfen. Da widerstanden ihm Ney und Berthier, indem sie ihm vorstellten, wie für die Alliirten Alles gewonnen wäre, wenn sie sich in der Hauptstadt festgesetzt hätten. Mit ungestümen Worten drang Ney in ihn, der unter den Generalen am meisten mißstimmt war. Man war darüber einverstanden, daß sich Paris, wenn nicht der Kaiser dort wäre, nicht halten würde. Man prüfte die Wege, auf denen man den Alliirten noch zuvorkommen könnte, und man fand, daß der ungestörteste Marsch gerade den weitesten Weg verlangte, der am linken Seineufer nach Fontainebleau führte: aus der dortigen Stellung hoffte sich Napoleon doch nach

der Loire ziehen zu können. Es war jetzt der Augenblick eingetreten, auf den Napoleon vom Anfange des Feldzuges an gefaßt gewesen war: warum sollte er nun anstehen, die Hauptstadt den Feinden zu überlassen, und zu seinem letzten, aber sichersten Mittel zu greifen, dieselben zu verderben? Der Anblick seiner unzufriedenen Generale hatte ihn am Ende niedergeschlagen: da er unglücklich geworden, mochte er nicht gebieten.

Am folgenden Morgen, im Augenblicke, als der Kaiser aufbrechen wollte, um über Doulevent die Straße des linken Seineufers zu gewinnen, brachten ihm Bauern unter einigen vornehmen feindlichen Officieren, die sie aufgefangen, den östreichischen Gesandten am englischen Hofe, Herrn von Wessenberg. Napoleon schickte ihn, nachdem er ihn zum Frühstück geladen und seine Gefährten in Freiheit gesetzt hatte, zu einem Friedensversuche an seinen Kaiser.

Ungerne folgte Oudinot dem Zuge. Er war in der Gegend geboren, nach der ihn der Kaiser vorausgesendet hatte, und hätte sie gerne zum Aufstand gerufen. Wintzingerode und Tettenborn strömten in St. Dizier hinter dem abgezogenen Heere wieder zusammen.

Die französischen Truppen waren aber durch das Hin- und Herziehen mürrisch geworden. Seit sechs Tagen hatten sie kein Brot mehr bekommen. Die Infanterie marschirte ohne Schuhe. Nun war schlechtes Wetter. Man kam nicht vorwärts, und die Soldaten berechneten, daß sie zu spät in Paris anlangen würden. Macdonald schlug vor, doch lieber mit allen Truppen, die man an sich ziehen könnte, sich zu Augereau zu wenden, um wenigstens ehrenvoll im Felde zu unterliegen, als eben die Nachricht kam, daß Augereau Lyon an die Östreicher verloren und nach dem Süden gewichen sei.

Jenseits Doulevent begegneten dem Kaiser Courriere von Paris. Die Straße auf dem linken Ufer war also frei. Unter den Briefen befanden sich einige Zeilen des treuen Lavalette über die Verschwörung: „es ist kein Augenblick

zu verlieren!" schloß das Billet. Der Kaiser ließ den General Dejaen mit verhängtem Zügel nach Paris reiten, um den Marschällen theils seine nahe Ankunft, theils die Sendung an den Kaiser Franz zu melden, von der sie dem Fürsten von Schwarzenberg Anzeige machen sollten. Später schickte er durch den General Girardin den Befehl nach Paris, sich aufs Äußerste zu wehren; er käme nach. In Troyes endlich, nach einem beschwerlichen Marsche, auf dem viele Soldaten liegen geblieben, die alte Garde aber rüstig vorausgeeilt war, warf sich Napoleon früh am 30. in einen Wagen, um allein, wenn es für die Truppen zu spät wäre, zum Kampfe in die Hauptstadt zu kommen.

Zwölftes Kapitel.

Die Alliirten vor Paris.

Die alliirten Monarchen hatten die Corps Wrede und Sacken bei Meaux stehen lassen, um während ihres Angriffs auf Paris im Rücken gegen Napoleon gedeckt zu sein. Da sie dessen Umkehr erfahren, setzten sie Alles daran, sich der Stadt schnell zu bemächtigen, voll Zuversicht, daß ihnen die innere Veränderung, wovon unfehlbar ihr Einzug begleitet wäre, am nächsten Tage Sicherheit verschaffen würde. Fürst Schwarzenberg hielt auch schon im Hauptquartier zu Bondy am Abend des 29. März folgenden Aufruf an die Stadt bereit:

„Einwohner von Paris! Die alliirten Heere stehen vor euerer Stadt. Sie marschiren auf Frankreichs Hauptstadt in der Hoffnung, dort eine aufrichtige und dauerhafte Versöhnung mit euerem Lande zu bewirken. Seit zwanzig Jahren wird Europa mit Blut und Thränen überschwemmt. Alle Versuche, so vielem Unglück ein Ziel zu setzen, sind fruchtlos geblieben, weil in der Macht der euch unterdrückenden Regierung ein unübersteigliches Hinderniß des Friedens liegt. Welcher Franzose wäre von dieser Wahrheit nicht überzeugt? Die verbündeten Monarchen wünschen aufrichtig eine wohlthätige Obergewalt in Frankreich, welche die Versöhnung aller Na-

tionen und aller Regierungen mit demselben befestigen könne. Paris käme es zu, unter den gegenwärtigen Verhältnissen den Frieden der Welt zu beschleunigen. Sein Wunsch wird mit jener Theilnahme erwartet, welche ein so großes Resultat einflößen muß. Es spreche sich aus, und von diesem Augenblick an wird die Armee, die vor seinen Mau'ern steht, die Stütze seiner Entschließungen sein. Pariser! ihr kennt die Lage eueres Vaterlandes, das Benehmen von Bordeaux, die freundschaftliche Besitznahme von Lyon, die über Frankreich verhängten Übel und die wahre Stimme euerer Mitbürger. Ihr werdet in diesen Beispielen das Ende des auswärtigen Krieges und der bürgerlichen Zerwürfniß finden; anderswo könnet ihr es nicht mehr suchen. Die Erhaltung und die Ruhe euerer Stadt werden der Gegenstand von Sorgen und von Maßregeln sein, welche die Alliirten sich erbieten, mit den Behörden und den Notabeln zu treffen, die am meisten der öffentlichen Achtung genießen. Keine militairische Einquartierung wird auf der Hauptstadt lasten. Mit diesen Gefühlen wendet sich Europa, in Waffen vor eueren Mauern, an euch. Beeilt euch, dem Zutrauen zu entsprechen, das es in euere Vaterlandsliebe und in euere Weisheit setzt.

Der Oberbefehlshaber der alliirten Armeen,
Fürst von Schwarzenberg."

Links von Bondy beginnt ein Höhenzug, der bis zur Höhe von St. Chaumont bei Belleville steigt, welche die östlichen Vorstädte von Paris beherrscht. Die Straße von Meaux, vom Canal de l'Durcq begleitet, zieht sich dem nördlichen Abhange des Höhenzuges entlang, in den mehrere Schluchten eingreifen. Hinter dem südlichen Abhange, in den noch tiefere Schluchten schneiden, vereinigt sich die Marne mit der Seine, und das Gehölz von Vincennes stellt sich in ihren Winkel. Dieser Höhenzug und der Hügel von Montmartre, vor den nördlichen Vorstädten, hemmten die Einnahme der Stadt, wenn sich die Alliirten

nicht aufs linke Seineufer hinüberziehen wollten. Die Eile, die sie hatten, bestimmte aber den Kriegsrath der Monarchen am Abend des 29. März, gleich am frühen Morgen die beiden Anhöhen angreifen zu lassen, ohne auch nur die Zeit, die das Studium des Bodens erforderte, zu verlieren. Blücher sollte sich über die Ebene von St. Denys dem Montmartre und den Dörfern La Chapelle und La Villette nähern, mit denen der Rand der Stadt in der Tiefe zwischen den Hügeln besetzt ist. Den Höhenzug zwischen dem Ourcq und der Seine sollte der russische General Barclay de Tolly mit den Garden und Reserven und dem Corps Rajewsky erobern. Dem Kronprinzen von Würtemberg und General Giulay fiel die Aufgabe zu, diesen Angriff auch von der linken Flanke zu decken, indem sie nach Vincennes und Charenton vordrängen, und zugleich in der Bewachung der Schlacht gegen Napoleon sich an die bei Meaux gebliebenen Truppen anzureihen. Bis tief in die Nacht war der Fürst von Schwarzenberg mit allen Anordnungen beschäftigt, als längst über das Heer, das in kurzem Schlafe Stärkung gesucht, weit umher Stille herrschte.

Dreizehntes Kapitel.

Die Schlacht von Paris.

Es dämmerte kaum, als die Trommel der Nationalgarde durch die Straßen von Paris wirbelte, wo sich Niemand unter der Bevölkerung einer Schlacht auf diesen Tag versehen hatte. Schon waren die Corps der beiden Marschälle aus der Gegend von Charenton aufgebrochen. Marmont's Truppen erstiegen die nächsten Abhänge, um die starken Stellungen, an denen der Höhenzug von Belleville reich war, zu behaupten. Das Corps von Mortier, dem die Vertheidigung der Nordseite, vom Canal de l'Ourcq an, oblag, marschirte dahin über die äußern Boulevards. Was von Militairs noch keine Bestimmung hatte, eilte nach dem Montmartre, wo in einem Gartenhaus König Joseph mit dem Generalstab seinen Sitz aufgeschlagen. Auch die Nationalgarde war für den innern Dienst überall unter die Waffen getreten: Marschall Moncey ritt von Posten zu Posten, ermunterte sie, auch an der Vertheidigung Theil zu nehmen, und bestimmte einzelne Abtheilungen, als Plänkler in den Flanken des Feindes dem Heere zu helfen, oder wenigstens auf den Höhen den Angreifenden eine zweite Linie zu zeigen. Nur die Volksmenge, die nach Gewehren schreiend sich nach den Wachposten, den Zeughäusern, den Mairien drängte, wurde überall abgewiesen; wo sie drohte,

kreuzten die Truppen das Bajonett. An den Barrieren, wo Viele von einer Art von Verzweiflung sich unbewaffnet hinausstürzen wollten, war Befehl, Jedermann den Austritt zu verwehren. Endlich war die größte Masse nach dem Platze Vendome geströmt, wo man sie Stunden lang mit Versprechungen hinhielt: man wollte endlich Piken austheilen: aber die Menge zerstreute sich fluchend und über Verrath schreiend. Nun zuckte der Argwohn in der Brust manches alten Republikaners, welche das furchtbare Gefühl beschwerte, nichts thun zu können in diesen Entscheidungsstunden: es war, als lähmte eine unsichtbare Hand alle wirksame Vertheidigung; ja, die Einwendung, daß man doch die Nationalgarde in den Kampf trieb, hätte den Glauben an eine teuflische Absicht, diese erste Truppe der Revolution gegen eine neue Regierung mit Schuld zu beladen, Platz gemacht, wären nicht bald auch Beispiele von Abtheilungen der Nationalgarde bekannt geworden, die durch royalistische Kaufleute zur Unthätigkeit überredet worden waren.

Der Kampf hatte auf der Straße von Meaux am Dorfe Pantin begonnen, aus dessen lang gestreckter Häuserreihe Prinz Eugen von Würtemberg, der Rajewski's zweites Infanteriecorps führte, hervorzubrechen drohte. Allein zur Linken von der steilen Höhe von Pré St. Gervais, zur Rechten vom Dorfe la Villette jenseits des Durcq, bestrichen französische Batterien die Straße mit ihrem Kreuzfeuer. Anfangs war der französische General Boyer de Rebeval mit einer Division der Truppen Compans' auf die dem Flügel Mortier's zugetheilte Division Michel zurückgewichen. Michel schickte aber die Brigade Secretant dem Feinde entgegen, und nun entspann sich zwischen Häusern und Steinbrüchen ein mehrstündiges Gefecht, in welchem die französischem Plänkler bis ans hintere Ende des Dorfes drangen.

Diese Vortheile, welche die Franzosen in der Ebene gewannen, schützten den größern Kampf, den Marmont

unterdeß auf der Höhe zu bestehen hatte. Prinz Eugen hatte nämlich, da an ein Vorrücken auf der Straße ohne Besetzung der Höhen nicht zu denken war, einen Theil seiner Truppen hinter Pantin die Schlucht von Romainville hinauf geschickt, und ohne Widerstand hatten diese Dorf und Wald besetzt, vor den sich Compans zurückgezogen. Aus den Schluchten von Bagnolet und Montreuil tauchten jetzt die Spitzen von Marmont's Colonnen, gegenüber aus der Schlucht von Romainville die russischen Truppen zu gleicher Zeit herauf. Marmont begann damit, sich die festen Punkte der Höhe zu sichern; dann führte er, dem immer heftiger werdenden Gefechte, in das Compans verwickelt war, seine concentrisch anrückenden Truppen allmälig zu. Nirgends konnten in dem durchschnittenen Boden die Russen sich ausbreiten: eifrige Pariser leiteten die Ihrigen durch Gärten und Weinberge, hinter Mauern und Hecken, und in einem glücklichen Augenblicke des lange schwankenden Kampfes gelang es mit örtlicher Übermacht, die Russen in die Schluchten unter dem Parke von Romainville hinabzuwerfen.

Da der Morgen verfloß, fingen die Monarchen an zu fürchten, daß dieser Widerstand der halb vernichteten Corps der Marschälle, den sie so stark nicht erwartet hatten, die Einnahme der Stadt bis zum folgenden Tage, wo Napoleon konnte eingetroffen sein, hinhalten möchte; um so unruhiger waren sie, als sie wußten, daß bis gegen Abend die beiden Flügel, Blücher, dem die Weisungen zu spät zugekommen, und der Kronprinz von Würtemberg, den der Übergang über die Marne aufgehalten hatte, nicht in die Linie rücken, und so lange der Feind mit freier Flanke fechten würde. Ein wirksamer Druck im Centrum durfte nicht länger verspart werden: die Monarchen hießen Barclay de Tolly auch seine Garden und Reserven in den Kampf führen. Von allen Seiten wurde nun die Höhe umfaßt. General Mesenzow vertrieb die französischen Truppen aus Montreuil. General Paskewitsch erschien mit einer Grena-

dier-Division auf den Höhen zwischen Montreuil und Romainville; in den Wald von Romainville rückte General Tschoglokow mit einer Brigade Grenadiere, zwischen Beiden klomm die Brigade Knieschin. Und während in der Ebene Oberst Alvensleben mit einer Brigade den Kampf verstärkte, rief Prinz Eugen von Pantin den General Püschnitzky in des Feindes Linke herauf. In diesem Sturme beseelte Viele der Zorn, den letzten Schritt noch so theuer erkaufen zu müssen. Aber es warfen sich ihnen Truppen entgegen, deren Kampf diesmal über das Vaterland entschied. Mit Mühe faßten die Russen Fuß: langsam drang ihre Linie vorwärts, bis der linke Flügel sich eines Theiles des Parkes von Brières bemächtigte. Aber auf Püschnitzky, der im Sturmschritt längs dem Abhange rechts gegen Pré St. Gervais marschirte, stürzte sich wüthend der Oberst Fabvier, und aus dem Dorfe empfing die Russen ein so fürchterliches Geschützfeuer, daß sie sich eilig in die Tiefe flüchteten. Nun mußte auch der linke Flügel stille stehen. Es war 1 Uhr, als Marmont vom König Joseph eine Vollmacht zu capituliren emfing: allein, wenn er morgens mit dem Vorsatze, nur noch für die Ehre der Waffen sich zu schlagen, ausgerückt war, so hatte er im Kampfe wieder Hoffnung geschöpft, und steckte nun, da noch nichts verloren war, die Vollmacht in die Tasche. Um dieselbe Zeit entschloß sich Barclay, da auch Alvensleben in der Ebene nichts ausrichtete, das Gefecht einzustellen, bis die beiden Flügel eingerückt wären. Eine Art Waffenruhe trat ein. Beide Heere waren in den Gärten, Weinbergen und dem Gehölz fast ganz in Plänkler aufgelöst, und die Schlacht hatte am Ende nur in einem lebhaften Gewehr- und Geschützfeuer bestanden. Nun waren die Anführer bemüht, ihre Truppen wieder zu sammeln, und nur seltene Kanonenschüsse unterbrachen die Stille.

Nachdem König Joseph so Vieles, das noch zur Vertheidigung gedient hätte, in seiner Ängstlichkeit abgelehnt hatte, wollte er den Generalen, die ihn umringten, auch

nicht glauben, daß mehr als ein Streifcorps, ja die ganze Macht der Alliirten vor der Stadt sei. Seine Zweifel wurden erst überwunden, als ihm ein französischer Hauptmann, der unter die Feinde gerathen, aber zu Bondy auf freien Fuß gestellt worden war, die Proclamation Schwarzenberg's an die Pariser, die man ihm mitgegeben, brachte. Nun wurde er unruhig: auf sein eigenes Entkommen bedacht, ging er mit seinen Ministern und Generalen über die Rettung der Truppen und der Hauptstadt zu Rathe. Man machte ihn auf die Ebene von St. Denys aufmerksam, wo sich im Hintergrund das schlesische Heer entwickelte. Die Militairs erklärten ihm die Bedeutung dieser Bewegungen und wiesen auf den rechten Flügel, der sich weiter nach dem unteren Lauf der Seine ausdehnte. Joseph fürchtete für die Brücke von Sevres, über die sein Weg nach Blois führte: je mehr er nämlich überlegte, auf welche Weise er den Vorwürfen seines Bruders sich am wenigsten aussetzte, desto deutlicher wurde ihm, daß sein Platz an der Seite der Kaiserin sei. Er sah noch einige Zeit auf die Ebene: endlich schrieb er den beiden Marschällen eine Vollmacht, für ihr Heer und für die Hauptstadt zu capituliren, ließ den hohen Beamten, die noch in Paris waren, befehlen, zur Kaiserin sich zu begeben, und verließ das Gartenhaus. In wenig Minuten war, was ihn umgeben hatte, Alles zerstoben. Joseph schätzte sich glücklich, ehe die Hauptstadt ihr Schicksal eingesehen hatte, sich auf der Landstraße zu befinden.

Die Pariser füllten in den Stunden des Nachmittags die Plätze und Straßen des nördlichen Stadttheils, ohne über die Boulevards hinauszugehen. Wenn die Einen Angst um die Ihrigen, die sich schlugen, nach jedem Gerücht trieb, so war es für die größere Menge das neue Schauspiel, einer Schlacht in der Nähe beizuwohnen. Man drängte sich auf den Boulevards an die Pforten von St. Denys und St. Martin, wo es zur Schlacht hinausführte: mit Achtung betrachtete man die Soldaten, die in den

Kampf marschirten, mit Stolz die Trüppchen von Kriegsgefangenen, die von Zeit zu Zeit herein geführt wurden; den Verwundeten horchte man jede Klage von den Lippen: alle sagten, daß man nicht mehr lange werde widerstehen können. An Eifer, sie zu verpflegen, war Überfluß. Ein Gerücht folgte dem andern, von den geschäftigen Partieien ausgestreut: mehr als Ein Mal versicherte man überall, der Kaiser sei angelangt. Von der Vorstadt St. Antoine her vernahm man, daß die Kosacken eine Barrière überrascht, daß den Zöglingen der polytechnischen Schule eine Batterie nahe bei Vincennes weggenommen worden sei: aber auch darüber wurde es wieder stille. Unter allen wechselnden Eindrücken glaubte Niemand an ein Unglück, das der Stadt bevorstände: man traute keinem Feinde zu, daß er Paris mit Roheiten begegnen würde. Den ganzen Tag waren es Massen von Neugierigen, die ermüdeten, da die Feinde nirgends in der Stadt erschienen.

Um 3 Uhr Nachmittags waren die beiden Flügel der alliirten Armee ins Gefecht gerückt. Jetzt erneuerte Barclay de Tolly auch den Angriff im Centrum auf allen Punkten. Auf dem Wege von Romainville nach Belleville marschirte, entschlossen, ihren Unfall gut zu machen, die Division Püchnitzky, zu beiden Seiten unterstützt, links von den Cürassiren von Astrachan und Pleskau, rechts von Tschoglokow's acht Grenadierbataillons. Sie trieben eine französische Brigade vor sich her. Am Parke von Brières stand die Division Riccard, Marmont's Reserve. Der Rest seines Corps war noch zerstreut und zog sich, in flüchtigem Handgemenge mit einem Schwarme feindlicher Schützen, eilig zurück. In dieser Noth nahm Marmont die eine Brigade seiner Reserve und führte sie selbst den russischen Colonnen entgegen. Plötzlich eröffnete eine feindliche Batterie, auf einem Hügel wohlgestellt, ihr Feuer auf ihn, und in der linken Flanke von Tschoglokow's Grenadieren angefallen, in der rechten von den Cürassiren, ergriff seine schwache Colonne die Flucht. Ihm stürzte das Pferd, er hatte

Mühe zu entkommen: schon floh auch die zweite Brigade seiner Reserve. Alles schien verloren: als, von Compans entsendet, ein Bataillon der jungen Garde gegen die Sieger stürzte. Diese stutzten, auch im Rücken überfiel sie ein Häufchen, 200 Mann, die noch im Parke von Brières gestanden. Der Angriff der Russen war noch einmal aufgehalten.

Marmont gab die Schlacht nicht auf: er besetzte mit seinen Truppen die letzte Stellung auf den Höhen, obgleich dieselbe, von Pré St. Gervais bis zur Höhe von Mont Louis, für den auf 5000 Mann zusammengeschmolzenen Rest übermäßig ausgedehnt war. Den rechten Flügel kam Arrighi einzunehmen, der die Dörfer Bagnolet und Charonne an den südlichen Abhängen, da ihm Marmont von der Seite gewichen, dem aus Montreuil hervorbrechenden Mesenzow hatte überlassen müssen. Einiges Geschütz, von Zöglingen der polytechnischen Schule bedient, stand hinter dem linken Flügel auf der Höhe von St. Chaumont.

Unterdessen war in der Tiefe eine neue russische Infanterie-Division unter Jermolow aus Pantin hervorgebrochen; auch die Vorhut des schlesischen Heeres, von General Katzler geführt, war herbeigeeilt. Auf der Seite der Franzosen waren die Truppen von Mortier's Flügel, der nun mit sich selbst zu thun hatte, weggezogen worden: all der Übermacht wehrte noch die einzige Brigade Secretant. Aber so heldenmüthig vertheidigte sie das Dorf Maisonettes, daß Barclay de Tolly, als er des Pfades bedurfte, welcher von dort mitten in Marmont's linke Flanke hinaufführte, sich neue Hülfe von Blücher erbat.

Wieder hob auf den Höhen der Angriff an. Auf jeden der vereinzelten Hauptpunkte wirkten jetzt überlegene Kräfte zusammen. Wie sehr sich auch die französischen Truppen zum letzten Kampfe anstrengten, so war es doch nur überall auf Augenblicke möglich. Zuerst entschied es sich auf der Höhe von Mont Louis. Das Geschütz half nichts gegen Mesenzow's Soldaten, welche die Weinberge heraufstiegen,

indeß Paskewitsch das Dorf Menilmontant angriff. Was sich nicht auf Belleville zurückziehen konnte, floh auf der Stadtseite die übeln Wege hinunter. Auf Mont Louis pflanzte sich russisches Geschütz auf und schickte sich an, die ersten Bomben in die am Fuße liegenden Vorstädte zu werfen.

Zu gleicher Zeit wurde die Brigade Secretant überwältigt, auf die Barrieren zurückgetrieben. Eine starke russische Colonne eilte den Hohlweg hinan. Sie theilte sich, während zwei kleinere Colonnen, die eine in die untern Straßen von Belleville drang, die andere links in den Rücken der Stellung von Pré St. Gervais zog, wandte die dritte sich rechts nach der Höhe von St. Chaumont. Leicht jagte sie die handvoll Vertheidiger nach der Barriere hinunter und beherrschte auch hier mit russischem Geschütz die Stadt.

In Pré St. Gervais stand Boyer mit zwei Bataillons. Als der Angriff von hinten kam, während er vorne sich gegen Püschnitzky vertheidigte, schien er verloren zu sein. Da war es wieder Compans, der eine Uhlanen-Schwadron sendete, welche die aus der Schlucht aufgetauchten Russen einen Augenblick zurückdrückte. Doch auch jetzt mußten die beiden Bataillons Mauern umwerfen, die Wege hinter sich verrammeln, um sich, ohne ihr Geschütz, zu Marmont nach Belleville hinüberzuziehen. Auf dieses Dorf wendeten sich nun alle Massen des Feindes. Aber Marmont konnte in der letzten Schlacht seines Heldenlebens den Ruhm nicht fahren lassen. Seine Brust hob sich zu einem kühnen Entschlusse. Er rief seine Generale, sie sammelten die Tapfersten und warfen sich todtesmuthig in die Russen. Viele sanken an ihrer Seite, Marmont wurde von einer Kugel gestreift, Riccard am Fuße verwundet, Pelleport erhielt einen Bojonettstich. Aber sie blieben nicht nun Meister des Dorfes, sondern konnten sogar vor demselben eine Stellung beziehen lassen. Marmont kehrte, seine Kräfte vertheilend, nach dem obern Theile von Belleville zurück: —

erst jetzt sah er hinter dem Dorfe auf den Höhen die Russen, die schon die Stadt beschossen. — Es war nun der Augenblick gekommen, wo auch der Held von einer Vollmacht zur Capitulation Gebrauch machen durfte. Marmont holte noch die Einwilligung Mortier's ein, und als dieser die seinige von derjenigen Joseph's abhängig machte, dessen Vollmacht er nicht bekommen hatte, schickte er einen Adjutanten an den Fürsten von Schwarzenberg. Eine Waffenruhe von zwei Stunden wurde unter der Bedingung geschlossen, daß der Marschall die Höhen vollends räume, und sich darauf beschränke, die Umfassung der Stadt zu decken, und daß er sich mit Marschall Mortier vereinigen wolle, um einen Vertrag über die Räumung der Hauptstadt zu unterhandeln.

Mortier hatte den Vorschlag seines Collegen nach einem nicht minder hartnäckigen Kampfe empfangen, den seine Truppen für La Chapelle und La Villette geführt. Auf diese beiden Dörfer, von welchen der Montmartre in den Rücken genommen werden konnte, hatte nämlich der linke Flügel des schlesischen Heeres seinen Angriff eröffnet, indeß Langeron, ehe er sich dem Montmartre näherte, jene weite Flankenbewegung machte, die den König Joseph so sehr geschreckt hatte. Mortier begnügte sich, durch Belliard's Reiterei diese Bewegung von weitem beobachten zu lassen. Es war, wie schon gesagt, 3 Uhr, als vor La Chapelle die Corps York und Kleist, vor La Villette Wintzingerode's Infanterie, von Woronzow geführt, ankamen. Ein heftiges Geschützfeuer, das die Franzosen aus den Überresten der Schanzen von 1792 eröffneten, wurde eben so nachdrücklich erwiedert. Unterdeß waren die preußischen Truppen, die den Russen am Ourcq geholfen, wieder frei geworden, und schon trabte Katzler über die Brücke von Rouvroy in die Ebene. Durch eine verstellte Flucht lockte er eine französische Dragoner-Brigade, die sich zwischen den Dörfern gehalten, ins Weite, wo sie an den wohlgerüsteten Angriffen sich brach. Die preußischen Husaren jagten sie nach La

Villette zurück und erbeuteten vierzehn Kanonen aus den französischen Batterien. Auch Woronzow's Infanterie übermannte jetzt die Division Curial, drängte sie, indeß ihr rechts ein preußisches Regiment, das Prinz Wilhelm gesendet, zusetzte, in die Straßen des Dorfes zurück. An Curial schloß sich Christiani an, den Feind wieder hinauszuwerfen. Es war ein heißer Kampf. Die meisten dieser Soldaten waren Pariser Bürger oder in Paris verheirathet: junge Männer, die schon in zwanzig Feldschlachten Sieger geblieben, stritten sich hier für ihre Stadt. Die Feinde wichen, die Franzosen naheten dem Ende des Dorfes, als sie von hinten angegriffen wurden. Es war Prinz Wilhelm von Preußen selbst, der bei Maisonettes mitgefochten und nun über die unterste Brücke mit preußischer Garde an das innere Ende von La Villette gelangte. Keinen Augenblick durften die Franzosen länger mit dem Rückzuge auf die Stadt zögern: der Marschall gab auch der Division Charpentier Befehl dazu, die in La Chapelle den Preußen jeden Schritt streitig machte. In geordnetem Gefechte wichen die Franzosen. Die Preußen aber wurden in diesen letzten Augenblicken des Feldzugs noch einmal von aller Wuth gegen die Franzosen ergriffen; ja, als endlich die Pallisaden sie aufhielten, sah man manche noch an diesen reißen. Prinz Wilhelm stellte sie in zwei Treffen auf.

Gegen das Ende des Kampfes hatte General Dejean den Marschall aufgefunden und ihn mit dem Auftrage des Kaisers, der ihn vorausgesendet, bestürmt: dem Fürsten Schwarzenberg zu melden, daß der Kaiser Napoleon dem Kaiser von Östreich Vorschläge gemacht, die zum Frieden führen würden. Schwarzenberg werde die Feindseligkeiten einstellen, meinte Dejean. Der Marschall, obgleich er wenig davon hielt, sendete schleunig den Chef seines Generalstabs an den feindlichen Oberfeldherrn, der ihm aber, mit einem Exemplar der Erklärung der Monarchen von Vitry, die Antwort schickte, daß die feste Verbindung der Monarchen jede einseitige Friedensunterhandlung ausschlösse. Dem Marschall

blieb von Dejean's Sendung nur die Anzeige, daß der Kaiser nicht mehr eintreffen könnte; zum Verluste der Schlacht die Gewißheit, daß sie entscheidend gewesen. Gerne willigte er nun in eine Capitulation, da ihm sein College selbst sie vorschlug. Als ihm aber von den Monarchen, die seine hoffnungslose Lage von den Höhen hinab überblickten, die Aufforderung zukam, die Waffen zu strecken, erwiederte der verletzte Krieger, die Alliirten seien noch nicht in Paris; die Armee würde sich lieber unter den Ruinen der Stadt begraben, als daß sie eine schimpfliche Capitulation einginge, sie wüßte sich jedenfalls trotz des Feindes zurückzuziehen. Indessen hatte Marmont den Waffenstillstand abgeschlossen, in dessen Folge die beiden Marschälle einander in La Villette trafen, wo sich, den Vertrag über die Räumung mit ihnen zu bestimmen, der russische Minister Nesselrode mit Alexander's Adjutanten, Graf Orlow, der Graf Paar, Adjutant des Fürsten Schwarzenberg, und der Engländer, Hauptmann Peterson, einfanden. Man war mit verschiedenen Erwartungen gekommen: der Streit wurde heftig. Am Ende mußte aber den beiden Marschällen, die sich im Unglück den Ruhm des Tages erstritten, und deren Charakter auch eine Bürgschaft gegen jede Treulosigkeit des Kaisers zu sein schien, zugestanden werden, ihre Armee mit Geschütz und Gepäck aus Paris wegzuführen. Man verabredete, das die Alliirten erst am Morgen um 6 Uhr die Stadt besetzen, und daß die Feindseligkeiten erst um 9 Uhr Vormittags wieder beginnen dürften. Was hier nur mündlich festgesetzt worden, sollte in den nächsten Stunden noch schriftlich genauer bestimmt werden. Die Unterhandelnden erfuhren indeß, daß sich auf der Westseite der Stadt die Truppen noch schlügen: obgleich sie ihre Befehle, die Feindseligkeiten einzustellen, durch die ganze Linie gesendet, hatte Langeron seinen Angriff auf den Montmartre, der schon durch den Waffenstillstand den Alliirten zugefallen wäre, noch ausgeführt.

Indem sich Langeron's Flügel der Stadt näherte, hatte

er sich zur rechten Hand endlich bis nach Neuilly ausgedehnt: ein Überfall auf dieser Seite konnte vielleicht bis zu den Tuillerien führen. Nur Nationalgarde bewachte, vom Montmartre an, die westlichen Barrièren. Ihr Befehlshaber, der alte Mocey, besuchte einen Posten nach dem andern, um sie in die gehörige Verfassung zu bringen. Denen, die in den vor der Barrière gelegenen Batignolles standen, befahl er, sich in die Häuser zu werfen, da die russischen leichten Truppen sie schon zu drücken anfingen. Des Gefechtes unkundig, versicherten sie ihn aber, daß sie sich nicht fürchteten. Es hielt schwer, die wackern Bürger, die sich verletzt fühlten, zu belehren, bis Moncey sie fragte, ob sie denn glaubten, daß der älteste der Marschälle ihnen eine Feigheit anrathen könnte. Es schien nun aber, als habe die feste Haltung der Nationalgarde die Russen etwas stutzig gemacht.

Ihr stärkerer Angriff war auf den Montmartre gerichtet. General Belliard, der Langeron's Flügel beobachtet hatte, hielt sich mit seiner Reiterei am Fuße dieses Hügels, und wich vor der Übermacht, da er sich links und rechts weithin umfaßt sah, immer näher an den steilen Abhang zurück. In der Höhe standen nur wenige Truppen, und die beiden Batterien hingen so hoch, daß die Russen von ihnen bereits nur Bohrschüsse bekamen. Als nun das Feuer von mehr als 30 Schlünden Belliard erschütterte, wandten sich die Reiter und sprengten die Wege hinan. Rasch folgten die russischen Colonnen: in wenigen Minuten — das Häufchen französischer Infanterie hatte sich kaum zur Wehre setzen können — standen sie oben, an den Eingängen der nach der Stadtseite hinunter führenden Wege, durch welche die Franzosen sich stürzten.

Sobald in Batignolles die Nationalgarden bemerkten, daß der Feind sie vom Montmartre aus in die rechte Flanke nehmen konnte, flüchteten sie sich auf die Barrière zurück. Hier wies der Marschall sie an, sich zu verrammeln, und bald bestrich ihr Feuer so kräftig die Straßen der Vorstadt,

daß sich nun die Russen in die Häuser warfen. Sie schossen aus diesen, und suchten allmälig den Nationalgarden beizukommen, als Trompetenschall ertönte: es war der Parlamentair, der den Waffenstillstand ankündigte. Er ging durch die ganze Linie, und das Gefecht hörte auf.

Ohne weitern Verzug traten nun die Truppen ihren Abmarsch an. Die Bewachung aller Barrieren übernahm die Nationalgarde, die wirklich glaubte, da sie 400 Todte zählte, dieses Vertrauens würdig geworden zu sein. Auf ihrem Durchzuge murrten aber die Truppen über die Stadt, die sie im Stiche gelassen, und erschreckten die Bürger mit der Drohung, daß sie wieder kämen. Mortier's Flügel schlug die Straße nach Fontainebleau ein; die Truppen Marmont's bezogen die Elyseischen Felder, von wo sie erst am andern Morgen abmarschiren sollten.

Ehe die Monarchen das Schlachtfeld verließen, bestiegen sie beide die Höhe von St. Chaumont, und in einigen Augenblicken sprachloser Freude schweifte Alexander mit schwärmerischem Blicke über die berühmten Gebäude der Weltstadt, die Stadt seiner Gedanken, seines Feindes Stadt, die endlich überwunden zu seinen Füßen lag. Unter dem Zujauchzen ihrer Truppen ritten die Monarchen in ihr Hauptquartier von Bondy zurück. An diesem Abend, wo Jedermann das Glück, am Ende des Feldzugs den höchsten Wunsch erreicht zu haben, genoß, schätzte man kaum die schöne kriegerische Beute des Tages, 3 Fahnen, 80 Kanonen, 1000 Kriegsgefangene, noch achtete man des Verlustes von 10,000 Mann, womit der Sieg hatte erkämpft werden müssen. Es erheiterte noch die Stimmung, daß Wrede meldete, er höre nichts von Bonaparte. Der Oberbefehlshaber zeichnete für den folgenden Tag gegen die französischen Armeereste eine schützende Truppenaufstellung vor, und bestimmte, welche Generale und welche Truppen dem feierlichen Einzuge der Monarchen in Paris beizuwohnen hätten. Noch an demselben Abend schrieb er an den Kaiser Franz. Der Sieger von Paris konnte sich keiner

Unruhe hingeben, wie sein Monarch es aufnehmen würde; er meldete freudig die Resultate und daß sie morgen Paris besetzen würden, für ruhige Augenblicke sich die Auskunft vorbehaltend, wie Alles gekommen.

Beim Einbruche dieser Nacht erreichte Napoleon Fontainebleau nach einem Ritte, auf dem seine Beklommenheit mit der Länge des Weges zugenommen hatte. Von Müdigkeit überwältigt, warf er sich hier in einen Wagen und fuhr, Berthier und Caulaincourt an seiner Seite, auf Paris. Wie befremdete es ihn, als er um Mitternacht bei La Cour de France sich plötzlich unter Truppen befand. Er starrte die Soldaten an, sie ihn; er fragte, — der Kaiser! ging es von Mund zu Munde. Ein Officier kam, Napoleon sprang aus dem Wagen: es war Belliard. Seine Hand fassend, zog ihn Napoleon seitwärts der Straße und erfuhr hier durch rasche, ängstliche Fragen Alles. Berthier und Caulaincourt traten heran; der Kaiser rief ihnen entgegen, er wolle nach Paris, Caulaincourt solle den Wagen vorfahren lassen, Belliard stellte ihm vor, daß es zu spät sei, daß er vielleicht die Feinde schon in Paris fände, daß die Truppen zu müde seien; endlich erklärte er ihm: was ihn betreffe, so könne er nicht umkehren, da er Paris nach einer Übereinkunft verlassen. Napoleon that eine Menge neuer Fragen. „Überall, rief er voll Mißmuth, wo ich nicht bin, macht man nur Dummheiten." Und er fuhr wieder Caulaincourt an, den Wagen verlangend. Caulaincourt stellte sich, als gebe er Auftrag dazu. Indem der Kaiser wartete, fuhr er fort, Belliard auszufragen, und sein Zorn brach über Joseph aus. Es marschirte eine Colonne von Mortier's Truppen vorüber. Als nun alle Generale, deren noch mehrere dazu gekommen waren, mit vereinten Bitten in den Kaiser drangen, befahl dieser Caulaincourt, nach Paris zu eilen und zu sehen, ob der Vertrag, der bei Belliard's Abgange noch nicht schriftlich ausgewechselt war, rückgängig gemacht werden könnte, er gab ihm unbeschränkte Vollmacht, irgend einen Vertrag zu

schließen. Er wartete voll Angst. Um 4 Uhr Morgens brachte ein Eilbote Caulaincourt's die Nachricht, daß die Capitulation nicht mehr zu hindern gewesen. Der Kaiser gab Befehl, daß sich alle Truppen um Essonne aufstellen sollten, und erschöpft sank er in seinen Wagen, der nach Fontainebleau zurückfuhr.

Vierzehntes Kapitel.

Die Nacht vor dem Einzuge der Alliirten in Paris.

Paris beruhigte sich, als es hörte, daß eine Capitulation unterzeichnet war. Wem Schwarzenberg's Proclamation an die Pariser zu Gesichte kam, der sah sich von den Alliirten mit Achtung behandelt und sogar um die politischen Wünsche der Stadt befragt. Man hatte nun vielmehr Angst vor den Söldlingen der bisherrigen Herrschaft, denen man die tollkühnsten Anschläge und wegen der beständigen Gerüchte von der Ankunft des Kaisers auch einen großen Einfluß auf die Vorstädte zutraute; nicht ohne Bangen sah man der Nacht entgegen, welche die Alliirten noch außer der Stadt zubringen würden. Die Straßen verödeten; da und dort verrammelte ein Bürger seine Thüre; man unterhielt Licht in den Häusern und suchte wach zu bleiben. Die Nationalgarde übernahm es, durch alle Quartiere die Ruhe zu erhalten: seit die vielen Beamten, die ihr der Kaiser zu Häuptlingen gegeben, dem König Joseph oder der Armee gefolgt waren, wurde sie von Bürgern geführt, denen die Stadt über den Kaiser ging.

In seinem Zimmer war Talleyrand während der Schlacht von den wenigen Personen umgeben gewesen, die er seines

Beginnens wegen sich zum Umgange gewählt hatte. Wie sie bisher noch Tage vor sich gesehen hatten, so waren es jetzt nur Stunden; und manches Wort ihres Einverständnisses, dessen sie noch immer sogar untereinander sich enthalten hatten, mag nun ausgesprochen worden sein. Endlich als eine Capitulation wenigstens verabredet war, und keine Wendung des Glückes mehr zu befürchten schien, war für Talleyrand die Zeit des Handelns gekommen. Sein Erstes war, sich Marmont's zu versichern, der noch keinen schriftlichen Vertrag unterzeichnet hatte, und der auch nach der Unterzeichnung noch allein zwischen der Stadt nnd den Siegern und seinem eigenen Heere in der Mitte stehen blieb. Unter den Gehülfen Talleyrand's befand sich Marmont's Jugendfreund, Bourrienne, der einst auch der Getreue Bonaparte's gewesen, wie es Marmont noch war. Talleyrand überließ es diesem verschlagenen Manne, die reine Heldenseele Marmont's zum Falle zu bringen; es schien, ein kluger Versuch müsse weit führen in dem Augenblicke, in welchem der Marschall zu besorgen hatte, durch die Capitulation sich gegen den Kaiser vergangen zu haben, zugleich aber das Recht hatte, nach so ruhmvollen Kämpfen, worin ihn Napoleon im Stiche gelassen, dem eigenen Urtheil zu folgen.

In einem Zimmer von Marmont's Wohnung warteten zugleich mit Bourrienne etwa zwanzig Personen auf den Marschall, der noch nicht aus der Schlacht nach Hause gekommen war. Es waren einige Banquiers, die sich berechtigt glaubten, als die angesehensten Einwohner, für die Stadt das Wort zu führen. Auch die beiden Präfekten waren vom Stadthause gekommen, wo eine Anzahl Maires während der Schlacht sich eingestellt hatten, und wollten dem Marschall, der ihre Stadt vor Unglück behütete, ihre Aufwartung machen. Fast unkenntlich trat Marmont ein, mit achttägigem Barte, schwarz vom Pulverdampfe, in zerfetztem Überrocke. Er verrieth sich dem prüfenden Bourrienne bald, daß er schon mit kaiserlichen Beamten ge-

sprochen, die ihn mit Nachrichten vom Kaiser über seine Capitulation unruhig gemacht hatten. Nun pries aber die ganze Versammlung die Capitulation als das Einzige, was die Hauptstadt retten konnte, und dankend und bittend, daß er sein Werk vollende, vereinigten sich Alle gegen den Marschall, so daß dieser seine ganze Zuversicht wieder gewann. Die beiden Präfekten zeigten an, daß sie mit dem Municipalrathe sich ins Hauptquartier der Monarchen zu begeben gedächten, und dieser Entschluß fand ebenso vollen Beifall. Es durfte diese Versammlung angesehener Einwohner sich berufen glauben, soviel es an Franzosen stand, über die Hauptstadt zu verfügen. Bald waren sie einverstanden, daß Frankreich der Herrschaft Bonaparte's müde war. Die Berufung der Bourbonen kam zur Sprache. Als Jemand Bedenken äußerte, sprach der Banquier Laffitte: „Wir hätten nichts zu fürchten, wenn man uns eine gute Verfassung gäbe, welche die Rechte Aller garantirte."

Wie es auf Marmont auch gewirkt haben mag, von Männern, die ihn für sich eingenommen, den Ausdruck solcher Gesinnung zu hören, darf man doch der Versicherung glauben, daß er Bourrienne, als ihn dieser nach seinem eigenen Beispiele abtrünnig machen wollte, mit edelm Zorne seine Treue am Kaiser betheuerte. Talleyrand begnügte sich mit dem Geschehenen, das ihm dafür bürgte, daß er in wenigen Tagen vor den Monarchen sich auf einen Theil der französischen Armee für die Regierungsveränderung werde berufen dürfen, wie er ihnen schon jetzt die Stadt und den Senat anbieten konnte. Es ist auch wahrscheinlich, daß er in dieser Nacht den Besuch des russischen Ministers Nesselrode empfing, und daß er diesem Hülfsmittel vorlegte, die ihn berechtigten, zu seiner Sicherheit wie zum bessern Gelingen sich vom Kaiser Alexander eine große persönliche Auszeichnung zu erbitten.

Die Capitulation war um zwei Uhr Nachts unterzeichnet worden. Sie änderte nichts an der Verabredung von La Villette. Was die Stadt selbst betrifft, so sollte

ihre Nationalgarde von dem Schicksal der Armee ausgenommen sein, und das ihrige später von den Monarchen erfahren, deren Großmuth die Stadt durch die Capitulation empfohlen wurde.

Die Reise der beiden Präfekten ins Hauptquartier war nun um so dringender, als in der Fortdauer der Nationalgarde während des Aufenthaltes von Truppen so vieler Nationen eine Beruhigung war, die sich die Stadt noch vor der Besetzung wünschen mußte. In den Luxuskutschen der Stadt machten Chabrol und Pasquier, und mit ihnen eine Abordnung des Municipalrathes, durch die Bivouacs des gestrigen Kampfplatzes die Reise, die aus so vielen Hauptstädten Europas zu Kaiser Napoleon gegangen war. Sie brachten in Bondy zuerst dem Oberfeldherrn ihr Anliegen vor: „es wäre wünschenswerth", meinten sie, „daß die ersten Berührungen der Alliirten mit den Einwohnern freundschaftlich wären." Während sie auf den Kaiser von Rußland warteten, vernahmen sie aus dem Munde von Officieren das Lob der französischen Truppen. Alexander, der die Abordnung im ersten Augenblicke soll den Sieger haben fühlen lassen, ging bald in wohlwollende Versicherungen über: „er sei nicht als Feind nach Frankreich gekommen, er habe in Frankreich nur Einen Feind; er wünsche Das zu unterstützen, was das Land selbst für sein Glück halte; in dem Wunsche von Paris hoffe er den Wunsch von Frankreich zu erkennen." Er verrieth auch sogleich seinen Enthusiasmus für Paris, indem er alle Monumente, Museen und öffentliche Anstalten zu schonen versprach. Auf die Bitten der Abgeordneten ließ er sich auch die Nationalgarde gefallen.

Als die Pariser Beamten bei Tage durch das alliirte Heer zurückfuhren, sahen sie, wie die Soldaten sich putzten zum Einzuge in Paris, mit grünen Zweigen die Mützen, den Arm mit den weißen Binden schmückten, die sie im Anfange des Feldzuges zum gemeinsamen Kennzeichen gewählt hatten. Beschäftigt mit ihrem politischen Vorhaben,

glaubten die Beamten in dieser Binde das alte französische Zeichen zu erkennen, und kamen desto eifriger nach Paris.

Noch war Caulaincourt nach Bondy geeilt. In Paris hatte ihn nicht nur der eilige Abschluß der Capitulation, sondern auch der Anblick der neuen Befehlshaber der Nationalgarde glauben lassen, daß die Revolution schon gemacht sei. Alexander, den er mitten in den letzten Vorbereitungen des Einzuges fand, verwies ihn auf eine Unterredung in Paris.

Funfzehntes Kapitel.

Der 31. März.

Die Nacht war in der Stadt ohne Störung vorübergegangen, und man sammelte sich am Morgen, der einen schönen Frühlingstag versprach, allmälig in den Straßen, wo man überall von einem schauderhaften Vertheidigungsplan erzählen hörte, der auf Befehl des Kaisers, wäre nicht zeitig genug die Capitulation geschlossen worden, hätte ausgeführt werden sollen. Die Gruppen in den östlichen Quartieren schienen sich aber umzusehen, ob kein Widerstand mehr geleistet werden sollte. Zuweilen kamen Leute gerannt, die sie aufstürmen wollten; allein da sie immer nur Söldlinge der kaiserlichen Polizei in denselben erkannten, blieben sie gelassen. Doch wehe, wer seinen Weg zu den Feinden durch diese Straßen nahm. Das alte Volk der Revolution wollte wenigstens in seinen eigenen Quartieren keine Kosacken und keine Verräther dulden. Es herrschte bis zum Stadthause. Auf den Boulevards rückten seine Massen bis an die Porte St. Martin, wo der Zug der Alliirten hereinkommen mußte: einzelne Gruppen Republikaner standen mit verschränkten Armen, finstern, mißtrauischen Blikken noch weithin am Wege.

Von der entgegengesetzten Gegend der Stadt brachen die Royalisten auf. In der verflossenen Nacht, in der alle

Parteien sich vorbereiteten, hatten auch sie, denen der kommende Tag gehörte, die letzte ihrer nächtlichen Versammlungen gehalten. Nachdem sie den Plan, ein bewaffnetes Corps zu bilden, aus Rücksicht auf die Monarchen aufgegeben, die nur die frei geäußerten Wünsche der Franzosen vernehmen wollten, hatten sie beschlossen, auf der heiligen Stätte, wo der selige König den Tod erlitten, sich für ihren König Ludwig XVIII. zu erklären und die Zeichen der Treue dem Volke zu vertheilen, und es mit sich den gütigen Siegern entgegenzureißen, damit diesen der royalistische Empfang die letzten Bedenken verscheuche. Denn zu ihrem Kummer hatten sie von dem Monarchen noch keine Zusage erhalten können. Doch seit einige von ihnen, welche die Sieger besucht hatten, mit dem Rathe, den ihnen Officiere gegeben, zurückgekommen waren, zu veranstalten, daß sich Paris auf dem Wege der Monarchen ausspreche, hatte der freudigste Eifer die jungen Adeligen ergriffen, denen die Ehre des ersten: Es lebe der König! beschieden war. Ein Trupp von etwa funfzig, mehrere zu Pferde, zogen sie auf dem Platze Ludwig XV. auf, lasen dem zusammenlaufenden Volke die Aufforderung der Alliirten an die Pariser, und nachdem sie, weiße Cocarden an die Hüte zu heften, das Beispiel gegeben, vertheilten sie unter unaufhörlichem Rufe: Es lebe der König! auch den Umstehenden solche Cocarden und die Proclamation der Alliirten. Scheu und unschlüssig gaffte die Menge. Obgleich sie auf Fremdartiges gefaßt war, wußte sie doch nicht recht, ob, was sie sah, auch zum Einzuge der Alliirten gehörte, ob sie mitzurufen, oder über den Trupp herzufallen hätte. Nun trennte sich dieser, um gleichzeitig die verschiedenen Straßen aufzurufen. Die stärkste Abtheilung zog, weiße Tücher an ihren Stöcken schwenkend, durch die Königsstraße nach den Boulevards. Immer feuriger riefen die jungen Royalisten, reichten Cocarden, drangen sie auf; vornehme Damen fanden sich auf dem Wege, die ihre Nastücher zerrissen und die weißen Fetzen austheilten. Als ein

Friedenszeichen gaben sie's, denn es schien, die Leute kannten nicht mehr die alten royalistischen Zeichen: nun nahmen Einzelne ab, am unbedenklichsten die Weiber. Die Menge aber, welcher die hagern Gesichter der Vorstadt St. Germain und des Marais keine Franzosen anzeigten, die ihres Gleichen wären, blieb unbeweglich. Viele blickten auf die Nationalgarde, oder forderten sie auf, diese Herren zu ergreifen: die Nationalgarde war aber selbst uneinig, bis von dem Generalstabe, bei dem man angefragt, der Befehl kam, jede Meinungsäußerung zu achten, nur der Nöthigung Einhalt zu thun, und durch keine ungebührliche Einmischung die Alliirten zu größerer Strenge gegen Paris zu veranlassen. Der Ruf, daß die Alliirten auf den Boulevards seien, zog indessen Alles nach jener Seite hin, und die Royalisten sprengten, rannten, an der Seite der Monarchen den Einzug zu halten.

Ein Kosackenregiment bildete den Vortrab. Mißtrauisch ritten die Kosacken an dem Volke der Vorstädte vorüber, das ebenso mißtrauisch und trotzig sie mit seinen Blicken maß, und so weit auf den Boulevards, als es sich erstreckte, jedes Zeichen des Beifalls mit drohendem Murren überstimmte. Gleich nach dem Vortrabe erschienen aber die Monarchen mit dem glänzenden Gefolge des Generalstabs. Zwischen dem Kaiser Alexander und dem König von Preußen ritt der Oberbefehlshaber, Fürst von Schwarzenberg. Royalisten zu Pferde umschwärmten sie mit ungestümem, unermüdlichem Jubel: Es lebe Alexander! Es leben die Monarchen! und ihre Mienen befragend: Es lebe der König! Auch Stimmen aus der Menge fingen an mitzurufen, und indem die Furcht, die zuerst dazugetrieben hatte, von dem friedlichen, ja freundschaftlichen Einzuge allmälig verscheucht wurde, stimmten fröhlich immer Mehrere ein. Man wurde vergnügt, die Alliirten nicht als Besiegte empfangen zu müssen. Schon von weitem nahmen nun Viele das weiße Zeichen, da die weiße Binde der Alliirten dasselbe zu bedeuten schien. Man war zufrieden, zu hören, daß der Zug

noch Stunden lang dauern werde, da es verdrossen haben würde, wenn ein bloßes Streifcorps, wie Joseph's Proclamation vorgegeben, Paris genommen hätte. Man theilte sich spottend die Bemerkung mit, wie die russischen Soldaten vor sich hinzogen, als ob sie nicht zum erstenmal Paris sähen, während die Deutschen doch um sich herblickten. Und wie die Pariser sich erholten und sich selbst wieder fanden, sahen sich die Monarchen, je weiter sie rückten, von einem Volksfeste umwogt, dessen Mittelpunkt Alexander geworden war. Ihm, den man am liebsten feierte, jubelte Alles: man drängte sich, hielt sein Pferd, drückte ihm die Hände, die Kniee. Einer der Royalisten wagte nun die Frage, ob sie die weiße Fahne auf den Tuilerien aufstecken dürften; Alexander wendete sich an den König von Preußen. „Meine Herren, sagte er darauf, machen Sie, was Sie wollen." So naheten die Monarchen dem Ende der Boulevards, als ihnen die Häuser mit einem Prachtschmucke weiß gekleideter Damen entgegenstrahlten. Es hatten die adeligen Frauen, aus der royalistischen Vorstadt herüber gekommen, sich mit den Buhlerinnen von Paris hier in die Fenster getheilt. Sie winkten mit ihren weißen Nastüchern und grüßten jeden höhern Officier, der vorüberritt, mit erneuertem Leberuf. Höflich erwiederten die russischen Generale den Gruß, indessen die Preußen nur ihrer Verachtung der Franzosen nachhingen.

Auf dem Platze Ludwig XV., wo ihr Blick auf die Tuilerien fiel, hielten die Monarchen an und ließen die Truppen nach den Elyseischen Feldern an ihnen vorbeiziehen. Darauf begab sich Alexander zu Fuß durch die Volksmenge zu Talleyrand, dem er, von seinem Wunsch einer Auszeichnung, die ihn sicherte, unterrichtet, hatte anzeigen lassen, daß er bei ihm seine Wohnung nehmen werde.

Als der Einzug zu Ende war, ohne daß die Royalisten irgend eine Zusage erhalten hätten, fiel es dem jungen Sosthene de la Rochefoucauld ein, da ihn ein ebenso ungeduldiger Officier zu noch bezeichnenderen Äußerungen des

Volkswillens aufforderte, die Statue Bonaparte's von der Vendome-Säule zu stürzen. Er stürmte dahin. Ein jubelnder Volkshaufe legte Hand an. Die Säule wurde erklommen, ein Strick der Statue übergeworfen; unten zogen sie. Aber die Statue hielt fest. Den Royalisten genügte es, daß vom Volke gezogen worden: sie verloren sich aus der Menge, da eine Versammlung der Ihrigen im Hotel von Lepelletier de Morfontaine in der Vorstadt St. Honoré auf sie wartete.

Bei Talleyrand befand sich schon seit einigen Stunden der russische Minister Graf von Nesselrode. Die beiden Diplomaten hatten sich berathen, auf welche Weise die Monarchen das Zeichen zu einem Regierungswechsel geben könnten, ohne denselben vorzuschreiben: denn es sollte den Anschein haben, Alles wäre von den Behörden, den Organen der befreiten Nation ausgegangen. Das Zweckmäßigste hatte ihnen eine Erklärung des russischen Kaisers geschienen, den Frieden nicht mehr mit der bisherigen Regierung zu unterhandeln, und damit diese Erklärung den Wechsel erleichtere, war, nach dem Wunsche Talleyrand's, die Versicherung in den Entwurf aufgenommen worden, einer neuen Regierung werde ein günstigerer Friede geschenkt werden. Indeß sollte dies Alles erst in einem Rathe *beschlossen* werden, den Alexander in diese Wohnung bescheiden sollte. Wirklich erschienen, bald nach dem Kaiser, der König von Preußen, die Fürsten von Schwarzenberg und von Liechtenstein und Napoleon's Todfeind, Pozzo di Borgo. Der Herzog von Dalberg, der Bekannte Metternich's, erfuhr von dem östreichischen Feldherrn, daß dieser vom Kaiser von Östreich die Vollmacht erhalten hatte, Allem, was die Monarchen beschließen würden, beizutreten, und daß Metternich die Ansicht theilte, eine längere Herrschaft Napoleon's wäre unverträglich mit Europas Ruhe, und das Beste wäre, sobald es die Mehrheit der Nation und die Armee wünschten, sich zur alten Dynastie von Frankreich zurückzuwenden.

Der Kaiser von Rußland eröffnete die Besprechung, indem er vor der Versammlung, die sich zu beiden Seiten des Königs von Preußen gesetzt hatte, auf- und niederging. Er habe, sagte er, keinen Entschluß fassen wollen, ehe er mit Herrn von Talleyrand gesprochen; man habe zwischen Dreierlei zu entscheiden: den Frieden mit Napoleon zu schließen und sich dadurch volle Sicherheit gegen ihn zu verschaffen; eine Regentschaft einzusetzen; das Haus Bourbon zurückzurufen. Talleyrand, der einen Frieden mit Napoleon nicht mehr besorgte, suchte durch entscheidende Gründe nur den Vorschlag einer Regentschaft wegzuräumen, in welchem er vielleicht nur eine Schonung gegen Östreich zu erkennen glaubte, die er den Monarchen ausreden sollte. Mit klugen Worten führte er den Monarchen zu Gemüthe, wie die Errichtung einer Regentschaft nichts beendigen würde; wie ohne die Bourbonen nur eine Militairschaft gedenkbar wäre, die man, sogar in ihrer Vollkommenheit, nun schon erprobt; wie hingegen eine Regierung, welche Garantien der Freiheit gäbe, ein Fürst, für seine Mäßigung bekannt, den das Unglück und ein langer Aufenthalt in einem Lande der Freiheit gebildet, Alles zufrieden stellen würde: Bonaparte oder die Bourbonen, war Talleyrand's Schluß, alles Übrige wäre nur eine Intrigue. Kaiser Alexander wollte indessen noch einen Einwurf widerlegt sehen, den die Monarchen von ihrem Feldzuge mitgebracht. Nirgends hatte die Bevölkerung nach den Bourbonen zu verlangen geschienen; sie hatte sich feindlich gezeigt, wie sich auch die Armeen aufs Äußerste gewehrt; noch vor wenigen Tagen hatte sich zu Fère Champenoise ein Corps, das kaum seine Hütten verlassen, fast bis auf den letzten Mann zusammenhauen lassen. Alexander fragte also Talleyrand, durch welche Mittel er seinen Wunsch zu erreichen gedenke. Talleyrand antwortete: durch die Behörden der Nation, durch den Senat, dem sich Paris und bald ganz Frankreich anschließen würden. Übrigens schlug er dem Kaiser vor, noch zwei andere Franzosen, den Baron Louis und den Abbé

von Pradt, anzuhören, die er seit mehreren Monaten dem gleichen Zwecke sich widmen gesehen hätte. Sie befanden sich im Nebenzimmer, und Talleyrand führte sie wahrscheinlich als Zeugen der Gesinnungen der Monarchen ein. Auch hielt ihnen Alexander eine Anrede, worin er sich über die Franzosen, deren Feind er nie gewesen, aufs ehrenvollste äußerte, und nachdrücklich die gänzliche Freiheit ihrer Wünsche, unter dem Beifall des Königs von Preußen und des Fürsten von Schwarzenberg, versicherte. Nachdem die beiden Vertrauten Talleyrand's betheuert hatten, daß ganz Frankreich royalistisch wie sie dächte und sich nur durch die Unterhandlungen von Chatillon habe zurückhalten lassen, versprach Alexander endlich, mit dem Kaiser Napoleon nicht mehr zu unterhandeln; auf die Vorstellungen, die man ihm machte, fügte er bei: auch mit keinem Gliede seiner Familie. Der Rath wurde aufgehoben. Man legte dem Kaiser Alexander die Erklärung vor, die sein Minister mit Talleyrand verabredet hatte. Er unterzeichnete. Er gab auch zu, daß dieselbe sogleich dem Buchdrucker Michaud übergeben würde, der im Vorzimmer wartete. Die Erklärung, die nun bald überall angeschlagen wurde, lautete:

„Die Armeen der verbündeten Mächte haben die Hauptstadt Frankreichs besetzt. Die verbündeten Herrscher *genehmigen* den Wunsch der französischen Nation. Sie *erklären*: — daß, wenn die Friedensbedingungen stärkere Garantien enthalten mußten, so lange es sich darum handelte, den Ehrgeiz Bonaparte's zu fesseln, dieselben günstiger ausfallen sollen, sobald Frankreich selbst durch seine Rückkehr zu einer weisen Regierung die Zusicherung dieser Ruhe anbietet. — Die verbündeten Herrscher verkünden demnach: — daß sie nicht mehr mit Napoleon Bonaparte, noch mit Jemandem von seiner Familie unterhandeln werden; — daß sie die Integrität des alten Frankreichs, wie es unter seinen legitimen Königen bestanden hat, achten; sie können sogar noch mehr thun, weil sie sich immer zu dem Grundsatze bekennen, daß,

zu Europas Glück, Frankreich groß und stark sein muß; — daß sie die Verfassung, welche die französische Nation sich geben wird, anerkennen und garantiren werden. Sie laden deshalb den Senat ein, eine provisorische Regierung zu bezeichnen, um für die Bedürfnisse der Verwaltung zu sorgen und die Verfassung vorzubereiten, die dem französischen Volke angemessen sein wird. Die Gesinnungen, die ich hier ausgesprochen, sind mir gemein mit allen verbündeten Mächten. Alexander.

Durch S. k. M. der Staatssecretair,
Graf von Nesselrode."

Eine Abordnung der royalistischen Versammlung in der Vorstadt St. Honoré meldete sich bei den Monarchen. Sosthene de la Rochefoucauld führte das Wort, und im Begleite sah man den berühmten Chateaubriand. Sie brachten eine Adresse, deren Sinn in folgenden Worten lag: „Sie triumphiren, Sires; wir aber sind nicht besiegt, wir sind erlöst. Geruhen Sie, Befreier unseres unglücklichen Vaterlandes, Ihr Werk zu vollenden." Die Adresse schloß mit der Bitte, den legitimen König abholen zu dürfen. Nesselrode, der diese Royalisten empfing, zeigte ihnen an, was eben beschlossen worden war. Wie groß nun auch die Freudenbotschaft war, die sie ihrer Versammlung zurückbrachten, kränkte es sie doch, daß es schien, als sei Talleyrand das Verdienst um den König zugedacht, das sie, des Königs Getreuen, nicht hatten erhalten können.

Noch an demselben Abend bemächtigte sich Bourrienne, auf einen Wink der Monarchen, der Leitung der Posten. Die Eigenthümer des Journals des Débats, das als Journal de l'Empire im unfreiwilligen Dienst des Kaisers gestanden, nahmen von ihrem Blatte wieder Besitz, gaben ihm seinen alten Namen und sammelten nun, sie zu veröffentlichen, die Actenstücke und Nachrichten des Feldzugs, welche die kaiserliche Regierung geheim gehalten hatte. Auch alle übrigen Blätter wurden den kaiserlichen Censoren entrissen. Einiges trotzten Agenten der Bourbonischen

Prinzen ab, die sich in Eile die Zeugnisse großer Verdienste zu verschaffen suchten.

Die Officiere der Alliirten hatten in den Abendstunden die bekanntesten Stätten des Pariser Lebens aufgesucht. Sie schmaus'ten zu hunderten im Palais royal, dessen Garten einem Cavallerie-Bivouak glich. Hier, wie auf allen Plätzen, wo sich alliirte Truppen gesammelt, mischten sich Einwohner unter sie, vergnügt, daß der Tag so glücklich vorübergegangen war. Manche Bekanntschaft wurde schnell geschlossen, und man wünschte sich gegenseitig Glück, daß am gleichen Tage Europa und Frankreich erlöst worden sei. Allein wie der Jubel beim Einzug erst auf der letzten Strecke der Boulevards ausgebrochen war, so beschränkte sich auch noch jetzt die Lust auf das Quartier, das vom Platze Ludwig XV., woran das Hotel Talleyrand's lag, zwischen Quai und Boulevards bis zur Straße Montmartre reicht. Vorzugsweise der Sitz des öffentlichen Lebens in Paris, hieß es auch sonst das Fremdenquartier. Die übrige Stadt blieb scheu und Allem fremd. Noch Niemand hatte die Vorstädte besucht, in welche sich die Bevölkerung, die dem Einzuge beigewohnt, unter Verwünschungen zurückgezogen hatte. Doch die Republikaner hatten eine Nation aufgegeben, der die Schmach ein Fest gewesen.

Chateaubriand, der sich bei Nesselrode im Hintergrunde der royalistischen Abordnung gezeigt hatte, war Verfasser einer noch nicht erschienenen Schrift „Von Bonaparte und den Bourbonen." Er hatte während des Winters die geheimen Versammlungen der Royalisten besucht, und die neue Entrüstung über Bonaparte, und die neue Rührung über die Bourbonen, womit er jedes Mal nach Hause gekommen, hatten ihm bald glühende, bald feierliche Schilderungen eingegeben. Seine Gattin hatte die Papiere auf ihrem Busen verborgen getragen, so lange die Unterdrükkung gedauert. Er hatte die Schilderungen zu einem Gan-

zen von vernichtender Beredsamkeit verschmolzen, als der Donner der Schlacht von Paris ihn begeisterte. Nun befand sich die Schrift unter der Presse, und sollte den Monarchen, die unschlüssig geworden, den Franzosen, die nicht wußten, wie ihnen geschehen, anstatt des noch schreckhaften Kaisers, den Verurtheilten, gleichsam behangen mit der Erzählung seiner Verbrechen, wie an einer Schandsäule zeigen. Welche Erzählung von der Zeit an, als Frankreich, enttäuscht über seine Republik, sich wieder eine monarchische Regierung wünschte, ohne sich überwinden zu können, das Geständniß seinen legitimen Fürsten abzulegen! Man suchte in jener Zeit, an erprobten Männern so reich, umsonst unter den Franzosen ein Haupt, das die Krone Ludwig's XVI. zu tragen sich erfrecht hätte; ein Fremdling bot sich an: Bonaparte! Noch trauern die Royalisten um die Opfer, die Bonaparte fallen mußten, ehe er auf den Thron stieg! Georges, Pichegru, Moreau! Enghien! Es war in der Schrift eine rührende Stelle, wo der Tod dieses tapfern Jünglings erzählt wurde, des Enkels des großen Condé, der nicht begreifen konnte, daß der Held, den er bewunderte, sein Mörder sein sollte. Chateaubriand hatte dem ruhmreichen Consul selbst gedient, bis diese Unthat geschah. Seit derselben war die Ungnade sein Stolz gewesen. In der Stille, indem er auf die kleinsten Züge der Tyrannei merkte, hatte er jenen Haß gesammelt, der seine Rede nun so mächtig gemacht; indem er den Tyrannen mit dem Ideale eines wahrhaft großen Mannes verglich, hatte er sich jene Verachtung erworben, die er nun sich Mühe gegeben, seiner Rede mitzutheilen. Wie schauderhaft verfinsterte sich diese, als sie die allmälige Ausdehnung, die Verstärkung des Despotismus schilderte, der ein Gebiet des Lebens nach dem andern beschattete, jedes absterben ließ, von jedem noch selbstständigen Verdienste den Tribut der Schmeichelei forderte, alle Gefühle verfälschte, den Sinn der Worte änderte; als sie sogar das gepriesene Verwaltungssystem angriff, die launenhafte Verschwendung unverhältnißmäßiger

Mittel daran zeigte, und es auf ein Erpressungssystem, dem nichts entgangen, herabsetzte! Selbst der Reichthum an Menschen war diesem Erpressungssystem nicht entgangen! Die Geschlechter Frankreichs waren in Schläge abgetheilt, wie die Bäume eines Waldes: jedes Jahr wurden 80,000 junge Leute umgeschlagen. Doch das war nur der regelmäßige Schlag: oft wurde die Conscription verdoppelt oder durch außerordentliche Aushebungen verstärkt, oft fraß sie zum Voraus die künftigen Opfer, wie ein Verschwender von seinen künftigen Einnahmen borgt: man nahm endlich, ohne zu zählen! Das Traurigste an dieser Conscription war aber, daß sie Europa der Barbarei entgegenführte. Ein Jüngling, der im achtzehnten Jahre sterben muß, widmet sich keinen Studien mehr; auch die andern Völker, aus Nothwehr zu den gleichen Mitteln gezwungen, mußten die Civilisation verlassen. Sogar das Familienband löste sich auf: in den Volksklassen verwandten die Eltern keine Sorge auf Kinder, die sie verlieren mußten. — Alles hatte die Schrift Bonaparte genommen bis auf seinen Kriegsruhm: da deutete sie auf die Sieger in den Straßen der Hauptstadt. Durch welchen Zauber ist dieses Frankreich. das Ludwig XIV. mit Festungen umringt, das Vauban eingeschlossen hatte, wie einen schönen Garten, von allen Seiten überzogen worden? Bonaparte mag ein großer Schlachtengewinner gewesen sein; sonst aber ist der geringste General geschickter, als er. Von den Rückzügen und den Launen des Bodens versteht er nichts: er weiß nur vorwärts zu gehen, für einen Sieg Alles aufs Spiel zu setzen, die Hälfte seiner Truppen durch Märsche, die über die menschlichen Kräfte gehen, zu tödten. Bonaparte, fuhr die Schrift feierlich fort, ist nur der Sohn unserer Macht. Seine Größe ist nur von den ungeheuren Kräften gekommen, die wir in seine Hände gelegt. Wenn Gott auf die Erde die Vollstrecker der himmlischen Strafen schickt, so ist Alles vor ihnen geebnet: sie haben außerordentliche Erfolge mit mittelmäßigen Talenten. Wenn die Vorsehung hin-

gegen ein Reich retten will, nicht strafen, wenn sie ihre Diener anwendet, nicht ihre Plagen, — weit entfernt, ihnen die Reise leicht zu machen, wie Bonaparte, legt sie Hindernisse in ihren Weg, die ihrer Tugenden würdig sind. Bonaparte ist ein falscher großer Mann! Darum glaubt er auch nicht an die Größe, an die Tugend. Daher sein Vermengungssystem, nach welchem er ohne Unterschied den schlechten wie den guten Menschen gebraucht, absichtlich das Laster und die Tugend mischt und Jeden in Widerspruch mit seinen Grundsätzen setzt. Wen er zum Falle gebracht hat, den nennt er seinen Mann. Der widrigste der Menschen, ist es sein großes Vergnügen, zu beleidigen, was ihm naht, ohne daran zu denken, daß unsere Könige niemals beschimpften, weil man sich an ihnen nicht rächen konnte, ohne sich zu erinnern, daß er zu der Nation spricht, die am empfindlichsten für Ehre ist, zu einem Volke, das der Hof Ludwig's XIV. gebildet, und das berühmt ist durch die Eleganz seiner Sitten und die Blüthe seiner Lebensart. Endlich war Bonaparte nur der Mann des Glückes: sobald das Unglück, das die Tugenden sich entfalten läßt, den falschen großen Mann berührt hat, ist das Wunder verschwunden gewesen. „Was habt Ihr mit diesem Frankreich gemacht, das ich Euch so glänzend zurückgelassen?" — mit dieser Frage, die einst Bonaparte ans Directorium gerichtet, riß jetzt Chateaubriand ihn vom Throne.

Eine Schilderung der Königsfamilie und Betrachtungen für die verbündeten Monarchen schlossen die Schrift, von der sich Chateaubriand, wenn sie erschienen wäre, den Ruhm eines glänzenden Gegners Bonaparte's versprach.

Sechszehntes Kapitel.

Der 1. April.

Am Morgen des 1. April eilten die gleichen Royalisten, die sich den Tag vorher gezeigt hatten, mit ihren weißen Zeichen wieder auf die Straßen hinaus. Sie wagten sich aber noch immer nicht aus dem Quartiere, und selbst in dessen Umfange kam die weiße Cocarde noch so spärlich vor, daß sie dem Vorübergehenden auffiel.

Ein Schwarm von Royalisten belagerte das Hotel des Herrn von Noailles, um sich auf den Listen, die daselbst aufgelegt waren, in eine königliche Garde einzuschreiben. In den Eifer für den König mischte sich der Ärger über den Versuch, die Nationalgarde beizubehalten, von der man, wie es scheine, vergessen habe, daß sie die erste Waffe der Revolution gewesen.

Personen, die sich Commissaire des Königs nannten, legten Summen für die Dürftigen bei einem Notar nieder, damit sich mit dem alten Königshause auch die mitleidige Wohlthätigkeit wieder einzustellen scheine. Sie bemerkten dazu, das Verzeichniß der Personen, die dem Beispiele folgen wollen, werde der Herzogin von Augouleme überreicht werden.

Mittags vereinigten sich auf dem Stadthause der Generalrath des Seinedepartements und der Municipalrath von Paris, um den Monarchen den Wunsch der Hauptstadt, den sie zu wissen verlangt hatten, kund zu geben. Vielleicht waren diese Räthe durch Personen, die dem Senate, an den die letzte Einladung der Monarchen gerichtet war, nicht trauten, ermuntert worden, den ersten Anstoß zu geben. Sie erklärten nun, daß sie förmlich jedem Gehorsam gegen Napoleon Bonaparte entsagen. Ihr sehnlichster Wunsch sei, daß die monarchische Regierung in der Person Ludwig's XVIII. und seiner legitimen Nachfolger hergestellt werde. Sie beauftragten den Advokaten Bellart, den Beschluß mit einer Proclamation an die Einwohner zu versehen, damit er sogleich könnte angeschlagen werden. In schwülstigem Style betheuerte dieser Advokat, es sei, was die Räthe erklärt, nur der freiwillige Wunsch ihrer Herzen gewesen. „Europa in Waffen, rief er, verlangt es: Pariser, Europa in Waffen würde es von Euern Magistraten nicht erhalten, wenn es nicht ihren Pflichten entspräche.“ Er begegnete jedem Zweifel mit den heftigsten Beschuldigungen Napoleon's, die er anhäufte, als wenn er auch Diejenigen, die in der langen Unterthänigkeit der Räthe eine Einwendung fänden, mit neuen Beschuldigungen widerlegen wollte.

Die Senatoren waren durch ein Billet Talleyrand's erst auf eine spätere Stunde eingeladen worden. Die Mitglieder, die zu dem knechtischen Theile des Senates gehörten, hatten ihre Angst während der Einnahme nur darum ausgestanden, weil sie bei dieser Art von Umwälzung hintangesetzt zu werden schienen; jetzt, da es sich um ihren eigenen Abfall handelte, athmeten sie wieder auf. Die Mehrzahl Derer, die sich in die Versammlung verfügten, gehörte aber zu jener Minorität von Verfassungsfreunden, die sich am 28. März noch an die Regentin gewendet und auch an den beiden letzten Tagen sich zusammengefunden

hatten. Da die Einladung von Talleyrand kam, den sie bisher für ihr Haupt angesehen hatten, und da in Alexander's Erklärung wirklich von einer Verfassung die Rede war, so durften sie sich zu einem Werke berufen glauben, welches dem, was sie immer gewünscht, nahe gebracht werden könnte: sie dachten weniger daran, daß sie durch ihren Schritt vom Kaiser abfielen, als an den Widerstand, den sie dadurch den Royalisten entgegensetzten. Dennoch fanden sich nur dreißig Senatoren ein. Den anwesenden Verfassungsfreunden mußte nun auch aus dem Grunde, weil sie sonst falsch beurtheilt werden könnten, daran gelegen sein, daß etwas für ihre Ansichten schon in dieser Sitzung gschähe. Um halb vier Uhr eröffnete Talleyrand die Sitzung. „Es werden Ihnen Anträge vorgelegt werden, bemerkte er: dies Wort genüge, um die Freiheit anzuzeigen, die Jeder in diese Versammlung gebracht.“ Er redete dann zu dem Patriotismus der Senatoren, die den Willen haben werden, ihr Land zu retten, und einem verlassenen Volke zu Hülfe zu kommen, und die gewiß alle die Nothwendigkeit einer Berathung gefühlt haben, damit dieser Tag nicht vorübergehe, ohue daß zur allgemeinen Beruhigung die Verwaltung wieder in Gang gesetzt werde. Man beschloß, daß eine provisorische Regierung von fünf Mitgliedern errichtet werden solle, die beauftragt sei, für die Bedürfnisse der Verwaltung zu sorgen, und einen Verfassungsentwurf, der dem französischen Volke angemessen sei, dem Senate vorzulegen. Nach einer Liste, die von Talleyrand kam, wählte man: den Herrn von Talleyrand, Fürsten von Benevent; den Senator Grafen von Beurnonville; den Senator Grafen von Jaucourt; den Herzog von Dalberg, Staatsrath; Herrn von Montesquiou, ehemaliges Mitglied der constituirenden Versammlung. Es wurde erzählt, dieses letzte Mitglied, dessen Verbindungen mit den Bourbonen bekannt waren, habe Talleyrand, der zuerst den geachteten Barthelemi hingesetzt, nach Alexander's Willen aufnehmen müssen. Talleyrand äußerte noch,

es werden zum Verfassungswerke die guten Räthe der Mitglieder des Senats willkommen sein. Nun verlangten aber mehrere Redner, daß schon jetzt einige Punkte bestimmt würden. Man kam überein, daß in der Antrittsproclamation der provisorischen Regierung folgende Zusicherungen gegeben würden: Senat und Gesetzgebender Körper werden für Bestandtheile der neuen Verfassung erklärt werden, die Änderungen vorbehalten, die, um die Freiheit der Stimmen und der Ansichten zu sichern, für erforderlich gehalten würden; die Armee, sowie die entlassenen Officiere und Soldaten, die pensionirten Wittwen und Officiere werden ihre Grade, Ehren und Pensionen behalten; die öffentliche Schuld werde nicht angegriffen werden; die Verkäufe von Nationalgütern werden unwiderruflich gültig bleiben; kein Franzose werde für die politischen Ansichten, die er kund gegeben, belangt werden können; die Freiheit der Culte und der Gewissen werde geschützt bleiben und verkündet werden, sowie die Preßfreiheit, unter Vorbehalt gesetzlicher Bestrafung der Vergehen, die durch den Mißbrauch dieser Freiheit entstehen könnten; und es sei die provisorische Regierung beauftragt, einen Verfassungsentwurf vorzulegen, worin den Grundsätzen kein Abbruch gethan sei, auf denen diese Punkte beruhen.

Nach diesen Zusicherungen glaubte man nun aber auf die Theilnahme einer größeren Zahl von Senatoren, als die versammelt waren, rechnen zu dürfen. Man verschob darum die Unterzeichnung des Protocolls auf eine spätere Abendstunde. In dieser neuen Sitzung, der der zurückgesetzte Barthelemi präsidirte, erschienen wirklich vierundsechszig von den hundertvierzig Mitgliedern des Senates. Neun Senatoren, die den neuen Landestheilen angehörten, setzten mit einigem Trotze, gleich den Constitutionsfreunden des alten Frankreichs, ihre Namen hin.

Kaiser Alexander war an diesem Tage ausgeritten, und nur ein kleines Gefolge hatte ihn begleiten dürfen.

In keiner Stadt, nicht einmal in seiner eigenen, thaten ihm die Huldigungen des Volkes so wohl, als in Paris. Da man zu der Zeit, als er Napoleon's Freund gewesen, in ihm den Menschen preisen gelernt hatte, ehe man den Besieger Napoleon's in ihm bewundern mußte, so unterschied man ihn auch gleich von den übrigen Fürsten, die man vor dem letzten Feldzuge nie anders als in ihrer Erniedrigung gekannt hatte. Er fand auch die ihm so theure Volksgunst nicht nur überall, wo keine Bitterkeit gegen die Alliirten mehr zurückhielt, sondern es schien bereits, die Pariser alle hätten ihn auserkoren und zu dem Ihrigen gemacht.

Die Zahl Derer, die an den Alliirten Freude hatten, war übrigens an diesem Tage um Vieles größer geworden. Die musterhafte Ordnung, die der neue Gouverneur von Paris, General von Sacken, eingeführt hatte, das Benehmen der Officiere, Alles bewies so viel Achtung vor den Einwohnern! Den Soldaten waren die Boulevards und die Quais angewiesen: sie durften nicht in die Straßen hineingehen. Jedem Officier der Nationalgarde waren zu seiner eigenen Mannschaft ebenso viel alliirte Truppen beigegeben worden, die nicht minder mithalfen, wenn in den entfernteren Quartieren die Bürger gegen die Kosacken zu schützen waren, als wenn Alliirte unter das dortige Volk gerathen waren. Es wurden sogar Anstalten getroffen, die undisciplinirten Truppen aus der Stadt zu entfernen, und die schrecklichen russischen Kriegsgesetze, welche die geringste Plünderung trafen, sollten unerbittlich gehandhabt werden. Die russischen Officiere aber überraschten die Pariser mit ihrer reinen französischen Aussprache und ihrer guten Lebensart: man erfuhr, fast alle seien Söhne aus guten Häusern, und sie schienen dies, wie ihr Kaiser, in der Hauptstadt Frankreichs zeigen zu wollen. Auch machten sie, wo die Läden wieder geöffnet waren, gleich ihre Ankäufe. An Zahl waren die russischen

Truppen in Paris zugleich die zahlreichsten, da die Preußen im Feldzuge am meisten gelitten hatten. Auch dies trug dazu bei, daß die Einwohner, neben Alexander, keinen andern Fürsten beachteten.

Wie die Alliirten die Eigenliebe der Pariser schonten, brachten es diese auch ihrerseits überall an, wo sie zeigen konnten, daß sie keine Besiegten seien. Sie glaubten es sogar durch die laute Freude, womit sie Alexander'n feierten, zu beweisen. Ebenso mußte die Möglichkeit, daß Paris, anstatt eine eroberte Stadt zu sein, sich dazu erhöbe, für Frankreich eine Revolution zu machen, vielen Parisern schmeicheln, auch wenn sie die Ausfälle des Municipalrathes auf Napoleon noch zu plump fanden.

Abends waren die Monarchen in der großen Oper erwartet. Die royalistischen Damen bekränzten die Logen, aufs ausgesuchteste gekleidet, im Haarschmuck eine weiße Cocarde. Das Orchester spielte zum ersten Male wieder das alte französische Lied von Henri IV. Plötzlich verlangte man, daß der Adler über Bonaparte's Loge weggebrochen werde: da dies Zeit erforderte, so verhängte man ihn für diesen Abend mit weißem Flor. Die Oper hatte begonnen, als Alexander und König Wilhelm in ihre Loge traten. Ringsum erhob sich der ganze Saal und klatschte ihnen in wildem Freudentaumel zu, und, indeß die beiden Monarchen erst freundlich, dann selbst gerührt grüßten, wollte das Lebewohlrufen kein Ende nehmen. Es erneuerte sich, so oft eine Anspielung in einem Verse des Stückes konnte aufgegriffen werden. Im Zwischenakte, als wieder das Orchester die Melodie von Henri IV. spielte, sang das Publicum mit. Darauf trat Lays, der Sänger, vor, und sang nach dieser alten französischen Melodie ein Lied von Wilhelm, ein Lied von Alexander, und ganz trunken tosete der Jubel durch den Saal.

Deutsche Officiere machten die Bemerkung, daß es hier in Paris, wie bei ihnen in Deutschland gewesen war,

nur daß das gemeine Volk noch am Gedanken der Nationalität hing, die Vornehmen und ein großer Theil der Mittelklasse aber vor dem siegreichen Feinde sich ganz vergaßen: denn sie hatten schon an diesem Tage beobachtet, daß die untern Klassen, auch wo sie ihnen nicht mehr feindlich begegneten, sich doch wenigstens achteten.

Siebzehntes Kapitel.

Der 2. und 3. April.

Wie der 1. April, verfloß der 2. Am Morgen machten sich die jungen Royalisten heraus und überboten ihre Scenen von gestern und vorgestern. Das gesellschaftliche Leben, das sich mit der Neige des Tages einstellt, führte das Publicum zusammen, das der Alliirten und des Ganges der Ereignisse froh war. Man unterhielt sich von Alexander. Man bewunderte seine Äußerungen: Jemand habe ihn versichert, daß er seit Langem in Paris erwartet gewesen. — „Ich wäre früher gekommen", habe Alexander versetzt; „schreiben Sie den Verzug nur der französischen Tapferkeit zu." Auf die Boulevards wurden an diesem Tage 1500 französische Kriegsgefangene geführt, die den Russen gehörten, und dort auf Alexander's Geheiß freigelassen. Sie hefteten sich weiße Cocarden an und zogen unter weißer Fahne ab.

Die provisorische Regierung sorgte für Arbeiter in den verschiedenen Verwaltungszweigen. Sie wählte dazu vorzugsweise Leute, die wegen der Ungnade, in die sie bei Bonaparte gefallen, unter dem Namen der Opfer des Kaiserreichs bekannt waren. — Zu dieser Klasse zählten sich nun Viele, die auch nur eine höhere Stufe in Bona-

parte's Gunst durch ihren Eigenwillen verscherzt zu haben glaubten.

Der Nationalgarde wurde der General Dessoles, der einst Moreau's Freund gewesen, zum Commandanten gegeben. Ihr Generalstab wurde ins russische Hauptquartier eingeladen, wo ihm eröffnet wurde, Se. Majestät der Kaiser wünsche, daß die Nationalgarde die weiße Cocarde annehme. Nach einer Berathung entschuldigten sich die Legionschefs mit ihren Legionen: die einen besorgten von den ihrigen, daß sie sich sträuben würden; die andern fürchteten sogar einer Weigerung sich auszusetzen. Da man nun annehmen mußte, der Vorschlag würde wenigstens die für alle so wichtige Einigkeit der Nationalgarde stören, so stellte der Chef des Generalstabes vor, daß der Gang der Ereignisse ohne Zweifel bald auch die Natonalgarde in die allgemeine Bewegung hineinziehen werde. Alle theilten diese Ansicht, und man erfuhr, daß Se. Majestät der Kaiser, der nichts vorschreiben wollte, es gut aufgenommen habe. Auch Dessoles versprach, die weiße Cocarde erst mit der Nationalgarde zu nehmen.

Dessoles bestimmte den General Riccard, ihm bei seinen schwierigen Geschäften an der Seite zu stehen. Die Theilnahme dieses tapferen Kriegers an Dem, was vorging, machte Eindruck auf die übrigen Militairs, die in Paris geblieben und sich nur noch durch Gewissenszweifel über militairische Ehre hatten ferne halten lassen. Die Ansicht fand nun Eingang, daß ein allgemeiner Anschluß den peinlichen Zustand und die Anwesenheit der Fremden abkürzen würde. Die Legionschefs selbst dünkte es, sie wären durch ihren Abschlag zu weit gegangen.

Es ist wahrscheinlich, daß Alexander die Nationalgarde zur Änderung ihrer Cocarde hatte auffordern lassen, weil er ungeduldig über den langen Gang der Umwälzung geworden war, die ihm eher wieder ins Stocken gerathen zu sein schien. Er hatte endlich entdeckt, daß der royalistische Lärm immer nur von denselben wenigen Personen kam, die

sich durch ihr Treiben gleichsam vervielfältigt hatten. Das umständliche, fast zweideutige Verfahren des Senates; die drohende Haltung der äußeren Stadttheile, von denen das Quartier der Umwälzung seit zwei Tagen noch immer gleich vereinzelt umschlossen war, und die sogar, wie es hieß, durch Gerüchte von Truppenbewegungen Napoleon's zusehends auflebten; diese Truppenbewegungen selbst, die ihm sagten, daß er mit Unrecht den Kampf für beendigt gehalten: dies Alles hatte Alexander'n in eine Verstimmung gesetzt, die leicht sich gegen seine französischen Rathgeber wenden konnte. Diese beunruhigte zunächst Caulaincourt, der, wie lange man ihn auch von Alexander ferne zu halten gewußt, doch endlich empfangen worden war. Es wurde daher Alexander'n beigebracht, daß die Anwesenheit dieses Napoleon so ergebenen Mannes die öffentliche Meinung daniederhalte, wie es lange Zeit die Unterhandlungen von Chatillon gethan. Caulaincourt erhielt den Wink, daß seine längere Anwesenheit ohne Nutzen wäre.

Nun war es aber nöthig, daß ungesäumt der Senat den eigentlichen Beschluß, den man von ihm verlangte, fasse; nämlich Napoleon's Absetzung. Man machte den Verfassungsfreunden begreiflich, daß die Absetzung nothwendig einer neuen Verfassung vorausgehen müsse. Auf Veranstaltung der provisorischen Regierung fand Abends 7 Uhr eine außerordentliche Sitzung des Senates statt. Jedoch als der verabredete Antrag gestellt worden war, entfernten sich eine Anzahl Mitglieder, die, ihrer Laufbahn eingedenk, dieser That nicht glaubten beiwohnen zu dürfen. Der Antrag lautete: „Der Senat erklärt Napoleon Bonaparte und seine Familie des Thrones verlustig, und entbindet demzufolge das französische Volk und die Armee des Eides der Treue.“ So wurde beschlossen. Nun verlangte der Senator Lambrechts, der eifrigste der Verfassungsfreunde, daß der Beschluß mit Erwägungen versehen würde. Allein Die, welche die Ungeduld der provisorischen Regierung, den Beschluß zu besitzen, kannten, bestimmten den Senat, denselben

der Regierung zuzustellen, wie er war, und sich zur Abfassung der Erwägungen morgen wieder zu versammeln.

Nach der Sitzung verfügte sich die ganze Versammlung zu Kaiser Alexander, wo sie erwartet waren. Talleyrand stellte sie dem Kaiser vor. Als Sprecher bezeugte Barthelemi, wie der Senat von der Mäßigung und dem Edelmuthe gerührt sei, den Se. Majestät gegen die Stadt Paris bewiesen. Der Beschluß des Senates hatte Alexander'n erheitert. Er empfing die Mitglieder mit ausgesuchter Freundlichkeit. Er versicherte sie, er wolle in Paris nur ihre Berathungen sichern. Es war, als spräche er mit Neid die folgenden Worte, die zugleich die Verfassungsfreunde durch das Versprechen seines Schutzes bezauberten: „Sie haben eine der ehrenvollsten Aufgaben, die edelgesinnte Menschen lösen können, nämlich das Glück eines großen Volkes zu sichern, indem Sie Frankreich die kräftigen und freisinnigen Einrichtungen geben, deren es bei dem jetzigen Stande seiner Aufklärung und Sittigung nicht entbehren kann. — Diesen Morgen", fügte er nach einer Pause hinzu, „hat mich die provisorische Regierung um die Freilassung aller in Rußland kriegsgefangenen Franzosen gebeten. Ich gewähre dies dem Senate." — Unter Worten des tiefsten Dankes entfernten sich die Mitglieder.

Die provisorische Regierung war schon mit einem Aufruf an die französischen Armeen beschäftigt, denen sie anzeigen wollte, daß sie ihres Eides entbunden seien. Von jetzt an, wurde darin den Armeen gesagt, könnte die Fahne Napoleon's sie nur gegen ihr Vaterland ins Feld führen; sie wurden an die Sorglosigkeit, womit Napoleon jederzeit seine Truppen vergeudet, erinnert, und ihnen das Vaterland vorgeführt, das sie inständig bat, seinen Leiden ein Ende zu machen. In Eile versendete die Regierung diesen Aufruf und den Beschluß des Senates nach allen Seiten, wo sie wirken konnten; und ihre Hoffnung blieb auf Marmont ruhen, in dessen Seele der Keim schon gelegt war, und dessen Beitritt, da er vor Fontainebleau Napoleon's

militairische Stellung deckte, doppelt wichtig geworden war. Von diesem Versuche auf die Armee mußte nun die provisorische Regierung die nächste große Förderung des Wechsels erwarten, für den Paris einstweilen von seiner Wichtigkeit verlor.

Als Alexander am folgenden Morgen von seinem Spazierritte nach Hause kam, fand er daselbst die Damen der Halle, die auf ihn gewartet hatten und ihm ein Blumensträuschen überreichen wollten; er nahm es ihnen aufs artigste ab.

Die royalistischen Zeitungen machten an diesem Tage einen Brief des Königs Ludwig XVIII. bekannt, worin dieser Vater seines Volkes beim Kaiser von Rußland schon vor einigen Wochen Fürbitte für die französischen Kriegsgefangenen eingelegt hatte, um die sich nun die provisorische Regierung ein Verdienst erworben haben sollte.

Da die Royalisten nun den Beschluß der Absetzung besaßen, zeigten die Volkshaufen, die mit ihnen schrien, sich frecher. Sie schaarten sich vor den öffentlichen Gebäuden zusammen, an denen noch Inschriften oder Zeichen des Kaiserthums zu zerstören waren. Unterdessen feilte der Senat selbst an den Erwägungen, auf welche der Senator Lambrechts jenen Beschluß erst gegründet wissen wollte. Es war ein Verzeichniß der Handlungen, durch die Napoleon die Verfassungsgesetze verletzt hatte: dazu gehörte die ganze Reihe seiner Kriege, die hätten gleich Gesetzen vorgeschlagen, berathen, beschlossen und bekannt gemacht werden sollen; ferner das Decret von Fismes, wodurch er, unbefugt zur Androhung von Todesstrafen, den Krieg für national erklärt hatte. Es sollte in diesem Urtheile eine Warnung für den König liegen. Der Senat freute sich, zuerst dem gestürzten Despoten sagen zu können, daß in einer constitutionellen Monarchie der Monarch nur kraft der Verfassung oder des Gesellschaftsvortrages die Gewalt hat.

Der Senat benutzte die Sitzung, an den großen Rest seiner Mitglieder, die zu erscheinen noch zögerten, auch selbst eine Einladung zu richten.

Auch der Gesetzgebende Körper, von dem ein großer Theil in Paris sich befand, versammelte sich an diesem Tage, und anerkannte und erklärte auch seinerseits die Absetzung Napoleon Bonaparte's und seiner Familie. Indem er es der provisorischen Regierung anzeigte, die ihn so spät eingeladen, erinnerte er sie, daß es in der Natur seiner Rechte und seiner Pflichten liege, an diesem großen Werke politischer Wiedergeburt Theil zu nehmen.

Achtzehntes Kapitel.

Napoleon und Marmont.

Napoleon hatte in seinem Palaste zu Fontainebleau das kleine Gemach bezogen, das er dort gewöhnlich bewohnte. Er hatte Niemanden um sich, als seinen treuen Bassano.

Er mußte seine Truppen erwarten. Denjenigen, die Paris vertheidigt hatten, wies er ihre Stellung hinter dem Bache von Essonne an. Marmont kam nach Fontainebleau. Er näherte sich verlegen und zugleich stolz und mißtrauisch in des Kaisers Absichten. Denn er hatte diesen noch nicht im Unglücke gesehen, wie zu St. Dizier die übrigen Marschälle. Allein Napoleon lobte ihn für seine schöne Vertheidigung der Hauptstadt. Es saß in Napoleon's Brust ein Schmerz um Frankreich, daß er für jeden Heldenmuth, zu Frankreichs Ehre bewiesen, erkenntlich wurde. So war es nicht in der Zeit gewesen, wo es das Glück war, das ihm seine Siege schenkte. Er verabredete mit Marmont, wie dieser seine Linie verschanzen sollte. Er sprach ihm von Caulaincourt, der in Paris noch einmal zu unterhandeln versuche. Marmont, dessen ganze Vorbereitung zum Widerstande durch diesen Empfang entwaffnet worden war, setzte sich aus den Reden des Kaisers ein Versprechen zusammen, das er mit sich fortnahm, als ob derselbe sich auf die Ver-

theidigung beschränken wollte, bis die Unterhandlungen zum Ziele geführt hätten.

Die übrigen Marschälle stellten sich kleinlaut in Fontainebleau ein, nur bekümmert um die Ereignisse in Paris, worüber sie begierig die geringsten Gerüchte auffingen. Napoleon benutzte den Verzug, den die Ankunft seiner letzten Truppen litt, um denen, die eingetroffen waren, eine neue Organisation zu geben. Wenn er vor der Linie hinritt, begrüßten ihn die Soldaten mit dem gleichen Zurufe, wie an den Tagen der Schlacht. Wie damals, war sein Antlitz ruhig, sein Blick nur auf Das gerichtet, was er eben ordnete.

War nun der Zeitpunkt gekommen, wo er Paris verachten und sich mit seiner Armee hinter die Loire zurückziehen sollte, um Frankreich dort zu vertheidigen? Napoleon dachte daran. Er schrieb davon an seine Gemahlin, die jetzt in Blois sein mußte. Aber auch der Gedanke, den Alliirten Paris zu entreißen, beschäftigte ihn. Als er nun auf einem Ritte zu den Vorposten erfuhr, wie in Paris sich Alexander feiern ließ, stand der Herrscher in ihm auf, der über die rebellischen Unterthanen augenblickliche Züchtigung verhängte. Ein rascher Zug auf Paris, was für Folgen mußte er nicht haben, wenn die Alliirten überrascht würden in der Stadt, die für sie ein Labyrinth war, die Officiere ferne von den Soldaten, durch die Lustbarkeiten der Hauptstadt zerstreut? Eine Feldschlacht durften die Alliirten, wenn sie Paris im Rücken hatten, nicht wagen. Noch ehe Napoleon entschlossen war, erriethen ihn die Soldaten seiner Garde. Was sie von den weißen Cocarden vernommen, hatte sie in Wuth gesetzt: allein sie kannten ihren Kaiser, sie faßten stille sich, an die furchtbare Arbeit zu gehen. Auch die Marschälle erriethen ihn. Wenn sie es dem Kaiser schuldig waren, sein Schicksal zu theilen, so wollten sie wenigstens dieses Unglückszuges sich weigern. Seit sie in Fontainebleau waren, hatten sie den Augenblick

nahe gesehen, wo sie dem Kaiser ihren Gehorsam beschränken müßten: nun waren sie über das rechte Maß mit sich einig geworden.

Napoleon, der schon in St. Dizier auf seine Marschälle geachtet hatte, berief sie am 2. April zu einem Kriegsrathe. Sie sprachen für einen Rückzug hinter die Loire. Es war indessen noch nicht nöthig, einen Entschluß zu fassen, da viel von dem Versuche abhing, den Caulaincourt in Paris fortzusetzen schien. Napoleon entschied, daß in den Umgebungen von Paris ferner manoeuvrirt werden solle.

Caulaincourt kam in der Nacht auf den 3. an. Er brachte Hoffnungen. Sogar die Eile, womit ihn seine Gegner von Paris entfernten, hatte ihm bewiesen, daß sie ihn wieder zu fürchten hatten. Er zählte nun dem Kaiser alle Gründe auf, aus denen er glaubte, daß eine Regentschaft vielleicht noch glücken, und der Thron dem Könige von Rom erhalten werden könnte. Caulaincourt wünschte also, daß sich der Kaiser möchte zur Abdankung entschließen, damit er mit derselben sogleich nach Paris umkehren könnte. Allein Napoleon fand, daß sich ein solcher Entschluß nicht plötzlich fassen lasse; er verweigerte Caulaincourt in diesem Augenblick jede Antwort. In Kurzem mußte er sich wieder an der Spitze von mehr als 50,000 Mann befinden: sein Plan war nicht aufgegeben.

Als am Morgen die Marschälle von Caulaincourt erfuhren, daß es sich um die Abdankung handelte, erschraken sie, die Ereignisse schon so weit vorgerückt zu sehen; aber die Abdankung sagte ihnen allen zu. Sie ersparte ihnen den Augenblick, wo sie sonst von Napoleon abfallen müßten. Das vermochte noch ihre Treue. Nur wünschten sie, wie Caulaincourt selbst, daß der Schritt bald geschähe: denn die Hauptstadt ließ ihnen keine Ruhe mehr. Nicht alle gedachten zwar von Napoleon abzufallen, um zu seinem Nachfolger überzugehen; es gab müde Krieger, die nur den ersehnten

Ruhestand vor Augen hatten. Diese wünschten aber, daß auch der Kaiser dem Schicksal, das sein Schlachtenleben endigte, sich unterziehen möchte.

Aber Napoleon konnte die ungeheuere Demüthigung Frankreichs nicht ertragen. Nur Eines drohte ihm die Waffe aus der Hand zu ringen: in dem Unglück, in welches er das Land gestürzt, war es ein grausames Wort der Feinde, daß sie nicht dem Lande haben übel gewollt, daß er und Frankreich nicht Eins seien. Er konnte es nicht glauben, eben jetzt, wo er nur für Frankreich litt, in sich nur Frankreich fallen sah. Es trieb ihn, die alten Krieger von der Garde zu fragen. Eine Musterung der Garde war auf diesen Tag veranstaltet. Nachdem der Kaiser dieselbe beendigt hatte, ließ er die ältesten Officiere, Unterofficiere und Soldaten hervortreten und einen Kreis um ihn schließen. Dann redete er sie ungefähr mit folgenden Worten an: „Der Feind hat uns drei Märsche abgewonnen, er ist vor uns in Paris angelangt. Unwürdige Franzosen, Emigrirte, denen ich verziehen hatte, haben die weiße Cocarde aufgesteckt, haben sich zu unseren Feinden geschlagen. Die Feiglinge! sie werden den Lohn dieses neuen Frevels empfangen! Ich habe den Frieden angeboten; ich habe die Eroberungen, die Frankreich gemacht, hingeben wollen: man hat Alles ausgeschlagen. Bald werde ich den Feind angreifen lassen; ich werde ihn zwingen, unsere Hauptstadt zu verlassen. Ich habe dazu auf euch gerechnet, habe ich recht gehabt?" — „Ja! Ja! riefen alle: Es lebe der Kaiser!" — „Unsere Cocarde ist dreifarbig: lieber untergehen, als ihr entsagen!" schloß Napoleon, und wie ein Schwur tönte der Beifall der Garde. Unter dem schauerlichen Rufe: Nach Paris! zogen die treuen Helden an ihrem Kaiser vorüber. Napoleon befahl, daß die Garde an demselben Abend nach Essonne aufbreche. Er erwartete zwar von den Marschällen noch Widerstand zu erfahren. Auch der Gedanke an die Abdankung hatte in ihm um sich gegriffen. Aber sein Wille war noch stark; er ging vorwärts bis an die Ausführung.

Diejenigen, welche den Vorsatz hatten, dem Zuge auf Paris zu widerstehen, besprachen sich nun überall in der größten Aufregung, obgleich die Anrede an die Garde eben nicht schreckhaft war. Wenn der Kaiser noch seine frühere Seelenstärke besäße, so hätte er nicht gesagt, was er thun wollte; er hätte es gethan.

Gegen die Nacht marschirte wirklich die Garde durch den Wald von Fontainebleau ab. Der Mond beleuchtete den stillen Zug dieser Soldaten, die, ihrer zwanzig Jahre Siege eingedenk, gefaßt waren, den Tod unter den Mauern von Paris oder unter seinen Trümmern zu finden.

Marmont hatte diesen Tag in inneren Kämpfen zugebracht. Er erhielt nämlich des Morgens den Beschluß des Senates, wodurch die Armee ihres Eides gegen Napoleon entbunden wurde, nebst Briefen von Bourrienne und Dessoles, die ihm von der Sache des Vaterlandes sprachen. Dessoles hatte sich selbst der Bewegung der Hauptstadt schon angeschlossen. Marmont war damals über den Plan Napoleon's, auf Paris zu marschiren, aufgebracht. Er fühlte nur den Vorwurf gegen seine Capitulation, die darin lag. Er glaubte sich den Einwohnern, die ihm für diese Capitulation Dank wußten, verpflichtet, sie auch ferner zu bewahren. Dann wiederholte er sich das Versprechen, das er vom Kaiser zu besitzen meinte, und sagte sich, er sei frei, sich nur von der Rücksicht aufs Vaterland bestimmen zu lassen.

Eine zweite Sendung erhielt er von Chevilly, wo sich das Hauptquartier Schwarzenberg's befand, der seine Armee gegen die französische zusammengezogen hatte. Es waren die sämmtlichen Aktenstücke von Paris und die Zeitungen der letzten Tage und eine an ihn gerichtete Einladung der provisorischen Regierung, daß er sich unter die Fahnen der guten französischen Sache stelle. Schwarzenberg, der Beides geschickt hatte, bat ihn in einigen beigelegten Zeilen, das Blut seiner Tapferen nicht neuerdings zu vergießen. Marmont war zum Voraus aufgelegt, von Dem sich einnehmen

zu lassen, was die Hauptstadt thäte, für die er sich geschlagen und im Herzen mit Napoleon gebrochen hatte. Darum ergriffen ihn nun alle diese Berichte von der Bewegung von Paris; und es bestach ihn, daß an ihn die Einladung gerichtet wurde, die Armee mit dem Volke zu versöhnen. Er sah sich aufgefordert, zugleich dem Feldzuge und der Revolution ein Ende zu machen. Wenn er die Armee wieder national gemacht hätte, würde er dadurch nicht die Schmach der fremden Besetzung abgekürzt haben? Oder konnte der Krieg, auf den Napoleon sann, noch etwas Anderes als ein Werk der Rache sein? Mußte Jemand, der ebenso kühl jetzt die Lage des Vaterlands prüfte, als er selbst sich aufgeregt fühlte, nicht zu demselben Ergebniß kommen? Am meisten ließ sich Marmont indessen durch den Gedanken an die Hauptstadt und an seine Truppen bestimmen. Immer hatte er sich in seinem Kriegsleben durch die Sorge ausgezeichnet, die er für seine Truppen und für die ihm anvertrauten Städte trug. Aus demselben Grunde hatte er die Capitulation geschlossen, und so hatte er eigentlich keinen neuen Entschluß mehr zu fassen. Der Übergang der Armee war übrigens eine Angelegenheit, die den andern Marschällen mit ihm gemein war, und wozu er sich gerne mit ihnen verbunden hätte, wenn er nur der Gesinnungen Aller gewiß gewesen wäre. Er ließ wenigstens, was von Paris für sie bei seinen Vorposten anlangte, nach Fontainebleau durchreisen. Er fand die höheren Officiere seines eigenen Corps, die er, zwei ausgenommen, in das Geheimniß zog, alle ihm zu folgen bereit.

In der Nacht schickte er den Absetzungsbeschluß an den Kaiser selbst. Am Morgen war er, wie es scheint, entschlossener; oder die Nähe des Anschlages Napoleon's entschied ihn, keine Zeit mehr zu verlieren. Er schrieb an Schwarzenberg: er wäre geneigt, zu einer Annäherung zwischen der Armee und dem Volke beizutragen, wodurch der Bürgerkrieg verhütet und dem Vergießen des franzö-

fischen Blutes Einhalt gethan würde. Er stehe also bereit, mit seinen Truppen die Armee des Kaisers Napoleon zu verlassen, unter folgenden Bedingungen, deren schriftliche Zusicherung er verlange. „Art. 1.: Ich, Karl, Fürst von Schwarzenberg, Marschall und Oberbefehlshaber der alliirten Armeen, verbürge allen französischen Truppen, welche in Folge des Senatsbeschlusses vom 2. April die Fahnen Napoleon Bonaparte's verlassen werden, daß sie frei und ungehindert, mit Waffen, Gepäck und Munition, und mit derjenigen Achtung und den militairischen Ehrenbezeugungen, welche sich die alliirten Truppen wechselseitig schuldig sind, ihren Rückzug nach der Normandie nehmen können. Art. 2.: Daß, wenn in Folge dieser Bewegung die Kriegsereignisse Napoleon Bonaparte's Person in die Hände der Alliirten fallen ließen, ihm sein Leben und seine Freiheit in einem gewissen Terrain und in einem, nach der Wahl der alliirten Mächte und der französischen Regierung in gewisse Grenzen eingeschlossenen Lande garantirt werden solle." Die Antwort, die er von Schwarzenberg erhielt, begann mit Glückwünschen zu dem Eifer, womit er der Einladung der provisorischen Regierung folge. „Ich bitte Sie zu glauben", hieß es am Schlusse, „daß ich besonders die Zartheit des Artikels, den Sie verlangen, und den ich annehme, betreffend die Person Napoleon's, gewürdigt habe. Nichts zeugt besser von dem schönen Edelmuthe, der den Franzosen eigen ist, und der insbesondere den Charakter Ew. Excellenz auszeichnet." — Obgleich nun der Schritt gethan war, scheint doch der Umstand, daß Marmont noch nicht seine Bedingungen, wie er sie gestellt hatte, als Urkunde von Schwarzenberg zurückerhalten hatte, seiner Ungewißheit eine neue Frist gegönnt zu haben. Der Abzug der Truppen blieb ohnehin am besten auf die Nacht verschoben. Vielleicht daß er vorher noch den andern Marschällen eine Anzeige davon machen könnte! So verging für Marmont der 4. April.

Die Entsetzung war an diesem Tage in Fotainebleau bekannt. Die Marschälle waren beisammen. Jeder von ihnen hatte von seinen Freunden, seiner Familie Briefe bekommen. Ney redete heftig: er habe dem Vaterlande seit längerer Zeit gedient, als dem Kaiser; wenn er dem Kaiser gedient habe, so sei es um des Vaterlandes willen gewesen. Die zugängliche Seele dieses Kriegers hatte die Stimmen der Seinen vernommen. Die Marschälle beschlossen, vom Kaiser die Abdankung zu fordern. Ney, in der Schlacht der unbedenklichste, sollte ihr Wortführer sein.

Obgleich dem Kaiser seine Entsetzung bekannt sein mußte, sah man ihn nichts an seinen Maßregeln ändern. Es wurde vielmehr angezeigt, daß das Hauptquartier vorrücken werde. Um Mittag wurde noch die gewöhnliche Parade im großen Schloßhofe gehalten. Nach derselben stieg der Kaiser mit allen seinen Marschällen und seinen Ministern in den Saal hinauf. Es war der entscheidende Augenblick. Ney ergriff das Wort. Er entwarf eine Schilderung von dem Zustande des Reiches. Er war schonungslos. Nur in seinem Poltern verrieth sich noch einige Anhänglichkeit. Endlich erklärte er, daß die Abdankung zur Nothwendigkeit geworden sei. — „Ist das die Meinung der Generale?" fragte Napoleon. Er sah es an allen Gesichtern. — — „Ist es der Wunsch der Armee?" „Ja, Sire!"

Napoleon schrieb seine Abdankung:

„Da die alliirten Mächte verkündet haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hinderniß für die Herstellung des Friedens in Europa sei, so erklärt der Kaiser Napoleon, seinem Eide getreu, daß er bereit ist, vom Throne zu steigen, Frankreich zu verlassen und selbst das Leben zu opfern für das Wohl des Vaterlandes, welches unzertrennlich ist von den Rechten seines Sohnes, von

denen der Regentschaft der Kaiserin und von der Erhaltung der Gesetze des Reichs.

Gegeben in unserem Palaste zu Fontainebleau, den 4. April 1814.

Napoleon."

Sogleich sollte nun Caulaincourt mit dieser Erklärung nach Paris reisen. Napoleon hieß den Marschall Ney seinen Minister begleiten. Er wollte ihnen auch Marmont mitgeben. Sein ältester Waffengefährte, meinte er, dürfe bei diesen Unterhandlungen für seine Familie nicht fehlen. Es wurde ihm aber bemerkt, daß, da an der Unterhandlung die Armee Theil nehmen sollte, es zweckmäßig wäre, einen Mann, wie Macdonald, zu senden, von dem man wisse, daß er weniger in seiner Gunst gestanden. Napoleon ernannte also Macdonald zu seinem dritten Bevollmächtigten. Doch sollten die Drei in Essonne Marmont selbst urtheilen lassen, ob es nicht besser wäre, er bliebe bei seinem Corps: hinge er aber an der Sendung, die das Vertrauen des Kaisers für ihn bestimmt habe, so würden ihm seine Vollmachten nachgeschickt werden.

Nachdem die Abgeordneten abgereist waren, schrieb Napoleon an die Kaiserin. Er wünschte, daß sie ihrer und ihres Sohnes wegen an ihren Vater einen Boten sendete. Dann, ermüdet von den Erschütterungen dieses Tages, verschloß er sich in sein Cabinet.

Marmont war betreten über die plötzliche Abdankung des Kaisers. Er erzählte den Marschällen von seinen Unterhandlungen mit Schwarzenberg; versicherte aber, wegen des Mangels an einer eigentlichen Urkunde, daß noch nichts abgeschlossen sei. Caulaincourt fand, daß die Theilnahme des Marschalls um so nützlicher für ihre gemeinsame Unterhandlung sein könne, und wünschte, daß er sich anschlösse. Marmont, der befürchtete, sein Versprechen ungeachtet der Abdankung halten zu müssen, wenn er beim Heere bliebe, übergab den Befehl dem General Souham,

mit dem Verbote, vor seiner Rückkehr eine Bewegung zu machen, und folgte den Abgeordneten. Sie reisten durchs Hauptquartier Schwarzenberg's, wo sie sich Pässe nehmen mußten. Marmont besuchte den Feldmarschall und erklärte ihm, daß er nach dem entscheidendenden Ereignisse, das er ihm mittheilte, sein Versprechen zurücknehmen zu dürfen glaube. Schwarzenberg soll seine Handlungsweise völlig gebilligt haben.

Neunzehntes Kapitel.

Unterhandlungen über die Regentschaft.

Obgleich Napoleon's Anhänger in Paris schon am 3. April zeigten, daß sie auf den Angriff desselben hofften, hatte noch an diesem Tage, gleichmäßig mit den Besorgnissen der Fürsten, der Übermuth der Royalisten sich gesteigert. Chateaubriand's Schrift war erschienen: für die große Menge, die nur zögernd die Umwälzung mitmachte, war sie zwar auf einmal zu viel gewesen und hatte sie eher abgestoßen; dennoch kam den Royalisten die Übertreibung ihrer eigenen Gefühle, die darin enthalten waren, wie ein Sieg vor. In der Kirche St. Sulpice wohnten sie einem Gottesdienste bei, wo die Sache des Thrones gesegnet wurde. Dabei pochten sie auf die wachsende Stärke ihrer königlichen Garde, sodaß sie nur noch mit Unwillen von den Revolutionsmännern redeten, die sich der Monarchen bemächtigt und noch immer die ersten Plätze inne hatten.

Eine Wirkung der Ereignisse, die anfing sich einzustellen, erweiterte den Kreis der Bewegung. Der Einzug der Alliirten war Vielen das Anzeichen eines allgemeinen Glückswechsels gewesen. Was sie in den ersten Tagen aus Mißtrauen versäumt hatten, das holten sie jetzt hastig ein, ohne die neue Gefahr zu sehen. Den Beamten drängte

dies zum Übertritte. Die Gerichte, die verschiedenen Klassen der Advokaten der Hauptstadt gaben in öffentlichen Erklärungen dem Geschehenen ihren Beifall, und der Einfluß der Royalisten vermochte über sie, daß die einen, anstatt der Senatsbeschlüsse, sich zu demjenigen der Municipalität bekannten, die andern, wenn sie dem Senate dankten, daß er sie des Eides der Treue entbunden, ihn doch an die Nachkommen von Henri IV. erinnerten.

Unterdessen war die provisorische Regierung um den Kaiser Alexander bemüht, der über das neue Aufleben des Krieges verstimmt war. Die Sorge für die alliirten Heere, unter denen die Erbitterung des Landvolks schon eine bedenkliche Verwüstung angerichtet hatte, erforderte, daß überall die Feindseligkeiten ein schleuniges Ende nähmen. Auch hatte nun die Einwendung, welche die Alliirten gegen die Bourbonen gemacht, daß die Armee so fest an dem Kaiser hinge, wieder die größte Kraft erhalten, und wurde bei Alexander's Unmuthe nur halb entkräftet durch die Betrachtung, wie verderblich es wäre, wenn Napoleon seinen Thron gerade der Ergebenheit der Armee zu danken hätte, und auf diese seine künftige Herrschaft bauen müßte. Einige Augenblicke drohte eine Schlacht um die Stadt, so daß die Frage aufgeworfen wurde, ob in diesem Falle der Aufenthalt in Paris für die Monarchen ein zweckmäßiger wäre. Die Unterhandlungen mit Marmont gaben wieder Hoffnung. Indessen wollte sich nun die provisorische Regierung, jede Umkehr zu verhüten, schnell vom Senate die Anerkennung Ludwig's XVIII. verschaffen. Zu dem Ende mußte in der Verfassung dem Sinne des Senates willfahrt werden; ja, es ließ sich von dieser Behörde nur eine Berufung des Königs kraft der Verfassung erwarten. Die provisorische Regierung lud also die Senatoren Lebrun, Lambrechts, Destut-Tracy, Emmery und Barbé-Marbois ein, einen Verfassungsentwurf zu bearbeiten. Aus Rücksicht auf den Senat entschloß sie sich sogar, die Zudringlichkeit der Royalisten zurückzuhalten. Sie machte bekannt,

daß die kaiserlichen Wappen und Zeichen überall durch die Angestellten der Behörden abgenommen werden sollten, ohne daß sich der Eifer irgend eines Einzelnen darein zu mischen habe, und daß kein öffentliches Blatt und keine Adresse schimpfliche Ausdrücke gegen die gestürzte Regierung enthalten dürfe. Sie erklärte, daß sie nur die Nationalgarde anerkenne, und daß der Eifer, der schon jetzt andere Corps errichten wolle, nur dem Fortgange der bisherigen Maßregeln und der Einigkeit schaden könne.

Die Anhänger des Kaisers waren am 4. ohnehin frecher geworden. Sie wurden fast übermüthig, als sie durch diese Bekanntmachungen das Zittern der Verräther zu erfahren glaubten. Paris sei nicht Frankreich, drohten sie den Royalisten. Diese sahen sich auf den Straßen beschimpft, ihre Anschläge an den Mauern abgerissen. Sie fanden sich beinahe wieder vereinzelt: eine plötzliche Niedergeschlagenheit hatte ihre Partei befallen.

Abends hielt die provisorische Regierung eine Zusammenkunft mit der Verfassungscommission, der auch Nesselrode und andere einflußreiche Personen beiwohnten. Die Commission hatte mit Keckheit gearbeitet, da sie Alexander's Vorliebe für die Einrichtungen der Freiheit und die Noth der Regierung kannte. Der Entwurf, den sie brachte, war die vollständige Ausführung der Garantien, die sich der Senat, bevor er die provisorische Regierung einsetzte, ausbedungen hatte. Theils sollten die alten Wünsche, um welche des Kaisers Despotie die Freunde constitutioneller Freiheit betrogen hatte, endlich verwirklicht werden, damit die Umwälzung zur Befreiung würde; theils der Gewinn, den Revolution und Kaiserreich dem Bürger gebracht, der Rang und die Reichthümer, womit sie ihre Günstlinge ausgestattet hatten, vor dem König gesichert bleiben. Da die Bürgschaften der letztern Art geeignet waren, die Umwälzung zu erleichtern, so ermunterte Talleyrand die Senatoren zu Allem, was sie darunter aufnehmen wollten, und redete ihnen sogar die Bedenken, die sie gegen ihre eigene

Ausstattung trugen, mit dem Staatswohle aus. Ein lebhafter Streit erhob sich aber zwischen Lambrechts und dem Abbé von Montesquiou, der die Anmaßung strafte, womit diese Republikaner sich einbildeten, sie hätten Ludwig XVIII. die Krone erst zu übertragen, und ihnen mit Wärme die monarchischen Grundsätze entwickelte, zu denen Frankreich jetzt zurückkehre. Die Ansicht Talleyrand's war, man müsse, da Bonaparte noch zu fürchten war, Alles aufopfern, um vom Senate die Anerkennung des Königs zu erhalten. Man schied, nachdem man eine zweite Zusammenkunft auf den nächsten Tag angesetzt hatte.

Die Abgeordneten Napoleon's befanden sich beim Kaiser von Rußland. Die gefürchtete Stunde, welche die Mitglieder der provisorischen Regierung auf einmal zu Hochverräthern machen konnte, war also zu früh gekommen, als daß ihr dieselben durch die Anerkennung des Königs, die sie beim Senate beschleunigten, hätten begegnen können. Eine Anzahl Personen, die mit der Regierung gewagt hatten, warteten nun in ihrer Gesellschaft, und wenige blieben, da sich die Audienz in die Länge zog, die nicht erblaßten.

Caulaincourt und die Marschälle fanden den Kaiser Alexander, dem ihre Nachricht von Napoleon's Abdankung das Herz erleichtert hatte, in der günstigsten Stimmung. Er schien auch die Bedingung, daß eine Regentschaft eingesetzt würde, bereitwillig aufzunehmen, da sie alle dieselbe unterstützten. Macdonald redete im Namen der Armee aufs nachdrücklichste; er erinnerte den Kaiser an seine Erklärung, daß er Frankreich keine Regierung gegen dessen Willen auflegen werde. Indessen besann sich Alexander auch seines alten Entschlusses, Napoleon und seine Gemahlin zu entthronen, den nur die Besorgnisse der letzten Tage verwirrt hatten. In dieser Audienz konnte er den Marschällen und Caulaincourt keinen Abschlag geben; um sich in seiner eigenen Umgebung bestimmen zu lassen, entließ er sie mit dem Bescheide: er müsse sich noch mit dem

König von Preußen besprechen. Die Abgeordneten traten ab, indem die Mitglieder der provisorischen Regierung sie beim Kaiser ablösten. In bekümmerter Haltung traten sie unter die Versammlung des Vorzimmers. In Macdonald wallte der Zorn auf, als sich der General Beurnonville an ihn wendete: er kündete dem Treulosen seine dreißigjährige Freundschaft auf. Die Abgeordneten begaben sich nach der Wohnung Ney's.

Die Mitglieder der provisorischen Regierung stellten sich, im Begleite von Dessoles, dem Kaiser von Rußland als Leute vor, die er aufopfern würde, wenn er den Abgeordneten Napoleon's Gehör schenkte. Nur auf seine Worte hin seien sie so weit gegangen. Das Übel war, daß man, schlug man Napoleon's Anerbieten aus, wieder in die vorige Unruhe über dessen Verzweiflung zurückfallen mußte. Talleyrand setzte durch die Kraft in Erstaunen, womit er alle Gründe der Politik vortrug, um den Kaiser von dem verderblichen Gedanken einer Regentschaft abzubringen. Ebenso feurig, als Macdonald, sprach als Militair der General Dessoles, und erbat sich vom Kaiser, als letzte Gunst, einen Paß für sich und seine Familie, um sich in irgend einem Winkel Europas vor Napoleon's Rache zu bergen. Alexander beruhigte ihn über seine Sicherheit: da er indessen soeben geantwortet hatte, er werde sich mit dem König von Preußen besprechen, so gab er auch der provisorischen Regierung noch kein Versprechen.

Napoleon's Abgeordnete warteten in der Wohnung Ney's, als einer von Marmont's Adjutanten hereintrat und dem Marschall anzeigte, daß seine Truppen ihre Stellung verlassen hätten. General Souham, der sie befehligte, war über das Hin- und Herreiten von Officieren aus Napoleon's Generalstab so unruhig geworden, daß er, Alles verrathen glaubend, eilig die Officiere, die im Geheimniß waren, versammelte und mit ihnen beschloß, alles Widerstandes des Adjutanten ungeachtet, ohne Verzug aufzubrechen. Sie waren nach Versailles abgezogen. Bestürzt

fuhr Marmont auf; er soll zu den Marschällen gesagt haben, er wolle seinem Corps entgegeneilen und es aufhalten. Die Bevollmächtigten aber verfügten sich eilends zum Kaiser Alexander, der sie in Gesellschaft des Königs von Preußen und der provisorischen Regierung empfing. Sie erneuerten ihr Gesuch, und diesmal war es Ney, der es ertrotzen zu wollen schien. Allein Alexander theilte ihnen zum Beweise, daß sie nicht mehr im Namen der Armee sprechen dürften, die Nachricht von Marmont's Übergang mit. Dies Ereigniß, — sagte er dann auf eine Weise, die seinen früheren Entschluß ungewiß lassen zu sollen schien, — dies Ereigniß ändere Alles: es bleibe nur eine unbedingte Abdankung übrig. Hingegen sprach er über Napoleon's künftiges Loos die großmüthigsten Absichten aus. Zwischen den Monarchen und der provisorischen Regierung war, da sie theils den Kaiser noch fürchteten, theils das Gewissen seiner Marschälle zu beruhigen wünschten, von dem Fürstenthum der Insel Elba die Rede gewesen. Macdonald versetzte aber, der Kaiser habe ihnen verboten, etwas für ihn zu verlangen. Darauf bezeugte Alexander seine Achtung vor Napoleon und äußerte: wenn Napoleon ein Asyl in seinen Staaten annehmen wollte, so würde er dort mit der gebührenden Auszeichnung aufgenommen werden. Ehe die Abgeordneten nach Fontainebleau zurückkehrten, verlangten sie zur Fortsetzung der Unterhandlungen einen Waffenstillstand von achtundvierzig Stunden, sei es, daß sie für Napoleon's nun entblößte Stellung fürchteten, sei es, daß sie den Anschlägen seiner Verzweiflung für die ersten Augenblicke begegnen wollten. Sogleich wurde Schwarzenberg davon in Kenntniß gesetzt, mit dem sie auf ihrer Rückkehr die Sache ins Reine bringen sollten.

Marmont hatte sich, aus der Umgebung der Marschälle entfernt, eines Andern besonnen. Was geschehen war, ließ sich nicht rückgängig machen. Der Hochsinn forderte, daß er auf sich die Schuld nehme. Es fehlte ja

nur, daß Alexander seinen Abschlag schon ausgesprochen hätte, und den Gründen, aus denen er noch gestern mit Schwarzenberg unterhandelt hatte, war alle ihre Kraft wiedergegeben. Er schrieb also einen Tagsbefehl, worin er seinen Truppen erklärte: sie seien die Soldaten des Vaterlands und haben sich nach der öffentlichen Meinung zu richten; diese habe ihm befohlen, sie dem Kriege, der keinen Zweck mehr habe, zu entziehen. Dann fuhr er selbst nach Versailles hinaus.

Die Soldaten waren dort halb im Aufruhr angekommen. Sie hatten von Essonne zu einem nächtlichen Überfalle aufzubrechen gemeint, bis sie an dem Feinde irre wurden, der überall in einiger Entfernung sich wach zeigte und, ohne etwas gegen sie vorzunehmen, sie nur zu begleiten schien. Mit dem Rufe, sie seien verrathen, waren erst einige Unterofficiere, dann die Polen, die zum Corps gehörten, ausgerissen und gegen Fontainebleau zurückgelaufen. Das übrige Corps gerieth unter immer lauterem Murren in eine Auflösung, daß das ganze Ansehen der Officiere nöthig war, um es in einiger Ordnung nach Versailles zu führen. Anstatt sie zu besänftigen, brachte hier der Tagsbefehl, der alle Zweifel benahm, den Unwillen der Truppen zum vollen Ausbruch, die nun in wildem Ungehorsam auseinander wogten. Die einen der Generale eilten dem Marschall entgegen: dieser schickte einen Adjutanten mit dem Befehl voraus, die Truppen in Reihe und Glied treten zu lassen. Es gelang, die Zerstreuten zu sammeln. Plötzlich brach — das Gerücht lief, man habe sie gerufen, weil die Russen sie entwaffnen wollen — das fürchterlichste Toben aus, und es begann ein Brechen der Degen, ein Abreißen der Epauletten, ein Wegwerfen der Waffen; Schüsse fielen auf die herbeieilenden Generale. Da sprengte der Marschall heran und rief in das Getümmel: ob sie ihn nicht mehr kennten? ob er denn nicht mehr ihr Camerade sei? ob er nicht zwanzig Male unter ihnen verwundet worden? nicht ihre Strapazen, ihre Entbehrungen

getheilt? ob er dann nicht bereit sei, es noch zu thun? Diese Anrede und sein Zorn über das Wort Verrath stillten etwas den Aufruhr. Man rief wieder: Es lebe der Marschall! Die höheren Officiere wußten die Truppen nach und nach zu theilen und nach ihren Cantonirungen zu leiten.

Marmont kehrte am Abend ins Hotel Talleyrand zurück, für das er sich aufgeopfert hatte. Er trug mit Ergebung alle Verantwortlichkeit einer That, die er noch in der Hand zu halten geglaubt, als ihm fremde Fehler sie entrissen. Er wußte, daß er, wie man auch dieselbe benutzen werde, es müsse geschehen lassen. Der Held, der noch jüngst, auf der Neige der Schlacht von Paris, an seinen unbefleckten Kriegsruhm sein Leben gesetzt hatte, fühlte sich jetzt groß im Bewußtsein einer That der Menschlichkeit, um deren willen er vielleicht seinen guten Namen verloren hatte. So saß er im Kreise der Gefährten Talleyrand's, die sich in dankbarer Aufmerksamkeit um ihn bemühten. Sie hatten wegen des Aufruhrs der Truppen noch peinliche Angst gelitten. Jetzt entsprang dem Gespräch sogar der Wunsch, daß die Armee auch die weiße Cocarde nehmen möchte. Marmont erklärte: wenn er seinem Corps habe begreiflich machen können, daß es Frankreich vor Allem dienen müsse, so stehe er hingegen nicht dafür, daß er es auch bestimmen könnte, die Farben aufzugeben, welche die Franzosen zwanzig Jahre lang zum Siege geführt. Auf ihn solle man nicht zählen für Etwas, das er für unmöglich halte und den Interessen Frankreichs zuwider. Bald hatte sich die ganze Versammlung zu der Ansicht des Marschalls bekannt. Ein Artikel wurde für den Moniteur aufgesetzt, worin die weiße Farbe als ein Vereinigungszeichen, nur in den ersten Tagen nöthig, bezeichnet wurde, nach denen man wieder zu den nationalen Farben zurückkehren solle. Marmont setzte Werth auf diese Anzeige: im nächsten Moniteur mangelte sie.

Caulaincourt und die beiden Marschälle, indem sie nach Fontainebleau zurückkehrten, waren entschlossen, vom

Kaiser die unbedingte Abdankung zu verlangen. Es war auch Caulaincourt, der nun bis ans Ende getreulich unterhandelt hatte, auch Macdonald, den erst das Unglück dem Kaiser genähert, deutlich geworden, daß nichts Anderes mehr möglich war. Ney verband damit wieder seinen vorigen Trotz gegen den Kaiser, dessen Abschlag er fürchtete. Ihm lag Marmont im Sinne, und es ist wahrscheinlich, daß man in Paris, wo es bekannt gewesen, daß die Abdankung Napoleon's vorzüglich seiner Keckheit zu verdanken war, die Sache des Vaterlandes auch ihm ans Herz gelegt hatte.

Napoleon hatte in der Nacht vor diesem Tage Marmont's Abmarsch erfahren, seines ältesten Waffengefährten Verrath. Er war, als er nicht mehr daran zweifeln durfte, in ein langes Stillschweigen versunken. „Der Undankbare!" waren dann seine einzigen Worte gewesen: „er wird unglücklicher sein als ich!" Er gab Befehl, daß die entblößte Stellung wieder gedeckt werde. Später war er zur Klage gestimmt. In einem Tagsbefehl vertraute er sie seiner Armee. Er dankte den Truppen für ihre Anhänglichkeit an ihn, und besonders dafür, daß sie anerkennten, Frankreich sei in ihm und nicht in dem Volke der Hauptstadt. Der Soldat folge dem Glück und dem Unglück seines Generals, seiner Ehre und seiner Religion. — Der Herzog von Ragusa habe diese Gesinnung seinen Waffenbrüdern nicht eingeflößt: er sei zu den Alliirten übergegangen. Der Kaiser könne sich die Bedingung nicht gefallen lassen, unter der er diesen Schritt gethan; er könne nicht das Leben und die Freiheit von der Gunst eines Unterthanen annehmen. Der Senat habe sich erlaubt, über die französische Regierung zu verfügen. Er habe vergessen, daß es der Kaiser gewesen, der einen Theil seiner Mitglieder aus den Stürmen der Revolution gerettet, den andern aus der Verborgenheit gezogen und geschützt habe vor dem Hasse der Nation; er erröthe nicht, dem Kaiser Vorwürfe zu machen, ihn sogar der List zu beschuldigen, deren

er sich gegen ihn bedient habe. Die ganze Welt wisse, daß der Kaiser solcher Künste nicht bedurft. Ein Wink sei ein Befehl gewesen für den Senat, der immer mehr gethan, als man von ihm gewünscht habe. Von der Klage einer brechenden Seele ging Napoleon zur Verachtung dieser Menschen, die, so lange sein Glück gedauert, ihm treu geblieben, zum stolzesten Selbstgefühl über. Als er ihn geschrieben, behielt er diesen Tagsbefehl zurück. Den ganzen Tag, bemerkte man, blieb Napoleon träumerisch. Nur soll er gesagt haben, er erwarte nichts von der Sendung der Marschälle. Er sah wohl mit Beklommenheit der Annahme seines Anerbietens entgegen.

Als nun die Abgeordneten ihm ihren Bericht erstatteten, erklärte er zuerst die Unterhandlungen für abgebrochen und schien aus allen den Hindernissen, womit man seit einigen Tagen seine Entschlüsse umfing, sich frei machen zu wollen. Jedoch mögen seine Äußerungen nicht die ihm sonst eigene Entschiedenheit bewiesen haben. Wenigstens behielten die Abgeordneten Hoffnung, ihn am folgenden Tag zur Abdankung bestimmen zu können. Ney schrieb dies noch in derselben Nacht an den Präsidenten der provisorischen Regierung, und erzählte von sich selbst, wie er eingesehen, daß, um dem Vaterlande den Bürgerkrieg zu ersparen, den Franzosen nichts mehr übrig bleibe, als die Sache ihrer ehemaligen Könige zu ergreifen.

Den Truppen war der Glaube, sie werden auf Paris marschiren, noch nicht ganz benommen worden. Doch konnte ihnen nicht entgehen, daß ein Verschub eingetreten war. Als Marmont's Verrath durch die Ausreißer bekannt wurde, schwebten viele Officière vor dem Argwohn der Soldaten in Gefahr. Bald wurde aber auch die Abdankung des Kaisers bekannt, wegen deren die Marschälle in Paris gewesen, und wie der Kaiser sich selbst aufgab, fühlten sich die Soldaten entmuthigt.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Verfassung des Senates und der Abfall von Napoleon.

Kaiser Alexander hatte in Paris seinen ehemaligen Lehrer Laharpe wiedergefunden. Dieser, der sich glücklich schätzte, daß unter dem Schutze seines kaiserlichen Zoglings die freien Ideen in die Verfassung Frankreichs aufgenommen werden durften, benutzte seine Stellung, um die Bemühungen des Agenten Ludwig's, des Abbé von Montesquiou, zu vereiteln. Am 5. April setzte er die einflußreichsten Verfassungsfreunde des Senats, mit denen er vertraut war, von der Lage, die ihnen so günstig war, in Kenntniß. Die Angst, welche die provisorische Regierung vor Alexander's Entschlusse litt, der Dank, den sie ihm darauf schuldig war, konnten den Senat zu größerer Keckheit ermuntern; die neue Gefahr eines Überfalls Napoleon's und der Wunsch, nach Ney auch die festeren Marschälle zu gewinnen, gaben seiner Verfassung neuen Werth für die Regierung. Auch die Klugheit rieth dem Senat zu eilen; denn die Erklärungen von Pariser Behörden für den König hatten sich auch diesen Tag wieder vermehrt. Am 6. versammelte sich der Senat und übergab den Entwurf, der ihm, obgleich er schon größtentheils von Senatoren herrührte, im

Namen der provisorischen Regierung vorgelegt worden war, einer von ihm selbst gewählten Commission. Diese verwarf, der Revolution zu Ehren, die royalistische Erdichtung von einem Königthum, das niemals unterbrochen gewesen wäre, und bestimmte auf folgende Weise die Berufung des Königs: „Diese Verfassung wird der Annahme des französischen Volkes unterworfen, in derjenigen Form, die angeordnet werden wird. Louis Stanislas Xavier wird als König der Franzosen ausgerufen werden, sobald er dieselbe beschworen und durch einen Act unterzeichnet haben wird, der also lautet: Ich nehme die Verfassung an; ich schwöre, sie zu beobachten und ihr Beobachtung zu verschaffen. Dieser Eid wird bei der Feierlichkeit wiederholt werden, wo der König den Eid der Franzosen empfangen wird."

Noch am gleichen Tage nahm der Senat die neue Verfassung an.

Die alten Wünsche der Freunde constitutioneller Freiheit waren darin verwirklicht. An der Gesetzgebung sollten König, Senat und Gesetzgebender Körper Theil nehmen, alle drei auch des Rechtes des Vorschlages theilhaft. Der Vorschlag zu Abgaben durfte nur im Gesetzgebenden Körper gemacht werden. Wenn der König diesen aufgelöst hätte, so sollte ein neuer spätestens in drei Monaten gebildet werden. Die Mitglieder des Gesetzgebenden Körpers sollten von Wahlcollegien gesendet werden, seine Sitzungen öffentlich, seine Berathungen frei sein. Keines seiner Mitglieder sollte eingezogen werden dürfen, ohne daß er es gestattet, kein Senator ohne Einwilligung des Senats, der richterlichen Gewalt war ihre Unabhängigkeit vorbehalten: die Richter sollten vom Könige gewählt werden nach Vorschlägen der Gerichte selbst, auf Lebenszeit und unentsetzbar. Außerordentliche Gerichte waren ausgeschlossen, die Geschwornengerichte und die Öffentlichkeit der Verhandlungen in Criminalfällen gerettet. Bei der Unverletzbarkeit der königlichen Person sollten alle Acte der Regierung durch einen der Minister unterzeichnet sein: denn diese waren verantwortlich.

Freiheit des Gottesdienstes und der Gewissen, Freiheit der Presse, allgemeines Petitionsrecht; ebenso daß die Abgaben für Alle verhältnißmäßig gleich groß, und daß alle Franzosen wählbar zu allen Civil- und Militairstellen seien, alle die Grundsätze waren festgestellt.

Um die neuen Zustände an die bisherigen anzuknüpfen, waren folgende Bestimmungen durch die Verfassung ausbedungen. Wie die Königswürde, nach Erstgeburtsrecht, auf die männlichen Erben überging; wie der alte Adel, der seine Titel wieder erhielt, erblich war, sollte es auch der neue bleiben. Die Ehrenlegion mit ihren Vorrechten sollte beibehalten werden; nur das Ordenszeichen zu bestimmen, wurde dem Könige überlassen. Den Vorrechten der Senatoren selbst war das Ansehen gegeben worden, als wären sie bestimmt, diese mit größerer Unabhängigkeit auszustatten: der Senat solle nicht minder als 150 Mitglieder stark sein, nicht stärker als 200; ihre Würde, erblich nach Erstgeburtsrecht, lasse sich nicht entziehen; der König wähle sie; die gegenwärtigen Mitglieder, diejenigen ausgenommen, die aufhören, französische Bürger zu sein, bleiben Senatoren, und seien in jener Zahl begriffen; ihnen bleibe die gegenwärtige Dotation des Senates und der Senatoren und gehe auf ihre Nachfolger über. Ebenso behalten die Abgeordneten, die im Gesetzgebenden Körper zur Zeit der letzten Vertagung saßen, bis zu den neuen Wahlen, die erst für das Jahr 1816 statt finden sollen, ihre Sitze und ihren Gehalt. Auch alle Militairs, sowie deren Witwen, behalten ihre Grade und ihre Pensionen. Durch die Verfassung war ferner die öffentliche Schuld verbürgt, die Verkäufe von Nationalgütern waren für unwiderruflich erklärt, die Strafe der Gütereinziehung war abgeschafft. Kein Franzose sollte für seine Ansichten oder für die Stimmen, die er jemals abgegeben, zur Verantwortung gezogen werden dürfen.

Diese Verfassung war kaum bekannt geworden, als die Royalisten mit einem Zorn auffuhren, dessen sich der

Senat nicht versehen hatte. Es war ein Schein der Entrüstung, daß sich Jemand unterstehe, Ludwig XVIII. zum König zu ernennen, der es von dem Tage des Todes Ludwig's XVII. an gewesen, den kein Gefängniß habe hindern können, seines Vaters Nachfolger zu sein. Und wenn Jemand den König in sein Land zurückgerufen, schrien die Royalisten, so wäre es nicht der Senat, sondern der Wunsch und Beifallruf aller Franzosen. Auch die Behörden von Paris, die in der Anerkennung Ludwig's XVIII. vorangegangen waren, theilten den Unwillen darüber, daß nun das Wort des Senates das entscheidende sein sollte. Nachdem der Eindruck der Verfassung einmal verfehlt war, sah man in derselben nichts Anderes mehr, als den sechsten Artikel, der die Vorrechte der Senatoren beschrieb. Dadurch, hieß es, habe der Senat seinen ganzen Sinn verrathen; nun sei auch das Geheimniß seiner knechtischen Willfährigkeit gegen den Tyrannen gefunden, höhnte man ihn in der Sprache der Republikaner. Was sich der Senat herausnehme, eine Verfassung zu geben, er, der nur kraft der Verfassung ein Dasein gehabt? warum es nicht ebenso gut dem Gesetzgebenden Körper zugestanden? Die Senatoren erinnerten an die Einladung des Kaisers von Rußland; sie entschuldigten sich über den sechsten Artikel mit Talleyrand's Zureden. Der Verdacht, daß dieser dem Senate, um sich seiner zu entledigen, eine Falle gelegt, stieg Einigen auf; doch eine genügende Erklärung lag in dem Wunsche, eine obere Kammer aus lauter Emigranten zu verhindern.

Die Schmähschriften gegen den Senat folgten rasch auf einander. Auf ihn entluden die Royalisten nun auch den Ärger, den ihnen Talleyrand und der Kaiser Alexander verursachten. Denn ohne diese, glaubten sie, wäre es Niemendem eingefallen, daß alle berüchtigten Revolutionsmänner unter dem legitimen Könige im Besitze der höchsten Würden bleiben sollten. Der Senat aber hielt seine Aufgabe fest, die heilsamsten Schöpfungen der Revolution zu retten. So, da die Royalisten die weiße Cocarde ertrotzen

wollten, verwendete er sich ernst und warnend wie Marmont für das Nationalzeichen, unter dem so viele französische Siege erfochten worden waren. Auch die meisten andern Beamten riethen, die dreifarbige Cocarde zu behalten. Doch Warnungen waren schwach gegen den Ungestüm der Royalisten. Der provisorischen Regierung machten diese den Vorwurf, daß sie ihnen nur darum nicht willfahre, weil, wenn Alles gleich ihnen mit weißen Cocarden erschiene, sie den Sieg ihnen nicht mehr vorenthalten könnte. Ihre königliche Garde, prachtvoll beritten, übte sich, der Regierung zum Trotz, auf die nahe Ankunft eines Prinzen, und solche Fortschritte hatte ihre Sache gemacht, daß auch aus der Bürgerklasse viele Pariser sich aufnehmen ließen, und jedes adelige Haus einen Sohn glaubte senden zu müssen. Nun erfuhr man, daß der Marschall Jourdan in Rouen seine Truppen die weiße Cocarde nehmen lassen: ein Brief, den er erhalten, hatte ihm nämlich gemeldet, daß Marmont der Armee das Beispiel gegeben. Auch in der Nationalgarde schien der Widerwille abzunehmen: sie söhnte sich mit einer Revolution aus, die durch ihr Verdienst eine ruhige blieb. Die Personen, denen die Verfassung des Senates einen Vortheil zusicherte, wußten nicht mehr, ob sie dieselbe annehmen durften: Viele, die das Ehrenkreuz hatten, legten es ab, oder trugen in der Verlegenheit neben demselben eine weiße Cocarde.

Um sich von dieser Bewegung nicht überwältigen zu lassen, machte die provisorische Regierung bekannt, daß bis zur Ankunft und zur Einsetzung des Königs jeder öffentliche Act und jedes Urtheil mit ihrem Namen zu bezeichnen sei. Mit einer Drohung gegen die Ruhestörer, die den schönen Aufschwung zu gefährden trachteten, erließ sie ein den Royalisten geltendes Verbot aller öffentlichen Anschläge, welche die Polizei nicht gebilligt hätte. Ihre nächste Sorge war es damals, den Kaiser zu beseitigen. War dies gelungen, so blieb ihr noch übrig, sich der Departements zu versichern. Auch darauf schon bedacht, untersagte sie aufs

strengste, den Auslauf der Nachrichten von der Hauptstadt zu hindern. Ein Beschluß, womit die Regierung zugleich den Monarchen einen Gefallen thun konnte, war geeignet, das Urtheil Derer, die fern wohnten, für die Änderung einzunehmen, indem er den Unterschied des neuen Systems vom bisherigen ins Klare setzte und doch von Jedermann aus menschlichen Gründen gelobt werden mußte: sie stellte es nämlich allen Eltern frei, ihre Söhne aus den Militairschulen zurückzuziehen, da der Zwang zum Berufe des Militairs mit der Freiheit sowohl als mit der Natur streite, welche der Fähigkeiten mancherlei ausgetheilt habe. Eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllte die Regierung, indem sie dem Kaiser Alexander alle russischen Kriegsgefangenen, die in Frankreich waren, zurückgab. Nach und nach tilgte sie alle Zeichen des Kaiserreichs und entfernte den Royalisten auch die Statue Bonaparte's von der Vendomesäule. Durch den Streit dieser Partei mit dem Senate ließ sie sich selbst nicht entzweien. Wenn der Ungestüm der Royalisten Viele dem Kaiser entriß, so führten Hoffnungen, welche die Festigkeit des Senates gab, dem Könige die Übrigen zu. Seit beides wirkte, brachte jeder Tag einen zahlreichen Übertritt.

Unter den Ersten meldete sich Fontanes, Napoleon's geübtester Schmeichler: als Großmeister der Universität, hatte er für diese Sorge zu tragen. Für die Meisten war es das Vaterland, dem sie meinten sich selber schuldig zu sein. Die Militairs schrieben, es sei nicht ihres Berufes zu prüfen; sie haben treu dem Kaiser gedient; ihres Eides entbunden, werden sie treu der Regierung dienen, welche die Mehrheit der Franzosen sich gebe. Wer sich erinnerte, jemals dem Kaiser widerstanden zu haben, hatte um so weniger Bedenken, von ihm abzufallen; um sich zu entschädigen, griff er ihn an. Wer auf jeden Wink des Kaisers geachtet, wollte durch seinen Abfall beweisen, daß es keine Ergebenheit gewesen. Viele Beamte warfen dem Kaiser mit dem Tone beleidigter Tugend die Befehle vor,

die sie vollzogen hatten; sie erzählten, wie sie darunter gelitten, und priesen den Tag, an dem sie ihre Gesinnungen ausdrücken durften. Nirgends schien es ein Wechsel der Überzeugung zu sein, denn zu einer solchen hatte sich Niemand mehr bekannt, seit nur der Wille des Kaisers gegolten.

Da man den verfallenen Sold auszahlte, kamen viele Officiere zu fordern, was ihnen gebührte: der Regierung genügte es, daß sie kamen. Nach einigen Tagen gab es unter den Großen des Kaiserreichs wenige mehr, die sich noch nicht ergeben hatten. Wer sich anfangs hoch über die Abtrünnigen gefühlt hatte, besorgte oft am nächsten Tage, für seine Familie und seine Zukunft sich zu verspäten. Je länger er sich gehalten, mit desto leichterem Gewissen that er den Schritt. Mancher bot mit wenigen Worten der provisorischen Regierung seine Dienste an; Andere schrieben von ihrer Treue am Hause der Bourbonen; Viele vermieden es, sich über den Kampf jener Tage auszusprechen, indem sie z. B. erklärten, den Beschlüssen des Senates und der Munizipalität beizutreten, oder der Verfassung des Senates huldigten und ausdrücklich die baldige Einsetzung des legitimen Nachfolgers Ludwig's XVI. wünschten. So fand in den Beitrittserklärungen noch jede Gesinnung Platz. Ja in der Verschweigung der Bourbonen lag eine Unabhängigkeit, die den Abtrünnigen noch auszeichnen konnte. Oft geschah es, daß, wer so getrotzt hatte, einige Tage später doch ein Zeichen für die Bourbonen gab. Aus Talleyrand's Munde wurde das Wort angeführt: Ludwig XVIII ist ein Princip. Je mehr man nun darüber nachsann, fand man, daß zu einer Revolution, um die Geister zu ergreifen, immer eine Idee gehört, wie es damals die Legitimität war.

Den Beitrittserklärungen in der Hauptstadt selbst folgten bald diejenigen einiger nahen Städte, Garnisonen und Truppenabtheilungen. In der Stadt Blois hatte die Kaiserin mit ihren Ministern die Regentschaft aufgeschlagen.

Auf die erste Kunde der Einnahme von Paris hatte diese allen Präfekten gemeldet, daß sie nur ihre Befehle anzunehmen hätten. Schon am 7. schickte Cambaceres als Senator seine Stimme nach Paris. Die Minister reisten einer nach dem andern dahin zurück.

In Fontainebleau warteten die Marschälle und Generale nur noch auf die Abdankung des Kaisers, um dasselbe zu thun. Die Geduld ging ihnen völlig aus, als die Wenigen, die den Kaiser sahen, mit dem Berichte von ihm zurückkamen: er wolle aufbrechen, um das Heer hinter die Loire zurückzuziehen; er zähle alle Streitkräfte, die ihm noch geblieben, Soult, Suchet, Augereau, Eugen, Maison. — Bürgerkrieg! schrie man: es sei nun einmal genug! Napoleon habe ja selber abgedankt, ob man sich jetzt für die Regentschaft schlagen sollte? Seine Bevollmächtigten mußten mit neuem Nadruck in ihn dringen. Diese Furcht vor Marschbefehlen hatte Alle dem Abfalle noch näher gebracht, als sie es zuvor gewesen. Sie hatten von ihren Freunden in Paris so viele Briefe empfangen, die ihnen den Anschluß an den König von seiner patriotischen Seite darstellten! Auch die Versprechen waren nicht gespart worden. Sie sahen sich in Ansehen unter der alten Dynastie von Frankreich: sie hatten in Gedanken schon einen andern Herrn. Was in Paris vorgegangen war, erschien ihnen als eine Übereinkunft aller französischen Interessen, welchen nur dasjenige Napoleon's aufgeopfert werden müßte. Seit nun gar der Kampf der Royalisten mit den Männern der neuen Zeit ihre Anwesenheit in der Hauptstadt nöthig machte, ein gemeinschaftlicher Übertritt der Häupter der Armee im rechten Augenblicke die Royalisten zurückdrängen konnte, quälte sie jeder Tag Verspätung; und sie wurden unwillig über die Unentschlossenheit Napoleon's, die ihnen und dem Lande zum Schaden gereichte. Denn es mochte doch Keiner Napoleon verlassen, ohne daß dieser abgedankt hatte.

Wie Napoleon selbst in sein Cabinet zurückgezogen blieb, so wünschte jeder seinen Blicken nicht mehr zu be-

gegnen. Auch suchten ihn die Seinen, denen er davon sprach, von neuen Musterungen der Truppen abzuhalten. Er gab endlich seinen Bevollmächtigten nach und ließ sie nach Paris zurückkehren, um über die unbedingte Abdankung einen Vertrag zu unterhandeln. Ney soll ihn nicht ohne Mißtrauen in seine Absichten verlassen haben. Es ist auch wahrscheinlich, daß Napoleon, so lange noch unterhandelt würde, auf nichts verzichtet zu haben glaubte. Doch besprach er nun mit Bossano einen Plan, nach Italien sich durchzuschlagen, wenn Frankreich für ihn verloren sein sollte. Bald aber mußte ihm Oudinot sein Corps zur Musterung vorführen, und als ihn die Truppen wie sonst begrüßten, fragte er den verdrossenen Marschall, ob er auf sie zählen könne. Oudinot wollte ihm nichts versprechen, da er abgedankt hätte. Napoleon ließ darauf der Armee seinen Tagsbefehl bekannt machen, der ihr den Senat und die Hauptstadt verklagte.

Allein die Abreise der Bevollmächtigten war kaum unter den höhern Officieren bekannt geworden, als jeder glaubte, auf gleiche Weise, wie der Kaiser nun für sich selbst unterhandelte, seinen besondern Vertrag schließen zu dürfen. Sie thaten keinen gemeinsamen Schritt. Aber der eine verschaffte sich Aufträge nach Paris, der andere ging in irgend einer Angelegenheit seiner Truppen oder seiner Familie; wer keinen Vorwand fand, entschuldigte sich schriftlich, daß er noch nicht käme, oder anvertraute seine Zukunft einem Gefährten, der vorangehen konnte. Oudinot, der sich allein nach Paris begab, stellte sein Corps da, wo es zurückgeblieben, der Regierung zur Verfügung. Mortier schrieb im Namen des seinen vom Hauptquartier aus.

Wie sehr auch diese Abfälle Napoleon schwächten, so trug in den Unterhandlungen über sein künftiges Loos doch Alles dazu bei, dasselbe geziemend auszustatten. Seine Bevollmächtigten gaben sich dafür Mühe, damit die Sache beendigt sei, und auch nachher ihr Gewissen sich beruhigen könne. Talleyrand wollte verhüten, daß die Umwälzung

auch nur einen Augenblick den Charakter eines Bürgerkrieges annehme. Die Monarchen konnten sich ihrerseits nicht überreden, daß Napoleon nicht mit den geringsten Hülfsmitteln noch fürchterlich sei. Außerdem wollte Alexander seinem großen Gegner Ehre erweisen, den ihm die Royalisten wie einen gemeinen Verbrecher behandelten. Mit zarter Aufmerksamkeit nahm er sich des Geschäftes an. Der Kaiser und die Kaiserin sollten ihre Titel auf Lebenszeit behalten. Jenem sollte die Insel Elba auf Lebenszeit, in ein Fürstenthum verwandelt, mit allen Souverainetätsrechten zukommen; der Kaiserin die erbliche Souverainetät der Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla. Napoleon sollte ein jährliches Einkommen von zwei Millionen Franken in Renten auf dem großen Buche Frankreichs erhalten; seine Mutter und seine Geschwister ein Einkommen von zwei Millionen funfhunderttausend Franken; die Kaiserin Josephine ein Einkommen von einer Million Franken; dem Prinzen Eugen, Vicekönig von Italien, sollte ein geziemendes Besitzthum außerhalb Frankreich gegeben werden. Zwei Millionen Franken sollten zu Geschenken an eine Anzahl Personen, die dem Kaiser gedient hatten, verwendet werden. Er sollte sicheres Geleite erhalten und 400 Freiwillige mit sich nach Elba nehmen und zu seiner Garde machen dürfen. Den Polen, die in seinem Heere gedient, sollte gestattet sein, auf freiem Fuße, mit Waffen und Ehrenzeichen in ihre Heimath zurückzukehren. Dies Alles sollte die Form eines Vertrages erhalten, durch welchen Napoleon auf Frankreich und Italien verzichtete.

Die allürten Heere hatten Fontainebleau allmälig von allen Seiten eingeengt. Geschäftig hinterbrachte man dem Kaiser jede Nachricht von ihren Fortschritten. „Eine Straße, die für Curiere gesperrt ist, öffnet sich bald vor 50,000 Mann", erwiederte er. Aber er unternahm nichts mehr. Das Wort Bürgerkrieg war ihm in die Seele gedrungen. Frankreich, daß er der Anarchie entrissen, das er verherrlicht hatte, er konnte es nicht mit der Schmach des Bür-

gerkrieges bedecken. Er konnte nicht zum Parteigänger werden. Abdanken war größer. Wie war es ihm im letzten Feldzuge deutlich geworden, daß der Ruhm sein Leben sei! Es war ihm Alles ein Ekel, was er jetzt noch thun konnte.

Seine Bevollmächtigten waren zurückgekehrt. Er hörte ihren Bericht an. „Nun! rief er, wenn Frankreich muß aufgegeben werden, bietet nicht Italien noch eine Zuflucht, wie sie meiner würdig ist? Will man mir dahin folgen? Ziehen wir nach den Alpen!“ — Die Umstehenden blieben alle stille. Da warf Napoleon, wie es in seinem Charakter lag, auf die Marschälle die Schuld seines Nachgebens, und weissagte ihnen, daß die Ruhe, die sie suchten, ihnen Kummer bringen, und daß die nächsten Jahre ihrer mehrere dahin raffen würden, als der grimmigste Krieg. Er nahm seine frühere Abdankung und änderte sie:

„Da die alliirten Mächte verkündet haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hinderniß für die Herstellung des Friedens in Europa sei, so erklärt der Kaiser Napoleon, seinem Eide getreu, daß er für sich und seine Erben dem Throne Frankreichs und Italiens entsagt, und daß es kein persönliches Opfer gibt, selbst dasjenige seines Lebens, das er nicht dem Wohle Frankreichs zu bringen bereit wäre.

Gegeben im Palaste zu Fontainebleau, den 11. April 1814.
Napoleon.“

Die Bevollmächtigten eilten mit dieser Schrift nach Paris, und Berthier schickte der provisorischen Regierung die Beitrittserklärung des kaiserlichen Generalstabs; doch Napoleon gereute es, zugegeben zu haben, daß man für seine Person einen Vertrag schlösse, den die Feinde nicht für Frankreich mit ihm schließen wollten. Er schickte den Bevollmächtigten einen Curier nach dem andern nach, um die Abdankung von ihnen zurückzufordern. Es bedürfe weder dieser noch eines Vertrages; daß er dem Throne ent-

sage, sei eine einfache Thatsache. Er verlange nichts als seine Freiheit, und ein Wort genüge, ihm diese zuzusichern. Allein die Abdankung war in Paris bereits bekannt gemacht worden. Sogleich wurde auch der Vertrag von den Ministern der beiden Monarchen unterzeichnet, und Metternich, der am Tage zuvor in Paris eingetroffen war, unterzeichnete ihn für Östreich. Napoleon's eigene Bevollmächtigte, die nur in einer Urkunde die nöthige Beruhigung für sich und ihre Freunde sahen, brachten eilig den Vertrag nach Fontainebleau. Napoleon stieß ihn von sich. Man hatte dem letzten Opfer, das er Frankreich gebracht, das Ansehen des Eigennutzes gegeben. Es war unmöglich, seine Unterschrift noch an jenem Tage zu erhalten.

In der Nacht weckte ein plötzlicher Allarm den ganzen Palast. Die Nächsten des Kaisers alle eilten in dessen Schlafgemach, wo derselbe — es schien, er hatte Gift genommen — in Schmerzen lag. Yvan, der Wundarzt, entfernte sich in sichtbarer Verwirrung, warf sich im Hofe auf ein Pferd, das dort angebunden stand, und verschwand im Dunkel der Nacht. Indessen erleichterte ein starker Schweiß den Kranken, und die Gefahr schien vorbei zu sein. Das Gift, erklärte man sich's, hatte sich der Kaiser auf seinem Rückzuge aus Rußland, um nicht den Feinden in die Hände zu fallen, von Yvan geben lassen; seither hatte er es immer sorgsam verwahrt, aber es hatte in der langen Zeit an Stärke verloren. Die Umgebungen des Kaisers wollten nun schon mehrere Tage beobachtet haben, daß er auf dieses Vorhaben hindeutete, und daß er sich mit den Beispielen, die das Alterthum bietet, vertraut machte. Es bleibt ungewiß, ob man sich auch Das, was er an denselben Tagen gethan, aus diesem Seelenzustande erklären darf und ob einigen Antheil an der Ausführung der Wille, hatte groß zu sein in der letzten seiner Handlungen, die wegen des Vertrages sonst im falschen Lichte blieb. Es ist auch vermuthet worden, daß er, vielleicht erschöpft von einer langen Prüfung wechselnder Entschlüsse, sein Schick-

sal nur versuchen wollen. Nach der schrecklichen Nacht soll er aus der Betäubung, worin er lange gelegen, mit den Worten: „Gott will es nicht!“ sich aufgerichtet haben. Sein Blick, der nun auf Elba fiel, schien wieder von seinem alten Vertrauen begleitet zu sein. Er weigerte sich nicht mehr, den Vertrag zu unterzeichnen.

Dem Vertrage widersetzte sich, da England niemals den Kaiser anerkannt hatte, auch Castlereagh eine Zeit lang, der eben in Paris eingetroffen war. Auf die Verwendung der Monarchen trat er indessen der Einräumung Elbas und der italienischen Herzogthümer bei, worüber ihn im Parlamente der Umstand rechtfertigen konnte, daß zur Zeit dieses Zugeständnisses Napoleon noch die Waffen in den Händen gehabt hatte. Die Verpflichtungen, die in dem Vertrage von Fontainebleau Frankreich aufgelegt waren, übernahm die provisorische Regierung, zum Ärger der Royalisten, welche die Entfernung des Kronräubers für eine einfache Thatsache, wie Napoleon selbst es stolz beurtheilte, gelten ließen. Am Ende fanden sie jedoch, daß man nicht habe vermeiden können, Bonaparte in Verhältnisse zu setzen, die dem Rang der unglücklichen Erzherzogin, seiner Gemahlin, angemessen waren.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Graf von Artois und die alliirten Monarchen.

Die provisorische Regierung sah schon einige Tage, daß bei dem glücklichen Fortgange der Umwälzung ihre Macht über die Royalisten abnehmen mußte. Sie fühlte, daß schon jetzt die Keckheit des Senates, dem Könige Bedingungen zu stellen, wenn es erst noch geschehen müßte, nicht mehr angehen würde. In der Mitte zwischen den Großen des Kaiserreichs und den Royalisten konnte sie sich nicht in die Länge halten. Übrigens hatten Männer der höhern Gesellschaft, wie Talleyrand, von der Monarchie einen andern Begriff, als die, welche meinten, man könne darin mit Trotz einziehen. Sie wußten, daß der einflußreiche Staatsmann zum Hofmann werden muß, und daß zur Blüthe des Königthums ein royalistischer Geist gehört. Allmälig schlug nun die provisorische Regierung diese Richtung ein; was geschehen konnte, ohne zuzugeben, daß die Feinde der Revolution aufkämen und aller Schonung in der Umwälzung dieser Tage ein Ende machten. Die Vorbereitungen auf die nahe Ankunft des Bruders des Königs erleichterten den Übergang.

Die Königsfamilie war dem jüngern Geschlecht so unbekannt, daß Wenige wußten, aus welchen Gliedern sie

bestand. Nun hörte man den bejahrten Leuten zu, deren Erinnerungen bei den alten Namen erwacht waren. Vorzüglich unterrichtete man sich aber in Chateaubriand's Schrift; und es war sichtbar, wie der zweite Theil derselben, der den Franzosen ihre Prinzen vorstellte, auf den Bürger wirkte. Wenn dieser die grausamen Reden über den Kaiser, der jetzt im Unglück war, überstanden hatte; erquickte es ihn, auf einmal zu lesen: „Das Geschäft eines Königs ist den Franzosen so wohl bekannt, daß man es ihnen nicht zu erklären braucht: der Name erinnert sie gleich an legitime Hoheit, an Ordnung, an Frieden, an gesetzliche und moralische Freiheit. Die Erinnerungen des alten Frankreichs, die Religion, die Gebräuche der Vorzeit, die Sitten der Familie, die Gewohnheiten unserer Kindheit, die Wiege, das Grab, Alles knüpft sich an diesen geheiligten Namen König: Niemanden schreckte er, er beruhigte nur. Der König, der Magistrat, der Väter, ein Franzose vermengt diese Vorstellungen. Er weiß nicht, was ein Kaiser ist; er kennt nicht die Natur, die Form, die Grenzen der Gewalt, die diesem fremden Titel beigegeben ist. Aber er weiß, was ein Monarch ist, der vom heiligen Ludwig und von Henri IV. stammt: es ist ein Haupt, dessen väterliche Gewalt durch Einrichtungen geordnet, durch die Sitten gemäßigt ist, sanft und vortrefflich gemacht von der Zeit, wie ein edler Wein, der aus dem heimathlichen Boden gewachsen und an der Sonne Frankreichs gereift ist."

Mit so heimischen Worten war in der Schrift der Reihe der alten Könige gedacht, in der sich die Beinamen finden: der Weise, der Gute, der Gerechte, der Große, Vater der Wissenschaften und des Vaterlandes. Ludwig XVI. hieß der rechtschaffenste Mann seines Königreiches. Wie zart wurde nun seine Familie eingeführt! Diese junge Prinzessin, die wir zur Waise gemacht, sehnte sich in fremden Palästen nach den Gefängnissen Frankreichs zurück. Sie konnte die Hand eines mächtigen und ruhmreichen Prinzen erhalten, aber sie wollte lieber ihr Schicksal mit

dem ihres armen verbannten Vetters vereinen, weil er Franzose war, und sie sich von den Leiden ihrer Familie nicht trennen wollte.

„Ludwig XVIII., der zuerst über uns herrschen soll, ist ein Fürst, bekannt durch seine Aufklärung, unzugänglich den Vorurtheilen, fremd jeder Rache. Ein Fürst, der nur zwei oder drei Ideen im Kopfe trüge, die aber nützlich sind, wäre für eine Nation ein besserer Souverain, als ein außerordentlicher Abenteurer. Nicht nur hat Ludwig XVIII. diese festen Ideen, diese Mäßigung, diesen gesunden Sinn, die für einen Monarchen so nöthig sind; er ist auch ein Freund der Literatur, unterrichtet und beredsam wie mehrere unserer Könige, von reifem und hellem Geiste, von starkem und philosophischem Charakter."

„Monsieur, Graf von Artois, von so offenem, so biederem, so französischem Charakter, zeichnet sich jetzt durch seine Frömmigkeit, seine Sanftmuth und seine Güte aus, wie er in seiner ersten Jugend die Bewunderung durch sein hohes Wesen und seine königliche Grazie erregte."

„Der Herzog von Angouleme ist nur erschienen in einer unserer Provinzen, und Bordeaux hat sich in seine Arme geworfen. Unsere Armeen haben keinen tapfereren Ritter gekannt, als den Herzog von Berry. Der Herzog von Orleans beweist durch seine edle Treue am Blute seines Königs, daß sein Name immer einer der schönsten von Frankreich ist."

„Mit den Bourbonen wird Alles legitim werden, Alles ist illegitim ohne sie. Ihre bloße Gegenwart wird die Ordnung wieder entstehen machen, denn sie sind für uns das Princip derselben. Es sind tapfere und herrliche Edelleute, ebenso sehr oder mehr Franzosen als wir. Diese Herren von den Lilien waren in allen Zeiten berühmt durch ihre Biederkeit; sie halten so fest an der Wurzel unserer Sitten, daß sie einen Theil von Frankreich zu bilden, und ihm zu mangeln scheinen, wie Luft und Sonne."

Es war allerdings nur Neugierde, womit die meisten

Pariser diese Stellen lasen; aber nun wendete sich dieselbe dem nahen Einzug des Grafen von Artois zu, und ließ auf diesen Tag den Rest von trotziger Abneigung, wie eine Unart, ablegen. Man fühlte die Schicklichkeit, Alles, was den Prinzen beleidigen konnte, aus seinen Augen zu entfernen. Wie die Statue von der Vendomesäule gehoben worden war, so wollte jetzt die provisorische Regierung auch die dreifarbige Cocarde zuerst von der Nationalgarde abthun lassen. In einem Tagsbefehl erklärte Dessoles die weiße für die nationale und für das einzige Sammelzeichen der Franzosen. Nun sollte noch vor der Ankunft des französischen Prinzen am Ostertage eine Feier des Friedens, die Alexander mit den alliirten Truppen veranstaltet, gehalten werden. Da man einen griechischen Altar auf dem Platze Ludwig's XV. an der Stelle aufbauen sah, wo der letzte König war hingerichtet worden, so nahm man es für ein Sühnefest. Die Nationalgarde mußte am Morgen unter die Waffen treten: eine bei diesem Anlaß begreifliche Scheu und vielleicht die Eitelkeit des Festes machten, daß sie Alle zum ersten Mal in weißen Cocarden erschienen. Von den Boulevards, wo die Monarchen ihre eigenen Truppen gemuster hatten, zogen diese nach dem Platze der Feier, um den sie sich aufstellten. Den Rand der Bühne umgab die Nationalgarde. Sieben griechische Priester hatten am Altare gebetet. Im Augenblicke, wo die Monarchen mit ihrem Gefolge von Feldherren die Bühne bestiegen hatten, stimmten sie ein Te Deum an, das feierlich durch die Stille tönte. Dann ließen sich die Monarchen und mit ihnen das weite Heer auf die Knie nieder und empfingen den Segen; worauf im Begleite von hundert Kanonenschüssen das Fest sich auflöste. Ein reiner Frühlingshimmel erheiterte dieses Fest, das zwischen den herrlichsten Bauwerken der Kaiserstadt so viele Contraste vereinigte.

Der Graf von Artois, der auf seiner Reise dem Volke die Abschaffung der Conscription und der vereinigten Gebühren versprochen hatte, war in geringer Entfernung

von Paris, auf dem Schlosse des Grafen Charles de Ja-mes angekommen. Er erwies damit eine Höflichkeit der neuen königlichen Garde, die diesen Edelmann sich zum Anführer gewählt hatte. Schleunig ritt eine Schwadron derselben hinaus, und alle Royalisten waren übermüthig, daß der Senat nun seinen Meister bekommen, und daß eine echte französische Feier auf die russische folgen werde. Wer sich dem Prinzen zuerst vorstellen zu dürfen glaubte, fuhr aufs Schloß hinaus. Alte Diener, die den Prinzen seit fünfundzwanzig Jahren nicht gesehen hatten, stellten sich ein und wurden von ihm erkannt. Artois, im Exil gealtert, entzückte Alle mit den französischen Manieren, in denen er es schon in seiner Jugend dem ganzen Hofe zuvorgethan, und die mit ihm aus Frankreich ausgewandert waren. Er selbst war glücklich: denn er sah heute die Seinen, und morgen Paris.

Es war der 12. April. In die Uniform der Pariser Nationalgarde gekleidet, ritt Artois mit seinem stolzen, jubelnden Geleite nach der Stadt. Die Marschälle von Frankreich kamen ihm entgegen. Ney, als Sprecher, brachte einige Worte der Treue vor. Der Prinz sagte ihnen, sie hätten den französischen Namen verherrlicht, darum mache der König auf alle ihre Heldenthaten Anspruch. An der Barriere empfing ihn Talleyrand mit der provisorischen Regierung und verneigte sich mit einer ehrfurchtsvollen kurzen Anrede. Der Prinz, wahrscheinlich durch den Anblick des abtrünnigen Bischofs verstört, soll nur unverständliche Worte geantwortet haben. Er fand hingegen seine verbindliche Freundlichkeit wieder, als der Präfekt ihm den Municipalrath vorstellte. Am Ende des Faubourg St. Denys, als Artois den Triumphbogen und dann die Boulevards erblickte, hob er vor Rührung die gefalteten Hände empor. Sein Ritt ging nach der Notre Dame. Auf dem ganzen Wege dahin war die Menschenmenge groß. Die royalistischen Lebehoch, von seinem Gefolge und auch von Vielen aus der Menge gerufen, hörten niemals auf: er

bewegte grüßend unablässig seinen Hut mit den weißen Federn. Die, welche den Prinzen am festlichsten empfangen wollten, hatten sich aber nach der Kirche begeben. Diese weiten Räume waren dicht von Menschen gedrängt. Mehrere Behörden und viele alliirte Officiere befanden sich auf den Gallerien, im Allerheiligsten die ganze Geistlichkeit der Hauptstadt. Alle diese harreten voll innerer Bewegung des Augenblicks, wo sie den Grafen von Artois wieder erblickten oder wo sie ihn zum ersten Mal sähen, und ein Sturm von Händeklatschen, drei- und viermal die Kirche durchschallend, begrüßte seine Ankunft. Artois warf sich an seinem Betpulte nieder und dankte Gott. Das Te Deum wurde mit großer Orchesterbegleitung, dann das domine salvum fac Regem gesungen. Ein neuer Freudesturm begleitete Artois, bis er vor der Kirchthüre zu Pferde gestiegen war, um nach den Tuilerien zu reiten. Welch ein Weg! Die Gefühle lassen sich nicht mehr beschreiben, mit welchen der Prinz aus den Gassen auf die freie Brücke hinauf ritt, wo ihm dieser Palast seiner Familie wieder vor Augen lag, mit welchen er sich dann demselben näherte. Im Hofe erwartete ihn die Nationalgarde: er durchging alle ihre Reihen, und das Glück, das aus jedem seiner Worte leuchtete, ergriff auch diese Bürger. Auch hernach, als er sich in den Gemächern, wo er aufgewachsen war, wieder befand, entfielen ihm Äußerungen eines seligen Hochgefühls, die seine Umgebung sich beeilte, der Stadt mitzutheilen. Obgleich nun am Abend die öffentlichen Gebäude und eine Anzahl Privathäuser gerade so erleuchtet waren, wie man es an den kaiserlichen Festen gewohnt war, so gab sich doch Jeder, der heute mitgefeiert hatte, von einer ganz neuen Stimmung Rechenschaft, die mehr vom Mitgefühl hatte.

Der Kaiser von Rußland, für den es jetzt nicht mehr schicklich war, in einem Privathause zu wohnen, hatte an diesem Tage den Palast des Elysée Bourbon bezogen.

In der Beschreibung dieses Feiertages, die den nächsten

Morgen der Moniteur brachte, fand sich des Prinzen Antwort an Talleyrand in folgender Fassung, deren rhetorischer Klang die Royalisten nicht in ihrem Entzücken irre machte: „Ich bin so ergriffen, daß ich nicht Alles ausdrücken kann, was ich fühle. Keine Zerwürfniß mehr! Der Friede und Frankreich! Ich sehe es endlich, und nichts darin ändert sich, als daß es einen Franzosen mehr besitzt."

Dieselbe Nummer des Moniteurs enthielt die Anzeige, daß die Zahl der Beitrittserklärungen zu groß geworden sei, als daß sie ferner alle in das Blatt aufgenommen werden könnten. Es entging aber Niemandem, daß man der Verfassung des Senates die Huldigung vorenthalten wollte, die ihr die meisten dieser Erklärungen darbrachten.

Die erste Verordnung, welche die provisorischen Regierung nach der Ankunft Artois' traf, war, daß sie der ganzen Armee die weiße Cocarde aufzustecken befahl. Aber das Ausreißen, das in derselben seit Napoleon's Abdankung überhandnahm, forderte einen gleichzeitigen Schritt zur Besänftigung der Truppen. Die Regierung richtete an die Armee eine Adresse ungefähr in derselben Sprache, die Artois gegen die Marschälle geführt hatte; nur daß sie ihr, neben dieser Anerkennung ihrer Thaten, auch zu der Ruhe nach so viel unnützem Schlachten Lust zu machen suchte. Zugleich zeigte sie an, in allen Armeecorps werde Urlaub bewilligt werden, höchstens dem zehnten Theil der Infanterie und dem funfzehnten der Specialwaffen; schloß aber von dieser Gunst alle Ausreißer aus, die sich nicht in einer kurzen Frist wieder gestellt hätten, und bedrohte sie mit Zwangsmaßregeln.

Das neue System der Regierung, der Monarchie sich zu nähern, verlangte indessen, daß sie ihre provisorische Gewalt dem Bruder des Königs überließ. Sie zögerte um so weniger, als sie neben ihm kein Ansehen über die Royalisten mehr besaß. Allein zu diesem Schritte bedurfte sie des Senates, von dem sie selber eingesetzt war. Auf einen Versuch, der schon vor dem Einzuge Artois' beim Senate gemacht wor-

den war, soll sich dieser jeder Anerkennung des Prinzen geweigert haben, bevor sein Bruder durch Annahme der Verfassung wirklich König geworden sei. Er hatte auch dem Te Deum nicht beigewohnt. Nachdem aber die Regierung so feierlich den Prinzen empfangen, und dieser in den Tuilerien abgestiegen war, ohne daß Jemand seines Widerstandes geachtet hätte, wurde es ihm so bange um seine Verfassung, daß ihm eine Beruhigung darüber sogar von Seiten des Prinzen nur willkommen sein mußte. Denn er hatte keine Hoffnung mehr, wenn der König diese Verfassung ausschlüge, die Ernennung zurücknehmen zu können. Er verstand sich also schon den 14. April zu folgendem Beschlusse: „Der Senat ertheilt die provisorische Regierung von Frankreich S. K. H. dem Herren Grafen von Artois, unter dem Titel eines Generallieutenants des Königreichs, so lange bis Louis Stanislas Xavier von Frankreich, zum Thron der Franzosen berufen, die constitutionelle Charte angenommen hat." Mit diesem Beschlusse wollte der Senat sich selbst dem Prinzen vorstellen, und überließ es Talleyrand, in seinem Namen die geeignete Anrede zu halten. Die Audienz war gleich am Abend. Talleyrand, nachdem er den Prinzen angeredet, drückte sich aus: der Senat habe die Rückkehr seines erlauchten Hauses auf den Thron von Frankreich eingeleitet, er wünsche auf immer das königliche Ansehen zu befestigen auf einer gerechten Vertheilung der Gewalten und auf der öffentlichen Freiheit, den einzigen Garantien allgemeinen Glückes und aller Interessen; überzeugt, daß die Grundsätze der neuen Verfassung im Herzen des Prinzen seien, übertrage er ihm den Titel eines Generallieutenants des Königreichs bis zur Ankunft des Königs, seines erlauchten Bruders; wenn auch der Senat durch seine Pflicht genöthigt sei, in diesen Augenblicken öffentlicher Fröhlichkeit sich dem Anscheine nach ruhiger zu verhalten, so sei er nichtsdestoweniger von den allgemeinen Gefühlen durchdrungen. Talleyrand benutzte die Gelegenheit, für sich selbst ein Wort einzulegen, und

las dann den Beschluß des Senates dem Prinzen vor. Dieser antwortete: er habe sich mit der constitutionellen Acte bekannt gemacht, die auf den Thron den König, seinen erlauchten Bruder, zurückrufe, er habe von diesem die Vollmacht nicht erhalten, die Verfassung anzunehmen; aber er kenne die Gesinnungen und Grundsätze seines Bruders und er fürchte nicht verleugnet zu werden, wenn er in dessen Namen versichere, die Grundlagen der Verfassung werden anerkannt werden. Der Prinz zählte diese Grundlagen auf: sie waren beinahe vollständig. Der Vorrechte, welche die Senatoren sich selbst herausgenommen, hatte er nicht erwähnt.

Als darauf der Gesetzgebende Körper zur Audienz erschien, empfing ihn Artois, der dem Senat so gemessen geantwortet hatte, mit ausgesuchten Worten der Freude, und sagte sogar, der König und er seien stolz auf die Festigkeit gewesen, womit der Gesetzgebende Körper der Tyrannei widerstanden habe. Die sämmtlichen Behörden sollten nun nach und nach vor dem Generallieutenant erscheinen. Die Mitglieder der provisorischen Regierung nahm dieser in den Staatsrath auf, den er sich bestellte.

Das Ereigniß des folgenden Tages war die Ankunft des Kaisers von Östreich. Die beiden andern Monarchen waren ihm entgegengegangen. Auf dem Boulevard schloß sich auch der Graf von Artois an, was dem Zuge das Begleit einer Anzahl eifriger Royalisten verschaffte. Der Kaiser selbst, der, als Schwiegervater Napoleon's, nur halb als Sieger, halb selbst besiegt, seinen Einzug hielt, wurde von der Bevölkerung wie von den Royalisten kalt empfangen. Die Letztern vergaßen ihm nur ungern jenes Verhältniß und konnten es um so weniger ganz vergessen, als die Anhänger Bonaparte's das Geschick, wodurch dessen Schwiegervater im entscheidenden Augenblicke so weit von der Hauptstadt verschlagen worden war, verwünscht hatten und noch immer etwas von ihm zu erwarten im Verdachte standen. Es zeigte sich indessen, daß sich Kaiser Franz

zunächst um seine Tochter bekümmerte. Er hatte den Fürsten Esterhazy beauftragt, sie abzuholen. Marie Louise war aber schon einem russischen General, der nach Blois gesendet worden, bis nach Orleans gefolgt, nachdem sie mehrere Tage theils hoffend, ihr Vater werde sich ins Mittel legen, theils unschlüssig zugebracht hatte, ob sie sollte zu ihrem Gemahl reisen, ob dieser es verlangte. Von dem Fürsten Esterhazy ließ sie sich nun auf das Schloß von Rambouillet begleiten, wo sie, fast ganz verlassen von ihrer französischen Umgebung, ihren Vater erwartete. Ein Besuch der Königin Hortense, die, anstatt ihre Verwandtschaft mit Napoleon vergessen zu machen, das Unglück mit der Kaiserin theilen wollte, kam ihr jetzt ungelegen. Als sie ihren Vater wiedersah, warf sie ihm ihr Kind in die Arme. Auch der Kaiser von Rußland und der König von Preußen besuchten sie in Rambouillet, ehe sie Frankreich verließ.

Als der Senat dem Kaiser von Östreich seine Aufwartung machte, legten es ihm die Royalisten als einen Versuch aus, wie viel er auf denselben bauen könnte. Doch war es wieder Talleyrand, der die Anrede hielt. In künstlichen Wendungen pries der Diplomat den Kaiser Franz: durch eine großherzige Hingebung habe S. k. k. M. Frankreich und Östreich zum Frieden Europas vereinigen wollen; aber obgleich die erhabene Kaisertochter mit allem Ansehen der Weisheit, allem Reize der Sanftmuth in seinem Geiste gewirkt, sei die Hoffnung betrogen worden; da habe der Kaiser gedacht, daß er Fürst sei vor Allem; nun sehe er Europa wieder auf seinen alten Grundlagen befestigt und alle Völker, welche die ersten Familien der Könige seien, gleichsam zu Einer Familie vereinigt; dieses schöne Schauspiel möge ihn für die Opfer seiner großen Seele belohnen. Kaiser Franz erwiederte, ohne über seine Gesinnung Jemandem Zweifel zu lassen: daß er durch die Verheirathung seiner Tochter, als Fürst und Vater, ein ungeheures Opfer gebracht habe, um den Leiden Europas ein Ende zu machen;

daß er nie bereue, wenn auch dies Opfer nutzlos geblieben, seine Pflicht gethan zu haben; daß der Friede, unmöglich bis jetzt, leicht sein werde, wenn in Frankreich wieder eine väterliche Regierung bestehe, und daß sich alle Parteien vereinigen möchten.

Da man sich in Kaiser Franz von Anfang an mehr einen Familienvater als einen Monarchen dachte, ein Bild, dem seine einfachen Sitten völlig entsprachen, so konnte ihm die Bevölkerung von Paris in die Länge nicht übel wollen. Sie sah ihn oft spazieren gehen. Wie er alle Merkwürdigkeiten und Sammlungen der Stadt besichtigte und von den Gelehrten sich erklären ließ; wie er im botanischen Garten, als Blumenfreund, mit den Aufsehern einen Tausch verabredete, das mußte gefallen. So wurde er am Ende noch besser gelitten als der König von Preußen, dessen Persönlichkeit auf keine Weise von dem übeln Eindruck abzog, den die feindseligen Wünsche gegen Frankreich, die man ihm und den Preußen zuschrieb, bewirkten.

Auch Bernadotte, der Kronprinz von Schweden, war angekommen. Als Franzose und, wie man glaubte, verunglückter Thronbewerber, ließ er sich aber wenig sehen. Man hörte nur, daß er einige alte Bekannte, die Patrioten geblieben waren, besucht und bei diesen sich habe rechtfertigen wollen. So befanden sich die sämmtlichen alliirten Monarchen in Paris, die am Feldzuge Theil genommen hatten. Am höchsten wurde aber immer noch Alexander gehalten. Man hatte einen Augenblick sogar erwartet, daß auf die Vendomesäule, von der Napoleon's Statue herabstieg, die seine gestellt würde. Überall war sein Portrait neben demjenigen Ludwig's XVIII. ausgehängt. Er galt dermaßen für den Fürsten in Paris, daß die tausend Gesuche, welche die Wichtigkeit des Augenblicks an die Regierung richten ließ, einige Tage lang ihm zugeschickt wurden, bis er sich durch eine öffentliche Anzeige, daß er in die Angelegenheiten des Landes sich nicht mischen wolle, diese Auszeichnung verbat.

Sein größter Triumph war, daß ihm die Ankunft des Grafen von Artois wenig schadete. Denn jetzt geriethen die Gegner der Royalisten sogar in Leidenschaft für ihn und sparten nichts, den russischen Herrscher zu feiern, der die Rechte der freie Bürger in Schutz nahm. Ebenso eifrig waren indessen die Royalisten, dem Grafen von Artois die reichere Huldigung zu verschaffen. Unter seinen Fenstern wartete immer eine Menge Leute, bis er sich zeigte. Der Graf selbst bemühte sich durch viele Musterungen kleinerer Abtheilungen der Nationalgarde um Popularität. Es war zwischen dem gegenseitigen Anhange ein Wetteifer, den nur die gegenseitige Höflichkeit Artois' und Alexander's in Schranken hielt. Beide Fürsten waren eines Abends in der Oper erwartet. Das stürmische Leberufen der Royalisten, die alten französischen Lieder des Orchesters empfingen den Grafen Artois bei seinem Eintritte. Doch als Alexander in der Mitte der beiden andern Monarchen in seiner Loge erschien, war der Jubel, von Artois selbst getheilt und angeführt, noch viel hartnäckiger. Der Graf fühlte, daß es an ihm war, die Monarchen in ihrer Loge zu besuchen, wo er einen ganzen Act verweilte. Später gaben sie ihm den Besuch zurück. In dem wechselnden Eifer, womit die Anspielungen des Stückes, bald auf die Monarchen, bald auf die Bourbonen beklatscht wurden, sah man das Spiel der Sympathien, bis ein Lied, das nicht die Einen, nicht die Andern zurücksetzte, und glücklich auf den abwesenden König schloß, einen Enthusiasmus aufstürmte, der Niemandem mehr fremd blieb.

Alexander bemerkte es wohl, daß ihn die Royalisten eigentlich in dem gleichen Haß begriffen, womit sie den Senat verfolgten. Desto mehr nahm er diesen in seinen Schutz. Laharpe, dessen man ebenso wenig schonte, als des Senates, zeichnete er dadurch aus, daß er keine von den wissenschaftlichen Sammlungen von Paris ohne seinen alten Lehrer besuchte. Er war dankbar gegen beide, die dafür litten, daß die Franzosen ihm eine freie Verfassung

zu danken hatten. Fern von seinem Vaterlande, in dem glücklichen Westlande, war seines Lebens höchster Beruf, als Gebieter einem Volke die Ideen des Zeitalters zu schenken, erfüllet worden. Alexander war ganz Freude, ganz Edemuth. Er beneidete nur die Bourbonen um den Thron von Frankreich. Bis der König käme, war er darauf eifersüchtig, sich selbst gleichsam als den Nachfolger Napoleon's lieben zu machen, von dessen Despotie er Frankreich befreit hatte. Auch er ehrte die Marschälle des Kaiserreichs, auf welche, wie Artois gesagt, die Bourbonen stolz sein wollten. Den Marschall Ney, der sich nicht mehr seines Titels Fürst von der Moskowa bediente, aber sich Marschall von Elchingen nannte, besuchte er persönlich und nahm ein Frühstück bei ihm an. Auf ähnliche Weise begegnete er mehreren andern Personen von Napoleon's Umbebung, die er diesem nicht gönnte, und machte es den Bourbonen unmöglich, sie zu vernachlässigen. Der ersten Gemahlin Napoleon's, die dieser verstoßen, erwies Alexander die zarteste Aufmerksamkeit und nahm sich ihrer Familie gegen die neue Regierung an. Da er sich in Josephinen's Gesellschaft gefiel, wiederholte er seine Besuche in Malmaison häufig, ohne sich um den Ärger der royalistischen vornehmen Gesellschaft zu bekümmern, die Jeden, über den sie Gewalt hatte, dafür würde ausgestoßen haben. In Paris wollte Alexander als Herrscher auch frei sein. Josephine starb noch während seines Aufenthaltes in der Hauptstadt.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Paris und Frankreich. Der Waffenstillstand.

Seit dem Vertrage von Fontainebleau konnte man an keinem öffentlichen Orte in Paris erscheinen, wo nicht mit Geringschätzung und Hohn über Buonaparte — man hörte nur noch den fremden Namen — geredet worden wäre. Wenn es in Beziehung auf die künftige Regierung schon Parteien gab, so wurde hingegen im Tone über den gestürzten Kaiser keine Ausnahme geduldet. Kaum seine Lebensgefährten konnten sich enthalten, in schonender Sprache einen Beitrag zu seiner Herabsetzung zu liefern. Wie überboten sich Diejenigen, die sich den Royalisten zu empfehlen hatten, oder Die, welche von Natur niederträchtig waren!

Über das Ende, das Bonaparte genommen, zuckte man die Achseln. Er habe Thaler gemarktet, hieß es über seinen Vertrag; er habe nicht zu sterben gewußt. Jeder Aufwärter sagte vor den fremden Officieren, Bonaparte sei eine Memme. Jeder redete, wie Chateaubriand, von dem Unterschied wahrer und falscher Größe. Man erzählte Äußerungen von dem Corsen, die über dessen gemeines Wesen keinen Zweifel lassen sollten. Wer von seiner Tyrannei etwas Neues wußte, ließ es drucken, und man froh-

lockte, daß nun Alles ans Licht komme. In eine eigene Zeitschrift sammelte ein Mann, der noch vor Kurzem für die kaiserliche Polizei geschrieben, diese Literatur. Die Zeitungen enthielten außer den Actenstücken der Umwälzung wenige Artikel, die nicht als ein Bekenntniß über den Kaiser zugleich eine Beitrittserklärung gewesen wären. Täglich zeigten sie auch neue Schriften an, die nach der Aussage der Verfasser schon vor mehreren Jahren gechrieben worden, aber während der Tyrannei hatten verborgen gehalten werden müssen.

Es war ein Treiben, das in Paris jeden Bürger von besserem Gefühl empören mußte. Dennoch konnten auch diese sich dem Eindrucke der Schmähungen nicht gänzlich verschließen. Wenn sie durch den Tadel, den sie früher zuweilen selbst über den Kaiser gefällt, unter der gewaltigen Herrschaft selbst doch niemals sich hatten umstimmen lassen, so war die Wirkung der jetzigen neuen Lage auf sie so groß, daß sie ihr eigen Urtheil bewährt fanden, daß sie im Allgemeinen die Vorwürfe über eine Regierung, die ihren Geist, wie ihren Willen beherrscht hatte, für wahr anerkennen mußten. Es begegnete ihnen, sich über dieser veränderten Ansicht zu betreten, wie sehr sie auch durch jede Gemeinschaft mit den Schmähern sich zu entehren fürchteten. Auch sie hatte die Art, wie der Kaiser sich selber aufgegeben, diesem am meisten entfremdet. Nur mit anderer Gesinnung als die Schmäher, erfuhr auch der Bürger, der nichts davon zu hoffen hatte, die gleiche Sinnesänderung.

Die Regierung konnte aber dessen noch nicht froh werden. Sie bemerkte eben damals zu ihrer Beängstigung, daß, wenn Paris nun völlig gewonnen war, ein großer Theil der Armee und Frankreichs noch immer übrig blieb. Obgleich nämlich schon mehrere Tage verflossen waren, seit sie der Armee auf so schonende Weise die weiße Cocarde vorgeschrieben hatte, und obgleich von Blois aus keine Befehle der Regentschaft mehr die ihrigen durchkreuzten, schien

die Umwälzung im Lande keine großen Fortschritte mehr gemacht zu haben, in der Armee aber einen ernstlichen Widerstand zu finden.

Einige Zeit lang hatte der Sieg, den die Royalisten in mehreren vom Kriegsschauplatz entfernten Städten gefeiert, die Regierung über Frankreich beruhigt. Als eine mächtige Partei hatten diese Royalisten während des Feldzuges die Wirksamkeit der außerordentlichen Commissaire, welche die Streitkräfte für den Kaiser hatten aufbieten sollen, gelähmt und dieselben dermaßen eingeschüchtert, daß sich mehrere dieser Commissaire am Ende um ihre Gunst bewarben. Die stärkste Hülfe in den Entscheidungstagen selbst war die Schrift Chateaubriand's für sie gewesen. Denn da dieselbe fast zugleich mit den ersten Actenstücken der Pariser Ereignisse angekommen war, so hatte man deren Größe nach der Heftigkeit der Schrift gemessen, und diese hatte den Einfluß ausgeübt, welcher der Hauptstadt eigen war.

Allein es konnte sich die Regierung doch nicht lange darüber täuschen, daß dieser Sieg der Royalisten sich auf eine Anzahl Städte beschränkte. Besonders der östliche Theil von Frankreich, durch den sich der Krieg gezogen hatte, schien auch in der neuen Regierung den Feind zu sehen. Die erbitterten Bauern glaubten nicht daran, daß der Kaiser vom Throne gestiegen sei; sie mißtrauten den feindlichen Soldaten, die es versicherten. Auch wenn sie es annehmen mußten, sagten sie, die Sache sei noch nicht zu Ende. Als der Kaiser von Östreich nach Paris reiste, meinten die Bauern, er eile seinem Schwiegersohn zu Hülfe.

Viele Tage wartete die Regierung umsonst auf die Beitrittserklärungen der französischen Heere, die im südlichen Frankreich und in Belgien standen. General Maison hatte zwar mit den Alliirten einen Waffenstillstand geschlossen, sobald er den Regierungswechsel erfuhr. Als er aber in Lille seinem Heere diesen anzeigte, zog ein Theil

der Truppen aus der Stadt mit dem Rufe: Es lebe der Kaiser! — und das Ausreißen nahm kein Ende, bis Maison einen Tagsbefehl erließ, worin er die Ausreißer alle Feiglinge nannte, die nur einen Vorwand gesucht hätten, und die Kanonen der Stadt auf die nach dem Innern von Frankreich führenden Straßen richten ließ. Carnot, der Antwerpen glücklich vertheidigte, wartete bis zum 18. April, ehe er die Beitrittserklärung der Garnison schickte.

Wie erschrak man aber, als die Nachricht von einer großen Schlacht kam, die bei Toulouse noch den 10. April zwischen Soult und Wellington geliefert worden war! Soult hatte die Schwäche seines Heeres durch eine Reihe von Vertheidigungswerken ersetzt, deren Vollendung mit einer fast wunderbaren Schnelligkeit geschehen war. Der Kampf hatte vom frühen Morgen bis in die Nacht gedauert, ohne daß Soult mehr als zwei seiner Redouten an den dreimal so starken englischen Feldherrn verloren hatte. Auf die ehrenvollste Art hatte er die Stellung in der Nacht geräumt. War es auch eine verlorene Schlacht gewesen, so sahen sich doch die Überreste des kaiserlichen Anhanges auf einmal wieder im Besitze eines Heeres, das sich noch schlug; ja sie sprachen von dem Siege von Toulouse. Die Regierung klagte im Moniteur, daß ihre Berichte an Soult verbrecherischer Weise aufgehoben worden wären. Allein obschon sie nun erfuhr, daß der Marschall gleich nach der Schlacht von der Umwälzung unterrichtet worden war, verging ein Tag nach dem andern, ohne dessen Beitrittserklärung zu bringen. Die Regierung machte dafür diejenigen bekannt, die sie von Macdonald und einigen anderen bedeutenden Militairs schon vor mehreren Tagen erhalten und, der Anzeige des Moniteurs gemäß, hatte zurücklegen wollen; sie ließ auch diese Zeitung mehr Nachrichten von der Umwälzung in den Departements aufnehmen, als bisher geschehen war.

Diese Stockung im Glücke der Royalisten machte, daß die Senatoren, die am meisten für die Verfassung Partei

genommen hatten, auf einmal wieder keck wurden und auch geringere Schwierigkeit fanden, ihr Corps zu beherrschen. Da nun aber eben dieselbe Ursache unter die Anhänger der kaiserlichen Herrschaft wieder Bewegung brachte, so fügte es sich, daß der Senat, nachdem er das erste Werkzeug der Umwälzung gewesen war, zur Stütze und Hoffnung Derer wurde, die mit der Umwälzung unzufrieden blieben. Wie frohlockten darüber die Royalisten, deren Leidenschaft gegen den Senat bei weitem die Unruhe über die neue Gefahr übertraf! Durften sie erst den Senat zu den Aufrührern schlagen, dann war er ihre Beute. Begierig, boshaft griffen sie Alles auf, was sie ihm dahin auslegen konnten. Mit Triumph wurde über Mitglieder des Senates erzählt: als ihre Verfassung in einigen Städten verbrannt worden war, hätten sie geäußert, nach solchen Auftritten sähen sie ein, daß der König die Verfassung nicht mehr aufrichtig annehmen könne; es wäre Verstellung, wenn er sie annehme; gleichwohl, wurde hinzugesetzt, geben diese Mitglieder ihre Verfassung nicht auf. Doch der Senat blieb durch den Schutz Alexander's geborgen: seit es gedenkbar war, daß die Bourbonen noch einmal der Heere des russischen Kaisers bedurften, mußten die Royalisten ihn behutsam verehren.

Jetzt nahm sich die Regierung zusammen, um überall in Frankreich schnell dem Widerstande ein Ende zu machen. Sie schickte in alle Militairdivisionen außerordentliche Commissaire, die eine genaue Kenntniß der Ereignisse von Paris im Lande verbreiten, die Wirksamkeit der Regierung erleichtern und über alle Theile des Staatswesens sich Auskunft verschaffen sollten. Sie gab denselben Vollmacht, Beamte einzustellen und provisorisch zu ersetzen, Maßregeln der vorigen Regierung, z. B. Verhaftungen, aufzuheben.

Ein noch kräftigeres Mittel war ein Waffenstillstand mit den Alliirten. Nicht nur konnte dadurch der Krieg gelöscht werden, der wenigstens von einer Anzahl Festungen

noch unterhalten wurde und einen so übeln Eindruck machte, sondern um Vieles mußte das Ansehn der Regierung steigen, wenn ihr der erste Schritt zu einem Frieden mit den Alliirten gelungen wäre. Die Royalisten freuten sich außerdem auf die Verdrängung Alexander's, die eine Folge des Friedens zu sein schien. Die verbündeten Monarchen waren nicht minder bereitwillig zur Unterhandlung, indem sie täglich mehr für ihre Heere besorgt wurden, die ohne eigentlichen Krieg doch unter der Erbitterung des Landvolkes empfindlich litten.

Da im Waffenstillstande auch der Abzug der alliirten Heere bestimmt werden sollte, so konnte eine Verständigung über die Grenzen Frankreichs nicht länger vermieden werden. Der Augenblick, wo es geschah, scheint kein Geheimniß geblieben zu sein: denn Marmont begab sich mit zwei anderen Marschällen zum Grafen von Artois, um ihn zu einem Versuche für die Rheingrenze zu bewegen Allein nur die alten Grenzen, die Frankreich vor den Revolutionskriegen besessen hatte, konnten in jenem Augenblicke von allen Theilen angenommen werden. Der Graf von Artois mußte mit dem ehemaligen Besitzthume seiner Familie zufrieden sein. Die verbündeten Monarchen hatten durch die öftere Betheuerung, daß sie den Krieg nicht gegen Frankreich führten, wenigstens auf die Zerstückelung des alten Landes verzichtet; durch die Erklärung, womit der Kaiser von Rußland zum Sturze Napoleon's aufgefordert, hatten sie den Bourbonen ein besseres Loos versprochen, als jeder anderen Regierung, die sich Frankreich geben könnte; endlich, wenn es ungewiß ist, ob einzelne Mächte schon damals an Verbindungen mit Frankreich dachten, wozu dieses nicht allzu schwach werden durfte, mußten sie alle die Unmöglichkeit einsehen, den Bourbonen einen sichern Thron zurückzulassen, und für sich selbst einen dauerhaften Frieden zu schließen, wenn sie dem Lande die edelsten Provinzen entrissen. Talleyrand schmeichelte sich,

alle diese Rücksichten, die Frankreich jetzt zum Vortheile gereichten, von langem her eingeleitet zu haben: er willigte also ohne Bedenken in die unvermeidlichen Abtretungen, um durch den Waffenstillstand, indem er ihn im rechten Augenblicke schloß, noch der neuen Regierung Vortheile zu verschaffen.

Der Waffenstillstand wurde also auf folgende Weise bestimmt: Die Feindseligkeiten sollten an jedem Orte aufhören, sobald der französische Befehlshaber dem alliirten, der ihm gegenüberstände, angezeigt hätte, daß er den Generallieutenant anerkenne. Die alliirten Heere sollten das französische Gebiet in dem Umfang, den es am 1. Januar 1792 gehabt, im gleichen Maße räumen, in welchem ihnen die außerhalb dieser Grenzen gelegenen Festungen übergeben würden. Bis zum 1. Juni sollte diese Übergabe vollendet sein. Die französischen Besatzungen durften mit Waffen und Gepäck und mit dem Feldzeuge abziehen, wogegen die ganze Ausrüstung der Festungen mit diesen den Alliirten überliefert würde. Dem Frieden wurde vorbehalten, das Loos der Schiffe in den Seeplätzen zu bestimmen. Die französischen Truppen in Italien sollten unverzüglich zurückgerufen, von beiden Seiten die Gefangenen und Geiseln ohne Lösegeld und ohne Auswechselung zurückgegeben werden. Gleich nach Unterzeichnung dieses Vertrages sollten die Alliirten die Verwaltung der Städte und Departements den vom Generallieutenant bezeichneten Beamten überliefern und keine ferneren Requisitionen erheben, wogegen für den Unterhalt der alliirten Heere, bis dieselben die Grenzen überschritten hätten, von den französischen Beamten gesorgt würde. Der Eingang des Vertrages sagte, die verbündeten Mächte wollen Frankreich den Segen des Friedens zum Voraus genießen lassen, ehe alle dessen Bestimmungen festgesetzt seien. Am 23. April wurde dieser Waffenstillstand unterzeichnet.

Wenn die Regierung durch neue Gefahren zu diesem

Werke angetrieben worden war, so hatte sie von nun an auch ohne dessen Wirkung wieder Glück: denn aus früheren Ursachen erfolgte theils Napoleon's Abreise, theils die Ankunft des Königs, zwei Ereignisse, die gleich günstig für den Übergang waren und alle anderen Vorfälle in den Hintergrund stellten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Napoleon's Reise nach Elba.

Napoleon war in seinem Palaste von Fontainebleau seit jener schrecklichen Nacht, nach welcher er den Vertrag unterzeichnet hatte, noch neun Tage lang geblieben. Nach Dem, was von Fain, seinem treuen Secretair, ist aufgezeichnet worden, muß während dieser Zeit seine Seele mit dem Schmerz und der Scham des Unglücks einen Kampf bestanden haben, in welchem sie überwand.

Unter den Gefährten seiner Größe hatten nur die treuesten ausgedauert, bis er sie durch seine Abdankung selbst entband: seine Treuesten verließen ihn nach diesem Tage. Er fragte nach Berthier: er war nach Paris gegangen. Immer erhielt er diese Antwort, nach wem er auch fragte. Auch Macdonald reisete jetzt ab, da er dem Kaiser nichts mehr nützen konnte. Napoleon war davon so gerührt worden, wie dieser Marschall, dessen unabhängigen Charakter neben dem Throne er ungünstig angesehen hatte, gegen ihn im Unglück gehandelt, daß er ihm zum Andenken den aus Ägypten mitgebrachten Säbel von Mourad Bei schenkte. Übrigens ermahnte Napoleon seine Gefährten nun selbst, sich der neuen Regierung — nicht der provisorischen, sondern den Bourbonen — zu unterwerfen, wie er auch mit Vergnügen die Nachricht von der

Ankunft Artois' aufnahm, wodurch der Regierung der Rebellen ein Ende gemacht wurde. Er konnte hoffen, seine Gefährten auch im Dienste des neuen Herrschers noch immer zu besitzen, wenn sie auf sein Geheiß in denselben getreten wären.

Um Fontainebleau zerrannen die meisten Truppen. Das Schloß verödete. So oft ein Wagen in den Schloßhof fuhr, fragte Napoleon, ob es Berthier wäre, oder Fontanes, oder Molé: er erwartete immer, daß diese und noch so Manche kämen, um von ihm Abschied zu nehmen. Nur sein Bassano verließ ihn nicht. Die Ehrerbietung, die ihm dieser Minister erwies, war zarter geworden, seit sie dem unglücklichen Manne galt. Sorgsam hatte er Acht, daß er nicht durch den geringsten Verstoß gegen die Etikette, die in dem stolzen Leben der Tuilerien geherrscht hatte, seinen Gebieter an die Wendung des Glückes erinnerte.

Auch Caulaincourt war noch im Schlosse. Mit seiner gewohnten Geschäftigkeit besorgte er das Einpacken auf des Kaisers Abreise und schickte viele mit Meublen und Kunstgegenständen beladene Wagen voraus. Eine kleine Anzahl von Officieren waren erfreut, denn sie hatten die Erlaubniß bekommen, dem Kaiser nach Elba zu folgen. Von den Generalen waren es Cambronne und Drouot und der Großmarschall Bertrand. Von der Garde durften nur vierhundert Mann mit; da die ganze Garde den Kaiser begleiten wollte, mußte eine Auswahl getroffen werden. Der Kaiser selbst ließ sich aus der Bibliothek die Karten und Bücher hervorsuchen, die ihm einen Begriff von der Insel Elba geben konnten; in diesem Studium sann er auf die Werke, deren die Insel bedurfte, forschte nach den Mitteln, die sie böte.

Doch sein Schmerz war größer, als diese kleinen Pläne. Hoheit und Macht waren eingebüßt, und entwerthet wäre sein Leben gewesen, wenn es durch sie gegolten hätte. Aber der Ruhm war die Seele seines Lebens,

und von diesem hatte er keinen Fall gethan. An seinen Verkleinerern konnte er noch jetzt sich rächen, und dies war ein neues Werk, das der Unsterblichkeit gewiß war: er wollte die Geschichte seiner Thaten schreiben. Es war das Größte, das er in der Verbannung unternehmen konnte. Damit war von neuem der Ruhm seines Landes, seiner Tapfern, seiner Freunde ihm anvertraut, damit war er gleichsam wieder ihr Herrscher geworden.

Napoleon las täglich die Zeitungen der Hauptstadt. Er nahm die Schmähungen mit Gleichmuth hin, da er es war, der zur Nachwelt reden konnte. Von einer Recognoscirung an der Loire kam der Oberst Montholon zum Kaiser zurück, erzählte von dem guten Geiste der Bevölkerung und der Soldaten und meinte in seinem Feuereifer, man sollte im Süden noch Widerstand leisten. Napoleon machte ihm lächelnd begreiflich, daß es zu spät wäre.

Empfindlich wurde er über die Art, wie man die Abreise der Kaiserin ohne seinen Rath anordnete, und noch mehr über den Besuch, den Alexander und gar der König von Preußen ihr in ihrem Unglück gemacht hatten.

Auf der Reise ans Meer sollten Commissaire der vier großen verbündeten Mächte den Kaiser begleiten. Am 17. wurden ihm dieselben vorgestellt. Mit der größten Auszeichnung empfing er den englischen Commissair, Obrist Campbell, mit Höflichkeit die Generale Schuwaloff und Koller, Commissaire von Rußland und Östreich; hingegen verbarg er dem Obristen von Truchses-Waldburg, Commissair des Königs von Preußen, nicht, daß seine Anwesenheit ihn kränke. Da noch nicht alle Papiere für die Besitznahme von Elba in der Ordnung waren, wie es der Kaiser wünschte, so konnte die Abreise erst auf den 20. festgesetzt werden. So oft er in der Zwischenzeit die Commissaire sah, behandelte er sie nach dem Grade von Achtung, worin ihre Fürsten und ihre Heere bei ihm standen. Dem englischen Commissair lobte er die englischen Truppen, dem östreichischen tadelte er den Fehler, den Östreich

zu seinem eigenen Schaden durch den Anschluß an Rußland begangen. Einmal stellte er sich, nicht abreisen zu wollen, redete von der Untreue der Alliirten und drohte, sich seines Vertrages zu entschlagen, wenn derselbe von den Alliirten nicht pünktlich erfüllt würde.

In der Nacht vor der Abreise entflohen sein erster Kammerdiener Constant und sein Mameluck Roustan, um ihm nicht nach Elba folgen zu müssen. Den ganzen Morgen war er verdrießlich. Er brauste auf, da ihm Bertrand unbesonnen anzeigen ließ, daß Alles zum Abfahren bereit sei, und blieb in seinem Cabinet.

Im Schloßhofe war die alte Garde unter das Gewehr getreten. Die alte Garde, der Kern der großen Armee, in welche nur der untadeliche Soldat aufgenommen wurde, der in der Armee eine Zahl von Jahren, ohne eine Strafe zu erleiden, gedient hatte; in welcher man lieber Soldat war, als Corporal in der Armee, die in Schlachten aufbewahrt wurde, bis die Gefahr am Höchsten, und indessen zusah, wie die jungen Milchbärte im Pulverdampf verschwanden; — die alte Garde, deren noch zahlreiche Veteranen sich so manche Vertraulichkeit mit dem kleinen Corporal herausgenommen hatten, erwartete in schmerzhafter Niedergeschlagenheit ihren Kaiser, dem auch sie nicht mehr den Thron erhalten können, wie er zum letzten Male vor sie träte.

Im Vorsaale wartete Bassano mit den Wenigen, die noch in Fontainebleau waren. Sie hatten sich in Reihen gestellt, damit der Kaiser beim Hindurchgehen von ihnen Abschied nähme. Da öffnete sich das Cabinet mit der üblichen Anzeige „der Kaiser!“ Er ging auf seinen treuen Bassano zu, drückte ihm die Hand und drückte sie Allen. Rasch stieg er in den Hof hinunter und trat mit seinem immer ruhigen Antlitz vor die alte Garde, der er ein Zeichen machte, daß er sprechen wolle. Das Gewehr im Arme, sahen die meisten dieser Krieger vor sich hin auf den Boden, als übten sie schon Enthaltsamkeit im Anblicke des

Kaisers, indessen einzelne ihre Augen auf die Züge des Scheidenden hefteten. Er sprach mit wenig veränderter Stimme, nur durch die langen Pausen, die seine Redesätze unterbrachen, seine Bewegung verrathend:

„Generale, Officiere, Unterofficiere und Soldaten meiner alten Garde, ich sage euch mein Lebewohl. Seit zwanzig Jahren bin ich zufrieden mit euch: ich habe euch immer auf dem Wege des Ruhmes getroffen. Die verbündeten Mächte haben ganz Europa gegen mich bewaffnet: ein Theil der Armee hat ihre Pflichten verrathen, und Frankreich selbst hat ein anderes Loos gewollt. Mit euch und den Tapfern, die mir treu geblieben, hätte ich den Bürgerkrieg drei Jahre lang führen können; aber Frankreich wäre unglücklich geworden, und das widerstreitet dem Zwecke, den ich mir vorgesetzt. Seid treu dem neuen Könige, den sich Frankreich gewählt hat, verlasset nicht unser theures, allzulange unglückliches Vaterland! Liebet es immer, liebet es innig dieses theure Vaterland! Beklaget nicht mein Schicksal; ich werde immer glücklich sein, wenn ich weiß, daß ihr es seid. Ich hätte sterben können, nichts wäre mir leichter gewesen; aber ich werde auf dem Wege der Ehre nicht ermüden. Ich habe noch die großen Dinge zu beschreiben, die wir zusammen gethan haben. — — Ich kann euch nicht alle umarmen: aber ich umarme euern General. Kommen Sie, General. — Napoleon schloß den General Petit in seine Arme. Man bringe mir den Adler! Theurer Adler! rief er, indem er ihn küßte: daß diese Küsse ins Herz aller Tapfern gehen möchten! — Das Schluchzen der Soldaten wurde ganz laut. — Lebet wohl, meine Kinder! Meine Wünsche begleiten euch überall, bewahret mein Andenken."

Er warf sich in den Wagen, und der Zug der Wagen setzte sich in Bewegung.

Auf der Landstraße fuhr Napoleon die beiden ersten Tage noch durch viele französische Truppen. Ungestüm

riefen sie ihm das letzte Lebehoch zu und sahen voll Schmerz und Unwillen dem fortrollenden Wagen nach. Auch in jeder Ortschaft eilte die Bevölkerung zur festlichen Begrüßung herbei, wobei sie die fremden Commissaire mit Schimpfworten empfing. So zeigte sich denn auch der Kaiser der gleiche, wie auf früheren Reisen in seinen Provinzen. Wo angehalten wurde, ließ er den Maire oder Präfekten zu sich rufen und richtete an ihn eine Menge Fragen über die Verhältnisse des Ortes, über die Stellungen der nähern Abtheilungen seines Heeres, und wurde ungehalten, wenn dieselben seinen letzten Befehlen nicht entsprachen. Von Augereau's Corps hatte er seit dem Falle Lyons keine Nachrichten mehr erhalten. Sonst sah Napoleon zerstreut aus und schien besonders darunter zu leiden, wenn einer der Begleiter sich über die Etiquette hinweg setzte. Als auf der Landstraße die französischen Truppen aufhörten, nahm auch der Eifer der Bevölkerung ab. Die weißen Cocarden wurden häufiger: doch auch mit solchen riefen hie und da die Leute ein Lebehoch dem Kaiser, was dieser schalkhaft als eine große Keckheit gegen die Obrigkeit tadelte. Endlich hörte er anstatt eines Grußes den Ruf: Es leben die Alliirten!

Als Napoleon über Lyon hinaus war, fuhr er durch eine ganz andere Bevölkerung. An einigen Orten wurde eben ein Fest gefeiert, das sie das Fest der Restauration nannten, und Napoleon wurde dabei beschimpft. Der Zug begegnete dem Wagen des Marschalls Augereau, der von Valence, wo er sein Corps zurückgelassen, nach Lyon fuhr. Napoleon redete ihn als seinen alten republikanischen Kameraden an; sie gingen mit einander zu Fuß eine Strecke weit: aber Augereau, der in einer Proclamation an seine Truppen den Kaiser gescholten, daß er nicht als Soldat zu sterben gewußt, benahm sich grob gegen ihn. In Valence trugen die Truppen schon die weiße Cocarde und hatten dem Könige geschworen: der Kaiser fuhr nur hindurch, wobei sie ihm die militairischen Ehren erwiesen. Je weiter

er reiste, desto feindlicher fand er die Bevölkerung. Nieder mit dem Tyrannen! rief man ihm nach, und verwünschte ihn für seine Conscription und die vereinten Gebühren. Er hörte, an vielen Orten wolle man ihn ermorden. In Avignon hatte das Landvolk, nachdem es zwei Tage lang in großen Massen auf ihn gewartet, sich eben wieder verlaufen, als Napoleon in der Dämmerung ankam. Indeß, obgleich das Wechseln der Pferde an ungewöhnlicher Stelle vorgenommen wurde, war in einem Augenblick der Wagen umringt. Das Schrecklichste wurde hineingerufen: ein Kerl riß an dem Schlage, aber der Geistesgegenwart eines Officiers und den Pferden, die fortjagten, ehe der Haufe angewachsen war, verdankte Napoleon sein Leben. Als man ihm in Orgon in einem noch fürchterlicherem Auftritte einen Strohmann am Galgen wies, nahm er, sobald er wieder im Freien war, den Anzug eines Couriers und ritt unerkannt voraus. In dieser Verkleidung, die er noch einmal vertauschte, setzte er die Reise fort, auf welcher jeder Ort eine neue Gefahr war, die mit Vorsicht und List, mit Hülfe der Commissaire und der Ortsbeamten bestanden werden mußte. Napoleon war ergrimmt über die Provence; aber er ließ sich jedes Rettungsmittel gefallen und enthielt sich fast ganz der Speise. Er war froh, in Luc östreichische Husaren zu finden, die ihn bis nach Frejus begleiteten. Da hier im Hafen statt der versprochenen französischen Corvette nur eine Brigg lag, zog er erzürnt eine engliche Fregatte the Undounted, vor. An einem Mittagsmahle, wozu er die Commissaire geladen, suchte er diese durch sein großartiges Gespräch wieder einzunehmen. Er schiffte sich am 28. zur Überfahrt nach Elba ein.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Ankunft Ludwig's XVIII.

Man erzählt, als die Nachricht von dem Sturze Bonaparte's nach Hartwell gekommen, sei die versammelte königliche Familie stumm vor Freude geworden. Die ersten Worte der Herzogin von Angouleme waren: sie wünsche nur darum in ihr Vaterland zurückzukehren, daß sie einige Pflichten erfüllen könne, die ihr Vater ihr aufgelegt habe. Die königlichen Gesinnungen, die Ludwig gegen sein Land sich immer bewahrt hatte, erhielten neues Leben durch seine Freude auf die nahe Rückkehr zu dem Volke, das in der ersten Stunde der Befreiung nach ihm gerufen hatte. Er raffte sich auf, noch in seinem vorgerückten Alter und mit seinen Körperbeschwerden den Ruhesitz von Hartwell zu verlassen. Nun kamen ganze Züge von Engländern, Leute aus allen Volksklassen, den König zu besuchen, den England den Franzosen gegeben. Ludwig hielt täglich offene Tafel. Aus Frankreich herüber kamen eifrige Unterthanen: hatten sie auch im Dienste Bonaparte's gestanden, so brachten sie doch die Versicherung, daß sie immerdar an den König gedacht hätten, was ihnen dieser aufs Liebenswürdigste glaubte.

Ludwig XVIII. hatte sich in seiner vieljährigen Verbannung so reiflich auf den Antritt seiner Regierung vor-

bereitet, daß er jetzt die Grundsätze derselben in keine neue Überlegung mehr ziehen mußte. Als Landesvater mit versöhntem Herzen wie Henri IV. einzuziehen, als aufgeklärter Monarch die Krone seiner Väter zu tragen, das war immer sein Sinn gewesen. In den Unterhandlungen, die er vor neunzehn Jahren, wie schon erzählt worden ist, mit Revolutionsmännern angeknüpft hatte, war auch die Verfassung schon besprochen worden. Er selbst trug im Herzen noch immer die alte französische Verfassuug, deren von der Zeit entstellte Züge er damals vergebens empfohlen hatte. Ludwig wollte aber sein Volk, zumal beim Empfang, nicht an ihm irre werden lassen; und wie er von jeher nur an kleine Meinungseroberungen gewöhnt war, so verlangte auch sein Charakter kein Durchgreifen. Hingegen konnte er sich keine Bedingung auflegen lassen, unter der er den Thron erst vom Senate empfangen würde. Der Thron war das Erbe seiner Väter, als legitimer König hatte er ihn vor neunzehn Jahren bestiegen. Die alte Dynastie kehrte mit ihm nach Frankreich zurück, nicht eine neue, die jünger wäre, als die von Bonaparte gegründete. Ludwig XVIII. machte also Anstalten, in Frankreich zu erscheinen, ohne sich erklärt zu haben, ob er die Verfassung des Senates annehme.

Das Volk von London gerieth an dem Tage, an welchem die Einnahme von Paris bekannt wurde, in einen Freudentaumel, mit dem man in Englands Geschichte nur wenige Beispiele verglich. Das erste Gefühl der freien Bürger dieses Landes war die Freude über den Fall des Tyrannen, das zweite war der Stolz auf England, das allein unter den Mächten niemals besiegt worden war. Dieser Ruhm konnte erst jetzt nicht mehr verloren gehen, und die Engländer feierten einen ebenso großen Triumph über alle siegreichen Völker des Festlandes, als über Frankreich. Auch die Parteien konnten ihren besonderen Antheil am Siege gegen einander messen. Der Sieg selber war zwar das Eigenthum der Schule von Pitt in größerem

Maße, aber die Opposition frohlockte ob dem Ende des Kriegszustandes, über welchem die Freiheiten des Landes eingestellt worden waren. Wie nun viele Engländer schon Hartwell besucht hatten, so wollte London sich aus der Durchreise des Königs Ludwig ein Fest machen. Der Prinz-Regent ging selber dem Könige entgegen. Mit einer weißen Cocarde geschmückt, begleitete er ihn durch die unzähligen Zuschauer, von denen sich viele dasselbe Zeichen aufgesteckt hatten, nach dem für ihn bereiteten Palaste. Hier dankte der König dem Prinz-Regenten für die Gastfreundschaft, die er mit seiner Familie in England so viele Jahre genossen: ihm, sagte er, vielleicht mit Bezug auf den in Paris so übermüthigen Kaiser von Rußland, verdanke er nächst Gott die Rückkehr auf den Thron seiner Väter. Er nahm sein blaues Band mit dem heiligen Geistorden ab und hing es um die Schultern des Prinzen. Am folgenden Tage hielt der Prinz ein Kapitel des Hosenbandordens und nahm Ludwig in diesen auf. Der Gemeinderath von London überreichte dem König einen Glückwunsch. Als am 23. der König und die Herzogin von Angouleme nach dem Meere abreisten, hörte das Gewimmel von Engländern, die ihnen Lebehoch riefen und mit weißen Tüchern nachwinkten, von London bis Dover nicht auf. Am Hafen nahm der Prinz-Regent von ihnen Abschied. Die Küste war mit Zuschauern besetzt, die der Jacht, mit den Wimpeln aller verbündeten Mächte geziert, nachsahen, bis sie unter den Hunderten von kleineren Schiffen, die auf den Kanal hinausgefahren, entschwunden war.

Am Ufer seines Königreichs sah Ludwig die Bevölkerung von Calais, die auf ihn wartete. Bei der Anfahrt trat er aus dem Kreise seiner Familie hervor, entblößte das Haupt und hielt die Hand an das Herz. Als er bei den Festlichkeiten, womit man seine Ausschiffung umgab, den Pfarrer mit der Geistlichkeit antraf, antwortete er auf dessen Anrede: „Nach zwanzig Jahren gibt der Himmel, gibt mir der Himmel meine Kinder wieder: Herr Pfarrer

gehen wir Gott zu danken in seinen Tempel!" Unter den Besuchenden, die er hernach empfing, meldete sich der General Maison: er war von Lille herbeigeeilt, um zuerst von allen Generalen zu des Königs Füßen zu erscheinen. Ludwig machte die Reise über Boulogne und Abbeville. Überall zog er unter Glockengeläute ein. An jedem wohlhabenderen Orte erwarteten die Frauen und Mädchen die Herzogin von Angouleme und überreichten ihr einen Lilienstrauß. Mit Blumen und Grün waren die Straßen bestreuet. Die royalistischen Lieder tönten von allen Seiten her. Langsam ging die Reise von Statten, da kein Ort in seinem Feste etwas unterlassen wollte.

Auf Größeres mußten jetzt die Royalisten von Paris sinnen, um nach so vielen Festen Ludwig, den Ersehnten, noch würdig zu empfangen. Ihr stolzester Gedanke war, ihn mit der Statue Henri IV. an derselben Stelle des Pont neuf zu überraschen, wo eine ähnliche Statue vor der Revolution gestanden hatte. Die Nationalgarde wollte an dem Unternehmen Theil haben, und eine Einladung zu Beiträgen wurde an alle Einwohner von Paris gerichtet.

Der Gesetzgebende Körper beschloß, dem Könige fünfundzwanzig seiner Mitglieder zur feierlichen Begrüßung entgegenzuschicken. Der Senat schien sich dagegen um die Ankunft desselben nicht zu bekümmern. Die Partei, die ihn beherrschte, verschmähte es auf der einen Seite, den König anzuerkennen, ohne daß er die Verfassung beschworen hätte. Noch hatte sich der Umfang des Mißvergnügens im Lande wenig verändert, durch das der Senat getragen wurde: aber es war auf der andern Seite nicht gerade seine Verfassung, wozu er bei den Mißvergnügten große Lust fand. Es war auch zu spät, jene Bedingung gegen den König geltend zu machen, seit dieser die Reise angetreten und in Frankreich selbst einen Triumphzug hielt.

Je gewisser es wurde, daß die künftige Verfassung noch ganz vom Könige abhing, desto mannigfaltigere Ansichten sprachen sich darüber neben derjenigen des Senates aus. Wenn der Schwarm der Royalisten nur das Alte wieder verlangte, so gab es ehemalige Mitglieder des Parlaments, die diese Körperschaft als Garantie der Freiheit priesen. Daneben traten die Lobredner der englischen Verfassung wieder auf, für die der Engländer beharrlicher Kampf gegen Bonaparte ein neues Zeugniß abzulegen schien. Der erste Versuch, den sie im Jahre 1789 gemacht hatten, war zum Nachtheil des Königthums verunglückt; und da Ludwig's Erbrecht auf den Thron auch jetzt unter ihnen Vertheidiger fand, so wurde in Zeitungen, denen wahrscheinlich die Gesinnungen des Königs bekannt waren, der Unterschied zwischen den Männern von 1789 und den spätern Revolutionsmännern besprochen.

Talleyrand konnte den Wunsch, daß der König die wesentlichen Grundsätze der Verfassung annähme, auch als Höfling nicht aufgeben, da sonst der Einfluß der Royalisten, in denen er seine künftigen Nebenbuhler erblickte, beim König obgesiegt hätte. Er versuchte, eine Verständigung zwischen dem Senate und dem Könige einzuleiten. Er versammelte die hartnäckigsten Senatoren und eröffnete ihnen: sie würden in dem König einen Mann von hohem Verstande und ausgezeichneten Talenten finden; sie möchten sich auf die Ehre vorbereiten, über die Artikel der Verfassung mit ihm in Besprechungen einzutreten. Sein Rath war, statt des jetzigen Entwurfes mit einer kleineren Zahl Artikel, welche die allgemeinen Grundsätze enthielten, dem Könige sich vorzustellen. Allein die Senatoren wollten nichts davon wissen, sei es daß sie noch zu leidenschaftlich waren, sei es daß die Unverschämtheit des Mannes sie entrüstete, auf dessen Wort sie die Verfassung zu geben gewagt hatten. Talleyrand trug keinen andern Vortheil davon, als daß er seines Antheils an der Verfassung los geworden war. Nun ließ er aber dem Könige selbst den

Rath geben, daß er, der Verfassung beitretend, sich vorbehalten möchte, einige Änderungen daran mit dem Senate zu behandeln. Auch ist es wahrscheinlich, daß er auf Alexander'n zählte, ohne dessen Aufmunterung die Verfassung nicht entstanden wäre.

Der Rathgeber, der Ludwig's Vertrauen genoß, war aber der Abbé von Montesquiou. Seit dieser die Republikaner des Senates umsonst bekämpft hatte, hielt er den König in Kenntniß von dem aufrührerischen Gange ihres Versuches. Er meinte, der König sollte mit einer ganz monarchischen Erklärung erscheinen und Niemandem die Ehre der Privilegien überlassen, die er der Nation ertheilen wollte. Zugleich wußte Ludwig's feiner Agent den Gesetzgebenden Körper hervorzuziehen, sodaß dieser für das Land mehr Freiheit sich vom Könige versprach, als vom Senate, von dessen Selbstsucht er schon unter dem Kaiser eine so bittere Erfahrung gemacht hatte. Es sei nöthig, schrieb Montesquiou seinem Gebieter, daß dieselbe Acte, die den Senat für incompetent erkläre, den Gesetzgebenden Körper berufe; man werde außerdem eine Anleihe in England machen müssen, wofür das Dasein einer solchen Versammlung eine große Sicherheit gewähren würde. Endlich bat er den König, in Compiegne einige Tage stille zu halten, denn theils ließ sich denken, daß die eifrigsten Anhänger Ludwig's hinausreisen würden, für welche dann auch jene entscheidenden Tage gewonnen wären; theils verlange das Ansehen des Königs, daß er die Erklärung, die man von ihm erwarte, nicht im Hauptquartier der fremden Heere gebe, und daß er nebenbei durch das Datum zeige, er ververdanke seinen Thron nicht einer bloßen Revolution der Hauptstadt, sondern der Liebe seines ganzes Volkes, die er überall auf seiner Reise erfahren.

Wirklich kam die Anzeige, der König werde den 29. April auf seinem Schlosse zu Compiegne absteigen. Die Deputation des Gesetzgebenden Körpers reiste an diesem Tage hinaus und wartete am Eingange des Schlosses mit

der Schaar von Parisern, die der Eifer hergeführt hatte. Ein Wagen hielt an, aus welchem der greise Prinz von Condé und sein Sohn, der Herzog von Bourbon, stiegen. Alte Diener ihres Hauses stürzten vor Freude schluchzend auf sie zu und wurden von ihnen erkannt: aber das Wiedersehen erinnerte, daß der Enkel des Hauses fehlte, der unglückliche d'Enghien. Jetzt fuhr im Begleite der Marschälle, die ihm entgegengeritten waren, der königliche Wagen in den Hof. Die Rührung erlaubte nur wenigen der versammelten Franzosen ein lautes Zurufen, als sie den bejahrten Mann, der ihr König war, sahen, wie er mühsam, sich auf die Tochter Ludwig's XVI. stützend, mit gichtkrankem Tritte in die Thüre ging, aber ein Haupt trug, dessen Majestät sogar diejenige Napoleon's übertraf, und wieder einen Familienzug erkennen ließ. Die Deputation des Gesetzgebenden Körpers wurde sogleich eingeführt und brachte dem Könige ihre Glückwünsche. „Kommen Sie", sagte der Präsident, „Abkömmling so vieler Könige, besteigen Sie den Thron, auf den einst unsere Väter Ihr erlauchtes Geschlecht gesetzt, und den wir heute so glücklich sind, von Ihnen eingenommen zu sehen." Der Redner pries den König auch dafür, daß durch ihn die Grundlagen einer weisen und klug abgewogenen Regierung würden gelegt werden. Ludwig antwortete: diese Gesinnungen seien ihm um so werther, als er darin das Pfand einer vollkommenen Eintracht zwischen ihm und den Repräsentanten der Nation sehe. Nun wurden ihm die Marschälle vorgestellt; der alte Berthier, der auch Napoleon's Günstling gewesen, hielt die Anrede, worin er der Fürsprache gedachte, die der König vom Exil aus für die französischen Kriegsgefangenen bei Alexander gethan. Der König antwortete mit Erhebung und Geist, huldreich und zutraulich. Er ließ sich die Marschälle einzeln nennen und zeigte jedem, daß er seine Schicksale kannte. Der leidende König in seinem Lehnstuhle, von den Marschällen umringt, schien sich dem Gefühle hinzugeben, daß er nun als Fürst unter

Kaisers, indessen einzelne ihre Augen auf die Züge des Scheidenden hefteten. Er sprach mit wenig veränderter Stimme, nur durch die langen Pausen, die seine Redesätze unterbrachen, seine Bewegung verrathend:

„Generale, Officiere, Unterofficiere und Soldaten meiner alten Garde, ich sage euch mein Lebewohl. Seit zwanzig Jahren bin ich zufrieden mit euch: ich habe euch immer auf dem Wege des Ruhmes getroffen. Die verbündeten Mächte haben ganz Europa gegen mich bewaffnet: ein Theil der Armee hat ihre Pflichten verrathen, und Frankreich selbst hat ein anderes Loos gewollt. Mit euch und den Tapfern, die mir treu geblieben, hätte ich den Bürgerkrieg drei Jahre lang führen können; aber Frankreich wäre unglücklich geworden, und das widerstreitet dem Zwecke, den ich mir vorgesetzt. Seid treu dem neuen Könige, den sich Frankreich gewählt hat, verlasset nicht unser theures, allzulange unglückliches Vaterland! Liebet es immer, liebet es innig dieses theure Vaterland! Beklaget nicht mein Schicksal; ich werde immer glücklich sein, wenn ich weiß, daß ihr es seid. Ich hätte sterben können, nichts wäre mir leichter gewesen; aber ich werde auf dem Wege der Ehre nicht ermüden. Ich habe noch die großen Dinge zu beschreiben, die wir zusammen gethan haben. — — Ich kann euch nicht alle umarmen: aber ich umarme euern General. Kommen Sie, General. — Napoleon schloß den General Petit in seine Arme. Man bringe mir den Adler! Theurer Adler! rief er, indem er ihn küßte: daß diese Küsse ins Herz aller Tapfern gehen möchten! — Das Schluchzen der Soldaten wurde ganz laut. — Lebet wohl, meine Kinder! Meine Wünsche begleiten euch überall, bewahret mein Andenken.“

Er warf sich in den Wagen, und der Zug der Wagen setzte sich in Bewegung.

Auf der Landstraße fuhr Napoleon die beiden ersten Tage noch durch viele französische Truppen. Ungestüm

riefen sie ihm das letzte Lebehoch zu und sahen voll Schmerz und Unwillen dem fortrollenden Wagen nach. Auch in jeder Ortschaft eilte die Bevölkerung zur festlichen Begrüßung herbei, wobei sie die fremden Commissaire mit Schimpfworten empfing. So zeigte sich denn auch der Kaiser der gleiche, wie auf früheren Reisen in seinen Provinzen. Wo angehalten wurde, ließ er den Maire oder Präfekten zu sich rufen und richtete an ihn eine Menge Fragen über die Verhältnisse des Ortes, über die Stellungen der nähern Abtheilungen seines Heeres, und wurde ungehalten, wenn dieselben seinen letzten Befehlen nicht entsprachen. Von Augereau's Corps hatte er seit dem Falle Lyons keine Nachrichten mehr erhalten. Sonst sah Napoleon zerstreut aus und schien besonders darunter zu leiden, wenn einer der Begleiter sich über die Etiquette hinweg setzte. Als auf der Landstraße die französischen Truppen aufhörten, nahm auch der Eifer der Bevölkerung ab. Die weißen Cocarden wurden häufiger: doch auch mit solchen riefen hie und da die Leute ein Lebehoch dem Kaiser, was dieser schalkhaft als eine große Keckheit gegen die Obrigkeit tadelte. Endlich hörte er anstatt eines Grußes den Ruf: Es leben die Alliirten!

Als Napoleon über Lyon hinaus war, fuhr er durch eine ganz andere Bevölkerung. An einigen Orten wurde eben ein Fest gefeiert, das sie das Fest der Restauration nannten, und Napoleon wurde dabei beschimpft. Der Zug begegnete dem Wagen des Marschalls Augereau, der von Valence, wo er sein Corps zurückgelassen, nach Lyon fuhr. Napoleon redete ihn als seinen alten republikanischen Kameraden an; sie gingen mit einander zu Fuß eine Strecke weit: aber Augereau, der in einer Proclamation an seine Truppen den Kaiser gescholten, daß er nicht als Soldat zu sterben gewußt, benahm sich grob gegen ihn. In Valence trugen die Truppen schon die weiße Cocarde und hatten dem Könige geschworen: der Kaiser fuhr nur hindurch, wobei sie ihm die militairischen Ehren erwiesen. Je weiter

er reiste, desto feindlicher fand er die Bevölkerung. Nieder mit dem Tyrannen! rief man ihm nach, und verwünschte ihn für seine Conscription und die vereinten Gebühren. Er hörte, an vielen Orten wolle man ihn ermorden. In Avignon hatte das Landvolk, nachdem es zwei Tage lang in großen Massen auf ihn gewartet, sich eben wieder verlaufen, als Napoleon in der Dämmerung ankam. Indeß, obgleich das Wechseln der Pferde an ungewöhnlicher Stelle vorgenommen wurde, war in einem Augenblick der Wagen umringt. Das Schrecklichste wurde hineingerufen: ein Kerl riß an dem Schlage, aber der Geistesgegenwart eines Officiers und den Pferden, die fortjagten, ehe der Haufe angewachsen war, verdankte Napoleon sein Leben. Als man ihm in Orgon in einem noch fürchterlicherem Auftritte einen Strohmann am Galgen wies, nahm er, sobald er wieder im Freien war, den Anzug eines Couriers und ritt unerkannt voraus. In dieser Verkleidung, die er noch einmal vertauschte, setzte er die Reise fort, auf welcher jeder Ort eine neue Gefahr war, die mit Vorsicht und List, mit Hülfe der Commissaire und der Ortsbeamten bestanden werden mußte. Napoleon war ergrimmt über die Provence; aber er ließ sich jedes Rettungsmittel gefallen und enthielt sich fast ganz der Speise. Er war froh, in Luc östreichische Husaren zu finden, die ihn bis nach Frejus begleiteten. Da hier im Hafen statt der versprochenen französischen Corvette nur eine Brigg lag, zog er erzürnt eine engliche Fregatte the Undounted, vor. An einem Mittagsmahle, wozu er die Commissaire geladen, suchte er diese durch sein großartiges Gespräch wieder einzunehmen. Er schiffte sich am 28. zur Überfahrt nach Elba ein.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Ankunft Ludwig's XVIII.

Man erzählt, als die Nachricht von dem Sturze Bonaparte's nach Hartwell gekommen, sei die versammelte königliche Familie stumm vor Freude geworden. Die ersten Worte der Herzogin von Angouleme waren: sie wünsche nur darum in ihr Vaterland zurückzukehren, daß sie einige Pflichten erfüllen könne, die ihr Vater ihr aufgelegt habe. Die königlichen Gesinnungen, die Ludwig gegen sein Land sich immer bewahrt hatte, erhielten neues Leben durch seine Freude auf die nahe Rückkehr zu dem Volke, das in der ersten Stunde der Befreiung nach ihm gerufen hatte. Er raffte sich auf, noch in seinem vorgerückten Alter und mit seinen Körperbeschwerden den Ruhesitz von Hartwell zu verlassen. Nun kamen ganze Züge von Engländern, Leute aus allen Volksklassen, den König zu besuchen, den England den Franzosen gegeben. Ludwig hielt täglich offene Tafel. Aus Frankreich herüber kamen eifrige Unterthanen: hatten sie auch im Dienste Bonaparte's gestanden, so brachten sie doch die Versicherung, daß sie immerdar an den König gedacht hätten, was ihnen dieser aufs Liebenswürdigste glaubte.

Ludwig XVIII. hatte sich in seiner vieljährigen Verbannung so reiflich auf den Antritt seiner Regierung vor-

bereitet, daß er jetzt die Grundsätze derselben in keine neue Überlegung mehr ziehen mußte. Als Landesvater mit versöhntem Herzen wie Henri IV. einzuziehen, als aufgeklärter Monarch die Krone seiner Väter zu tragen, das war immer sein Sinn gewesen. In den Unterhandlungen, die er vor neunzehn Jahren, wie schon erzählt worden ist, mit Revolutionsmännern angeknüpft hatte, war auch die Verfassung schon besprochen worden. Er selbst trug im Herzen noch immer die alte französische Verfassuug, deren von der Zeit entstellte Züge er damals vergebens empfohlen hatte. Ludwig wollte aber sein Volk, zumal beim Empfang, nicht an ihm irre werden lassen; und wie er von jeher nur an kleine Meinungseroberungen gewöhnt war, so verlangte auch sein Charakter kein Durchgreifen. Hingegen konnte er sich keine Bedingung auflegen lassen, unter der er den Thron erst vom Senate empfangen würde. Der Thron war das Erbe seiner Väter, als legitimer König hatte er ihn vor neunzehn Jahren bestiegen. Die alte Dynastie kehrte mit ihm nach Frankreich zurück, nicht eine neue, die jünger wäre, als die von Bonaparte gegründete. Ludwig XVIII. machte also Anstalten, in Frankreich zu erscheinen, ohne sich erklärt zu haben, ob er die Verfassung des Senates annehme.

Das Volk von London gerieth an dem Tage, an welchem die Einnahme von Paris bekannt wurde, in einen Freudentaumel, mit dem man in Englands Geschichte nur wenige Beispiele verglich. Das erste Gefühl der freien Bürger dieses Landes war die Freude über den Fall des Tyrannen, das zweite war der Stolz auf England, das allein unter den Mächten niemals besiegt worden war. Dieser Ruhm konnte erst jetzt nicht mehr verloren gehen, und die Engländer feierten einen ebenso großen Triumph über alle siegreichen Völker des Festlandes, als über Frankreich. Auch die Parteien konnten ihren besonderen Antheil am Siege gegen einander messen. Der Sieg selber war zwar das Eigenthum der Schule von Pitt in größerem

Maße, aber die Opposition frohlockte ob dem Ende des Kriegszustandes, über welchem die Freiheiten des Landes eingestellt worden waren. Wie nun viele Engländer schon Hartwell besucht hatten, so wollte London sich aus der Durchreise des Königs Ludwig ein Fest machen. Der Prinz-Regent ging selber dem Könige entgegen. Mit einer weißen Cocarde geschmückt, begleitete er ihn durch die unzähligen Zuschauer, von denen sich viele dasselbe Zeichen aufgesteckt hatten, nach dem für ihn bereiteten Palaste. Hier dankte der König dem Prinz-Regenten für die Gastfreundschaft, die er mit seiner Familie in England so viele Jahre genossen: ihm, sagte er, vielleicht mit Bezug auf den in Paris so übermüthigen Kaiser von Rußland, verdanke er nächst Gott die Rückkehr auf den Thron seiner Väter. Er nahm sein blaues Band mit dem heiligen Geistorden ab und hing es um die Schultern des Prinzen. Am folgenden Tage hielt der Prinz ein Kapitel des Hosenbandordens und nahm Ludwig in diesen auf. Der Gemeinderath von London überreichte dem König einen Glückwunsch. Als am 23. der König und die Herzogin von Angouleme nach dem Meere abreisten, hörte das Gewimmel von Engländern, die ihnen Lebehoch riefen und mit weißen Tüchern nachwinkten, von London bis Dover nicht auf. Am Hafen nahm der Prinz-Regent von ihnen Abschied. Die Küste war mit Zuschauern besetzt, die der Jacht, mit den Wimpeln aller verbündeten Mächte geziert, nachsahen, bis sie unter den Hunderten von kleineren Schiffen, die auf den Kanal hinausgefahren, entschwunden war.

Am Ufer seines Königreichs sah Ludwig die Bevölkerung von Calais, die auf ihn wartete. Bei der Anfahrt trat er aus dem Kreise seiner Familie hervor, entblößte das Haupt und hielt die Hand an das Herz. Als er bei den Festlichkeiten, womit man seine Ausschiffung umgab, den Pfarrer mit der Geistlichkeit antraf, antwortete er auf dessen Anrede: „Nach zwanzig Jahren gibt der Himmel, gibt mir der Himmel meine Kinder wieder: Herr Pfarrer

gehen wir Gott zu danken in seinen Tempel!" Unter den Besuchenden, die er hernach empfing, meldete sich der General Maison: er war von Lille herbeigeeilt, um zuerst von allen Generalen zu des Königs Füßen zu erscheinen. Ludwig machte die Reise über Boulogne und Abbeville. Überall zog er unter Glockengeläute ein. An jedem wohlhabenderen Orte erwarteten die Frauen und Mädchen die Herzogin von Angouleme und überreichten ihr einen Lilienstrauß. Mit Blumen und Grün waren die Straßen bestreuet. Die royalistischen Lieder tönten von allen Seiten her. Langsam ging die Reise von Statten, da kein Ort in seinem Feste etwas unterlassen wollte.

Auf Größeres mußten jetzt die Royalisten von Paris sinnen, um nach so vielen Festen Ludwig, den Ersehnten, noch würdig zu empfangen. Ihr stolzester Gedanke war, ihn mit der Statue Henri IV. an derselben Stelle des Pont neuf zu überraschen, wo eine ähnliche Statue vor der Revolution gestanden hatte. Die Nationalgarde wollte an dem Unternehmen Theil haben, und eine Einladung zu Beiträgen wurde an alle Einwohner von Paris gerichtet.

Der Gesetzgebende Körper beschloß, dem Könige fünfundzwanzig seiner Mitglieder zur feierlichen Begrüßung entgegenzuschicken. Der Senat schien sich dagegen um die Ankunft desselben nicht zu bekümmern. Die Partei, die ihn beherrschte, verschmähte es auf der einen Seite, den König anzuerkennen, ohne daß er die Verfassung beschworen hätte. Noch hatte sich der Umfang des Mißvergnügens im Lande wenig verändert, durch das der Senat getragen wurde: aber es war auf der andern Seite nicht gerade seine Verfassung, wozu er bei den Mißvergnügten große Lust fand. Es war auch zu spät, jene Bedingung gegen den König geltend zu machen, seit dieser die Reise angetreten und in Frankreich selbst einen Triumphzug hielt.

Je gewisser es wurde, daß die künftige Verfassung noch ganz vom Könige abhing, desto mannigfaltigere Ansichten sprachen sich darüber neben derjenigen des Senates aus. Wenn der Schwarm der Royalisten nur das Alte wieder verlangte, so gab es ehemalige Mitglieder des Parlaments, die diese Körperschaft als Garantie der Freiheit priesen. Daneben traten die Lobredner der englischen Verfassung wieder auf, für die der Engländer beharrlicher Kampf gegen Bonaparte ein neues Zeugniß abzulegen schien. Der erste Versuch, den sie im Jahre 1789 gemacht hatten, war zum Nachtheil des Königthums verunglückt; und da Ludwig's Erbrecht auf den Thron auch jetzt unter ihnen Vertheidiger fand, so wurde in Zeitungen, denen wahrscheinlich die Gesinnungen des Königs bekannt waren, der Unterschied zwischen den Männern von 1789 und den spätern Revolutionsmännern besprochen.

Talleyrand konnte den Wunsch, daß der König die wesentlichen Grundsätze der Verfassung annähme, auch als Höfling nicht aufgeben, da sonst der Einfluß der Royalisten, in denen er seine künftigen Nebenbuhler erblickte, beim König obgesiegt hätte. Er versuchte, eine Verständigung zwischen dem Senate und dem Könige einzuleiten. Er versammelte die hartnäckigsten Senatoren und eröffnete ihnen: sie würden in dem König einen Mann von hohem Verstande und ausgezeichneten Talenten finden; sie möchten sich auf die Ehre vorbereiten, über die Artikel der Verfassung mit ihm in Besprechungen einzutreten. Sein Rath war, statt des jetzigen Entwurfes mit einer kleineren Zahl Artikel, welche die allgemeinen Grundsätze enthielten, dem Könige sich vorzustellen. Allein die Senatoren wollten nichts davon wissen, sei es daß sie noch zu leidenschaftlich waren, sei es daß die Unverschämtheit des Mannes sie entrüstete, auf dessen Wort sie die Verfassung zu geben gewagt hatten. Talleyrand trug keinen andern Vortheil davon, als daß er seines Antheils an der Verfassung los geworden war. Nun ließ er aber dem Könige selbst den

Rath geben, daß er, der Verfassung beitretend, sich vorbehalten möchte, einige Änderungen daran mit dem Senate zu behandeln. Auch ist es wahrscheinlich, daß er auf Alexander'n zählte, ohne dessen Aufmunterung die Verfassung nicht entstanden wäre.

Der Rathgeber, der Ludwig's Vertrauen genoß, war aber der Abbé von Montesquiou. Seit dieser die Republikaner des Senates umsonst bekämpft hatte, hielt er den König in Kenntniß von dem aufrührerischen Gange ihres Versuches. Er meinte, der König sollte mit einer ganz monarchischen Erklärung erscheinen und Niemandem die Ehre der Privilegien überlassen, die er der Nation ertheilen wollte. Zugleich wußte Ludwig's feiner Agent den Gesetzgebenden Körper hervorzuziehen, sodaß dieser für das Land mehr Freiheit sich vom Könige versprach, als vom Senate, von dessen Selbstsucht er schon unter dem Kaiser eine so bittere Erfahrung gemacht hatte. Es sei nöthig, schrieb Montesquiou seinem Gebieter, daß dieselbe Acte, die den Senat für incompetent erkläre, den Gesetzgebenden Körper berufe; man werde außerdem eine Anleihe in England machen müssen, wofür das Dasein einer solchen Versammlung eine große Sicherheit gewähren würde. Endlich bat er den König, in Compiegne einige Tage stille zu halten, denn theils ließ sich denken, daß die eifrigsten Anhänger Ludwig's hinausreisen würden, für welche dann auch jene entscheidenden Tage gewonnen wären; theils verlange das Ansehen des Königs, daß er die Erklärung, die man von ihm erwarte, nicht im Hauptquartier der fremden Heere gebe, und daß er nebenbei durch das Datum zeige, er ververdanke seinen Thron nicht einer bloßen Revolution der Hauptstadt, sondern der Liebe seines ganzes Volkes, die er überall auf seiner Reise erfahren.

Wirklich kam die Anzeige, der König werde den 29. April auf seinem Schlosse zu Compiegne absteigen. Die Deputation des Gesetzgebenden Körpers reiste an diesem Tage hinaus und wartete am Eingange des Schlosses mit

der Schaar von Parisern, die der Eifer hergeführt hatte. Ein Wagen hielt an, aus welchem der greise Prinz von Condé und sein Sohn, der Herzog von Bourbon, stiegen. Alte Diener ihres Hauses stürzten vor Freude schluchzend auf sie zu und wurden von ihnen erkannt: aber das Wiedersehen erinnerte, daß der Enkel des Hauses fehlte, der unglückliche d'Enghien. Jetzt fuhr im Begleite der Marschälle, die ihm entgegengeritten waren, der königliche Wagen in den Hof. Die Rührung erlaubte nur wenigen der versammelten Franzosen ein lautes Zurufen, als sie den bejahrten Mann, der ihr König war, sahen, wie er mühsam, sich auf die Tochter Ludwig's XVI. stützend, mit gichtkrankem Tritte in die Thüre ging, aber ein Haupt trug, dessen Majestät sogar diejenige Napoleon's übertraf, und wieder einen Familienzug erkennen ließ. Die Deputation des Gesetzgebenden Körpers wurde sogleich eingeführt und brachte dem Könige ihre Glückwünsche. „Kommen Sie", sagte der Präsident, „Abkömmling so vieler Könige, besteigen Sie den Thron, auf den einst unsere Väter Ihr erlauchtes Geschlecht gesetzt, und den wir heute so glücklich sind, von Ihnen eingenommen zu sehen." Der Redner pries den König auch dafür, daß durch ihn die Grundlagen einer weisen und klug abgewogenen Regierung würden gelegt werden. Ludwig antwortete: diese Gesinnungen seien ihm um so werther, als er darin das Pfand einer vollkommenen Eintracht zwischen ihm und den Repräsentanten der Nation sehe. Nun wurden ihm die Marschälle vorgestellt; der alte Berthier, der auch Napoleon's Günstling gewesen, hielt die Anrede, worin er der Fürsprache gedachte, die der König vom Exil aus für die französischen Kriegsgefangenen bei Alexander gethan. Der König antwortete mit Erhebung und Geist, huldreich und zutraulich. Er ließ sich die Marschälle einzeln nennen und zeigte jedem, daß er seine Schicksale kannte. Der leidende König in seinem Lehnstuhle, von den Marschällen umringt, schien sich dem Gefühle hinzugeben, daß er nun als Fürst unter

den Helden des Zeitalters sich befand. Er sagte: „Ich bin glücklich, mich unter Ihnen zu befinden, — glücklich und stolz“, setzte er nicht ohne Begeisterung hinzu. Als er aufstehen wollte, stützte er sich auf den Arm zweier Marschälle und bemerkte: er wolle sich immer auf sie stützen, sie seien immer gute Franzosen gewesen: er hoffe, daß Frankreich nicht mehr ihres Degens bedürfe; „aber wenn man uns jemals zwänge, ihn zu ziehen, sagte er, so gichtkrank ich auch bin, ich zöge mit Ihnen zu Felde;“ damit schritt er durch den Kreis der entzückten Krieger. An der Tafel trank der König auf die Gesundheit der französischen Armeen. Er brachte auch nachher den Abend unter den Marschällen zu.

Der König blieb zwei Tage in Compiegne. Der Kaiser Alexander besuchte ihn und hielt eine lange Unterredung über die Verfassung mit ihm. Ludwig konnte dem Kaiser, der sich in Frankreichs innere Angelegenheiten gemischt hatte, den Schritt der Repräsentanten der Nation entgegenhalten, deren Deputation ihn, ohne eine Bedingung zu stellen, als Erben seiner Vorfahren begrüßt hatte. In diesem Hauptpunkte fand ihn Alexander fest. Hingegen scheint dieser ihn nicht eher verlassen zu haben, bis der König bestimmte Versprechungen über den Inhalt der Verfassung und über die Erklärung, die er nach Paris voraussenden wollte, gab. Darauf verstand sich auch der Senat dazu, dem Könige entgegenzugehen.

Diese Audienz des Senates fand am 2. Mai zu St. Ouen statt, wo der König eben angekommen war. Talleyrand führte hier den Senat zu den Füßen des Königs und war sein Sprecher. Der Senat sei glücklich, sagte er, seine Gefühle mit denen des Volkes zu vereinigen: der König besteige wieder seinen Thron nach zwanzigjährigem Unglück; nur erstaunliche Kräfte könnten die Wunden des Vaterlandes heilen. Je schwieriger die Umstände, je mächtiger und angesehener müsse die königliche Gewalt sein: während sie zur Einbildungskraft durch den Glanz alter

Erinnerungen spreche, werde sie zugleich alle Wünsche der modernen Vernunft zu erfüllen wissen, indem sie ihr die weisesten Theorien der Politik entlehne. Eine constitutionelle Karte werde alle Interessen an dasjenige des Thrones knüpfen. „Sie wissen besser als wir, Sire, sagte Talleyrand, daß solche Einrichtungen, bei einem Nachbarvolke erprobt, zu Stützen werden, nicht zu Schranken für Monarchen, welche Freunde der Gesetze und Väter der Völker sind. Ja, Sire, die Nation und der Senat, voll Vertrauen auf die hohe Einsicht und die hochherzigen Gefühle Ew. Majestät, wünschen mit Ihr, daß Frankreich frei sei, damit der König mächtig sei." Der König antwortete mit wenigen verbindlichen Worten.

An demselben Tage ließ der König folgende Erklärung bekannt machen:

„Wir Ludwig, von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra, Allen, die Gegenwärtiges lesen werden, Gruß. Zurückgerufen durch die Liebe unsers Volkes auf den Thron unserer Väter, aufgeklärt durch die Leiden der Nation, zu deren Regierung Wir bestimmt sind, ist es Unser erster Gedanke, jenes wechselseitige Vertrauen anzurufen, das zu Unserer Ruhe und zu ihrem Glücke so nothwendig ist. Nach aufmerksamem Durchlesen des vom Senate in seiner Sitzung vom 6. April vorgeschlagenen Verfassungsplanes haben Wir erkannt, daß dessen Grundlagen gut waren, aber daß eine große Zahl Artikel den Stempel der Eile tragen, womit sie abgefaßt worden sind, und darum nicht Fundamentalgesetze des Staates werden können. Entschlossen, eine liberale Verfassung Uns anzueignen, wollen Wir aber auch, daß sie weise durchdacht sei; und da Wir eine, die nothwendig berichtigt werden muß, nicht annehmen können, so rufen Wir auf den 10. Juni d. J. den Senat und den Gesetzgebenden Körper zusammen, und verpflichten Uns, ihnen die Arbeit vor die Augen zu legen, die Wir mit einer aus der Mitte der beiden Räthe gewählten Com-

mission gemacht haben werden, und folgende Garantien dieser Verfassung zur Grundlage zu geben.

Die repräsentative Verfassung wird, sowie sie jetzt besteht, das heißt, in zwei Körper, den Senat und die Kammer der Abgeordneten der Departements getheilt, beibehalten werden. Die Auflagen werden frei bewilligt werden, die öffentliche und individuelle Freiheit wird gesichert, die Preßfreiheit, mit Vorbehalt der für die öffentliche Ruhe nöthigen Vorsichtsmaßregeln, wird geachtet, die Freiheit des Gottesdienstes verbürgt werden; das Eigenthum wird unverletzlich und heilig sein, der Verkauf der Nationalgüter unwiderruflich bleiben. Die Minister werden verantwortlich sein, und von der einen der Gesetzgebenden Kammern verklagt, von der andern gerichtet werden können. Die Richter werden nicht entsetzt werden können, und die richterliche Gewalt wird unabhängig sein; die Staatsschuld wird verbürgt, die militairischen Pensionen, Grade, Ehrenzeichen werden, sowie der alte und neue Adel, beibehalten bleiben. Die Ehrenlegion, deren Ordenszeichen Wir bestimmen werden, wird fortbestehen. Jeder Franzose wird die Civil- und Militairstellen zu bekleiden fähig sein. Endlich wird Niemand wegen seiner Meinungen und seiner Theilnahme an Beschlüssen beunruhigt werden können.

Gegeben zu St. Ouen, den 2. Mai 1814.

(Unterz.) Ludwig."

Es gab kaum eine Partei in der Hauptstadt, die nicht Wohlgefallen an dieser Erklärung gefunden hätte. Wer es mit den Royalisten gehalten hatte, triumphirte über die Demüthigigung des Senates. Die große Menge von Personen aber, die für alle Freiheit gefürchtet hatten, sahen die wesentlichen Einrichtungen derselben geborgen; ja, sie gaben des Königs Erklärung schon den Vorzug vor der Vefassung des Senates. Denn es kam auf den König an, nicht auf den Senat, was man besitzen würde. In der Handlung des Königs war große Gesinnung, in der des

Senates nur Sorge für sich selbst. Für die Erstere konnte man sich enthusiasmiren. Worin die Erklärung von den Forderungen des Senates abwich, das gefiel als ein Zeichen von Selbstgefühl des Königs, der sich in der Freisinnigkeit nicht bevormunden lasse. Da es nicht bekannt war, daß der König nicht ganz freiwillig gehandelt hatte, gab es feinere Beobachter, die ihm ein Verdienst daraus machten, daß er sogleich den russischen Kaiser aus der Gunst der Franzosen zu verdrängen bemüht war.

Aber wenn auch die Legitimität dem Entwurfe selbst beim Publikum wenig schadete, verdarb sie doch die Freude an der Rückkehr des Königs. Denn sie erinnerte an die Verschiedenheit, ja Unverträglichkeit der Parteien, der Volkstheile und der Gegenden, die sich immer mehr zeigte, seit die royalistische Umwälzung ins Stocken gerathen war. Wie hatten sich seit dem Einzuge Artois' die Besorgnisse festgesetzt! Der Jubel, wozu sich damals so Viele hatten hinreißen lassen, konnte sich bei dem Einzuge des Königs nicht mehr in gleicher Art wiederholen. Der Tag, nachdem die Erklärung von St. Ouen gegeben worden, war für dieses Fest bestimmt. Von den zahlreichen bisherigen Festen hatte man alles Glänzende und Sinnreiche ausgewählt, um den Empfang des Königs damit zu verherrlichen. Die Neugierde, den König zu sehen, und ein prächtiges Frühlingswetter zog fast die ganze Bevölkerung nach den Straßen, durch welche der Zug gehen sollte. Die Leute bemerkten mit Vergnügen, daß sich nirgends alliirte Truppen sehen ließen.

Der Zug wurde von zwei Compagnien der alten Garde eröffnet. Man war von ihrem Erscheinen überrascht und lohnte es ihnen, denen man ansah, wie sie litten, auf dem ganzen Wege mit stürmischem Leberuf. Der Eifer erneuerte sich überall, als der königliche Wagen erschien. Doch der Anblick entsprach der Vorstellung nicht, die sich das Pariser Volk von einem französischen Könige gemacht hatte. Wo der Wagen vorbei war, scherzte das Volk über den wohlbeleibten Monarchen, über seinen ernsten, harten Blick, über

die englischen Anzüge, und redete gar von dem fremden Aussehen dieser Familie. Die Tochter Ludwig's XVI. blieb zwar verschont: aber das Gefühl der Schuld, das sie in Paris und besonders am Justizpalaste, aus welchem ihre Mutter zum Schaffot geführt worden war, in den Zuschauern erregte, ließ zwar Achtung und Zuneigung, aber keine Freude zurück. Der Zug ging in die Notre-Dame, um Gott zu danken. Über den Pont-neuf, wo Ludwig die neue Statue Henri's IV. erblickte, fuhr die Familie nach den Tuilerien. Die Herzogin von Angouleme wurde ohnmächtig, als sie den elterlichen Palast betrat, aus welchem man den Richtplatz sieht. Des Abends versammelte sich noch viel Volk unter den Fenstern der Tuilerien. Der König zeigte sich mit seiner Familie und umarmte seinen Bruder vor dem Volke.

Am folgenden Tage mußte sich Ludwig gefallen lassen, von seinem Balcon die sämmtlichen alliirten Truppen, die sich in Paris befanden, vorüber defiliren zu sehen. Da er aber eben erfuhr, daß in den Departements einzelne Befehlshaber verbündeter Truppen gegen den Waffenstillstand noch brandschatzten, so machte er, nach Rücksprache mit den Monarchen, bekannt, daß Niemand solchen ungesetzlichen Forderungen sich zu unterziehen habe. Nach einigen Tagen ließ er durch seinen Neffen, den Herzog von Berry, der schon vor ihm in Paris angelangt war, eine Musterung aller französischen Truppen, die sich in Paris befanden, vor den Tuilerien veranstalten. Wenn Ludwig auf seiner kurzen Reise von der Küste nach Paris nur von wenigen Ortschaften seines Reiches hatte begrüßt werden können, so erhielt er nun eine Unzahl von Adressen, wodurch ihm die übrigen ihren Eifer zeigten. Da dieselben überall von den Royalisten veranstaltet worden waren, so schien es, Frankreich hätte ob dem Glücke, die Bourbonen wieder zu besitzen, Verfassung und Freiheit sich aus dem Sinne geschlagen. Dagegen klagten einige Präfekten in ihren Berichten, wie die Heftigkeit der royalistischen Bewegung ihre

Gegenden aufrege. Einer derselben schrieb: man sollte der Rückkehr zur alten Monarchie nicht den unruhigen Charakter geben, als wenn sie ein neues Revolutionsereigniß wäre.

Der König ernannte alle Mitglieder des provisorischen Staatsrathes zu Staatsministern. Er wählte zum Kanzler von Frankreich Dambray; zu Ministern und Staatssecretairen den Fürsten von Benevent für die auswärtigen Angelegenheiten, den Abbé von Montesquiou für das Innere, den General Grafen Dupont für den Krieg, den Baron Louis für die Finanzen, den Baron Malouet für die Marine; endlich den Grafen Beugnot zum Generaldirektor der Polizei, und Ferrand zum Generaldirektor der Posten.

Die erste Sorge des Königs war, den Frieden mit den Verbündeten zu schließen, damit diese sein Land verließen. Während ihrer Anwesenheit wollte er weder die Verfassung geben, noch die Kammern eröffnen. Er war dabei froh, daß sein Bruder die zweiundfunfzig festen Plätze, die Frankreich verlieren mußte, vor seiner Ankunft im Waffenstillstande schon abgetreten hatte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Friede von Paris.

Der Zustand von Frankreich fing an, auch unter den Verbündeten die Freude am Siege herabzustimmen. Besonders urtheilten manche Engländer und Deutsche, Europa habe sein Werk nicht vollendet, indem es zwar Napoleon entsetzt, von dem es unterdrückt worden war, aber nicht die Revolution in Frankreich ausgetilgt habe, von welcher, wie sie die Franzosen selbst der Freiheit unfähig mache, in Europa alle Staatsordnung vergiftet und zerrüttet worden. Es drohte sogar die kaiserliche Herrschaft ihren Urheber zu überleben: denn die Armee wurde geschont, die an derselben Theil genommen, und die Diener des Kaisers waren durch Talleyrand's Kunstgriff, der jetzt für einen Fehler erkannt wurde, zu den verdientesten Werkzeugen der Umwälzung geworden. Der Meinungskampf, der unter den Franzosen mit neuer Heftigkeit in dem Augenblick entbrannte, wo dieselben der lange entbehrten Freiheit und äußeren Ruhe wieder theilhaft wurden, machte jene Verstimmung der schärferen Beobachter, vorzüglich unter den deutschen Officieren, allgemein, die nun meinten, bei solcher Unruhe würden die Alliirten noch nicht sobald abziehen dürfen.

Die deutschen Officiere ärgerten sich täglich über die Anmaßung, womit die Franzosen überall auftraten, um

den entferntesten Gedanken, daß sie die Besiegten wären, durch die That zu widerlegen. Der Verdruß, den die Deutschen schon in den Mühsalen des Feldzuges empfunden hatten, aus politischen Gründen sich den Franzosen als Freunde zu erkennen geben zu müssen, erneuerte sich bitterer hier in Paris: sie sahen die Franzosen in der Zeit des Regierungswechsels alle Verworfenheit herauskehren und durften dabei über nichts Anderes schimpfen, als mit denselben über Bonaparte. So verminderte sich ihr Haß gegen diesen gefallenen Feind; sie haßten nun die Franzosen selbst und fanden gar, Napoleon habe nicht ganz Unrecht gehabt, ihr Tyrann zu sein. Da die meisten deutschen Officiere in der französischen Sprache unbeholfen waren und aus Patriotismus sich keine Mühe dafür gaben, so widerfuhr ihnen, daß die Pariser sich ihnen bei jeder geistigen Berührung überlegen zeigten: in dieser Umgebung nahm sich Vieles, was sie zu Hause und unter sich bewunderten, als etwas Gewöhnliches aus oder verlor wenigstens von seiner Geltung, und jeder Einzelne fand das Urtheil neu, das er die Pariser über ihn selbst fällen hörte. Je länger die Deutschen in dem besiegten Paris lebten, desto mehr ließ dieses seine Herrschaft in Sitte und Geist sie fühlen: sie ergaben sich nicht, sondern ihr Haß wurde zu Reizbarkeit, und da sich die Stadt allmälig mit Officieren von den französischen Armeen füllte, die mit stillem Rachedurst herumschlichen, so gab es manches blutige Zusammentreffen, manchen Meuchelmord. Wenn nun Viele auch des Vergnügens überdrüssig wurden und unerfahren ihr Geld durch die tausend Künste dieser Stadt verloren hatten, so erinnerte zugleich der Eifer, womit die Franzosen ihre innere Umgestaltung betrieben, an die noch nicht berührte Aufgabe, die eigene Zukunft zu gründen. Man verwünschte nun den längeren Aufenthalt in Paris; man strebte zurück nach Deutschland, wo das große Werk bevorstand, ein freies und vereintes Volk aus den Deutschen zu bilden, und wo man wieder die deutschen Gedanken

fand, und die allverehrten deutschen Denker und Dichter wieder die geistreichsten Männer waren. Jene Unruhe in Frankreich, um deren willen man früher noch lange zu bleiben gedroht hatte, verstärkte jetzt die Lust zum Abmarsche; man forderte aber, daß das gefährliche Land in enge Grenzen geschlossen und mit einem festen Reifen umgeben werde, damit die Franzosen, anstatt ihre Nachbarn zu überfallen, sich aufeinander werfen, und das Höllenfeuer im Innern nach und nach verglühe. Zur Sicherheit Deutschlands sprach man die deutschen Provinzen an, die man zur Einigung seines Volkes verlangte.

Den russischen Officieren sagte hingen der Aufenthalt in Paris zu. Denn Alles, womit die Verbündeten geehrt werden sollten, wurde nur ihnen dargebracht, während sogar die Anwesenheit der Preußen geflissentlich übersehen wurde. Die russischen Officiere hatten dafür die Artigkeit, in Civilröcken auszugehen. Sitte und Umgang der Franzosen fiel ihnen leichter, als den Deutschen, und es schmeichelte ihnen, den Kaiser Alexander in der geistreichen Sprache verherrlicht zu hören. Doch erfuhren sie allmälig, daß das Benehmen der Franzosen, wie gegen alle Verbündeten, auch gegen sie sich änderte. Seit so viele französische Officiere von den Armeen nach Paris kamen, begnügten sich auch viele Bürger nicht mehr, durch Kleinigkeiten zu beweisen, daß Frankreich nicht überwunden worden sei, sondern sagten, sie wüßten nicht, warum die Verbündeten in Paris sein sollten. Seit der König angelangt war, nahm der Eifer für Alexander ab, und in der hohen Gesellschaft galt dieser für einen Jakobiner. Dazu kam, daß sich die Pariser mehr für die vornehmen Engländer zu interessiren anfingen, die dem Könige schaarenweise nach Frankreich herübergefolgt, das, seit der Krieg dauerte, keiner von ihnen mehr gesehen hatte, und die nun die vielen neuen Bauwerke bewunderten. Von ihren Verbündeten redeten diese Engländer meist, als wären sie nur ihre Söldlinge gewesen.

Alexander'n verdrossen mehr die Vorurtheile, womit die Bourbonen auf ihren Thron zurückzukehren schienen, als die Mühe, die sich Ludwig um Popularität gab, da doch nichts Erhebliches dabei ohne Einverständniß mit den Alliirten geschah. Die Bitterkeit, welche die Vernachlässigung seiner Räthe für die Verfassung in ihm hervorbrachte, störte indessen noch nicht seinen Enthusiasmus für die Idee, die Zukunft Europas durch einen Bund aller Staaten zu sichern, worin Frankreich neben den bisherigen Verbündeten Platz nähme. Er verrieth diesen Gedanken sogar den Parisern: als nämlich die Banquiers der Stadt eine Summe Geldes für die russischen Verwundeten zusammenlegten, ließ Alexander dem französischen Kriegsminister schreiben, er habe die Summe zu gleichen Theilen an die Verwundeten der verbündeten Armeen vertheilt, und stelle ihm einen dieser Theile für die Verwundeten der französischen Armee zu.

In den Unterhandlungen über den Friedensschluß wurde Frankreichs Rücktritt in die Grenzen, die es vor den Revolutionskriegen besessen, als Grundlage angenommen, wie es derselbe schon für den Waffenstillstand gewesen war. Talleyrand, mit dem die Minister der alliirten Mächte die Unterhandlung führten, suchte die Vorstellung, daß die Monarchen den Frieden eher mit einem Verbündeten, als mit einem Feinde schlößen, zur Verbesserung des Looses Frankreichs zu benutzen. Es sollen indessen von der einen der Mächte mehrere Ansprüche, z. B. an die Summen, die ihnen Frankreich in den Revolutionsjahren abgenommen, gemacht worden sein, denen der König alle seine Festigkeit entgegensetzen mußte. Da der König die Schuld an den Gewaltthaten der Revolutionszeit nicht mit seinem Lande theilte, so glich er in diesem Widerstande wirklich einem Monarchen aus der Zahl der Verbündeten, der sich Frankreichs annahm. Die Monarchen schlossen die Vertheilung der Länder, die Frankreich abtrat, von den Unterhandlungen mit dem Letztern aus, wohl in der Absicht, ihren

Aufenthalt in Paris nicht zu verlängern, und nicht die Einigkeit, der sie ihren Sieg zu verdanken hatten, auf jene schwere Probe zu setzen, ehe der Vertrag mit Frankreich geschlossen wäre. Auf einem eigenen Congresse sollte die neue Gestaltung Europas ausgeführt werden. Die Monarchen nahmen dazu die Einladung des Kaisers von Östreich nach seiner Hauptstadt Wien an, so daß das östreichische Cabinet den Vorzug gewann, den ihm seine Bemühungen um ein europäisches Gleichgewicht längst auf die Zeit des Friedensschlusses versprochen hatten. Die Herstellung eines gerechten Gleichgewichtes unter den Staaten war in allen Verträgen, wodurch die einzelnen Mächte dem Bündniß gegen Napoleon beigetreten waren, als Zweck des Krieges bezeichnet worden; im Vertrage von Chaumont hatten die Monarchen einander versprochen, die neue Ordnung der Dinge, die so entstände, auch gegen jede künftige Gefährde zu schützen: der Congreß von Wien war bestimmt, diese beiden höchsten Aufgaben des Bündnisses zu erfüllen, und eben derselbe, da es zur Vollendung des für die Zukunft zu stiftenden Schutzverbandes auch Frankreichs bedurfte, schien der Zeitpunkt zu sein, wo diese Macht wieder in den Kreis der übrigen treten würde. Darum wurde festgesetzt, daß Frankreich einen Bevollmächtigten nach Wien schicken sollte, wobei es aber das geheime Versprechen geben mußte, die Theilung der eroberten und abgetretenen Länder anzuerkennen, wie die Verbündeten sie vornehmen würden. Schon ersah sich Talleyrand den Vortheil, in welchem sich Frankreich für die Herstellung seines diplomatischen Einflusses befand, wenn es einer neuen Anordnung aller übrigen europäischen Staaten beiwohnen konnte, ohne sich mehr mit sich selbst beschäftigen zu müssen.

Während der Unterhandlungen gaben sich einige Pariser Zeitungen Mühe, die Franzosen auf den Friedensvertrag vorzubereiten, damit sie ihn gelassen aufnähmen. Sie rühmten von diesem Frieden, daß er, ungleich allen von Bonaparte geschlossenen, die bloße Waffenstillstände gewesen,

die erste Aufgabe eines Friedens, es wirklich zu sein, erfülle. Sie läugneten, daß Frankreich wie ein besiegtes Land behandelt werde, da ja die Verbündeten selbst gestanden, es sei nicht besiegt worden. Der Friede sagten sie, gibt uns nur unser altes Frankreich wieder, nur die Grenzen, in denen Frankreich unter Ludwig XIV. den Gipfel seines Ruhmes erstiegen hat. Über die natürlichen Grenzen hinaus, welche die Gebirge ziehen, schwächt jede Vergrößerung. Wir werden nun wieder unter uns sein: in unsern Gerichten, in unsern Räthen werden wir nicht mehr jene Menschen aus Norden und Süden erblicken, deren Sprache schon verrieth, daß sie keine Franzosen waren. Die wahre Stärke einer Nation liegt in dem Grade der Bildung. Im Triumphe brachten diese Zeitungen darauf die Nachricht, daß Frankreich noch einiges Gebiet über das alte hinaus bekommen werde, mit Stolz auf den König brachten sie die neue Nachricht, daß England die französischen Colonien zurückgebe, und zeigten, wie die Größe der Nationen auf Handel und Schiffahrt gebaut sei. Ebenso meldeten sie, daß Frankreich alle seine Kunstwerke, womit es sich in den Kriegen bereichert hatte, behalten werde. Eine Zeitung führte endlich den Werth zu Gemüthe, den es hatte, wieder in die europäische Staaten-Familie zu treten, redete von europäischem Patriotismus und zeigte, daß jederzeit die Stellung Frankreichs zu Europa durch seine Verfassung bestimmt worden sei, und wie glücklich dies durch die künftige Verfassung geschehen werde.

Den 30. Mai wurde der Friedensvertrag zwischen Frankreich und jeder der vier verbündeten Mächte unterzeichnet. Sein Inhalt mit Weglassung der Nebenbestimmungen ist folgender: Im Namen der allerheiligsten und untheilbaren Dreieinigkeit! S. M. der König von Frankreich und Navarra, auf der einen Seite, und S. Majestät ..... und dessen Alliirten, auf der andern, von dem gleichen Wunsche beseelt, durch einen dauerhaften, auf eine billige Vertheilung der Kräfte gegründeten und in seinen Bestim-

mungen die Garantie seines Bestandes tragenden Frieden den langen Erschütterungen Europas und den Leiden der Völker ein Ende zu machen, und da S. Majestät ..... und dessen Alliirte, da sich Frankreich wieder unter die väterliche Regierung seiner Könige gestellt hat und darin Europa ein Pfand der Sicherheit und eines festen Bestandes darbietet, nicht mehr die gleichen Bedingungen und Bürgschaften von demseben fordern wollen, die Sie zu ihrem Bedauern unter seiner letzten Regierung von ihm verlangt hatten, so haben gedachte Majestäten Bevollmächtigte ernannt, um einen Friedens- und Freundschaftsvertrag zu besprechen, festzusetzen und zu unterzeichnen, nämlich: S. M. der König von Frankreich und Navarra den Herrn Karl Moritz von Talleyrand-Perigord, Fürsten von Benevent; S. M. der Kaiser von Östreich, König von Ungarn und Böhmen die Herren Fürsten Clemens Wenzeslaus Lothar von Metternich-Winneburg-Ochsenhausen, und Grafen Johann Philipp von Stadion-Thannhausen und Warthausen; S. M. der Kaiser aller Reußen die Herren André, Grafen von Rasumowsky und Karl Robert, Grafen von Nesselrode; S. M. der König des vereinigten Königreichs von Großbrittanien und Irland den sehr ehrenwerthen Robert Stewart, Vicomte Castlereagh, den Herrn Georg Gordon, Grafen von Aberdeen, den Herrn Wilhelm Schaw Cathcart und den ehrenwerthen Carl Wilhelm Stewart; S. M. der König von Preußen die Herren Carl August, Baron von Hardenberg, und Carl Wilhelm, Baron von Humboldt; — welche nach Auswechselung ihrer, in guter und gehöriger Form befundenen Vollmachten über Folgendes übereingekommen sind:

Es wird von heute an ewiger Friede und Freundschaft zwischen S. Majestät dem König von Frankreich und Navarra und S. Majestät ..... und dessen Alliirten, ihren Erben und Nachkommen, ihren Staaten und respectiven Unterthanen bestehen. Die hohen contrahirenden Theile werden alle Sorgfalt anwenden, um nicht bloß unter sich, sondern

auch, so weit es von ihnen abhängt, unter allen Staaten von Europa, die zu dessen Ruhe so nöthige gute Harmonie und Einverständniß zu erhalten. Das Königreich Frankreich behält die Integrität, seiner Grenzen, sowie diese zur Zeit des ersten Januar 1792 bestanden. Außerdem wird es eine Gebietsvergrößerung erhalten, nämlich einen Theil der Departements Jemappes, Sambre und Maas, Mosel, Saar, den zur Einschließung der Festung Landau ins französische Gebiet erforderlichen Theil der Departements Donnersberg und Niederrhein, einen Theil der Departements Doubs und Leman, im Departement Montblanc, Chambery und Annecy, endlich erhält Frankreich das Fürstenthum Avignon, die Grafschaft Venaissin, die Grafschaft Mümpelgard und alle vormals zu Deutschland gehörigen Enclaven in den bezeichneten Grenzen. Die Mächte behalten sich gegenseitig das volle Recht vor, jeden Punkt ihrer Staaten zu befestigen. Um jede Verletzung des Privateigenthums zu vermeiden, werden Commissarien Frankreichs und der Grenzstaaten die Abgrenzung vornehmen. Um die Verbindung der Stadt Genf, die zur Schweiz gehören wird, mit andern am See gelegenen Theilen des Schweizergebietes zu sichern, willigt Frankreich ein, daß der Gebrauch der Straße über Versoy beiden Ländern gemein sei, und man wird sich auf dem künftigen Congresse über die Grundsätze für die gleicheste und dem Handel günstigste Bestimmung der Zölle verständigen; ebendaselbst wird untersucht und entschieden werden, auf welche Weise zur Erleichterung des Verkehres unter den Völkern, und damit dieselben einander immer weniger fremd werden, obige Anordnung auf alle übrigen Flüsse, welche verschiedene Staaten trennen oder durchströmen, ausgedehnt werden könne. Holland, das unter die Souverainetät des Hauses Oranien gesetzt ist, wird eine Gebietsvermehrung erhalten. Der Titel und die Ausübung der Souverainetät dürfen daselbst keinem Fürsten angehören, der eine fremde Krone trägt, oder sie zu tragen berufen ist. Die Staaten

Deutschlands werden unabhängig und durch ein föderatives Band vereinigt sein. Die Schweiz wird unabhängig sich selbst zu regieren fortfahren. Italien, außer den Grenzen der Östreich zufallenden Länder, wird aus souverainen Staaten bestehen. Die Insel Malta und ihre Zugehörden werden in vollem Eigenthum und Souverainetät Sr. Großbrittanischen Majestät gehören. Se. Großbrittanische Majestät, für sich und ihre Alliirten, verpflichten sich, Sr. allerchristlichsten Majestät die Colonien, Fischereien, Comtoirs und Niederlassungen aller Art zurückzugeben, welche Frankreich am 1. Januar 1792 in den Meeren und auf dem Festlande von Amerika, Afrika und Asien besaß, mit Ausnahme der Insel Tabago und St. Lucie, dann der Isle de France und ihrer Zugehörden, namentlich Rodrigue und Les Sechelles, welche Se. allerchristlichste Majestät mit vollem Eigenthum und Souverainetät an Se. Großbrittanische Majestät abtreten, sowie mit Ausnahme des durch den Basler Frieden an Frankreich abgetretenen Theiles von St. Domingo, den Se. allerchristlichste Majestät wieder an Se. katholische Majestät zurückstellen. Zur Vollziehung dieser Bestimmung und in Folge einer mit den Alliirten getroffenen Übereinkunft werden Se. Majestät der König von Schweden und Norwegen und Se. allergetreueste Majestät die Insel Guadeloupe und das französische Guyenne an die allerchristlichste Majestät zurückgeben. Se. Großbrittanische Majestät verpflichten sich, die Unterthanen Sr. allerchristlichsten Majestät in Rücksicht des Handes und der Sicherheit ihrer Personen und Eigenthums, innerhalb der Grenzen der brittischen Souverainetät auf dem Festlande Ostindiens ebendieselben Erleichterungen, Vorrechte und Schutz genießen zu lassen, welche den am meisten begünstigten Nationen bewilligt sind, oder in der Folge bewilligt werden. Se. allerchristlichste Majestät Ihrerseits, um jede Störung guten Einvernehmens zu verhüten, verbinden sich, keine Festungswerke in den Niederlassungen, die Ihnen zurückgegeben werden und welche innerhalb der Grenzen der brittischen

Souverainetät auf dem Festlande Indiens liegen, anzulegen, und nur so viele Truppen hinzuschicken, als zur Handhabung der Polizei nöthig sind. Was das Recht der Franzosen betrifft, auf der großen Bank von Terreneuve, an den Küsten der Insel dieses Namens und den benachbarten Inseln und in der St. Lorenzbay zu fischen, so soll Alles wieder auf den gleichen Fuß wie im Jahr 1792 gesetzt werden. Die Linienschiffe und bewaffneten oder unbewaffneten Kriegsschiffe sowie die Schiffsartillerie und Munition und alle Bau- und Bewaffnungsmaterialien, die sich in den von Frankreich durch die Convention vom 23. April abgetretenen Seeplätzen befinden, sollen zwischen Frankreich und den Ländern, wo die Plätze liegen, in dem Verhältniß von zwei Drittheilen für Frankreich und einem Drittheil für die Mächte, denen die Plätze gehören werden, vertheilt werden. Der Hafen von Antwerpen wird in Zukunft einzig ein Handelshafen sein. Die hohen contrahirenden Theile, um die Zwistigkeiten, die Europa verwirrt haben, in Vergessenheit zu bringen, erklären und versprechen, daß in den zurückgegebenen und abgetretenen Ländern Niemand, von welcher Klasse oder Stand er sein mag, in seiner Person oder seinem Eigenthum unter irgend einem Vorwand verfolgt oder beunruhigt werden kann, weder wegen seiner politischen Aufführung oder Meinung, noch wegen seiner Anhänglichkeit, sei es an einen der contrahirenden Theile, sei es an Regierungen, die aufgehört haben; nur für Schulden an Privatpersonen und für Handlungen, die nach diesem Friedensschluß begangen worden, ist Jeder verantwortlich. Indem die verbündeten Mächte Sr. allerchristlichsten Majestät einen neuen Beweis von ihrem Wunsche geben wollen, die Folgen der nun geendigten Unglückszeit zu tilgen, verzichten sie auf die sämmtlichen Summen, welche die Regierungen wegen Contracten, Lieferungen oder Vorschüssen jeder Art, von 1792 an, von Frankreich zu fordern haben. Ihrerseits verzichtet Se. allerchristlichste Majestät auf alle Ansprüche dieser Art an die verbündeten Mächte. Die französische

Regierung verpflichtet sich übrigens, diejenigen Summen liquidiren und bezahlen zu lassen, die sie außer ihrem Gebiet in Folge von Contracten oder andern förmlichen Verpflichtungen zwischen Privatpersonen oder Privatanstalten und französischen Behörden schuldig ist, sowohl für Lieferungen als auch für andere gesetzliche Leistungen.

Die folgenden Artikel des Vertrages bestimmten die Ausscheidung der Geldverhältnisse der von Frankreich abgetretenen Gebietstheile. Die von französischen Unterthanen gegen Erlegung des Geldwerthes daselbst erworbenen Nationalgüter bleiben den Besitzern verbürgt. Die Abschaffung des Heimfallrechtes, des Abzuges und anderer Gefälle dieser Art in den Ländern, die darüber mit Frankreich eine Übereinkunft getroffen haben, oder die mit demselben vereinigt gewesen sind, bleibt in voller Kraft.

Innerhalb der Frist von zwei Monaten werden alle Mächte, welche von beiden Seiten in den gegenwärtigen Krieg verwickelt waren, Bevollmächtigte nach Wien schicken, um auf einem Generalcongresse die Anordnungen zu treffen, welche die Bestimmungen des gegenwärtigen Vertrages vervollständigen müssen. — Das Versprechen Frankreichs, die Vertheilung der abgetretenen Länder anzuerkennen, wie die Verbündeten sie anordnen würden, wurde zu einem geheimen Artikel gemacht, dem sich noch mehrere über besondere Punkte anreiheten.

In Zusätzen zu dem mit Östreich und mit Preußen ausgewechselten Vertrage wurden theils alle Folgen der Verträge von 1805 und 1809 mit Östreich, theils alle seit dem Basler Frieden mit Preußen geschlossenen Verträge für nichtig erklärt und Frankreich versprach insbesondere, die Decrete ohne Wirkung zu lassen, welche gegen die im Dienste der beiden genannten Mächte stehenden Franzosen erlassen worden waren.

In einem Zusatze zu dem mit Rußland ausgestellten Vertrag wurde die Aufstellung von Commissairen Frank-

reichs und Rußlands bestimmt, die im Herzogthum Warschau die Ansprüche beider Mächte ausscheiden sollten.

In Zusätzen zu dem mit Großbrittanien ausgewechselten Vertrage verband sich Frankreich, auf dem künftigen Congresse sich mit Großbrittanien zu vereinigen, um durch alle Mächte der Christenheit die Abschaffung des Negerhandels aussprechen zu lassen, und denselben jedenfalls von Seiten Frankreichs in einer Frist von fünf Jahren aufhören zu lassen. Die beiden Theile geben sich das Versprechen, sobald es möglich wäre, über ihre Handelsinteressen sich zu verständigen, um die Wohlfahrt ihrer Staaten zu mehren, und trafen eine Übereinkunft über die Kriegsgefangenen und die mit Beschlag belegten Güter.

Den folgenden Tag hielten die Minister der vier alliirten Mächte eine Conferenz, worin sie theils festsetzten, daß jede Verhandlung über die von Frankreich abgetretenen Länder und diejenigen, die in Deutschland noch zur Verfügung der alliirten Mächte ständen, bis zum Congresse verschoben bleiben sollte, theils sich darüber verständigten, von welchen Truppen diese Länder im Namen aller vier Mächte besetzt werden sollten: nämlich Würzburg und Aschaffenburg durch baiersche Truppen, das Herzogthum Berg und die Länder des linken Rheinufers zwischen Maas und Mosel durch Preußen, die Länder auf dem rechten Moselufer durch Östreicher und Baiern, die Niederlande auf dem linken Maasufer durch holländische und englische Truppen, Mainz durch eine Garnison von Östreichern und Preußen. Alle diese Länder sollten von der gleichen Macht, die sie besetzte, auch verwaltet werden.

Östreich hatte Baiern den provisorischen Besitz von Würzburg und Aschaffenburg verschafft und traf nun mit demselben eine Übereinkunft zur Erläuterung des Vertrages von Ried, durch den es ihm im vorigen October, um den Preis seiner Theilnahme am Kriege, den ferneren Besitz seines gesammten Gebietes verbürgt hatte. Nun verband sich Baiern, Tyrol, Vorarlberg und das Fürstenthum

Salzburg an Östreich abzutreten, das dafür versprach, ihm eine volle Entschädigung, oder noch mehr zu verschaffen.

Östreich versicherte sich durch diese Übereinkunft einer Verbindung mit seinen italienischen Staaten, die es sich ohne die Hülfe seiner Alliirten wieder erworben hatte. Als nämlich Eugen den Regierungswechsel in Frankreich erfuhr, traf er mit dem östreichischen Feldherrn eine Übereinkunft über die Rückkehr der französischen Truppen seines Heeres, die ihm nicht länger gehörten. Eugen hoffte damals noch, der Fürst seiner Staaten zu bleiben. Aber die Umwälzung in Paris war ein Beispiel sowohl für den Mailänder Adel als für die Liberalen dieser Hauptstadt. Östreich ließ sie in ihren Hoffnungen bestärken: sie verjagten den Senat, als dieser Eugen zum Fürsten verlangte. Darauf übergab Eugen, auch im Falle ein edler Charakter, das Land dem östreichischen Feldherrn. Nach dem Frieden von Paris zeigte dieser dem Lande die Einverleibung in den östreichischen Kaiserstaat an.

Während der Unterhandlungen wurde Alles auf den Abzug vorbereitet. Der Fürst von Schwarzenberg, durch jede Auszeichnung geehrt, und Blücher, der in Paris krank gewesen war, legten ihre Commandos nieder, da die ganze alliirte Armee zur Rückkehr sich in die Truppen der einzelnen Staaten auflöste. Der Freiherr von Stein verlor durch die Vertheilung des eroberten Gebietes zur provisorischen Besetzung den größten Theil der Länder, die der Centralverwaltung unterworfen gewesen waren. Es ging ihm sehr tief zu Herzen; denn er hatte diese Länder zur Bildung eines starken Deutschlands aufbehalten wollen, nicht daß sie die erste Nahrung der die deutsche Nation zerfleischenden Selbstsucht würden.

Der Kaiser von Östreich kehrte nach Wien zurück, wo er bald die Fürsten Europas bei sich empfangen sollte. Kaiser Alexander und der König von Preußen wollten, ehe sie in ihre Staaten gingen, dem englischen Volke einen Besuch machen. Der Fürst von Metternich reiste ebenfalls

nach London, wo Unterhandlungen geführt werden konnten, ohne daß Frankreich Theil nahm.

Der Abmarsch der Truppen hatte schon nach dem Waffenstillstand begonnen. Die letzten Truppen verließen Paris im Anfange des Juni. Die Eifrigen unter den Deutschen trugen den Stachel mit sich, den der Aufenthalt zu Paris in ihre Brust gedrückt hatte: frischer Unwille war durch den Frieden geweckt worden, der dem immer noch gefährlichen und schon wieder so stürmischen Frankreich den alten Raub an Deutschland ließ. Die Truppen, die in andern Theilen von Frankreich gestanden hatten, theilten diese Stimmung in minderm und verschiedenem Maße, so daß bei ihrem Abzuge die Befriedigung allgemeiner war, den siegreichen Feldzug vollendet zu haben.

Nach dem Abzuge der Alliirten versuchten einige Pariser Blätter, die Schmach, mit der Frankreich nicht leben konnte, zu verkleinern. Sie verglichen, wie viel größer die Demüthigung, die Frankreich den Alliirten angethan, als die von ihnen erlittene sei; oder sie führten die Mäßigung der Alliirten zum Beweise an, daß Frankreich noch unbesiegt dagestanden, noch eine rüstige, auf die Ehre des Landes eifersüchtige Armee besitze; auch gab es Blätter, welche Diejenigen tadelten, die den Alliirten allzu eifrig ihre Freude bezeigt hatten, theils um die kleine Zahl dieser Leute von der Nation zu unterscheiden, theils um sachte eine Oppositionsstellung zu suchen. Der Ingrimm der alten Patrioten verschmähte aber die Trostgründe, die nur die Eitelkeit befriedigen konnten. Diese Republikaner waren bitter geworden, als Bonaparte nicht anders hatte gestürzt werden können, als daß ein neuer Monarch ihn ersetzt hatte. Obgleich ihnen der König nicht mehr verhaßt war, wurde er, der im Lande gebliebene Alliirte, doch der Gegenstand ihres Grolles, der gegen die abgezogenen Alliirten ohnmächtig war. Noch waren indessen die sich treu gebliebenen Republikaner die Einzigen, die so dachten. Denn bei Allen, denen

ihr Schicksal unter der neuen Regierung noch unbekannt war, blieb die Gesinnung unentschieden.

Der Kaiser Alexander und der König von Preußen wurden in London vom Prinzen-Regenten und vom englischen Volke mit prachtvollen Festlichkeiten empfangen. In den Straßen, durch die sie fahren mußten, hatte der geringste Bürger die Außenseite seiner Wohnung ausbessern lassen. Während ihres ganzen Aufenthaltes stand das gemeine Volk unaufhörlich zu Tausenden vor ihren Palästen und begleitete ihren Wagen. Noch größer war die Freude, die es an dem alten Blücher und dem Kosackenhettman Platow hatte: Jeder wollte ihnen die Hand drücken. Der König von Preußen erhob seinen Blücher in London zum Fürsten von Wahlstatt.

In einer Conferenz der Minister aller vier Mächte, die zu London statt fand, wurde nach dem Wunsche Englands die Vereinigung Belgiens mit Holland, unter der Souverainetät des Prinzen von Oranien, beschlossen. Hingegen wurde die Vermählung des Erbprinzen der vereinigten Niederlande mit der Thronerbin von England, die damit hätte verbunden werden sollen, um dieselbe Zeit wieder rückgängig. Englands Ansprüche schienen einige Kälte zwischen den Verbündeten verursacht zu haben, die noch größer werden mußte, als im englischen Parlament von der Wiederherstellung des Königreichs Polen unter eigenem Oberhaupte geredet wurde. Unbemerkt hatte bei diesem Besuche nicht bleiben können, wie sehr es die englischen Staatsmänner empfanden, daß ihr Land, an das sich die europäischen Coalitionen alle nur angelehnt hatten, im Siege von Alexander verdunkelt worden war. Mit der unter diesen Umständen natürlichen Vorstellung, die Arbeit des Wiener Congresses werde noch eine schwere und lange sein, mag auch in Verbindung stehen, daß die Monarchen die Eröffnung des Congresses vom 1. August auf den 1.

October verschoben. Sie gaben dem Wiener Hofe als Grund davon an, daß der Kaiser von Rußland die Rückkehr in seine Staaten nicht länger verzögern dürfe, und daß Lord Castlereagh durch die Sitzung des Parlaments noch in London festgehalten werde. Auch erneuerten nun die vier verbündeten Monarchen den Vertrag von Chaumont: da Ruhe und Gleichgewicht nicht als völlig hergestellt betrachtet werden können, ehe am Congresse der Besitzstand der Länder festgesetzt sei, — so lautete die neue Übereinkunft — so verbinde sich jede der vier Mächte, eine Armee von 75,000 Mann bis zu dem bezeichneten Zeitpunkte auf dem Kriegsfuß zu erhalten, und sie nur für den Zweck des Bündnisses und nach gemeinschaftlichem Plane zu gebrauchen.

Die Tories, deren Partei in England die Regierung führte, waren unzufrieden mit der Einführung der Freiheit in Frankreich. Sie hielten das gleichsam für einen Eingriff in Englands Vorrecht, und fürchteten für die Größe ihres Landes, da die Wurzel derselben auch anderswo gepflanzt worden war. Es verdroß sie, daß der König Freude an seinen Marschällen geäußert hatte. Sie verloren auch ungern die Täuschung, in der sie in Hinsicht auf Frankreich während der Völkersperre gelebt hatten: die Engländer, die jetzt wieder in Frankreich reisten, lernten die Männer der Revolution für keine Ungeheuer kennen, sahen neue herrliche Werke und vielfältigen Fortschritt, statt eines erschöpften Landes, und fanden doch auch nirgends mehr die feinen Sitten, die alte französische Gesellschaft: Alles schien sich verändert zu haben, seit das Land zum letzten Mal von Engländern bereist worden war.

Für die Deutschen war der Friede noch keine Zeit der Ruhe. Die Abgrenzung der vielen kleinen Staaten des Landes war zwar mehr die Sache der Fürsten. Das Publikum selbst aber erwartete, daß die Einrichtungen zu

einem politischen Leben getroffen würden. Die Nationalerhebung, von welcher die Fürsten beinahe nur nachgezogen worden waren, hatte ihm ein Recht darauf gegeben: sie selbst war, da die Bürger darin ihre eigene Kraft gezeigt hatten, gleichsam der Anfang eines politischen Lebens gewesen, und das allgemeine Einverständniß, daß sie nur der Anfang sei, hatte sie begleitet. Man glaubte nun das Rechte in der germanischen Landständeverfassung zu finden, die nur noch einiger Formen der Freiheit bedurfte, die England und Nordamerika besaßen, um für die Bedürfnisse der Zeit eingerichtet zu werden.

Es gab aber eine Anzahl deutscher Patrioten, denen es vor Allem am Herzen lag, daß das ganze Deutschland einig und stark werde. Denn sie glaubten, Deutschland sei von den Franzosen überlistet worden, und habe mitten im Siege wieder die alte Schmach und Unterwürfigkeit gezeigt. Frankreich, sagten sie, habe Deutschland abermals um Elsaß und Lothringen betrogen. England habe ihm mit den Niederlanden die Mündungen des deutschen Rheinstroms weggenommen. Diese beiden Staaten hätten sich noch vor dem allgemeinen Congresse ihres Gewinns ersichert; ebenso habe Östreich auf Italien die Hand gelegt und Rußland werde Polen behalten: nur Deutschland habe noch nicht für sich gesorgt, und sich seine heiligsten Ansprüche verkümmern lassen, weil es kein Haupt und keine Staatsmänner besitze, die für seine Größe unterhandelt hätten. Jene Patrioten verwünschten darum die deutsche Vielherrschaft und sprachen und schrieben für die Verstärkung der Hauptmächte Deutschlands. Aber die wichtigste Aufgabe war in ihren Augen, daß die Deutschen Ein Volk würden, wozu sie erst jetzt auf dem Wege zu sein schienen. Alles Eigenthümliche und Volksthümliche sollte dazu in Aufnahme gebracht, aus Sitte und Bildung alles Fremde und Wälsche verbannt werden. Den Landständen der verschiedenen Staaten sollte, nach Nordamerikas Beispiele, eine deutsche Nationalvertretung enthoben werden. Auf alle Weise soll-

ten die Deutschen an sich selbst arbeiten, und bevor sie die durch eigene Schuld zum zweiten Mal verlorenen deutschen Länder wieder gewännen, sich derselben würdig machen. Denn man hatte im Elsaß sogar von deutsch gesinnten Freunden hören müssen, daß sie lieber bei Frankreich blieben, so lange in Deutschland nicht etwas Großes geschaffen sei. Die Patrioten wußten, daß der Sinn für die hohe Aufgabe noch nicht überall in Deutschland wach sei. Wenn man auch während des Feldzuges zuweilen hatte glauben können, Preußen, Hanoveraner, Hessen, Alle seien Deutsche geworden, so trat doch gleich bei der Rückkunft der ärgerliche Geist der Provinz wieder überall entgegen. Aber die deutschen Patrioten waren voll des feurigsten Eifers, der edelsten Zuversicht. Mit Enthusiasmus wurde von ihnen der Vorschlag einer deutschen Gesellschaft aufgenommen, die sich an allen Orten Deutschlands aus den Eifrigen bilden und das Werk übernehmen sollte, französische Art und Sprache zu vertreiben, deutsche Art und deutschen Sinn zu beleben, alte und junge Erinnerungen der deutschen Geschichte zu erneuern.

Auch baute Alles, was in Deutschland hoffte, auf den Congreß zu Wien. Die meisten Leute fanden eine Beruhigung in dem fast allgemeinen Glauben, daß die wesentlichen Züge der neuen Gestaltung Deutschlands im Kreise der Fürsten schon entworfen seien.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Friede und Restauration.

Die neue Verfassung war nach der Erklärung von St. Ouen, unter dem doppelten Einflusse der royalistischen Sprache, welche die Abordnungen so vieler Städte führten, und, wie versichert wird, der Ermahnungen Alexander's, der Paris nicht gerne, ohne das Werk zu kennen, verließ, bearbeitet worden. Ludwig hatte darin den Grundsatz festgehalten, daß er in alle Rechte seiner Vorfahren getreten, und nach eigenem Willen handle, wenn er nach deren Beispiel seine Gewalt beschränke. Wie er in St. Ouen versprochen, bezeichnete er neun Senatoren und neun Mitglieder des Gesetzgebenden Körpers, die mit seinen vier Ministern Dambray, Montesquiou, Ferrand und Bengnot die schon fertige Verfassung prüfen sollten. Diese Mitglieder wurden aber in der Commission selbst nicht als ein Ausschuß ihrer Räthe, sondern als ein Rath von Notabeln des Königreichs angeredet. Nur kleine Änderungen wurden auf ihre Bemerkungen hin vorgenommen, da der Einfluß der Räthe, der Wichtigeres vermocht hätte, nicht anerkannt wurde.

Der König unternahm es sogar, den Senat neu zusammenzusetzen. Er ließ zu der Eröffnungssitzung der beiden Kammern nur 91 Mitglieder des kaiserlichen Senates, und daneben die noch lebenden Glieder des alten Parlamen-

tes und eine Anzahl Herzoge und Marschälle der alten und neuen Zeit einladen. Hingegen nahm er den Gesetzgebenden Körper zu seiner zweiten Kammer an: er scheute sich noch, das Land neue Wahlen treffen zu lassen, und wollte die bisherigen Deputirten, die noch einigen Schein von Freimüthigkeit besaßen, und sich gegen ihn doch besser als die Senatoren benommen hatten, vor den letzteren auszeichnen. Die Eröffnung der Kammern, die am 10. Juni hätte statt finden sollen, wurde auf den 4. angesagt, den ersten Tag nach der Abreise der Monarchen.

Ludwig erschien in der Versammlung und las eine Rede, in der er sich glücklich pries, seinem Volke den Frieden bringen zu können, und den Segen dieses Friedens schilderte. „Eine schmerzliche Erinnerung stört jedoch meine Freude, sagte er. Ich wurde als Unterthan des besten der Könige geboren, ich hoffte mein ganzes Leben sein treuester Unterthan zu sein: nun habe ich seine Stelle eingenommen. Aber wenigstens ist er nicht ganz todt, noch lebt er in dem Testamente, das er zum Unterricht des erlauchten und unglücklichen Kindes bestimmte, dessen Nachfolger ich sein sollte! Auf dieses unsterbliche Werk den Blick gerichtet, und von den Gefühlen durchdrungen, aus denen es hervorgegangen ist, auch nach den Lehren der Erfahrung und nach dem Rath mehrerer unter Ihnen, habe ich die constitutionelle Charte verfaßt, die Ihnen wird vorgelesen werden, und die der Wohlfahrt des Staates eine feste Grundlage giebt." Der König hieß dem Kanzler Dambray, der Versammlung seine Absichten noch näher erklären.

Als dieser, neben dem Frieden, den der König seinem Volke bringe, von einer Reformationsordonnanz sprach, ging ein langes Murren durch die Versammlung. Es seien viele Jahre verflossen, fuhr Dambray, ohne aus der Fassung zu kommen, fort, seit die göttliche Vorsehung den Monarchen auf den Thron seiner Väter berufen. Damals sei Frankreich eine Beute der Factionen gewesen: jetzt habe es das Fundament seiner alten Monarchie wieder gefunden,

und auch dieses müsse, den König zum Grundstein, wieder ein dauerhaftes Gebäude aufgeführt werden. Im vollen Besitze seiner ererbten Rechte auf das schöne Königreich, wolle aber der König die Gewalt, die er von Gott und von seinen Vätern erhalten, nur in Grenzen ausüben, die er sich selbst gezogen: er selbst habe den Franzosen, nach ihren Wünschen und Bedürfnissen und nach der gegenwärtigen Lage, eine constitutionelle Charte gegeben. Frankreich sei monarchisch aus Gesinnung und müsse sich gerade jetzt einen Schutz gegen die Verirrungen wünschen, die es erfahren. In wahrhaft väterlichem Geiste sei darum diese große Charte verfaßt worden, die der König dem alten Senate und dem letzten Gesetzgebenden Körper vorzulegen befohlen habe: wenn der erste dieser beiden Körper mit der Macht, die ihn errichtet, gleichsam aufgehört habe zu bestehen; wenn die Vollmachten des zweiten, ohne des Königs Bestätigung, nur noch ungewiß und zum Theil schon erloschen seien, nichtsdestoweniger seien ihre Mitglieder die gesetzliche Elite der Notabeln des Königreichs. Er zweifle nicht, sagte Dambray den Mitgliedern, daß sie ihren Dank für die Charte mit einem Enthusiasmus zeigen werden, der aus der Hauptstadt sich bald zu den Enden des Königreichs verbreiten würde.

Der Minister Ferrand las nun die Charte vor. Der Eingang enthielt die gleichen Gedanken, wie die Reden des Königs und des Kanzlers. Es hieß darin: „Wir haben bedacht, daß, obgleich in Frankreich alle Gewalt in der Person des Königs ruht, Unsere Vorfahren die Ausübung derselben nach der Verschiedenheit der Zeiten geändert haben. Darum haben Wir Rücksicht auf die Wirkungen der immer zunehmenden Aufklärung, auf die neuen Verhältnisse, die dieser Fortschritt in die Gesellschaft eingeführt hat, auf die seit einem halben Jahrhundert den Geistern gegebene Richtung und auf die ernsten Störungen, die daraus entstanden sind, nehmen müssen. Wir haben nun in der Erneuerung der Pairie eine wahrhaft nationale Einrichtung er-

kannt, die alle Erinnerungen an alle Hoffnungen knüpfen und die alten Zeiten mit den neuen verbinden soll. Durch die Deputirtenkammer haben Wir jene alten Versammlungen des Mars= und Maifeldes und jene Kammern des Tiers-etat ersetzt, die so viele Beweise von Eifer für die Interessen des Volkes und zugleich von Treue und Achtung für das Ansehn der Könige gegeben haben. Indem wir so die Kette der Zeiten, die von traurigen Verirrungen zerrissen worden, wieder zu schließen suchten, haben Wir alle Leiden, die während Unserer Abwesenheit das Vaterland betrübten, aus Unserem Gedächtniß getilgt, wie Wir wünschten, man könnte sie aus der Geschichte tilgen. Unserer guten Absichten gewiß, schloß dieser Eingang, und stark durch Unser Gewissen, verpflichten Wir Uns, vor der Versammlung, die Uns hört, dieser constitutionellen Charte treu zu bleiben, und behalten Uns vor, deren Handhabung bei einer neuen Feierlichkeit vor dem Altare Dessen, der in der gleichen Wage die Könige und die Nationen wiegt, zu beschwören. Aus diesen Gründen haben Wir freiwillig und in freier Ausübung Unserer königlichen Gewalt, für Uns und für Unsere Nachfolger auf ewige Zeiten Unseren Unterthanen diese constitutionelle Charte zugestanden, übergeben und bewilligt."

Bei diesen Worten ging die Unruhe, in der sich die Versammlung seit dem Anfange von Dambray's Rede befunden hatte, wieder in lauteres Murren über. Indessen kamen in der Charte selbst, die nun verlesen wurde, die meisten Grundsätze vor, die in der des Senates gestanden. Nur war neben den Grundsatz der Freiheit des Gottesdienstes derjenige gestellt, daß die römisch-katholische Religion Staatsreligion sei, und die Beschränkung der Preßfreiheit lautete, man habe sich den Gesetzen zu bequemen, die den Mißbrauch dieser Freiheit unterdrücken sollen. Auch die Sicherung der bisherigen Zustände war für Privatleute nicht verringert: der König bestimmte sogar, daß die Confiscation niemals wieder hergestellt werden dürfe. Auch

den Abschnitten von der Organisation der Staatsgewalten lag der Verfassung des Senates zum Grunde: die königliche Gewalt war aber in folgenden Punkten ausgedehnt worden. Der König, als Oberhaupt des Staates, sollte die Land- und Seemacht befehligen, den Krieg erklären, den Frieden, sowie Allianz- und Handelsverträge schließen, alle Verwaltungsämter besetzen, und die für die Vollziehung der Gesetze und der Sicherheit des Staates nöthigen Ordonnanzen erlassen. Die Civilliste sollte für die ganze Dauer der Regierung eines Königs bestimmt werden. Der König wollte sich zwar mit den beiden Kammern in die Gesetzgebung theilen, behielt aber für sich das Vorschlagsrecht, und erlaubte den Kammern nur, ihn um einen Gesetzesvorschlag zu bitten. Er behielt sich vor, neue Pairs in unbestimmter Zahl, auf Lebenszeit oder mit Erblichkeit, nach Belieben zu ernennen. Durch eine gleichzeitige Ordonnanz gewährte er jedem Pair eine jährliche Pension von 36,000 Franken. Was die Deputirtenkammer betrifft, so erklärte es der König für sein Recht, ihren Präsidenten aus einem Vorschlage, die Präsidenten ihrer Wahlcollegien frei zu wählen; knüpfte das Recht, Wahlmann zu sein, an das dreißigste Altersjahr und an den Betrag der directen Steuern von 300 Franken, und das Recht, Deputirter zu werden, an vierzig Jahre und 1000 Franken directer Steuern; behielt sich vor, die Kammern, die er alle Jahre versammeln wollte, zu vertagen oder aufzulösen, in welchem Falle er jedoch binnen drei Monaten eine neue Kammer einzuberufen versprach, beschränkte die Öffentlichkeit der Sitzungen durch die Bestimmung, daß sich die Kammer auf das Begehren von fünf Mitgliedern in ein geheimes Comité zu verwandeln habe, und verbot, an einem Gesetze irgend ein Amendement zu machen, das nicht von ihm vorgeschlagen oder bewilligt worden wäre. Die erste Ernennung eines Fünftels der Deputirtenkammer, die sich künftig jährlich wiederholen sollte, sollte nach einer Übergangsbestimmung spätestens im Jahre 1816 statt finden. Der

König erklärte, daß alle Gerechtigkeitspflege von ihm ausgehe, ließ aber die Bestimmungen des Senates über die Unabhängigkeit der Gerichte fast unverändert stehen. In der Unterschrift der Charte stand: „Gegeben zu Paris, im Jahr der Gnade 1814 und Unserer Regierung dem neunzehnten.“

Dieser Schluß erregte noch einiges Murren. Es wurde nun den Mitgliedern der Eid abgenommen, worauf sich die neue Pairskammer und die neue Deputirtenkammer trennten, und in ihren eigenen Salons diese neue Eigenschaft annehmend, eine zweite Vorlesung der Charte erhielten. Jede der beiden Kammern sollte eine Adresse an den König erlassen. Die Pairskammern, deren Mitglieder noch nicht einander kannten, nahm sogleich eine Dankadresse an, wie es der König wünschte. Die Deputirten wollten zuerst prüfen. Sie hatten in der Charte, wie sehr sie auch durch einzelne Stellen geärgert worden waren, wenigstens die Hauptbedingungen eines constitutionellen Lebens gefunden. Sie selbst waren vom Könige vor den Senatoren ausgezeichnet worden. Die Gefahr, durch solche Gunst die unabhängige Stellung, die zu einem constitutionellen Leben erforderlich war, gefährdet zu sehen, und das Bedürfniß, dieselbe sogleich einzunehmen, verlangten von den Deputirten einen freimüthigen Schritt. Der Antrag, die Adresse durch jene Commission vom December des vorigen Jahres entwerfen zu lassen, auf welche die Kammer stolz war, wurde mit Freuden angenommen. Die Adresse, welche diese Commission brachte, verlautete sich, einige zweideutige Punkte der Charte auseinander zu setzen, gab aber dem König den Namen Ludwig der Ersehnte, den die Royalisten aufgebracht hatten. Die Kammer erließ diese Adresse. Der König wählte aus dem Vorschlage, den ihm die Kammer für ihren Präsidenten machte, den Deputirten Lainé.

Es gab zwar Mitglieder der Kammer, die in der Charte neben der Zertretung der Volkssouverainetät die einzelnen Freiheiten nicht anschlugen, ja für unredliche Lok-

kung hielten. Aber ihre Collegen suchten sie von unbesonnenem Auftreten zurückzuhalten; sie baten sie um der Einigkeit willen, deren die Kammer zu ihrer Stärke bedürfe. Sie setzten in den König, mit dem sie nicht brechen wollten, ein größeres Vertrauen, als diese mißtrauischen Eiferer. Da einmal nichts Anderes zu machen war, wollten sie, die bestmögliche Wendung zu befördern, an den König sich anschließen. Sie meinten denselben dadurch, den Emigranten zum Trotze, in seinem Versprechen gefangen zu halten: sie hofften durch ihren Beistand das Königthum in Frankreich national zu machen. Es war die reinste und schönste Periode der Revolution gewesen, als die edelsten Männer der Freiheit den König beriethen und ihm trauten. Lafayette, der Held jener Zeit, erklärte sich auch jetzt für diese Politik.

In den Kreisen der Royalisten und Emigrirten äußerte man sich über die Charte mit bitterem Ärger, schonte selbst des Königs nicht und maß nur dessen Schwäche das Zugeständniß bei. Man erklärte die Charte für ein abgedrungenes Werk der Umstände, wie es die mißtrauischen Liberalen thaten; man scherzte, es sei eine Eintrittskarte, und spottete, sich tröstend, Derer, die sich derselben freuten. Selbst diejenigeu Deputirten, die dem König trauten, zeigten sich ungehalten über diese Unverschämtheit. Sie beschwerten sich überhaupt darüber, daß gewisse Leute sich Royalisten nannten, da doch jetzt Alles royalistisch sei. Mit wie viel Eifer sie aber ihre Klagen auch vortrugen, so ließen sich doch ihre mißtrauischen Freunde nicht mehr zurückhalten, welche die offene Sprache der Royalisten für ein Geständniß Dessen, was der Hof verschweige, erklärten. Der Deputirte Durbach gab eine Rede gegen die Form der Charte, deren er sich auf Bitten seiner Collegen in der Kammer selbst enthalten hatte, wenige Tage später im Drucke heraus. Aller Argwohn gegen die Charte, alle Besorgnisse wurden in öffentlichen Schriften, wie im allgemeinen Gespräche ausgedrückt.

Da der Geist der Umwälzung anfing, auch in den untergeordneten Theilen des Staatshaushaltes um sich zu greifen, so machten die Mißtrauischen von jeder neuen Einzelnheit ein großes Aufheben. Die ersten Schritte auf dieser Rückkehr zum Alten, ob der sie sich entsetzten, wurden durch den Eifer, theils die gottlose Revolutionszeit zu sühnen, theils die Kennzeichen des Kaiserthums mit denen des Royalismus zu vertauschen, geleitet, da gegen solche Herzenssachen kein Widerspruch möglich war. So wurde das Ordenszeichen der von Napoleon gestifteten Ehrenlegion mit dem Bildnisse Heinrich's IV. und mit den drei Lilien versehen. Eine Trauerfeier für die unglücklichen Opfer der Königsfamilie wurde in mehreren Kirchen von Paris und bald auch in vielen Kirchen der Provinz gehalten. Eine zweite Trauerfeier galt Pichegru, Moreau, Georges Cadoudal und allen Personen, die mit Georges wegen des Anschlags auf Bonaparte's Leben gestorben waren. Georges' alter Vater wurde vom König in den Adelsstand erhoben. In den öffentlichen Erziehungsanstalten wurde die militairische Disciplin abgeschafft, und wenn unter dem Kaiser die Trommel zu den Übungen gerufen, mußte jetzt die Glocke das Zeichen geben. Drei Militairschulen wurden abgeschafft, und dafür eine alte der Königszeit hergestellt, an welcher der Adel Vorrechte besaß. Napoleon hatte die verwaisten Töchter der Mitglieder der Ehrenlegion auf Staatskosten erziehen lassen; nun wurden diese Anstalten wenigstens beschränkt. Dagegen wurde den Bischöfen gestattet, in jedem Departement eine Schule zur Vorbereitung auf den geistlichen Stand zu errichten. Eine königliche Ordonnanz enthielt ein strenges Verbot, an Sonn- und Festtagen zu arbeiten, und erinnerte dabei sogar an eine Anordnung der früheren Königszeit. Diese letztere Neuerung, welche die Hauptstadt am meisten verletzte, schien nur einem Gesetze zuzustehen, und die Deputirten fingen an, über die Regierung durch Ordonnanzen zu klagen. Sie nahmen aber nur den Antrag eines Mitgliedes an, den König zu bitten,

daß er ein Gesetz über die Beobachtung der Ruhe und Festtage vorlege. Ebenso trug, als die Minister mit den Zeitungen willkürlich verfuhren, Durbach darauf an, den König um den Vorschlag eines Gesetzes zu bitten, das die den Bürgern durch die Charte verbürgten Rechte mit der Unterdrückung der Preßvergehen verbinde. Die Deputirten, durch den Schwung des royalistischen Geistes gleichsam in eine fremde Welt versetzt, suchten sich derselben zu bequemen und hatten ihre Freude an dem von der Charte wieder geöffneten constitutionnellen Leben, dessen Anfänge sie in ihren eigenen Klagen fanden.

Der Übermuth der Royalisten wuchs in den vielen kleinen Eroberungen von Tage zu Tage. Sie hatten ihre Sache durch die Charte um so weniger verloren geachtet, als sie überhaupt auf Verfassungen nicht viel hielten. Ihr Ehrgeiz war, das Ministerium einzunehmen, und jeder für sich drängte sich bei der jetzigen neuen Besetzung der Stellen am Hofe und in der Verwaltung hervor. Täglich kam in Paris auf diese große Vertheilung der Stellen eine Menge Personen an, die einen Adelsbrief besaßen, oder emigrirt waren. Aus den Departements waren viele jener ehemaligen Emigrirten, denen Bonaparte ein Amt gegeben, ein ihrer würdiges Loos zu fordern herbeigeeilt. Der kleine Rest von Getreuen, die mit dem Könige bis ans Ende im Auslande verharrt hatten, wurde von einem Schwarme geringer Adeliger begleitet, die ihr bescheidenes Auskommen als Sprachlehrer oder Hofmeister in fremden Ländern aufgegeben und sich gerühmt hatten, daß in Frankreich wieder Ehre und Glück dem Adel zu Theil werde. Sie brachten ihren Geburtsstolz ungeschwächt zurück; denn sie waren zuweilen so sehr heruntergekommen, daß ihre Geburt das Einzige war, was sie von dem Bettler unterschied. Diese und die andern adeligen Bewerber wollten nun von allen Würden und Ämtern Besitz nehmen, wie der König von dem Throne, und bildeten sich ein Recht darauf ein, das ihnen am wenigsten der Letztere bestreiten dürfe.

Ludwig aber, der die Marschälle die Stützen seines Thrones genannt hatte, wollte auch noch andere Männer an sich ziehen, die sich in den Stürmen Frankreichs erprobt hatten. Er verschaffte manchen sogar selbst den Anlaß, sich ihm zu nähern. An einem bestimmten Tage empfing er alle Personen, die von Ludwig XVI. empfangen worden waren, wobei diejenigen, die in die Revolution sich verwickelt hatten, nicht ausgeschlossen wurden. Ähnliche Eigenschaften wurden zu demselben Zwecke benutzt. Von Freunden und Verwandten wurden Männer, die am Kaiser gehangen und ihm gedient hatten, dem neuen Hofe zugeführt, auch wenn sie sich ein Gewissen daraus machten. Die meisten bezeigten aber selber, um sich aufzudringen, die größte Unterwürfigkeit, näherten sich dem König, nicht als einem neuen Fürsten, sondern als dem ins neunzehnte Jahr seiner Regierung gerückten Herrscher, und versuchten wie Höflinge, die sich ungeschickt benommen, eine Rechtfertigung anzubringen. Unter den Männern der ersten Revolutionszeit gab es auch solche, auf welche, seit die Bourbonen zurückgekehrt waren, die alten Erinnerungen wirkten, so daß sie, von allem Hasse durch die Zeit längst geheilt, das Bedürfniß hatten, das Geschehene wieder gut zu machen, und dadurch aus der stolzen Zurückgezogenheit getrieben wurden.

So groß war die Zahl der zudringlichen Bewerber, Leute von Erfahrung und Adelige, daß die Minister, die am meisten angegangen wurden, mit verdrießlichem Bescheid sogar Emigrirte abfertigten. Ein Vorzug bei Besetzung der neuen Militairstellen war der größte, den die Adeligen erhielten. Der König stellte nämlich, auf die Bitten seines Bruders, die ehemaligen königlichen Corps wieder her. Den alten Edelleuten, die schon vor der Revolution darin gedient hatten, wurde die Zeit, die sie seither im Auslande zugebracht, als Dienstjahre angerechnet. Neben ihnen wurden fast lauter junge Adelige aufgenommen; jeder erhielt das Recht, mit Officiersrang in die Linie hinüberzutreten,

so daß den Officieren der letzteren sogar die Beförderung verkümmert war.

Diejenigen, die gegen die Adeligen und Emigrirten zurückgesetzt blieben, wurden bitter über die Rückkehr zu allem Alten. Viele unter ihnen hatten sich, so lange die Hoffnung ihren Sinn gelenkt, mit der Umwälzung befreundet; jetzt sahen sie sich nach den Gegnern derselben um und fanden, daß das Volk ihr fremd geblieben. Seit die Umwälzung durch neue Besetzung der Stellen für das Auge vervollständigt worden war, fiel es in der That auf, wie wenig weit sie um sich gegriffen. Sie hatte durch Unterhandlungen ins Werk gesetzt werden müssen. Talleyrand, der sie geleitet, hatte mit jeder Partei, mit allen Männern von Bedeutung unterhandelt; erst als alle beschwichtigt waren, hatten die Royalisten auch für den Geist des Königthums Eingang gefunden. Alles, was Anspruch auf eine besondere Behandlung hatte, — auch die Parteien glaubten mehr als das Volk zu sein — wurde durch Versprechen gewonnen und in die Umwälzung aufgenommen. Nur das Volk blieb außer derselben von Anfang an: jetzt traten auch Diejenigen, die sich getäuscht sahen, zu ihm zurück.

Wie furchtbar war die Lage der Officiere Napoleon's, denen alle Aussicht auf die Laufbahn der Ehre genommen war! Sie befanden sich immerfort in Paris, weil sie vor Schmerz noch nicht den Gedanken hatten fassen können, in ihrer Heimath einen andern Lebensweg zu wählen. Auch wollten sie die Ankunft ihrer Freunde von den Armeen in Italien und in Deutschland erwarten. Diese hatten nicht in dem Kriege gestritten, in welchem Frankreich unterlag. Sie fanden ihr Vaterland unterjocht, ohne daß sie je besiegt worden wären. Ihren Kaiser nicht mehr anzutreffen, mußte ihnen seltsamer vorkommen als Denen, die Alles durchgemacht hatten. Sie durften denken, es würde nicht dazu gekommen sein, wenn sie in Frankreich gewesen wären. So traten sie vor ihre Freunde in Paris. Aber wenn ihnen

diese beim Wiedersehen um den Hals fielen, und dann die Ereignisse in Frankreich erzählten, die ihnen im Auslande auf eine Weise dargestellt worden, daß sie nicht daran hatten glauben können, so lebten bald Alle in den gleichen Gefühlen des Schmerzes und der Erbitterung. Es war die edelste Jugend Frankreichs, die sich um die Hoffnungen, die Anstrengungen der schönsten Jahre betrogen sah. In einer Periode, wo jeder anwachsende Franzose gewußt hatte, daß er dem Heere folgen mußte, waren es die Talentvollen und Hochstrebenden gewesen, die sich mit Feuereifer daraus einen Beruf für ihr Leben gemacht hatten. Vor dem Geiste den Kaiser Napoleon, der es auch vom Lieutenant auf so hoch gebracht, und Europa zum Schauplatz, hatten sie mit eisernem Fleiße Tag und Nacht in den kaiserlichen Militairschulen studirt, wo Gelehrte, auf welche Frankreich stolz war, die praktischen Wissenschaften vortrugen, und alte Officiere auf die strengste Zucht hielten. Die vielfach Geprüften hatten dann ihre ersten Feldzüge gemacht, und in der Armee als der echte junge Nachwuchs des kaiserlichen Zeitalters gegolten, edler als die damaligen Marschälle, weil sie noch nie, wie diese, ihren Sinn gewechselt hatten. Und jetzt, als schon einige von ihnen für schöne erste Waffenthaten vom Kaiser das Kreuz erhalten, andere durch ein einsichtiges, immer waches Betragen die Aufmerksamkeit ihrer Chefs sich erworben hatten, sahen sie Frankreich klein geworden, und vor sich eine lange Reihe von Friedensjahren. Selbst ihre Tugend, die immer vom Ehrgeize Nahrung gezogen hatte, mußte diese Erschütterung fühlen.

Bei dem müßigen Leben, das sie in Paris führten, begegneten sie täglich auf Spaziergängen und in Theatern den Officieren der königlichen Haustruppen und dem ganzen Schwarme der Emigrirten. Auf beiden Seiten hielt man zusammen und maß sich mit den Blicken. Unter den Royalisten gab es noch viele Gestalten der alten Zeit, deren Anzug schon von weitem lachen machte, und denen

man ihre seltsamen Einbildungen in Blick und Gang und jeder Bewegung ansah. Wenn dagegen die übermüthigen jungen Gecken, welche die Mehrzahl im royalistischen Heere waren, die Galle der kaiserlichen Officiere aufregten, so gewährten ihrem Spotte die vielen in ihren Hoffnungen betrogenen Adeligen wieder reichlichen Stoff, die vor ihrer Rückkehr in die Provinz noch die Eitelkeit befriedigten, an jedem öffentlichen Orte unter der Blüthe des alten Frankreichs zu erscheinen. So machten die kaiserlichen Officiere ihrer bitteren Stimmung in beißenden Epigrammen auf diese verschiedenen Sorten von Edelleuten und in oft gelungenen Karrikaturen Luft. Auch zum Duell waren sie stets bereit. Dieses Leben dauerte in Paris, bis die Officiere zu den Garnisonen abgereist waren, oder sich in ihre Heimat zurückgezogen hatten. —

Das Volk in den Departements lernte zwar den fast vergessenen Frieden wieder kennen; doch zu eben der Zeit, als derselbe fühlbar zu werden anfing, erreichten auch die Wirkungen der Umwälzung die Lebensverhältnisse der Bürger.

Die erste Gabe des Friedens waren für viele Familien die heimkehrenden Söhne, die sie für immer aufgegeben hatten. Denn da unter dem Kaiser die Vorstellung hatte herrschen müssen, man entrichte einen Menschentribut, so hatte man sich jedesmal mit dem Gedanken der Trennung von den Abgehenden vertraut gemacht. Nachdem man um sie getrauert, hatte man darauf gerechnet, sie nicht mehr zu sehen. Nun brachte sie der Friede zurück, und nach einigen Tagen, in denen man vom Wiedersehen die Freude genossen, fingen in manchem Hauswesen die Eltern an zu rechnen, um wie viel sich die Bedürfnisse vermehrt hatten, und ungern machte der Soldat sich wieder an die Arbeit.

Was die Restauration der Bevölkerung brachte, war die neue Parteiung einer jeden Ortschaft, der plötzliche Hader, die Veränderung an vielen Beamten, die eine andere Sprache führten und andere Grundsätze einschärften,

und daß man auf einmal eine so große Zahl bisher hochgeschätzter Männer wegen ihrer Sinnesänderung mußte verachten lernen. An vielen Orten schrieb sich alles Dies von dem Aufenthalte der von Artois ausgesendeten Commissaire her, von denen es manche für ihre erste Aufgabe hielten, Klagen über die bisherigen Beamten einzuziehen, und sogar Versammlungen zu diesem Zwecke veranstalteten, in denen die ehrliebenden Bürger nicht erschienen.

Man hatte seit vielen Jahren nicht mehr in offenen Parteien gelebt. Da nun die Restauration, wegen deren man sich in solche trennen sollte, fast unvermuthet kam, so trat Mancher auf die eine oder die andere Seite, ehe er auch Leidenschaft fühlte. Man ließ sich von den örtlichen Verhältnissen bestimmen; auch gab es allgemeine Eigenschaften, durch die man sich zu der einen Meinung verbunden glaubte. So kam es vor, daß geringe Leute, die einen Geistlichen zum Verwandten hatten, sich für Royalisten hielten. Die Geistlichkeit glaubte wirklich, die neue Regierung werde, anstatt sie nur zu schützen, wie Napoleon gethan, sich ihr ergeben. Sie zeigte ihren neuen Eifer durch öftere Prozessionen, wie auch durch die Trauerfeier für den seligen König. Vieles wurde wieder als Sünde dargestellt, worin man seit fünfundzwanzig Jahren gelebt hatte. Diese plötzliche Regsamkeit der Geistlichen, welche die neue Regierung durch das Sonntagsgesetz anzuerkennen schien, war in den kleinen Städten die fühlbarste Veränderung seit dem Sturze des Kaisers. Zur Bestürzung einer Menge von Grundbesitzern fingen die Geistlichen an, von der Rückgabe der Nationalgüter zu predigen. Hier und da erschienen wirklich die ehemaligen Eigenthümer und verlangten ihr altes Erbe. Von Royalisten und frommen Leuten wurden die neuen Eigenthümer für Besitzer unrechtmäßigen Gutes oder Kirchengutes angesehen. Da man des Schutzes der Regierung, über deren Absichten die verschiedenartigsten Gerüchte liefen, nicht gewiß war, so verbreitete sich die heftigste Unruhe über die

Landschaften. Einzelne Besitzer glaubten wohl zu thun, zu rechter Zeit sich mit dem alten Eigenthümer gütlich abzufinden. Andere suchten vergeblich einen Käufer für ihr Land; und durch das ganze Land wurde bei Güterverkäufen wenigstens ein Unterschied im Preise gemacht, wenn der Handel ein Nationalgut betraf. Am Ende setzte sich, wie unter den Republikanern, auch unter den Bauern ein Mißtrauen gegen die neue Regierung fest: man wolle das Land, glaubten dieselben, wieder dem Adel und der Geistlichkeit unterwerfen, und die alten Leute erzählten von der Zeit der Zehnten und der vielen Lehensrechte.

Die alte Garde war gleich der übrigen Armee in die Garnisonen vertheilt. Eine Verminderung der Armee war schon eingetreten; man versicherte, sie werde noch weiter gehen. Die Regimenter hatten ihre Nummern ändern müssen, an denen man sie in ganz Europa gekannt hatte, weil sie dieselben verherrlicht. Nun kam allmälig von Paris ein Theil jener mißmuthigen Officiere in die Garnisonen zurück. Anstatt der übrigen, die entlassen worden oder im Ärger ausgetreten waren, kamen Adelige, Müsterchen jener Heldensorte, wovon man Karrikaturen aus Paris erhalten hatte. Die Armee glaubte auch bereits zu wissen, wie die Bourbonen von ihr dachten: denn man erzählte von dem Herzog von Berry, er habe einen Soldaten, der nach zwanzig Jahren Dienst in der französischen Armee um das Kreuz bitten zu dürfen geglaubt, — zwanzig Jahre Räuberleben! angefahren.

Die Officiere, wenn sie in Europa hinaussahen, wo vor so Kurzem die Franzosen geherrscht hatten, hatten jetzt den Verdruß, überall die Spuren ihrer Anwesenheit bis ins Kleinliche auswischen zu sehen. Ja, man schien sich sogar in Paris der Siege der Revolution zu schämen, da bei einem Feste, das die Stadt gab, nicht mehr die gewohnten Denkzeichen von Arcole, Marengo, Austerlitz, Wagram, sondern von Fontenoi, Bouvines, Laufeld als Zierrath angebracht wurden. Es verletzte die Soldaten der Repu-

blik aufs Empfindlichste, daß die Regierung die Chouans, die von ihnen als Rebellen gezüchtigt worden waren, für die Helden Frankreichs auszugeben anfing. Endlich gar die Verschwendung, die jetzt mit dem Orden der Ehrenlegion getrieben wurde, wie erbitterte sie den Militair, der nur durch lange Verdienste oder glänzende Waffenthaten denselben erworben hatte! Im Gespräche wurde jetzt oft das Beispiel ausgezeichneter Officiere angeführt, welche das Kreuz, obgleich es ihnen der Kaiser anbot, für einmal ausschlugen, weil sie es noch nicht verdient zu haben glaubten, und wie der Kaiser selber aus Scheu vor dem Urtheile der Armee nie gewagt hatte, den Orden seinem Freunde, dem großen Talma, anzuheften. Jetzt war diese Auszeichnung das wohlfeile Mittel, der vielen Zudringlichen los zu werden, die den Lohn für ihren Verrath an Napoleon verlangten! So vielfach gekränkt, weiheten die Soldaten ihrem Kaiser auf der Insel Elba einen stillen Cultus, und gedachten auch sein Namensfest insgeheim zu feiern.

Indessen, wie heftig auch der Mißmuth Einzelner und ganzer Bestandtheile des Volkes war, konnte an Änderung nicht gedacht werden: vielmehr befand man sich erst im Anfange der neuen Herrschaft der Bourbonen, und man ergab sich in die Nothwendigkeit, darunter zu leben.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verbesserungen.

Seite 16 unterste Zeile, nach: „erstickt worden sein.“ — „wenn auch die Mächte verkannt hätten, daß dieses Bündniß ihre Stärke ausmachte, sie würden durch die Freude an demselben, die ihnen überall entgegen kam, darauf zurückgewiesen worden sein.“ Viele Coalitionen ꝛc.

„ 17 Zeile 22 statt derselben lies desselben

„ 18 „ 32 „ russischer lies deutscher

„ 25 „ 19 „ große Rheinbrücke lies Rheinbrücke

„ 30 „ 3 „ Obdachung lies Abdachung

„ 33 „ 35 „ der lies den

„ 41 „ 28 „ Mallet lies Hullin

„ 43 „ 9 „ Stimme lies Stimmung

„ 57 „ 28 „ Vorstellung lies Verstellung

„ — „ 29 „ Neigungen lies Meinungen

„ 60 „ 25 „ verschlagen lies vorschlagen

„ 63 „ 31 „ verwerfen lies vorwerfen

„ 66 „ 4 „ unterschlagen lies entschlagen

„ 68 „ 7 „ Decann lies Decaen

„ 70 „ 7 „ einmal lies einem

„ 76 „ 29, 31 u. 35 statt Dusesme lies Duhesme

„ — „ 36 statt Masiltschikow lies Wasiltschikow

„ 77 „ 2 „ Dusesme lies Duhesme

„ 80 „ 16 „ Giuly lies Giulay

„ 81 „ 14 „ Lagibrin lies Lagibrie

„ 101 „ 12, 15, 26, 32 u. 36 statt Olssusiew lies Olssufiew

„ 102 „ 12, 24 u. 29 statt Olssusiew lies Olssufiew

„ 103 „ 15 u. 17 statt Tère Champenoise lies Fère Champenoise

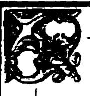
„ — „ 21 statt Olssusiew lies Olssufiew

„ 108 „ 14 „ Olssusiew lies Olssufiew

„ 110 „ 2 „ Urusov lies Urusow

„ 117 „ 35 „ Gent lies Genf

Seite 120 Zeile 3, 6, 13, 22 u. 25 statt Aignon lies Aignan
„ 125 „ 25 statt Hügeln lies Flügeln
„ 126 „ 8 „ 29. Februar lies 27. Februar
„ — „ 12 „ Oubinet lies Oubinot
„ 131 „ 19 „ fliehenden lies ziehenden
„ 134 „ 30 „ Oulchy lies Oulches
„ 137 „ 26 „ Mormont lies Marmont
„ 154 „ 10 „ Alexander bemächtigte lies Alexander aber bemächtigte
„ — „ 13 „ dem 20. April lies den 20. März
„ 168 „ 18 „ die lies sie
„ 174 „ 36 „ Frechheit lies Freiheit
„ 185 „ 2 „ Dejaen lies Dejean
„ 187 „ 11 „ Stimme lies Stimmung
„ 190 „ 2 „ von einer lies in einer
„ 192 „ 3 „ Tschoglokow lies Tschoglikow
„ 194 „ 24 „ Pleskau lies Pleskow
„ — „ 25 u. 34 statt Tschoglokow lies Tschoglikow
„ 195 „ 13 u. 14 „ Charomm lies Charonne
„ 199 „ 6 statt hinab lies herab
„ 200 „ 5 „ Mocey lies Moncey
„ 204 „ 16 „ Häuptlingen lies Hauptleuten
„ 214 „ 16 „ Militairschaft lies Militairherrschaft
„ 232 „ 33 „ Gesellschaftsvortrages l. Gesellschaftsvertrages
„ 257 „ 1 „ Schein lies Schrei
„ 262 „ 9 „ Bossano lies Bassano
„ 271 „ 1 u. 2 statt James lies Damas
„ 310 „ 12 statt hingen lies hingegen
„ 314 „ 24 „ Schaw lies Shaw
„ 315 „ 24 „ gemein sei, und man — gemein sei, die Schiffahrt auf dem Rhein wird für Jedermann frei sein, und man
„ 326 „ 12 „ Bengnot lies Beugnot
„ 328 „ 1 „ auch lies auf
„ 331 „ 28 „ verlautete lies erlaubte.




Geschichte
der
letzten Kämpfe Napoleon's.

Revolution und Restauration.

Von

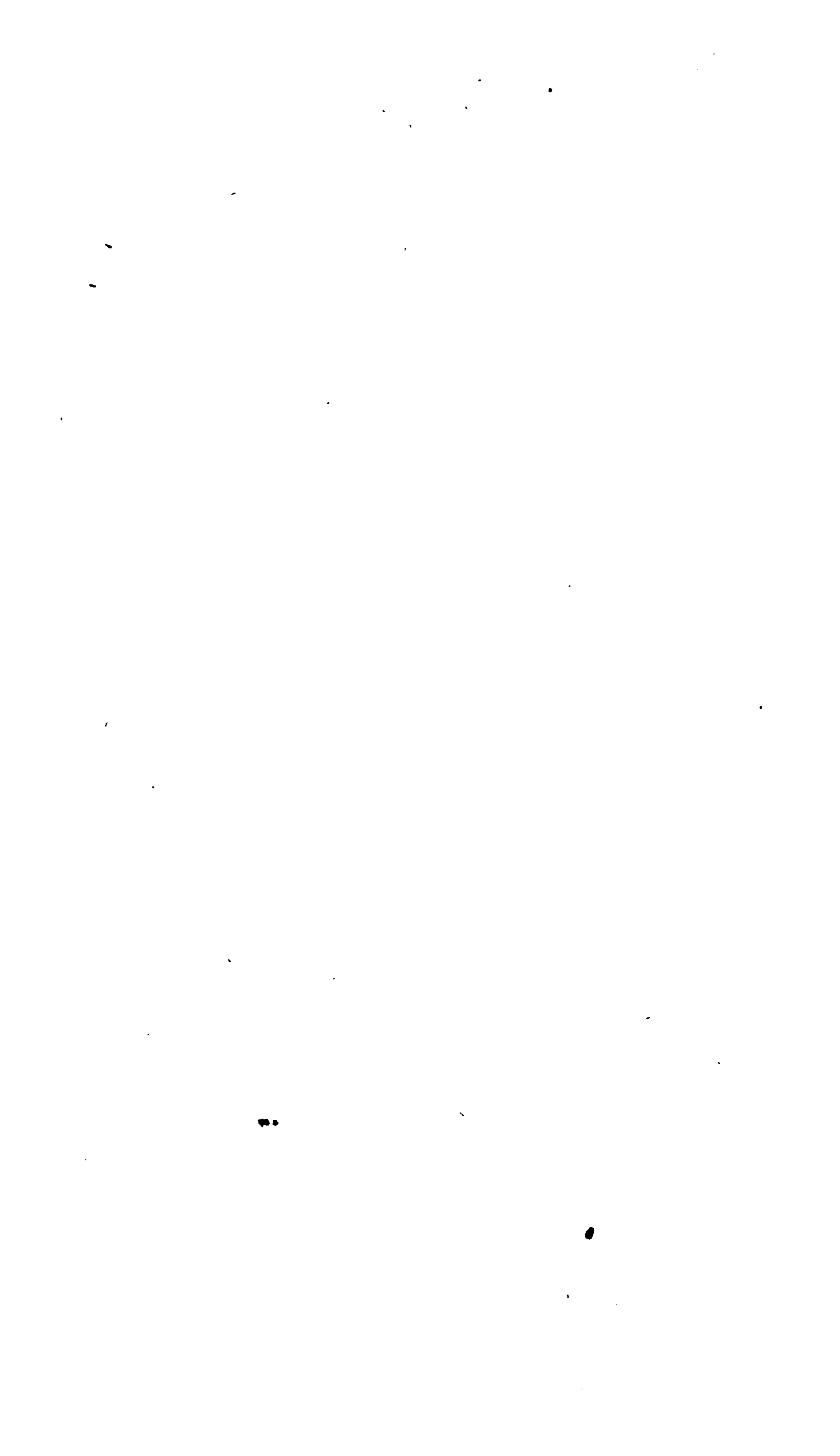
Konrad Ott.

In zwei Theilen.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1843.



Geschichte

der

letzten Kämpfe Napoleon's.

Zweiter Theil.



Geschichte
der
letzten Kämpfe Napoleon's.

Revolution und Restauration.

Von
Konrad Ott,
Secretair der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz
und Privatdocent an der Hochschule Zürich.

In zwei Theilen.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1843.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Kapitel.

Napoleon auf Elba.

Zweites Kapitel.

Die Tuilerien.

Drittes Kapitel.

Die Regierung.

Viertes Kapitel.

Das Erwachen der Revolutionsparteien.

Fünftes Kapitel.

Die Restauration in Europa, Talleyrand am Wiener Congreß.

Sechstes Kapitel.

Paris während des Winters.

Siebentes Kapitel.

Des Kaisers Rückkehr.

Achtes Kapitel.

Napoleon's zweiter Regierungsantritt.

Neuntes Kapitel.

Einsprache des restaurirten Europa.

Zehntes Kapitel.

Napoleon und Frankreich vor dem Kriege.

Elftes Kapitel.

Der Feldzug in Belgien.

Zwölftes Kapitel.

Napoleon's Entfernung, die Restauration.

Erstes Kapitel.

Napoleon auf Elba.

Nachdem der Kaiser Napoleon im Porto Ferrajo, der Hauptstadt seiner gebirgigen Insel, angekommen, war seine erste Sorge, sich mit den Hülfsmitteln des Landes bekannt zu machen. Elbas trockener Boden lieferte wenig Getreide. Die herrlichen Weinberge, die berühmten Eisenbergwerke, ergiebige Marmorbrüche, in den metallreichen Felsen auch einiges Silber und Gold, machten den Reichthum der Insel aus. Von dem Handel theils mit diesen Produkten, theils mit Fischen nährten sich die 3000 Einwohner des Porto Ferrajo und die 1500 des am östlichen Ufer gelegenen Porto Longone, welche, nebst den Bauern einiger Dörfer, die ganze Bevölkerung von Elba bildeten. Napoleon trat eine Reise durch die Besitzung an. Wie verschieden von dem Taumel der französischen Departements, die der Kaiser zur Zeit seiner Größe besucht hatte, wie heimatlich gleichsam äußerte sich die Freude dieses einsamen Völkleins, seinen neuen Fürsten zu besitzen! Auf den ersten Blick erkannte Napoleon alle Vortheile der Lage einer Ortschaft, durch wenige Fragen unterrichtete er sich von deren Betriebsamkeit: dann gab er den Leuten zu ihrem Erstaunen eine neue Erwerbsquelle an, die ihnen ganz nahe lag; oder verordnete die Errichtung besserer Anstalten für

die schon einheimische Arbeit. Er bezeichnete die der Insel noch mangelnden Straßen; er entwarf eine Wasserleitung vom Gebirge nach seiner Hauptstadt. Da sein Geist in ebenso starker Thätigkeit, seine Ungeduld ebenso groß war, als auf jenen Reisen, wozu er, eine französische Provinz in Flor zu bringen, zuweilen seiner Weltregierung die Zeit entwendet hatte, so befand er sich nach drei Tagen schon wieder im Porto Ferrajo. Bald an diesem bald an jenem Orte der Insel machte er neue Besuche, auf denen er die Arbeiten beschleunigte und etwa einen neuen Plan faßte, bis ein Landhaus, auf einem Weinhügel gebaut, das gewöhnliche Ziel seiner Ausflüge wurde. Die Elbeser fingen an den Kopf zu schütteln: der Kaiser könne die starken Leibesübungen nicht aufgeben, und meine, alle Menschen und Dinge seien dazu gemacht, unaufhörlich in Bewegung zu bleiben; sein Vergnügen sei, Jedermann hin und her zu schicken; überall lasse er Mauern und Häuser schleifen, und man sehe nicht, was er dafür hinsetzen wolle.

In dem müßigen Leben der Insel mußte alles Ungewöhnliche zum Feste werden. Für Napoleon konnte es kein größeres geben, als die Ankunft seiner vierhundert Getreuen von der alten Garde, die sich bis zum 20. Mai verzögert hatte. Auch die Einwohner feierten dieselbe mit ihm. Nun wurden Kasernen gebaut, Ställe eingerichtet, rasch die Festungswerke der Stadt in den besten Stand gesetzt. Auf einem Felsen, wo seinem Blicke keine Bewegung der Stadt, kein Schiffchen, das in den Hafen ruderte, entging, ließ der Kaiser sein Schloß aufführen. Am Rande des rings um dasselbe geebneten Felsens ragte noch ein altes Gebaude, hervor. Der Kaiser ließ es abtragen und von unten bis auf gleiche Höhe mit dem Schloßplatz wölben, der dadurch zu einer geräumigen Terrasse wurde, wo sich zwei Bataillone aufstellen ließen. Napoleon harrte ungeduldig des Tages, an dem er diese Wohnung beziehen konnte, um wenigstens der stündlichen Plage der englischen Späher los zu werden.

Täglich kam der Kaiser vom Schlosse, wo er die Frühstunden in seiner Bibliothek zugebracht hatte, die Arbeiten im Freien zu besichtigen, ermunterte die Leute, änderte aber oft an Ort und Stelle den Plan der Architekten. Er gab auf dem Wege jedem Unterthanen Audienz, der ihn ansprechen wollte. Am liebsten verweilte er, während er die Officiere kurz hielt, in der Unterhaltung mit seinen Grenadieren, die er vertraulich, da sie nach Art der alten Soldaten nie ganz zufrieden waren, seine Brummbären nannte. Von ihnen nahm der Kaiser lächelnd Bemerkungen auf, die er dem Officier mit einem finstern Blick verwiesen hätte. Dafür sprach sich auch die Anhänglichkeit der Soldaten an ihn gerne durch kecke Freiheiten aus, die sie im Scherze sich nahmen. Sobald die Zeit der Früchte kam, begegnete es, daß einzelne Trüppchen, da wo das Land dem Kaiser gehörte, mit der muthwilligen Erklärung, es sei demnach auch ihre Besitzung, hineingingen. Aber immer sah man sie, auch wenn der Kaiser abwesend war, ihre Spaziergänge vorzugsweise nach dessen Landhaus zu richten.

Es hatte Napoleon verletzt, daß der neue König von Frankreich im neunzehnten Jahre seiner Regierung zu stehen behauptete, sich Ludwig XVIII. nannte, und anstatt eine fünfte, neue Dynastie zu beginnen, die dritte fortsetzen wollte. Als hätte es keine vierte Dynastie gegeben! War Napoleon nicht durch die Wahl des französischen Volkes auf den Thron gehoben worden, feierlich und vollgültig, wie noch nie ein Herrscher in Frankreich sich hatte rühmen können? War er in Verträgen nicht anerkannt von allen Fürsten Europas, bis auf England, daß ihn wenigstens durch Unterhandlungen anerkannte? War nicht ihn zu salben ein Papst über die Alpen gereist? Hatten sich nicht zwei Kaiser um die Ehre gestritten, ihre Schwester, ihre Tochter mit ihm zu vermählen? Fürsten hatten ihn in seiner Hauptstadt besucht, aus seinen Händen die Königskrone empfangen, ihren alten Stamm mit dem Blute der Bona-

parte veredelt. Wer wußte in jener Zeit von einem Könige von Frankreich? Nicht einmal im letzten Feldzuge würden die alliirten Monarchen an ihn gedacht haben, wenn nicht ein Verräther ihn aufgedrungen hätte. Denn niemals war ein Bourbon der Nebenbuhler Napoleon's gewesen. Längst ehe dieser den Thron bestieg, waren sie jedes Rechtes verlustig und vergessen. Es hatte sie Frankreich gestürzt: von dem Strome, der ein neues Frankreich zurückließ, waren sie weggespült worden. Durch die Revolution hatte Frankreichs alte Bevölkerung die Abkömmlinge der eingedrungenen Eroberer, nachdem sie ihnen durch Wohlstand den größten Theil des Landes wieder abgewonnen, aller Vorrechte entwaffnet. In der furchtbaren Schlacht waren neue Reichthümer an Land den Siegern zugefallen, und der überwundene Adel hatte zu Tausenden unter dem Fallbeil geblutet, oder war vom Kriege gegen das eigene Land verzehrt worden. Die Gleichheit aller Bürger, ein neuer Besitzstand, ja ein neues Vaterland war gewonnen: aus den lose verbundenen Provinzen des alten Frankreichs war ein einiges, wahres Frankreich geworden, in kurzer Zeit mit einer ebenso großartigen Gesetzgebung ausgestattet. Das Directorium der Republik, geschweige ein Bourbon, war zu schwächlich gewesen, alle Kämpfe für diese Eroberungen zu bestehen. Die französische Nation hatte sich dazu Napoleon gewählt und alle Macht in seine Hände gelegt. Der Kaiser hatte der Nation ihr neues Frankreich gerettet. Napoleon stand felsenfest gegen die Bourbonen, wenn er sich an der Spitze der französischen Nation dachte.

Sein Unwille über Das, was in Frankreich vorging, wurde durch die öftere Ankunft französischer Officiere rege erhalten, die sich am Ende des großen Stellenwechsels beseitigt gesehen, oder die es auch in ihrem bisherigen Range unter den Bourbonen nicht in die Länge ausgehalten hatten. Auch viele edle Polen waren aus dem Unglücke Europas auf die Insel ihres Kaisers entflohen, und alle verlangten in seine Garde zu treten: konnte er sie nicht mehr in ihrem

Grade aufnehmen, so dienten sie als Gemeine; erklärte er ihnen, daß er sie nicht besolden könne, so lebten sie auf eigene Kosten. Gerne ließ sich Napoleon von ihnen erzählen, wie auch seine Soldaten, die in Frankreich geblieben, mehr als jemals an ihm hingen, wie sie, anstatt es zu verbergen, den Sold der Bourbonen auf seine Gesundheit vertranken, und zu dem abgenöthigten „es lebe der König!“ leise „von Rom“ hinzufügten.

Jedes Schiff brachte neben solchen Getreuen auch einige vornehme Fremde, besonders Engländer, die von ihrer Reise durch das wieder geöffnete Frankreich, ohne den Kaiser gesehen zu haben, nicht zurückkehren wollten. Wurden sie ihm vorgestellt, so wußte ihnen Napoleon ihre Vorurtheile über seinen Charakter dadurch zu benehmen, daß er sie, zuweilen sogar im Garten, unter seinen ländlichen Sorgen, von seiner Entsagung unterhielt: er schien sich um sein bisheriges Leben nur wegen der Geschichte noch zu bekümmern, gab gerne über diesen oder jenen Punkt derselben Aufschluß, den man in Europa zu seinem Nachtheile erzählte, und entließ die Fremden bezaubert über den historischen Schatz, den er ihnen anvertraut hatte. Dem Kaiser bot das Leben, das die Insel durch diese europäischen Wallfahrten erhielt, wieder etwas Großes dar; ja er soll sich einmal, da er seinen Einfluß auf alle Besucher wahrnahm, sein Elba zu einer Hauptstadt der öffentlichen Meinung ausersehen haben, die sich durch Schriften ihr Reich auf dem Festland suchen würde.

Da sich indessen die Reisenden nach Elba in Italien einschifften, und auf der Rückkehr dies Land zum zweiten Male berührten, so wurde dasselbe durch diesen zuweilen geheimnißvollen Verkehr mit Gerüchten angefüllt, die einige seiner Regierungen schon zu Vorsichtsmaßregeln veranlaßten. Doch beruhigte der Umstand, daß Sir Neil Campbell, der englische Commissair, sich noch auf der Insel befand, und Napoleon soll aus diesem Grunde das längere Verweilen des nicht beglaubigten Engländers wohl gelitten haben,

obgleich dasselbe andauern sollte, bis in Wien die sämmtlichen europäischen Verhältnisse geordnet wären. Unterdessen hatte sich in Europa durch die Aussagen so vieler Reisenden die Meinung befestiget, Napoleon finde an seiner Muße Gefallen: von der Ferne her theilte sich dieselbe am Ende auch der mißtrauischen Nachbarschaft mit und wiegte Diejenigen ein, die den Kaiser beobachten sollten.

Eine Zeit lang hatte Napoleon den Königsthron in Frankreich für fest gehalten, und die Geschicklichkeit anerkannt, womit Ludwig der Nation aus ihren neuen Rechten, denen er als einem Erzeugniß des Aufruhrs keine Gültigkeit zugestehen konnte, selbst ein Geschenk machte. Seit diese Politik in dem wilden Treiben der Royalisten sich nicht behaupten zu können schien, sah der Kaiser seine Rückkehr, die sich wahrscheinlich sein hartnäckiger Geist schon in den Unglücksstunden zu Fontainebleau vorbehalten, aus ihrer unbestimmten Ferne herantreten. Wie verjagte er in Gedanken die Factionen, die hinter seinem Rücken die Regierung geplündert hatten! Wie kräftig griff er bei jeder neuen Kunde, sein verrathenes Frankreich wieder aufzurichten, in das blinde Spiel der Sieger! Im September las er, wie des Königs Minister in der Kammer die verschiedenen Wege, auf denen Freund und Feind in der Revolution gewandelt, mit der geraden und der krummen Linie verglichen hatte: sogleich entschloß er sich zurückzukehren, und ihm schien, in demselben Augenblicke müsse auch Frankreich an ihn denken. Denn er war wieder der Fürst, sobald Ludwig verschmähte, ihn auf der Wache vor den der Revolution enthobenen Schätzen abzulösen. Ihm konnte die Nation nicht untreu geworden sein, der keinen Schlag des Schicksals geachtet, für ihre Ehre zu kämpfen; und noch sollte sie von ihm erfahren, wie er seinen Thron verloren, weil er in Chatillon ihre Erniedrigung zu unterzeichnen sich geweigert.

Napoleon hatte niemals geglaubt, daß er darum gefallen, weil er sich vom Volke entfernt hatte. Denn jeder

Schritt seiner Erhebung war von demselben voraus gesagt und gebilligt worden. Den Consul begrüßte die Nation als ihren Erretter. In seinem Kampfe gegen die Parteien gab sie ihm Beifall, daß er sich nicht wie das Directorium behandeln ließ. Zu neu und zu großartig, um ihn herabzusetzen, war sein Bund mit dem Papste, die Handlung eines Mannes, der sein Volk mit Religion beherrschen wollte, ohne die innere religiöse Kraft zu besitzen, es selbst zu thun. Als er endlich den Zauber seiner Siege für Frankreich unterbrechen mußte, um gegen meuchlerische Anschläge sich selbst zu sichern; als dabei das Land nicht lauter Feinde, sondern auch von seinen Edelsten verlor, fühlte man zwar, daß man einen Herrscher besaß, aber nur um zu begreifen, daß er sich einen Thron errichten werde; — dem Volke war deutlich, daß, was sein Bonaparte an Enghien gethan, nicht ein Consul habe wagen dürfen, nur ein Kaiser zu wagen vermöge. Die untrüglichste Huldigung der Nation war indessen, daß sie sich selbst nach dem Bilde ihres jungen Helden bekehrte. Er verwarf den Kampf der Meinungen, wie er selbst für keine Meinungen kämpfte, und achtete dessen Zierde, die Duldung, für den Vertrag der Schwäche: bald stimmte man ihm bei, daß im Meinungskampfe nur verfeinerte Factionen ihr Asyl suchen. Das Höchste war fortan, daß der Consul Frankreich verherrliche, und man glaubte ihn dazu am besten zu unterstützen, wenn man ihn verherrlichte. Die Franzosen, die sich zur Zeit der ersten Nationalversammlung nach Popularität gesehnt, zur Schreckenszeit um die Macht gestritten, und unter dem Directorium sich um Geld und Genuß bemüht hatten, kannten jetzt keine andere Leidenschaft mehr als Ehre und Ruhm, und zwar wollte sie Jeder vom ersten Consul empfangen, der ihnen über dem Volke und am Eingange zur Nachwelt stand. Der erste Consul stiftete die Ehrenlegion und nannte sie den Anfang zu einer Organisation des Volkes. Weil Verdienst jeder Art das Kreuz gab, hielt er sie für ein Denkmal der Gleichheit. Allein

die alten Geschlechter, die der Consul zurückrief, hervorzog, verstellten dieses offene Feld der Ehre. Seine eigenen Minister und Generale begnügten sich nicht mehr, wie ein neues Geschlecht, mit der Poesie des Ruhmes; es waren längst enttäuschte Enthusiasten, denen von ihrer patriotischen Zeit nur noch Erfahrung und Talente geblieben, und die jetzt in das Alter gerückt waren, wo die Sorge für Besitzthum am thätigsten ist. Sie lagen dem Consul an, daß er seine eigene Macht vermehre, um ihre Ansprüche befriedigen zu können. Seine letzte Erhebung blieb nicht frei von einem Schwarme von Rathgebern, die ihren Vortheil dabei fanden, aus einem Soldaten einen Fürsten zu machen. Doch auch als Kaiser hatte Napoleon niemals eine Änderung in den Gesinnungen der Nation bemerkt, deren junge Mannschaft sich noch jährlich für ihn gleich freudig schlachten ließ. Was indessen ihn stets am meisten überzeugte, daß er von dem französischen Volke noch anerkannt sei, war sein treuer Kampf für die Ehre Frankreichs. Auch jetzt ließ ihm dessen Schmach keine Ruhe auf seiner Insel, und wenn er empfunden, daß er dem Lande dieses Unglück zugezogen, so glaubte er ihm jetzt seine Hülfe schuldig zu sein.

Der Gedanke an die Alliirten konnte ihn in seinem Vorhaben nicht stören. Theils zählte er darauf, daß die schon im Feldzug bemerkliche Zwietracht, zu deren Reife damals nur die Zeit gemangelt hatte, die Alliirten bald auflösen werde; theils trug ihn sein alter Wahn, die Könige müßten erkennen, daß er allein sie gegen die Herrschaft der Engländer und gegen den Unmuth ihrer eigenen Völker zu schützen vermöge, über jedes Bedenken hinweg. Einst hatte ihn das östreichsche Cabinet für diesen Dienst, den sein Beispiel den Thronen gegen die Revolution erwies, als Kaiser anerkannt; und da er seitdem die Fürsten des Continents mit den Ländern, die er ihnen abgenommen, belehnt und in den Schutz seines Reichs aufgenommen hatte, so hielt er, der keinen Sinn für fremde Unabhängigkeit besaß,

sich auch Denen, die ihn später bekriegt hatten, für unentbehrlich. Übrigens hatte Europa von ihm nichts mehr zu fürchten, da er schon vor dem letzten Feldzuge auf Eroberungen verzichtet. Ließe man nach seiner Rückkehr Frankreich in Frieden, so wollte auch er diesen halten. Er hatte in dem ersten Kriege, den er als Consul geführt, nichts Anderes erkämpfen wollen, als seinem Lande den Frieden; ja er hatte noch mit demselben Zwecke alle seine spätern Kriege gerechtfertigt. Hätte nicht England alle Völker gegen ihn in Sold genommen und ihre Länder zu Schlachtfeldern gemiethet, so würde er, wie er sich vorstellte, nicht einen Staat nach dem andern haben niederschlagen müssen: er sah in allen nur rohen Stoff, woran er England, seinen verhaßten unerreichbaren Feind, schädigen, vielleicht aufreiben könnte, und es war seine Weise im Kriege, die feindliche Armee zu Hause, ehe sie gebildet war, aufzusuchen, und gleich auf das Herz des feindlichen Landes zu gehen. Napoleon meinte vor jedem Kriege, noch dieser sei nöthig; und als er anfing, auch die bezwungenen Länder für seinen weitern Kriegsbedarf einzurichten, behielt er doch immer eine Friedenszeit für dauerhafte Ordnungen im Auge. Allein seine Kraft blieb stets gegen das nächste Hinderniß gesammelt, und gelangte, da jedes vor ihr brach, zu keiner Ruhe; nie dachte er an eigene Schranken, um sich desto bälder mit der Welt vertragen zu können. Für ihn lag keine Befriedigung in dem Verständniß des Vorhandenen; er glaubte an keine Ordnung, die er nicht gesetzt hatte; zu einer dauerhaften Ordnung schien ihm, was noch unabhängig von ihm geblieben, nicht fest genug, weil es vor seiner eigenen Macht nicht bestehen würde. Dabei hielt er Frankreich vor keiner Macht für gesichert, die er nicht besiegt hätte. In seinem Zweikampf mit der englischen Aristokratie überzeugte er sich, daß die Feindschaft des alten Europa gegen das neue Frankreich unversöhnlich sei, und daß der Krieg, in welchem das zerrissene Staatensystem wieder ein Gleichgewicht finden sollte, erst ein neues Europa schaffen

müsse. Obgleich von seinem Widerwillen gegen innere Auflösung der Staaten überall zurückgehalten, begann er dieses Werk. Und auf jeden Erfolg baute sein reicher Geist bald tief, bald kühn immer die großartigsten neuen Pläne. Er fand auf seinen Eroberungen sogar die Spur seiner einst in Ägypten gemachten Entwürfe wieder auf. Er entdeckte, daß sich unter dem morschen Bau der alten Staaten bereits eine europäische Gesellschaft gebildet hatte, die mit ihren europäischen Gesinnungen gleichgültig dem Verfalle, der Unterdrückung der Nationalitäten zusah, und an ihn, den Fürsten Europas, glaubte. Das Alles indessen hatte er, der immer nur auf das Vorhandene baute, nach seinen Niederlagen aufgegeben.

Auch jetzt, wo er seine Laufbahn wieder von vorne anzufangen dachte, wollte er sich mit Frankreich begnügen, wenn man ihn dort in Frieden ließe. Sei es, daß er sich seine Entfernung vom Volke doch eingestanden hatte, sei es, daß er eine neue Politik zum Gelingen seiner zweiten Herrschaft wählte und durch Willenskraft gegen seinen eigenen Sinn behaupten wollte, er nahm sich auch vor, Einrichtungen der Freiheit zu treffen und deren Anhängern etwas Spielraum zu geben.

Auf Elba redete Napoleon oft von der Kaiserin auf eine Weise, welche seine Umgebungen deren nahe Ankunft erwarten ließ, und gegen angesehene Fremde beschwerte er sich aufs Heftigste, als suchte er Anklagen wider die Mächte über die Rohheit, ihm seine Gemahlin zu entreißen. Östreichs Benehmen in diesem Verhältniß konnte ihm einigermaßen anzeigen, ob er ohne Gewalt seinen Platz im Kreise der Monarchen wieder einnehmen würde. Statt Marie Louise sahen indeß die Bewohner von Elba des Kaisers Mutter mit der Prinzessin Pauline auf die Insel kommen, um bei ihrem verbannten Sohne zu bleiben.

Schon seit der ersten Zeit seines Aufenthaltes auf Elba unterhielt Napoleon einen Briefwechsel mit einigen auf dem Festlande gebliebenen Gliedern seiner Familie. Auch frühere

Beamte oder Agenten, die in Paris noch immer den Geschäften nahe standen oder sich später am Congresse zu Wien aufhielten, ließen ihm insgeheim manche Auskunft zukommen. Er erhielt auf diese Weise Kenntniß von den Hoffnungen und Anschlägen seiner Anhänger und der übrigen Gegner der Bourbonen. Doch war sein Blick zu geübt, um nicht sicherer aus der Folge der Begebenheiten zu lesen, als aus dem Gemische von Umständen, wovon innere Feinde einer Regierung Aufsehen zu machen pflegen. Die Berichte scheinen etwas behutsamer geworden zu sein, als sich die Lage der französischen Regierung dermaßen verschlimmerte, daß man auf eine größere Aufmerksamkeit derselben gefaßt sein mußte. Vielleicht wurden die Anhänger Napoleon's zugleich durch die Entschiedenheit eingeschüchtert, womit sich ein anderer Theil der Opposition gegen eine zweite kaiserliche Herrschaft verwahrte. Mag nun eben diese Spaltung der Opposition auch den Kaiser einen Augenblick irre gemacht, oder mag er im Gegentheil berechnet haben, daß jeder Monat, den er den Bourbonen noch schenke, sein Unternehmen erleichtern werde, so darf man annehmen, daß er dasselbe, nachdem er es schon auf das Ende dieses Jahres angesetzt hatte, wieder verschoben habe.

Ein zuverlässiger Bericht aus Wien lautete: die Mächte, denen seine Nähe bei dem bewegten Frankreich bedenklich vorkomme, gingen damit um, ihn ferne von Europa auf die Insel St. Helena im atlantischen Meer zu versetzen. Napoleon, der einen plötzlichen Ueberfall besorgte, war entschlossen, sich in seinen Festungswerken bis aufs Äußerste zu vertheidigen; er sah sich jedes Vertrages mit den Mächten entbunden und berechtigt zu jeder kühnen That, die ihre Absichten vereiteln konnte. Da man es in Wien zu gleicher Zeit auf die Entthronung seines Schwagers Murat anlegte, so wurde dieser, durch dessen Staaten ohnehin aus Frankreich die meisten Berichte nach Elba ihren Weg nahmen, wieder der Schicksalsgefährte Napoleon's, der auch die Lage Murat's in seine eigenen Pläne aufnahm.

Es scheint, daß spätere Berichte aus Wien Napoleon für die nächste Zeit wieder beruhigten. Indessen kannte er nun die Stimmung des Congresses, und mag von jetzt an Werth darauf gelegt haben, daß sich der Congreß, wenn er in Frankreich einfiele, schon aufgelöst hätte.

Die Ankunft eines neuen Gouverneurs auf dem benachbarten Corsika, der einst ein berüchtigter Chouans gewesen, erneuerte in dem Kaiser einen Argwohn, den er schon auf seiner Reise gegen die französische Regierung geschöpft hatte. Er verlor jetzt die Freude an dem Einerlei der öffentlichen Arbeiten, die begonnen worden. So winzig sie auch waren, hatten sie doch die Kräfte des Inselchens überstiegen und ihn zu harter Eintreibung der Steuern und zu Beschränkungen im Dienste genöthigt. In den bittersten Ausdrücken klagte er die französische Regierung, die ihm seine Jahresrente vorenthielt, der Verletzung des Vertrages an. In seiner Verstimmung wurde er, vielleicht nicht ohne klugen Plan, immer unzugänglicher für den englischen Commissair und die fremden Reisenden; und redete in den seltenen Unterhaltungen, die er gewährte, mehrere Male mit solcher Lebhaftigkeit von den Demüthigungen, denen Frankreich unter den Bourbonen ausgesetzt sei, und von der Unzufriedenheit des Volkes, daß Sir Neil Campbell, dem einiger Verdacht schon aufgestiegen war, nicht wußte, ob er ihn durch diese Keckheit täuschen wollte.

Indessen richtete sich der kleine Hof seiner Mutter und seiner Schwester auf ein geselliges Winterleben ein, in welchem Bälle und Feste mancherlei Art, denen auch Napoleon beiwohnte, die Bürgersfrauen der bessern Stände von Porto Ferrajo vereinigten. Durch diesen Verkehr mit dem Hofe und durch die schmucken Officiere der Garde, war in der Lebensweise des Städtchens eine Veränderung vorgegangen, die den ältern Bürgern schweren Kummer verursachte. Nach ihrer Ansicht hätte der Kaiser, wenn er über Elba regieren wollte, auf allen Glanz verzichten sollen: aber in alle seine Entwürfe, klagten sie, mischen sich

noch Träume von Größe; solche Ideen seien beklagenswerth für die Insel Elba; in Kurzem werde die Bevölkerung mitten in einem lächerlichen Luxus ins Elend gerathen, und eine völlige Sittenverderbniß in dem vor wenigen Jahren noch so strengen Orte werde die letzte Folge sein. *)

Wohl hätte Napoleon auf die Dauer diese Insel nicht regieren können. Für seinen Riesengeist war kein Bleiben unter den Kleinstädtern von Elba; er mußte sehen, ob ihn Frankreich noch ertragen könne.

Von Allem, worauf Napoleon sann, wußten die Gefährten seines Schicksals, auch die nächsten, nichts. Vielmehr als ihnen der Winter das Heimweh nach Frankreich brachte, fühlten sie ohne Hoffnung sich unglücklich.

---

*) Mémorial de l'île d'Elbe. In den Mémoires de Tous. Tome 3.

Zweites Kapitel.

Die Tuilerien.

Wie nach Elba Napoleon mit einer Thätigkeit verpflanzt war, welche den größten Wirkungskreis bedurfte, so wohnte dagegen die Familie der Bourbonen in den Tuilerien, ohne die Gewohnheiten des Exils aufgegeben zu haben. Dort hatte viele Jahre der König an dem Grafen von Avaray einen Freund besessen, dessen Gesellschaft ihm so zum Bedürfniß geworden war, daß er ihn nach seinem Tode ersetzen mußte. Der Graf von Blacas, obgleich ein ziemlich jüngerer Mann, hatte durch seine langjährigen Bemühungen um den König, worunter dieser besonders hoch des Grafen Benehmen gegen Avaray schätzte, sich diese Nachfolge verdient. Befähigt hatte ihn dazu sein mit klassischer Literatur schön ausgestatteter Geist um so mehr, als er gerade die Vorliebe des Königs für Horaz, den Dichter von Klugheit und Behagen, theilte. An ihm hatte Ludwig wieder einen Gesellschafter gewonnen, der seinen fein gehaltenen Erzählungen zuhörte, seine Einfälle in ihrem geistigen Werthe aufzunehmen wußte und geduldig seine durch Krankheit oft gereizte Laune ertrug. Da er sich nun in den Tuilerien auf Niemanden so ruhig verlassen konnte, wie auf diesen Gefährten seines Exils, der hinwieder über seine Gunst

hinaus keine Rücksicht mehr kannte, so wollte er auch hier nur ihn, den Minister seines Hauses, in seiner Nähe haben. Blacas verstand es, ihm die Nachrichten, gute und üble, beizubringen, die Geschäfte ihm vorzulegen, unter denen Ludwig eigentlich nur an der Polizei und dem geheimen Theile der äußern Angelegenheiten Lust hatte, und da es des Königs Art war, bei jeder seiner Äußerungen und Mienen auf seiner Huth zu sein, so ließ er, am liebsten unsichtbar bleibend, nur Blacas mit den Leuten reden, denen derselbe seinen Willen ausrichtete, ohne daß sie, wenn es etwas Unangenehmes war, an diesen Ursprung glaubten. Der König ließ sich am natürlichsten in Gesellschaft dieses Günstlings gehen, der ihm um so weniger Mißtrauen einflößte, als er mit seinem eigenen Geiste niemals die Stellung hätte erreichen können, worin er sich durch seine Treue hielt. Blacas' Ansichten waren diejenigen des alten Adels; und kaum hätte Ludwig Jemandem sein volles Vertrauen geschenkt, als einem Manne von dieser Gesinnung, der jedoch seine Politik angenommen.

Am nächsten stand dem Könige die Herzogin von Angouleme unter den Gliedern seiner Familie. Ludwig behandelte mit einer ehrfurchtsvollen Zärtlichkeit diese Zeugin des Unglücks seines Hauses, die ein Recht zunächst an seinem Throne zu stehen hatte. Die ersten Wochen an dem Orte so schrecklicher Erinnerungen waren mit ihren Sühnefesten vorüber; doch die Herzogin schien ihr ganzes Leben der Trauer weihen zu wollen und immer noch die Franzosen als Sünder zu betrachten. Sie war noch jetzt nur die Waise aus dem Temple und der Verbannung, ohne Ansprüche an das Leben, als daß auf das Schicksal ihrer Eltern in Allem Rücksicht genommen werde, wie sie selber darauf Alles bezog. Wie Vieles gab es, worüber man sie aus diesem Grunde niemals hatte aufklären dürfen! Weil so oft die Wahrheit sie verletzte, war sie der Erkenntniß nicht gewohnt. Sie blieb eigensinnig. Dabei war sie so offen, und sagte den Leuten, was sie von ihnen dachte,

daß ihre Umgebungen sie fürchteten. Täglich wendete sich hingegen an die Herzogin von Angouleme die nothleidende Welt in Frankreich und die helfende, und es bildeten sich unter ihrem Vorsitze Gesellschaften frommer Menschlichkeit. Ihr Name wurde in Frankreich ein so verehrter, daß man das Haus der Bourbonen glücklich preisen wollte, wenn durch sie dem Lande ein Thronerbe geschenkt würde. Von Nismes brachte der Herzogin eine Abordnung das Gelübde der Kirchenältesten, wenn Gott diesen Wunsch erhören wollte, ihm eine silberne Kinderstatue vom Gewichte eines Neugebornen zu weihen. Der König selbst befahl, den 15. August, auf welchen in den letzten Jahren das Fest des Kaisers gefallen war, im ganzen Königreiche wieder mit der alten Prozession zu feiern, die einst Ludwig XIII. für die nicht mehr gehoffte Schwangerschaft der Königin eingesetzt; aus Notre Dame folgten zu Fuß die Herzogin und die Prinzen dem vorgetragenen Bilde der himmlischen Jungfrau. Der alte König hielt eifersüchtig auf die Anhänglichkeit seiner Nichte, die so zusehends seine Unterthanen gewann, und es begegnete wohl, daß er aus Rücksicht auf sie sogar verleugnete, wie frei er von manchem der Vorurtheile war, die ihm in seiner Familie sonst lästig fielen.

Wie leicht der König für Selbsttäuschungen, wovon er die langen Jahre seiner Auswanderung gelebt hatte, in Beziehung auf sein Land empfänglich war, so argwöhnisch war er in seinem eigenen Palaste. Es hatte sich die stürmische Schaar der Royalisten zu einer Hofpartei gebildet, die unzufrieden nicht den König, sondern dessen Nachfolger für ihr Haupt anerkannte und der Charte lachte, an welche sich einst Artois nicht mehr zu kehren hätte. Ludwig verdankte der Charte seine Gunst bei der Nation, woran er als König neben seinem jüngern Bruder noch ebenso sehr hing, als er sie einst am Throne Ludwig's XVI. gesucht. Oft beunruhigte ihn die Heftigkeit der Hofpartei dermaßen, daß er seinen Bruder und die Prinzen nach Belieben walten ließ; aber wie geschickt legte er ihnen die Schuld des

Geschehenen auf! Mit derselben Kunst ließ er auch etwa bei eigenen Handlungen den Verdacht auf Diejenigen fallen, in deren Charakter sie lagen; und auf diese Sorgfalt für seinen Namen im Lande beschränkte sich meistens sein Verhalten als Fürst. Was ihm gleichwohl die Hoheit und den königlichen Sinn erhielt, war noch immer, wie im Mißgeschicke, das Bewußtsein seiner Geburt. Noch jetzt machte ihn dasselbe zum Könige aller Franzosen; und wenn er, der Hofpartei zum Verdruß, das von Bonaparte versuchte Gleichgewicht zwischen alten und neuen Verdiensten bewahren wollte, so erlaubte ihm eben sein unzerstörbares Recht, des neuen Verdienstes sich anzunehmen, ohne dem Schicksal Bonaparte's ausgesetzt zu sein, der, den alten Geschlechtern sich nähernd, seinen Ursprung verlor. Die lautesten Vorwürfe über diese Mißachtung der Legitimität kamen indessen von dem Theile der Hofpartei, der schon Bonaparte's Schwäche für den Adel benutzt hatte, um Stellen zu erhalten. Als in Spanien der König Ferdinand das Alte gänzlich herstellte, ohne daß sich Hindernisse gezeigt hätten, loderte ihre Entrüstung auf über die Vernachlässigung einer so heiligen Pflicht in Frankreich. Und wenn sich die Opposition regte, verriethen sie ihre Schadenfreude über eine solche Folge der Charte, worin sie nur eine Kränkung des Thrones sehen wollten. Überall stieß diese Partei auf Blacas, den verhaßten Günstling, der ihr immer vor dem Könige stand: die Plage ihrer unruhigen Nähe lastete auf ihm, hinter welchem sich Ludwig geschützt sah.

So interessirte sich die Hofpartei auch für die Minister, da Blacas geflissentlich zwischen diese und den König sich hineinzustellen schien. Die meisten Minister gehörten persönlich, wenn auch ihr gesammter Rath die Politik des Königs befolgte, zur Partei und zur Gesellschaft der strengen Royalisten. Graf Ferrand, in der Feindschaft gegen die Revolution betagt geworden, und der nur um weniges jüngere Kanzler Dambray waren leidenschaftliche Freunde der ehemaligen Einrichtungen, und ihre Anhänglichkeit an

den König, mit dessen Gunst belohnt, blieb sogar als ein Zeugniß, wie Ludwig noch dachte, nicht verloren. Noch eher wurde hiefür der Abbé von Montesquiou angeführt, hinter dessen milderem Benehmen eine echte royalistische Gesinnung saß: er hatte sie im April durch seine Entrüstung über die Senatoren verrathen und war nun Talleyrand's Gegner. Beugnot hatte sich durch seine Sonntagsordonnanz in Gunst gesetzt und war auch sonst geschmeidig; doch hätte die Hofpartei lieber einen Andern am Polizeiministerium gesehen, als diesen feinen Literator und humanen Mann. Der Kriegsminister, der vom Kaiser verwiesene General Dupont, suchte sich in seiner Stelle, der sein Charakter nicht gewachsen war, durch Dienstfertigkeit gegen den Herzog von Berry zu erhalten. Nur Malouet, der Marineminister, scheint zu sehr an die Constituante erinnert zu haben, um mit dem Hofe zu leben; und Abbé Louis mußte sich durch seine Leistungen in den Finanzen Ansehen verschaffen, da er sonst für den Mann Talleyrand's galt. Dieser Letztere war, seiner Verdienste um den Thron und seiner Geburt wegen, noch immer der mächtigste Minister im Rathe, aber als Höfling hatte auch er, den der König scheute, neben Blacas keine Hoffnung. Er zog also vor, die auch in Zukunft noch wichtige Stellung zwischen den alten und neuen Interessen sich zu sichern, in welcher er den Uebergang im April geleitet hatte, und sah zunächst auf die Gesandtschaft am Congresse zu Wien, wo ihm sein Werk zu vollenden blieb. Die Minister hingegen, die sich nicht an Talleyrand anschlossen, waren aus Verdruß, daß Blacas sie vom König verdrängte, mehr als anfangs unter die Hofpartei gerathen. Von Revolutionsmännern wurde das Verhalten des Königs damit erklärt, daß er ebenso wenig als die Könige vor der Revolution von einem eigentlichen Ministerium umringt sein wolle: die Zurückgesetzten hatten aber selbst nicht diesen Begriff von einem Ministerium.

Der Einfluß der königlichen Familie wurde von der

Hofpartei in Anspruch genommen, um dem Könige den Empfang von Notabeln der Revolutionszeit zu erschweren. Doch ganz ließ sich Ludwig sein System nicht nehmen, und Alle, die sich ihm nähern durften, schmolzen vor seinem königlichen Wesen. Die Helden der Kaiserschlachten, für welche Napoleon längst seinen Zauber verloren, waren noch schüchtern in der Gegenwart dieses betagten Bourbonen. Zu den Marschällen, die er in Compiegne empfangen hatte, war seither der Marschall Soult gekommen, dessen zögernde Unterwerfung im südlichen Frankreich die Royalisten so lange in Angst gehalten: jetzt, da er von der Armee wie ein Mann sprach, der sie mit eiserner Hand beherrschen würde, faßte sogar die Hofpartei eine günstige Meinung von ihm. Schwieriger, als den Häuptern der Armee, die noch mächtig war, wurde den Beamten des Kaisers und all' den gefallenen Parteiführern aus der Zeit der Unruhen der Zutritt zum Fürsten. Die Höflinge maßen jeden derselben nicht allein nach seiner Verschuldung, sondern auch nach seiner Herkunft; Ludwig wäre hingegen unbefangen genug gewesen, um in der Regel auch die Schuld nicht mehr in Anschlag zu bringen: aber wie durfte er der Herzogin von Angouleme das Leid bereiten, daß sie einen Mann, der für ihres Vaters Tod gestimmt, in den Tuilerien wissen müßte? Dieser Grund scheint den Eifer Fouché's, Herzogs von Otranto, des frühern Polizeiministers Bonaparte's, am Hofe erscheinen zu dürfen, bis zur Hartnäckigkeit gebracht zu haben, zumal da er schon in seinem Ministerium sich die Vorstadt St. Germain so zu verbinden gewußt, daß sie ihm seine Revolutionsjahre vergessen hatte. Er hatte in Italien den Regierungswechsel zu Paris versäumen müssen, weil ihn Bonaparte noch vor dem Einmarsche der Alliirten entfernt hatte, als wäre nicht Talleyrand, sondern er der gefährliche Mann gewesen. Fertig stand die neue Regierung da, als er, der Regicide, sich noch hineinbringen mußte: den ersten Schritt that er gegen den Grafen von Artois. Er hatte nämlich einen Brief nach

Elba geschrieben, der den Kaiser zu einer Änderung seines Aufenthalts bestimmen sollte, aus Frankreichs Nähe, das er beunruhige, nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas; diesen Brief theilte er, um am Hofe darüber gerechtfertigt zu sein, dem Grafen von Artois mit. Fouché muthete der Regierung nicht zu, daß sie ihn seinetwegen aufnehme, sondern er kam mit Rath, indem von den Jakobinern Gefahr drohe. Es soll ihm eine Unterredung mit Blacas gestattet worden sein, dem er aber sich nicht ganz eröffnen wollte. Der Rath, den er überall gab, war, die Bourbonen sollten, anstatt sich den Royalisten hinzugeben, an die Spitze aller Guten sich setzen, was seit fünfundzwanzig Jahren in Frankreich geschehen. Ein Theil der Hofpartei meinte aber, Fouché könnte dem Throne die Jakobiner im Zaum halten, wie er sie einst dem ersten Consul unterworfen.

Ohne den Herzog von Otranto würde man in den Tuilerien sich kaum mit den Republikanern beschäftigt haben. Denn man gewahrte in dieser Welt der Etiquette und nur persönlicher Reibungen auch die Parteien nur in den hervortretenden Personen, sowie man nur die Häupter gewinnen zu müssen glaubte, um sich der Parteien versichert zu haben. Man verfolgte auch die Revolution in den Einzelnen, denen man sie Schuld gab, und erklärte mit Anekdoten die größten Ereignisse. Ja, in der Regel war der Kreis Derer, die man sammt ihrem Anhange berücksichtigte, auf die Tuilerien beschränkt; und ohne Geltung blieb, wer es nicht bis zum Eintritt am Hofe brachte. Es war der Kreis, außer dem es bis zur Revolution weder politische Vorfälle noch Männer gegeben, aus welcher Zeit sogar noch Einzelne übrig waren, die kaum außer der königlichen Familie sich Ursachen dachten, und die aus der Eifersucht des Grafen von Provence, der jetzt auf dem Throne saß, gegen seinen königlichen Bruder die ganze Revolution ableiteten.

Auf eine Audienz beim Fürsten warteten schon seit Monaten auch eine Anzahl Personen, welche entweder von den Bourbonen im Exile Versprechungen für einen Dienst er-

halten hatten, oder sich wegen irgend einer Intrigue, die sie in Frankreich geführt, oder eines kecken Schrittes an den Entscheidungstagen im April für die Urheber der Restauration ausgaben. Einige derselben, um durch einen neuen Dienst dem alten wieder Werth zu geben, sammelten, was sich von der verdächtigen Haltung einzelner Anhänger Bonaparte's oder der auf dem Continente gebliebenen Brüder derselben sagen ließ, und meldeten sich dann mit der Anzeige, sie hätten dem Könige etwas zu entdecken. Dieser gab indessen immer nur Blacas den Auftrag, sie anzuhören. Sei es nun, daß sie sich von einer Audienz beim Könige selbst mehr versprachen, oder daß es Derjenige mit der Hofpartei verdarb, der sein Glück durch Blacas suchte, gewöhnlich kamen diese Leute mit der Versicherung zurück, daß sie sich geweigert hätten, das letzte Wort einem Andern, als dem Könige, zu nennen. Blacas aber war dieser Intriganten bald überdrüssig, die mit ihren Geheimnissen von der Rettung des Thrones nur das Haus des Königs beunruhigten; er nannte sie Allarmisten.

Drittes Kapitel.

Die Regierung.

Der König ließ es sich wohlgefallen, daß ihm die Revolution die Provinzen des alten Frankreichs zu einem wohlgebauten Reiche vereinigt hatte; und stillschweigend war er in das kräftige Verwaltungssystem eingetreten, das der Kaiser hinterlassen. Er setzte seine eigene Aufgabe in eine zeitgemäße Stellung zum Lande und glaubte sie dadurch bereits gelöst zu haben, daß er die Charte gegeben.

Allein da dies eine einzelne Handlung gewesen war, seit welcher die Umgebung des Königs die Franzosen mehr abgestoßen hatte, als angezogen, so konnten Diejenigen, die noch auf die Charte bauten, nur eine Partei bilden. Es waren die Constitutionellen, deren eigene Ansichten die Charte enthielt. Die Sprache, welche die Anhänger des Grafen von Artois führten, zeigte zwar auch ihnen, daß die schöne Zeit constitutioneller Freiheit, deren Anbruch sie geträumt, schon unter dem nächsten Könige wieder neue Kämpfe kosten werde, und warf einen Theil von ihnen gänzlich unter die Gegner der Bourbonen. Aber in der Kammer und außer derseben waren Viele zu sehr von den Gütern der Charte eingenommen, um nicht Ludwig XVIII. zu trauen, wofür sie dessen altes Zerwürfniß mit Artois geltend machten, obgleich ihre ungläubigen Freunde auch

darin, an frühere Äußerungen des Königs erinnernd, nur die Kunst eines verschlagenen Fürsten sehen wollten. Ihr Bedauern wurde immer größer, daß der König die Charte in der Form nicht zu einem Vertrage mit der Nation gemacht; sie meinten, sein Thron stände dann fester. Wie es sich jetzt verhielt, ging auch bei ihnen die Zuversicht nicht so weit, daß sie eine kräftige Theilnahme der Kammer an der Regierung nicht für nöthig gehalten hätten.

Auch die Mehrzahl der Minister nahm für die Charte Partei; aber sie beachteten wenig die Constitutionellen. Viel näher gingen ihnen die beständigen Vorwürfe der Royalisten, daß sie die Freunde des Thrones von sich stießen. Allein Blacas konnte sich gegen alle seine Feinde nur dadurch in seiner Stellung behaupten, daß er die Anhänger der Charte die Übermacht nicht aus den Händen geben ließ; Talleyrand hatte auf die Charte sein System gestützt, und einige andere Minister standen, wie der König, im Glauben, durch Gesetzlichkeit und sorgfältige Befolgung der Charte der Zeit gerade soviel Rücksicht zu tragen, als nöthig sei. In den Augen der Royalisten handelten sie aber aus keinem andern Grunde, als die übrigen Constitutionellen, in denen die billigsten Beurtheiler nur eine Mittelpartei von ruheliebenden, klugen Leuten anerkannten, der Leitung des Staates nicht gewachsen, am wenigsten mitten unter den Anschlägen so vieler im Verbrechen geübter und unbestrafter Gegner. Die Minister leugneten freilich diese Gefahren; sie sahen nur den ruhigen Staat, den gedeihenden, den ihre Politik voraussetzte. Um so zuversichtlicher blieben sie in ihrer Stellung, als beinahe jeder von ihnen ein geistreicher Mann war, der den Mangel an Geschäftserfahrung wenig empfand, ja sich gerade, je unbeholfener er in der Revolution gewesen, zum Minister eines Königs desto geeigneter glaubte. Übrigens stand ihnen Talleyrand's Rath zu Gebote, dem sie meist auch gerne folgten, obgleich mehrere von ihnen noch lieber des Mannes los geworden wären.

Es war Talleyrand's beständige Sorge, mit den Mitteln, welche die jetzige Monarchie gewährte, eine neue diplomatische Größe Frankreichs zu gründen. Wie er deshalb nach Wien gehen wollte, so suchte er zu eben dem Zwecke durch ein neues Finanzsystem, das er mit dem Abbé Louis entwarf, der Regierung die Mittel zu verschaffen. Es war das Creditsystem, womit England den ungeheuren Krieg bestritten hatte. Nachdem der Kaiser Europa das Geld im Kriege abgenommen, ziemte es der wieder in den Staatenverband getretenen Monarchie, die Kapitalien, deren sie bedurfte, sich durch Credit zu erwerben. Der frühern Monarchie in Frankreich hatte dies Mittel gefehlt; denn nur repräsentative Formen der Regierung, wie sie Frankreich nun von England angenommen, verbürgen die Treue der ganzen Nation neben derjenigen der wechselnden Cabinete und Fürsten. Talleyrand gewann aber für seine constitutionellen Gewalten, indem er auf sie den Credit des Landes stützte, die größte Sicherheit. Auch konnte er nun der Regierung die Bezahlung der Staatsgläubiger aus der Kaiserzeit als ein Mittel empfehlen, ihre Gewissenhaftigkeit gegen alle Verträge, ehe sie Credit verlangte, gerade im zweifelhaftesten Falle zu beweisen.

Die übrigen Minister nahmen dies System an, das über die Finanzen sie beruhigte. In ihren Versammlungen fand überhaupt die Politik, welche den Zustand des Landes berücksichtigte, meistens Eingang; nur daß die Verschiedenheit der Absichten dieselbe keinen sichern Gang gewinnen ließ. Denn es konnte sich am leichtesten eine Mehrheit für dasjenige Grundsätzliche bilden, das einer verschiedenen Auslegung fähig war, und für dasjenige Willkürliche, das doch ohnmächtig war. Allen war es darum lieber, wenn die Geschäfte den einzelnen Ministern überlassen werden konnten, wobei jeder dieselben nach seinem Sinne führte; ein Mangel an Zusammenhang, den die argwöhnischen Gegner nur für scheinbar hielten und gerade mit den übelsten Einverständnissen erklärten.

Da noch immer der Kanzler Dambray den bisherigen Richtern die königliche Einsetzung vorenthielt, durch welche sie der in der Charte verbürgten Unentsetzbarkeit erst theilhaft werden konnten, so schenkte man nicht allein dem Gerüchte Glauben, die Richter müßten den Mitgliedern des ehemaligen Parlaments weichen, sondern man schloß auf Absichten des Ministeriums, denen die Richter der Revolutionszeit im Wege ständen. Vorsichtiger glaubte der feine Montesquiou zu handeln, als der leidenschaftliche Dambray. Er war unzufrieden mit den allzu eifrigen Beamten, die ihre Departements in Unruhe setzten; er kümmerte sich viel um das Publikum, und eine leidenschaftliche Empfindlichkeit entfuhr ihm nur über die Presse, die ihm die Stimmung desselben streitig machte. Abbé Montesquiou hoffte, in der Stille, in die er das Land zu bringen suchte, würden die in der Revolution angenommenen Vorstellungen und Sitten wieder in diejenigen des Königthums übergehen. Aber wenn er seine Anleitungen dazu den Präfekten gab, die in der Revolution gelebt hatten, so mußten diese gewahren, durch welche Tiefe sie von der Regierung der Bourbonen, ungeachtet aller Befreundung, getrennt waren. Am wenigsten richtete General Dupont an der Armee aus. Vielen Marschällen und Generalen zwar gefiel ihre Stellung besser, als unter dem Kaiser; große Militairgouvernements waren für mehrere unter ihnen eingerichtet worden, und der König verstand es, jede Auszeichnung ihnen als Beweis seines Zutrauens zu ertheilen. Vergeblich hingegen blieben alle Aufforderungen des Kriegsministers an die Officiere, die, anstatt bei ihren Corps zu stehen, noch in Paris sich herumtrieben. Dupont wagte nicht dieses Beispiel von Widersetzlichkeit zu bestrafen, und doch hatte er die ungleich schwierigere Aufgabe, die Armee zu vermindern: meist sahen die Officiere in den Maßregeln, denen sie aus diesem Grunde unterworfen wurden, nur die Absicht, sie durch Emigrirte und Chouans zu verdrängen. So stieß jeder Minister in seinem Wirkungskreise an Diejenigen, die seine

Kraft ausmachten; ja, ihre eigenen Bureaux bestanden zum größern Theile noch aus den frühern Angestellten, deren Geschäftskenntniß sie nicht hatten entbehren können, und ohne welche sich keine wichtige Änderung durchführen ließ.

Die Minister begaben sich ohne besondere Veranlassung nicht in die Kammern, deren sie nur für das Budget bedurften. Doch als die Deputirtenkammer, nachdem sie mit Berathung ihrer Geschäftsordnung den Juni zugebracht, die Regierung für ihr eigenmächtiges Verfahren gegen die Presse und in der Sonntagsordonnanz angriff und Alles zuerst an Gesetzentwürfen mitberathen wollte, so brachte ihr Montesquiou am 5. Juli einen solchen zur Beschränkung der Preßfreiheit durch Censur. Montesquiou konnte unter den Rednern der Kammer durch Gewandtheit des Ausdrucks glänzen: ihm überließ das Ministerium die Leitung der Deputirten, wie es für die Pairs auf Talleyrand vertraute. Zu einem bedeutsamen Antritte dieser parlamentarischen Stellung sollte Montesquiou ein Bericht über die Lage des Königreichs dienen, auf welche sich alle unruhigen Köpfe so gerne beriefen.

Er hielt der Kammer diese Vorlesung am 12. Juli. Obgleich die Ursachen der Leiden Frankreichs gehoben seien, begann er, würden ihre traurigen Wirkungen noch lange selbst unter einer Regierung fortdauern, die nur auf Ersatz bedacht sein werde. Von diesen Ursachen schilderte er lebendig die verderblichste, den Krieg, und ließ ihn zwar nur als ein Unglück gelten, wie man in Frankreich ihn bisher nicht angesehen hatte; aber er konnte den Betrag der seit dem Ende des russischen Feldzugs verordneten Aushebungen auf 1,300,000 Mann angeben. Wenn dessenungeachtet, sagte er, die Bevölkerung, deren Loos durch die Vertheilung der großen Grundstücke und durch den gleichen Antheil am Erbe sich verbessert, nicht abgenommen habe; ja, wenn dieselbe durch die Menge übereilter Ehen, durch welche man der Conscription zu entgehen gehofft, einen unreinen Zuwachs erhalten, so würde auch ihre größte

Vermehrung in dem Alter unter zwanzig Jahren nicht den Ausfall in der Zahl der fertigen Männer ersetzen, welche die eigentliche Stärke einer Nation ausmachen. Der Aufschwung, den Industrie und Ackerbau genommen, wurde auf die frühere königliche Zeit zurückgeführt, und als so stark in seinem Ursprung bezeichnet, daß einige Fortschritte noch während der Revolution hätten erfolgen müssen, obschon der Gewaltige immer hinderlich gewesen; und sorgfältig wurden die Beschuldigungen, wie scharf sie auch waren gegen die jüngste Tyrannei, mehr als gegen die Revolution, in den Schranken gehalten, außer denen sie auf Erschöpfung aller Hülfsmittel für die jetzige Regierung hätten schließen lassen. Ganz habe der Handel darnieder gelegen bei der Unsicherheit des Kriegszustandes, bei der Beschränkung, worin das Continentalsystem ihn gehalten, und den falschen Hoffnungen, in denen ihn das willkürliche System der Licenzen irre geleitet habe, wogegen er herrlich unter der gegenwärtigen Regierung aufblühen werde, die ihm die Meere geöffnet und wieder Zutrauen, seine erste Lebensbedingung, gebe. Großartige Bauwerke seien theils znm Prunke, theils zu wirklichem Nutzen unternommen worden, aber viele ständen noch unvollendet; herrliche Straßen seien an die Grenzen geführt, aber die innern Verbindungswege vernachlässigt worden. Was einzelne Departements und Ortschaften bedurft, dafür habe man ihnen erlaubt, sich neue Steuern aufzulegen. Wenn die jetzige Regierung den Gemeinden so manche ungebührliche Bürde wieder abgenommen haben und die gehörige Freiheit wieder lassen werde, so werde auch ihr Vermögen sich erholen. Trügerisch sei unter der vorigen Regierung die vielgepriesene Ordnung der Finanzen gewesen, da stets eine Menge außerordentlicher Ausgaben auf dem Budget gefehlt, von denen zwar viele mit dem Tribute des Auslandes, aber am Ende die meisten aus den zu besondern Zwecken gestifteten Kassen bestritten worden, und in denselben ein großes Deficit gelassen hätten. Daß Frankreich dies Alles ausgehalten, zeuge

indessen von der Kraft, die in diesem Lande treibe: anstatt daß es ein abgezehrtes Aussehen hätte, zeigten noch überall sich Capitalien für nützliche Privatunternehmen, noch ständen der Regierung die herrlichsten Kräfte für die Wohlfahrt des Landes zu Gebote. Aber auch die Sitten könnten dem verderblichen Einflusse schlechter Regierungen nicht entgehen. Abbé Montesquiou sagte, hierin habe die vorige Regierung das Übel voll gemacht, welches die Revolution verursacht: durch ihren Despotismus habe sie die Erziehung verkümmert; um Jeden sich dienstbar zu machen, habe sie jeder Rechtschaffenheit Fallstricke gelegt, und fast Niemandem genug Ruhe gelassen, um bei der Tugend seines Standes zu bleiben. Er wünschte, es wäre möglich, Frankreich sogleich wieder die Sitten und den Geist zu geben, die in grausamen Leiden und einer langen Bedrückung untergegangen. Zum Schlusse schilderte der Minister, wie es ein Glück sei, wenn der König und seine Kammer einig gingen.

Die Kammer ließ sich durch diesen ziemlich mäßig gehaltenen Bericht für Montesquiou's Fertigkeit in klugen Wendungen einnehmen, eine kleine, stets argwöhnische Zahl von den Deputirten ausgenommen, die aufgebracht waren, daß auch hier wieder die Revolution für eine Zeit voll Elend und Sünde ausgegeben worden war. Der Bericht war auch der Pairskammer mitgetheilt worden: jede Kammer ließ dafür dem Könige eine Dankadresse überreichen; in der ihrigen brachten die Pairs die Erinnerung an, daß der Aufklärung des Jahrhunderts, dem Patriotismus der besten Bürger der erste Keim der Wohlthaten zu verdanken sei, die in der Revolution so sehr mißbraucht worden seien.

Am 22. Juli legte der Finanzminister Louis der Deputirtenkammer ein Budget vor, das nach dem Creditsystem des Ministeriums entworfen worden war. Die Einwendung, daß diese schleunige Bezahlung aller Gläubiger der vorigen Regierung zur Bereicherung der Kreaturen Bonaparte's und zu ihrer Stärkung gegen den

Thron dienen würde, hatte das Ministerium nicht von einem Systeme abgebracht, von welchem es, zuerst im Verkehr mit dem Staate, darauf auch in Handel und Industrie die Rückkehr eines Zutrauens erwartete, das, in Verbindung mit der wieder geöffneten Schiffahrt, die ganze Gewerbsclasse für die Regierung gewinnen müßte. Das Budget, das der Finanzminister für das Kriegsjahr 1814 vorlegte, in dessen ersten Monaten ein Theil der Steuern nicht hatte bezogen werden können, enthielt ein Deficit von 307 Millionen. Der Minister erklärte, der Kriegsschaden fordere einige Jahre lang noch Opfer, und nahm doch in das Budget für 1815 einen Vorschlag von 70 Millionen auf. Allein er machte die Anzeige, daß es dazu der vereinten Gebühren (droits réunis) noch ferner bedürfe, deren Abschaffung der König vor seiner Ankunft, wegen der Plackereien beim Einzuge derselben, durch die Prinzen seines Hauses habe versprechen lassen. Zur Bezahlung des Rückstandes der vorigen Jahre, den der Minister zu 1308 Millionen Franken angab, aber wegen verschiedener Gegenwerthe auf 759 Millionen herabsetzte, wollte er den Vorschlag von 1815 und den Ertrag des Verkaufes von 300,000 Hektaren Staatswaldungen und der noch verkäuflichen Gemeindegüter bestimmen, wobei es den Gläubigern frei stände, entweder die auf diesen Werth versicherten Schatzscheine, welche zinsbar und in drei Jahren zahlbar wären, oder Renten zu fünf Procent von der festen Staatsschuld anzunehmen. Der Minister machte Hoffnung, daß schon die nächsten Staatsrechnungen die Errichtung einer Tilgungskasse für die feste Staatsschuld zulassen würden, wodurch nicht nur diese vermindert, sondern auch die im Umlauf bleibenden Papiere zum Vortheile alles öffentlichen Credits aus ihrer Entwerthung gehoben würden.

Diese Anträge mußten vorerst von einer Commission geprüft werden. Außer der Kammer war es für die Anhänger des Kaisers ein großer Triumph, der auch unter den mißtrauischen Deputirten empfunden wurde, daß das

Ministerium der gestürzten Regierung kein größeres Deficit vorwerfen konnte, als das so leicht aus dem letzten Kriegsjahre erklärliche von 759 Millionen, und daß es zu der verwünschten Abgabe der vereinten Gebühren nun selbst greifen mußte.

Im Sinne der eigentlichen Constitutionellen war es nicht, in den Finanzen den Ministern irgend etwas zu versagen, wenn diese nur nicht die Preßfreiheit hätten beschränken wollen. Seit der leidige Censurentwurf erschienen war, stand die Eigenschaft einer constitutionellen Regierung auf dem Spiele. Es hatte zwar die kräftige Kaiserregierung einen solchen Eindruck hinterlassen, daß ein Ministerium, das sich beflissen hätte, jeder Bedingung ein Genüge zu thun, von der jener Name abhing, kaum für eine Regierung gehalten worden wäre. Aber der Grundsatz der Pretzfreiheit behauptete fast den höchsten Rang in der Lehre der Constitutionellen. Zu ihrer Freude wehrte sich auch die Presse mit siegreichen Gründen, so daß, dieselbe zu bevormunden, als ein doppelt bösartiger Eingriff erscheinen mußte.

Die Partei war damals stolz auf Benjamin Constant, den Zögling der Frau von Stael, der während der letzten Katastrophe den Namen eines großen Publicisten, um den er schon unter dem Direktorium geschrieben, durch eine Flugschrift über Eroberungsgeist und Usurpation sich glücklich erworben hatte. Die Bewunderung war allgemein über diese faßliche, übersichtliche Beweisführung, diese schlanken Redeglieder und die zuweilen überraschende Anwendung einer geistvollen Belesenheit: wie tief waren Constant's Schilderungen von der Verderbniß des Eroberungsgeistes in einem Zeitalter des Friedens! wie war es durch seine Schrift deutlich geworden, daß nicht einmal die Krieger selbst in solcher Zeit sich von dem Geiste der Berechnung frei halten können, sondern daß sie zu Spielern werden und in ihrer falschen Stellung verschlechtern, und daß ebenso die Regierungen, die ihre Völker mit dem Krieg

zu befreunden oder mit ihrer Usurpation auszusöhnen haben, die Vorstellungen derselben von Ehre, Größe, Wohlfahrt verfälschen müssen! Er hatte die Talente, denen die Zeit jetzt anzugehören schien, entzündet, den Beweis zu leisten, daß Napoleon, der Krieger und Usurpator, der Mann des Zeitalters nicht gewesen. Scharf hatte es Benjamin Constant gezeichnet, den Gegensatz der persönlichen Freiheit des Einzelnen, welche die moderne Welt bedürfe, mit diesem Fanatismus des Herrschens, in den die meisten Revolutionsmänner aus der Schule der alten Republiken die Freiheit gesetzt, und womit Napoleon dieselbe erwürgt habe. Die Constitutionellen besaßen an dieser Schrift eine Erklärung der Gründe, aus denen sie Bonaparte gehaßt hatten, und jede Regierung, auch eine rechtmäßige, hassen würde, welche durch ein ebenso eigenmächtiges Verfahren in die Reihe der ungesetzlichen träte.

Benjamin Constant hatte diese Schrift gegen den Kaiser noch in Deutschland verfaßt, wo er den Ruhm genossen, um seines Geistes willen, wie seine Gebieterin, vor Bonaparte flüchtig zu sein. Auch Frau von Stael hatte ein Buch aus der Verbannung zurückgebracht, ein Buch voll neuer Gedanken über deutsches Geistesleben, in welchem sie einen kühnen Boden für ihre Verjüngung der französischen Literatur entdeckt hatte. Daß sie jetzt wieder in Paris lebte, wieder ihren Salon öffnete, war ein Triumph, den sie über Bonaparte für sich und für den Vorrang von Geist und von Bildung feierte; von rechtswegen nahm Constant in ihrem Salon die erste Stelle ein. Da sie in der Charte fast alle Garantien der Freiheit fand, die ihr Vater 1789 Ludwig XVI. vorgeschlagen, so glaubte Frau von Stael gewissermaßen mit dem jetzigen Könige die Ehre der Entstehung derselben theilen zu dürfen. Vom Anfange der Revolution an hatte sie auf jede neue Regierung als die Tochter Necker's, dessen Sinn zu erfüllen sie einer jeden zur Aufgabe machte, einigen Einfluß in Anspruch genommen, welchen sie in Verbindung mit

den geistreichen und ernsten Männern ausüben wollte, die sich um sie gesammelt hätten; vom Kaiser tief verletzt, setzte sie auf die constitutionelle Regierung der Bourbonen die größten Hoffnungen. Sie wurde darum durch den Plan, Censur einzuführen, äußerst aufgebracht, zumal da sie die Freiheit einiger Royalistenblätter damit in Verbindung brachte, die ihrem theuersten Andenken zu nahe getreten waren. In der Gesellschaft der Frau von Stael regte sich wieder etwas von dem Geiste der ersten Revolutionszeit. Es war an Constant, für die Rechte der Presse die Feder zu ergreifen.

Benjamin Constant entwarf eine Flugschrift, worin er der Preßfreiheit noch einzig aus dem Standpunkte der Regierung das Wort reden wollte. Auch Zeitungen und Pamphlets, sagte er, könnten zur Reife der Gesetzgebung, zur Aufklärung der Beamten, kurz zum Besten der Regierung beitragen, aber nur in der Preßfreiheit; denn durch die Censur würden die Verfasser von der Regierung von vorne herein als Feinde behandelt, und es sei dann die Art des Menschen, daß er heftiger schreibe und jene treue Rücksicht auf die Sache aus den Augen setze. Erst unter der Censur würde die Presse der Regierung zur Plage werden. Was die Censur zu scheuen habe, werde ins geheim gedruckt; der Drucker, der sich in Frankreich nicht für sicher halte, werde aus den Grenzländern seine Waare verbreiten, und recht grell die Richtigkeit jenes Einwandes zeigen, es lasse sich, wo Preßfreiheit bestehe, der Urheber wohl bestrafen, aber das Übel sei gethan. Zwar könne sich das Publicum über die Härte der Censoren nicht ärgern, weil es nichts mehr von den gestrichenen Stellen sehe; aber mißtrauisch, weil es im Dunkeln sei, werde dasselbe das Übelwollen der Censoren in denjenigen Stellen lesen, die sie haben durchgehen lassen: für Alles, was unter der Censur gedruckt worden, sagte Benjamin Constant der Regierung voraus, werde sie verantwortlich gemacht werden, und sich jeden Augenblick durch besondere Versicherungen

an das beängstigte Publicum dieser Verwechselung mit unberufenen Schreibern erwehren müssen. Die beste Schrift zu ihrer Vertheidigung werde durch die Censur ihren Werth verlieren, weil die Publicisten von einigem Selbstgefühle nicht einmal, wenn ihre Überzeugung sie dazu dränge, sich ihrer würden annehmen können, so lange ihnen im entgegengesetzten Falle der Tadel nicht freistehe. Es sei stets ein Fehler, das Gebiet des Unerlaubten schon diesseits der Grenze beginnen zu lassen, bis zu welcher das Gewissen ruhig bleiben könne: denn die Menschen handeln gar oft nur darum recht, weil es sie freue, es immer so gehalten zu haben, ein Zügel, der ihnen entginge, sobald es auf einen Censor ankäme, ihnen auch das Unschuldigste als einen Fehltritt zu verweisen. Es wäre der jetzigen Regierung so *leicht*, die edleren Schriftsteller für sich einzunehmen: sie wollen nur nicht anders behandelt werden, als Jedermann. Dies seien alles nur Gründe, aus denen die Preßfreiheit der Regierung wichtig sei: wie viel erst der Freiheit daran gelegen sein müsse! Die Preßfreiheit sei die einzige Schutzwehr in hundert Fällen der Willkür, in denen sonst die Beamten ihrer Verantwortlichkeit entgingen; ja, sie sei die Bürgschaft aller übrigen Freiheit. An einer vernünftigen Freiheit hänge aber Frankreich auch jetzt noch, an einer solchen, wie es 1789 sie gewollt. Benjamin Constant wies bei jeder kühneren Behauptung auf das geachtete England hin und forderte die Regierung auf, nach dessen Beispiele gegen wirkliche Vergehen der Presse die härtesten Strafen aufzustellen, mit der Versicherung, daß diese der Freiheit nicht schaden werden; und da man einwandte, der Verfasser einer strafbaren Schrift werde sich nicht mehr leicht entdecken lassen, wenn diese einmal ohne Kenntniß der Regierung habe erscheinen dürfen, so gab er auch dazu die erforderliche Anleitung.

Ein Blatt ließ die Äußerung fallen, die Republik stehe im Hintergrunde alles Geredes für die Preßfreiheit. Benjamin Constant erklärte: wenn heute die Republik

Denen angeboten würde, die sie einst gewünscht, so würden sie die constitutionnelle Monarchie vorziehen unter dem jetzigen Könige.

In die Enge getrieben versicherten die Freunde der Censur, daß es sich nur um eine kurze Einstellung der Preßfreiheit handle, bis die neue Regierung über die ersten Hindernisse hinaus sei. Gerade im Anfange, versetzte Benjamin Constant, da Frankreich seine Charte noch einzuüben hat, ist ein so wichtiger Bestandtheil derselben, wie die Preßfreiheit, unentbehrlich: auch ziemt es dem jetzigen Thron, sich nicht den Regierungen der Revolution anzureihen, die alle in ihren ersten Tagen einzelne Theile ihrer Verfassungen eingestellt haben; und keine dieser Verfassungen ist in der Folge wieder vollständig ins Leben getreten.

Allein die Minister, die in Constant's Eifer nur die Herrschsucht der Frau von Stael und ihrer Umgebung, die sich ihnen aufdrängen wollte, sahen, waren nicht gesonnen, die Presse an der Regierung Theil nehmen zu lassen.

Je mehr den Ministern von den Revolutionsparteien zugesetzt wurde, desto mehr machten bei ihnen die Vorwürfe der Royalisten den Eindruck der Wahrheit. Da nun das Geschrei dieser letztern um Rückgabe alles Gutes, dessen der Adel in der Revolution beraubt worden war, den höchsten Grad des Ungestüms erreichte, bildete der König Ende Juli eine Commission unter dem Vorsitze des Ministers Ferrand, welche die Bittschriften um Rückgabe der unverkauften Güter prüfen sollte.

Es war die Noth dieser Regierung, daß sie den Übergang von Bonaparte's despotischem Systeme zu einem milden, nicht etwa, weil innere Feinde gestillt worden wären, sondern im Gegentheil darum machen sollte, weil feindliche Parteien, die lange geschlummert, ihre Ansprüche wieder erhoben hatten.

Viertes Kapitel.

Das Erwachen der Revolutionsparteien.

Einstimmig hatte die Commission, welche der Deputirtenkammer über das Preßgesetz einen Vorschlag machen sollte, entschieden, daß nicht Censur die Grundlage des Gesetzes sein dürfe, und zu ihrem Berichterstatter Raynouard, den Dichter, erwählt, der gegen den Kaiser neben Lainé gestanden und unabhängiger von der neuen Regierung als dieser geblieben war. Die Constitutionnellen waren darob in Feuer gerathen auf den parlamentarischen Kampf hin. Es schien ihnen um die Charte selbst sich zu handeln, um so mehr, als sie erfahren hatten, daß schon in diese, ohne des Königs Widerstand, die Censur wäre aufgenommen worden. Auch jetzt noch, hieß es, habe der König Widerstand geleistet, bis ihm seine Minister erklärt, daß sie anders ihre Verantwortlichkeit nicht tragen könnten; und es wurde diese Scene mit Umständen erzählt, die jeden Gedanken an ein verabredetes Spiel, wovon auch diesmal die Gegner des Thrones redeten, auszuschließen schienen. Allein wenn bisher die Constitutionnellen den König zum Theil in der Absicht geschont hatten, seine Unverletzlichkeit im Gegensatz der Minister deutlich zu machen, so hielten sie es jetzt für nöthiger, an die Verantwortlichkeit der

Minister dadurch zu erinnern, daß sie diese angriffen. Und wie die Minister selbst gestanden hatten, ihre Verantwortlichkeit würde ihnen erst durch die freie Beaufsichtigung der Presse schwer gemacht werden, so war es vorzüglich dieser Kampf für Preßfreiheit, worin jene erste Bedingung einer nicht absoluten Regierung gerettet werden mußte.

Durch einige schwache Seiten, die der Entwurf darbot, wurde der neckende Spott der Constitutionnellen beschäftigt. Nach dem Entwurfe sollten nur die Schriften von weniger als dreißig Druckbogen der Censur unterworfen sein: man fragte, ob die großen Sünden durchgehen sollten, oder man verfolgte diese neu entdeckte arithmetische Grenze durch alle Gegensätze von Erlaubtem und Unerlaubtem. Für censurfrei waren, neben den Schriften in todten Sprachen, auch die in fremden erklärt: man betonte dieses letztere Wort, halb im Ernste, mit einem bedenklichen Nebenbegriffe. Auch mit den geistlichen Schriften sollte nach dem Entwurfe eine Ausnahme gemacht werden; und da diesen die Verhandlungen der Academien und der Gerichte gleichgestellt worden, so war das Stillschweigen über diejenigen der Kammern auffallend. Endlich fragte man hastig und zornig nach der Bedeutung des Artikels, die Zeitungen und periodischen Schriften dürften nur mit Erlaubniß des Königs erscheinen.

Am 1. August las Raynouard der Deputirtenkammer seinen Bericht vor. Ehe es Gesetze für die Freiheit der Presse gab, hob er an, schützte eine weise Duldsamkeit die Schriften: die Regierung achtete damals auf die öffentliche Meinung, wie Ludwig der Ersehnte den Wunsch der Nation anerkannt hat, als er die Preßfreiheit in die Charte aufnahm. Überall, wo politische und bürgerliche Freiheit auf Gesetze, auf ein öffentliches Recht gegründet ist, da muß auch Preßfreiheit bestehen, als die nothwendige Ergänzung jeder einzelnen Freiheit, als eine Nachhülfe in den Hemmungen, welche bald diese, bald jene Freiheit durch übermäßigen Eifer von Beamten erfährt. Die großen

Staatskörper genügen dazu nicht: die Presse muß dieselben in ihrer Abwesenheit vertreten, außerdem, daß sie ihnen selber neue Ansichten vorlegen, ja, ihnen die Wahrheit sagen soll. Nicht nur für uns, auch gegen uns verlangen wir die Preßfreiheit. Ohne daß man die öffentliche Meinung für sich einnehmen darf, ist sogar das Petitionsrecht nichtig.

Noch fand Jeder in Raynouard's Berichte diejenigen Gründe nur neu gefaßt, die er selbst für die Preßfreiheit anzuführen pflegte. Darum, erklärte Raynouard, haben die Mitglieder der Commission alle gefunden, der Entwurf könne ohne Änderungen nicht angenommen, auf vorgängige Censur könne er nicht gegründet werden. Nun redet man von Gefahren, die einstweilen noch so groß seien, daß man der Preßfreiheit entsagen müsse, obgleich mit ihr die ganze Charte würde eingestellt werden. Haben sich die Umstände wirklich geändert, seit die Charte verfaßt worden ist? Das wohl, aber zum Bessern: Alles hat sich um den Thron geschaart, alle Städte haben ihre Huldigungen dargebracht. Was hat es in diesen glücklichen Wochen geschadet, daß wir Preßfreiheit besessen? Ihr verdankt man vielmehr die Widerlegung einiger Irrthümer und gerade in dieser Frage einige Schriften, die auf unsere Entscheidung Einfluß haben werden. Selbst in den wildesten Zeiten ist die Ungebundenheit der Presse mehr die Wirkung der Unruhen gewesen, als deren Ursache; und während damals Alles zur Bewegung zielte, so ist jetzt Alles zur Ruhe aufgelegt. Alle diese Scenen von Freudigkeit, diese Feste, diese Huldigungen, diese Einstimmigkeit der Wünsche und Hoffnungen, sollten sie denn nicht das Maß und die Bürgschaft der öffentlichen Meinung in Frankreich sein? Welcher Schriftsteller oder Drucker wollte denn jetzt auf einer Schrift gegen den König sich nennen? Fordere man nur Unterschrift, Bürgen, verschärfe man aufs äußerste die Strafgesetze. Sobald man hingegen weiß, daß die Censur verhindert, gegen die Regierung öffentlich aufzutreten, so

schenkt man seinen Glauben den Schriften aus heimlichen Pressen; man traut so wenig censirten Schriften, daß man selbst gegen die Wahrheit, die sie enthalten, auf seiner Huth bleibt. Und wie der Regierung durch die Censur jeder Bürger entfremdet wird, so bekommt ein jeder da, wo Preßfreiheit herrscht, so wahren Antheil an seinem Lande, daß er es mit dem Könige eifrig und treu hält.

Raynouard schloß: die Charte gibt den Franzosen das Recht, ihre Meinungen drucken zu lassen, wenn sie sich nur den Gesetzen bequemen, die den Mißbrauch dieser Freiheit unterdrücken. Nun will aber: Unterdrücken nicht sagen: Zuvorkommen. Wenn jenes durch Gesetz und Behörde geschieht, so liegt das Letztere in den Händen eines einzelnen Beamten; die Charte würde, hätte sie das Zuvorkommen gemeint, nicht von Preßfreiheit gesprochen haben. Es schlägt also die Commission der Kammer vor, das Gesetz zu verwerfen. Der König will die Wahrheit, er liebt sie; sie zu hören, ist er würdig. Wie könnte aber dieser Triumph der Wahrheit anders gesichert werden, als durch die Preßfreiheit? Bleibe sie nur bestehen, verbunden mit weisen Gesetzen, so werden die wahren Bürger, die dem Könige zugethan sind, die Schriftsteller, die werth sind des französischen Namens, zu Organen der allgemeinen Meinung, zu Leitern und Auslegern des öffentlichen Geistes werden, und nur weise diese Freiheit benutzen.

Die Constitutionnellen hielten nach diesem Vortrage ihren Sieg für gewiß. Ihre Zuversicht befestigte sich selbst durch den Anblick des Eifers, in dem das Publikum für die bevorstehenden ersten parlamentarischen Kämpfe, die ihm nach vielen Jahren das oft Erlebte wieder vor die Augen bringen würden, gerathen war. So groß war das Gedränge zu der Sitzung, in welcher die Verhandlungen beginnen sollten, daß dieselbe bei der Unmöglichkeit, Ruhe zu erhalten, wieder aufgehoben werden mußte. Am folgenden Tage eröffnete ein Ministerieller die Verhandlung. Er erklärte die Preßfreiheit für das Recht des Stärkern:

denn wer kann sich vertheidigen gegen den geübten Schriftsteller? ein schlichter Bürger gegen den Fechtmeister? Dann trat er in eine grammatische Erörterung ein, die beweisen sollte, daß Unterdrücken und Zuvorkommen denselben Begriff haben. Der Druck dieser Rede wurde beschlossen. Doch erwies die Kammer diese Gunst auch der Rede Durbach's, die darauf folgte. Durbach, der unerbittliche Mann der Grundsätze, und nach ihm Dumolard, trugen auf ihre Weise die Gründe für Preßfreiheit vor, die Raynouard's Bericht gesammelt enthielt. Sie redeten von ihr als Schutzwehr aller Freiheit, von der mißlichen Ausübung der Censur, besonders aber von dem Versprechen des Königs. Dumolard's stürmische Beredsamkeit, auf heftige Eindrücke angelegt, setzte die Kammer in Unruhe. Man gehe darauf aus, rief er am Schlusse, auf immer die Statue der Freiheit mit einem Schleier von Blei zu bedecken. Für den Druck dieser Rede fand sich nicht die Mehrheit der Stimmen.

Dumolard's Freunde fühlten, wie sehr er der Sache geschadet; einer verwies es ihm in einer Zeitung mit der Bemerkung: man sollte nicht an den Ton von Versammlungen erinnern, die man so gerne aus der Geschichte tilgen möchte. Indeß traten jeden Tag einige Kämpfer für Preßfreiheit, aber auch einige Ministerielle auf, welche die Constitutionnellen damit erzürnten, daß sie keinen Widerspruch dieses Gesetzes mit der Charte zugeben wollten. Die Kammer gerieth ob jeder starken Äußerung in Aufregung, und je nach den launenhaften Abstimmungen über den Druck der einzelnen Reden waren am Ende einer Sitzung die Hoffnungen niedergeschlagen, oder wieder gestärkt.

Endlich am 11. August, da die Verhandlung geschlossen war, ergriff noch Montesquiou das Wort. Der Gegenstand, sprach er, ist dergestalt von allen Seiten beleuchtet worden, daß Sie mit vollständiger Kenntniß darüber werden entscheiden können. Ich hoffe um so mehr, Sie werden dem Gesetzentwurfe beistimmen, als Sie bei

ungleichen Ansichten doch in der Gesinnung einig sind: an dem öffentlichen Wohle liegt Ihnen allen. Einige von Ihnen haben besorgt, das Gesetz würde dem Aufblühen der Literatur hinderlich sein. Uns gehört vorzugsweise das Gebiet der Literatur. Einer unserer Könige, Ludwig XIV., hat den Namen des Vaters der Literatur erworben. Hat nun die Censur, die damals so hart war, diese Entwickelung zurückgehalten? Sie mag dem Neulinge Schranken setzen, so lange er seine Ideen nicht gehörig hat reifen lassen. Dagegen wird sie, wie sie im Gesetzentwurfe aufgestellt ist, die guten Schriftsteller begünstigen. In Frankreich steigen die Werke von einiger Bedeutung immer auf mehrere Bände an, weil man die Frage von allen Seiten beleuchtet: darum ist der Censur eine gewisse Bogenzahl zur Grenze gesetzt worden, und wenn Sie glauben, dieselbe sollte auf zwanzig herabgesetzt werden, so hat mich der König dazu bevollmächtigt. Die Censur wird durch keine Strafgesetze entbehrlich. Hat Derjenige, dessen Ehre von der Presse besudelt worden, keine andere Hülfe als die Gerichte, so wird es dem Ehrenräuber eine Lust sein, ihn hier von neuem mit seinen giftigen Reden zu verfolgen. Es ist eingewendet worden, man werde bald unempfindlicher gegen die Ausfälle der Presse werden: das wäre das größte Unglück. Des Franzosen Moral ist die Ehre: wenn Verläumdung nicht mehr verletzte, so gäbe es keine Franzosen mehr. Worum handelt es sich eigentlich? Etwa um Beschützung der Wissenschaften? Nein, nur um elende Zeitungen, zerstreute Blätter, wie diejenigen der Sibylle: darob entzweit sich die Versammlung der Repräsentanten des Volkes. Es ist mir, Ludwig XIV. trete in diesen Saal mit den Ministern, die seine Regierung verherrlicht haben, und sie hörten diese warmen Verhandlungen um Journale, um Pamphlets, trübselige Schriften, todtgeborene Kinder. — — Und Sie sollten darüber die Sicherheit des Staats, die Schwierigkeit der Lage vergessen. Ich halte hier inne, meine Herren. Es ist unter Ihnen Niemand, der nicht

durch Briefe aus seinem Departement wüßte, was dessen Zustand sein mag, und Ihr Gewissen beruhigt mich. Wenn die Zeitungen nur mit des Königs Bewilligung erscheinen dürfen, so werden für ihre Wirkungen die Minister verantwortlich: aber an wen, wäre denselben eine völlige Freiheit gewährt, wollten Sie wegen der Unordnungen sich halten, die von deren Zügellosigkeit verursacht würden? Ich bin beauftragt, noch in zwei andern Punkten die Anträge, die gestellt worden sind, aufzunehmen. Fürs erste, wenn Sie es wünschen, eine förmliche Ausnahme von der Censur für die in der Kammer gehaltenen Reden zu machen... Endlich soll ich vorschlagen, daß die Bestimmungen über die Censur nur bis zu Ende der Sitzung von 1816 gelten, wofern sie nicht durch ein Gesetz erneuert werden.

Darauf ergriff Raynouard das Wort, wiederholte angelegentlich alle bekannten Grunde sowohl zur Empfehlung der Preßfreiheit als zum Beweise, daß das Gesetz verfassungswidrig wäre, und bot die schwerste Verantwortlichkeit der Schriftsteller und Drucker an. Zum Schlusse redete noch einmal Montesquiou. Er wende sich an die Deputirten, sagte er, nicht als an Philosophen, sondern als wahrhafte Staatsmänner: es möge nun jeder nach seinem Gewissen stimmen und prüfen, was die öffentliche Ordnung, die Sicherheit der Familien, seine eigene Ruhe erfordere.

Jetzt begann über das vom Minister geänderte Gesetz die Abstimmung, wozu jeder Deputirte seine weiße oder seine schwarze Kugel zur Urne trug. Durch des Ministers Zugeständnisse waren Viele bestimmt worden. Viele meinten, durch die Zustimmung zum Drucke irgend einer scharfen Rede, was sie diesen Constitutionnellen schuldig waren, gethan zu haben: die Angriffe auf das Ministerium waren zu heftig gewesen, als daß man noch ohne Kriegserklärung hätte gegen dasselbe stimmen können; und wie übelm Verständniß wäre es ausgesetzt, wenn die Kammer gleich den

ersten Gesetzentwurf der Regierung verwürfe! Hundertsiebenunddreißig weiße Kugeln lagen neben achtzig schwarzen. Die Annahme des Gesetzes ward vom Präsidenten verkündet.

Groß war unter den Constitutionnellen der Zorn über diese gedankenlose Mehrheit, die eine schon siegreich durchgeführte Sache nur mit stummem Abstimmen fast hinterrücks zum Falle gebracht: die Constitutionnellen erkannten darin wieder die sklavische Kammer Napoleon's, welche die Bourbonen klüglich beibehalten hätten. Sie behaupteten aber, das Ereigniß sei eine große Niederlage der Regierung: um eben soviel als dadurch ihr von der Charte anerkanntes System verletzt worden war, sahen sie sich gegen die Regierung im Vortheile; und der sichtbare Schrecken, womit ihnen, die Royalisten ausgenommen, fast Jedermann entgegenkam, setzte sie über die Bedenken hinweg, die sie noch kürzlich getragen hatten, Freude oder gar Trotz auf eine solche Stellung zu zeigen.

Einen Tag nach dem Kammerbeschlusse wurden zwei Royalisten, welche durch Flugschriften über die Besitzer von Nationalgütern das östliche Frankreich, wo dieselben verbreitet worden, in Unruhe versetzt hatten, Dard und Falconnet, von der Behörde verhaftet und als Aufstifter zum Bürgerkrieg den Gerichten überwiesen. Da die Flugschriften auch in Paris Aufsehen erregt hatten, so brauchte man dem Ministerium diesen Schritt, der ihm abgedrungen zu sein schien, nicht hoch anzurechnen. Waren doch in Falconnet's Schrift die ehemaligen Eigenthümer der verkauften Güter aufgefordert worden, sich geradezu wieder in Besitz davon zu setzen, da der König solchen Kirchenraub, ohne daran Theil zu nehmen, nicht schützen könne. Überraschend war gleichwohl der Grad des Verbrechens, auf welchen die Anklage gegen Dard und Falconnet lautete; und ein Verdacht, es sei zu viel, als daß sie dessen überwiesen werden könnten, durchkreuzte den der Regierung günstigen Eindruck, den diese Verhaftung, wie

man sich doch nicht verbergen konnte, hervorgebracht hatte.

In denselben Tagen wurde bekannt, durch eine päpstliche Bulle vom 7. August sei der Orden der Jesuiten wieder hergestellt worden. Bei diesem Namen fuhr Jedermann auf, der an der Freiheit auf irgend eine Weise hing: der Blick fiel auf Europa; man glaubte zum ersten Mal wahrzunehmen, wie es mit dieser Epoche der Restauration gemeint war, und man erschrak über den Kreis von Beschwichtigungen, worin man bis jetzt in Frankreich gelebt hatte. Schnell und allgemein war der Austausch der Besorgnisse, in denen sich die verschiedenen Stellungen zur Regierung nicht wieder fanden. Mit Vernichtung der Charte würde der Sieg der Jesuiten enden, versicherten die eifrigsten Constitutionnellen, ohne Widerspruch zu erfahren. Schon besaß man an einer Bittschrift von Nismes, die um Einführung der Jesuiten selbst vor der päpstlichen Bulle gestellt worden war, den Beweis ihrer Absichten auf Frankreich; schon glaubte man sie unter andern Namen versteckt hie und da zu erkennen. Was sich jetzt auflehnte, war nicht mehr eine Partei, in ihren ausschließlichen Ansichten auf wenige Personen beschränkt; es war beinahe ein ganzes Publicum, ebenso aufgeweckt durch sein unverhofftes Zusammenhalten, als durch den Grund desselben auf finstere Reden von der Zukunft angewiesen, zu denen, wenn auch die Jesuiten noch zu ferne standen, die allzu wirkliche Censur hinlänglich rechtfertigte.

Zur Freude dieses Publicums erschien eine neue Schrift Benjamin Constant's über die Preßfreiheit, die jenem zeigte, daß sich auf seiner Seite das größere Talent und die größere Mäßigung befanden. Es war eine meisterhafte, siegreiche Antwort auf die Rede Montesquiou's, dem Constant über die Verantwortlichkeit der Minister ernst bemerkte: wer nicht den König von den Ministern unterschiede, könnte die Monarchie nicht mehr vertheidigen, ohne auf die Freiheit zu verzichten, und nicht die Freiheit, ohne

der Monarchie zu entsagen. Als constitutionnell mußte es gebilligt werden, daß Constant die Sache, bevor die Pairskammer gestimmt, als noch unentschieden hinstellte, indem er zum Beispiel schrieb, man solle die Franzosen doch nur mit einander reden lassen, sie hätten sich nichts Beunruhigendes zu sagen: allein bei diesem Reste von Hoffnung sich aufzuhalten, konnte jenem Publicum nicht zugemuthet werden.

Unterdessen waren die Royalisten ganz mit dem Schicksale Dard's und Falconnet's beschäftigt. Sie ließen ihrem Zorne freien Lauf, daß solche Getreue, die nur dem unverbrüchlichen Rechte das Wort geredet, unter der königlichen Regierung zu Verbrechern gestempelt werden sollten. Zum Zeichen, wie wenig sie dieses seien, stiegen täglich vor ihrem Gefängnisse Personen vom Adel und von der hohen Geistlichkeit ab und ließen zum Besuche sich einführen. Weiter konnten unter diesen Umständen die Behörden die Sache nicht verfolgen. So erklärte denn die Anklagekammer des königlichen Gerichtshofs zu Paris am 22. August, es könnten Dard und Falconnet eines gemeinschaftlichen verbrecherischen Versuchs zur Erregung des Bürgerkriegs nicht angeklagt werden, und entließ dieselben ihrer Haft. Es war ein Triumph für die Hofpartei, welchen sie nach dem eben von den Revolutionsleuten verrathenen Übermuthe mit doppelter Schadenfreude genoß. Diese waren über die unvermuthete Wendung so bestürzt, unter ihnen die Besitzer von Nationalgütern so niedergeschlagen, daß sie von Tag zu Tag die Anzeige des Schlimmsten erwarteten. Was schon vorher ihre Besorgnisse rege gemacht hatte, waren Gerüchte von einem neuen Concordate, worüber die Regierung mit dem Papste unterhandle, weil ihre Stellung zur Kirche nicht auf einem Vertrage Bonaparte's beruhen dürfe, aber auch, wie man annahm, weil in diesem noch bestehenden Concordate jeder Beunruhigung der Käufer von Nationalgütern entsagt war.

Die Regierung selbst scheint sich dieses Eindruckes der

abgetrotzten Freilassung der beiden Schriftsteller versehen zu haben. Der König erließ nämlich eine Ordonnanz, worin er seines Vorhabens erwähnte, die noch unverkauften Güter zurückzugeben, und über die Sicherheit der Rechte dritter Personen gänzlich beruhigte, zunächst aber erklärte, daß schon in der Ertheilung der Charte die Vernichtung jener Emigrirtenlisten begriffen gewesen sei, welche die darauf verzeichneten Emigrirten von den Rechten der Bürger ausgeschlossen hatten: denn, sagte der König bedeutungsvoll, es könne keinen Unterschied zwischen den Franzosen geben, die im Lande selbst über seine Abwesenheit geseufzt, und denen, die ihn draußen darüber getröstet hätten. Wie sehr man auch an dieser Sprache den König wieder erkennen mußte, so achtete das beunruhigte Publicum doch mehr auf die frechen Äußerungen der Royalisten, denen es, in solchen Deutungen am schnellsten einverstanden, schon die größere Wichtigkeit beilegte. Was man zu Paris aus den Departements vernahm, jagte vollends in Hitze: seit Dard und Falconnet freigelassen, hatten sich wieder Emigrirte in der Nähe ihrer ehemaligen Güter gezeigt, die Sprache der Geistlichen war drohender, die einzelner Beamten zweideutiger geworden, und wie ernst mußte die Lage sein, da sich an einigen Orten die Besitzer von Nationalgütern zu bewaffnetem Schutze unter einander verbunden hatten!

Wirklich besaßen die Royalisten, die sich endlich von der Regierung gefürchtet sahen, die keckste Zuversicht und ließen gerne die Revolutionsmänner fühlen, daß sie gegen sie, die Schuldbeladenen, Alles für erlaubt hielten. An der royalistischen Presse arbeiteten, neben einigen ungeduldigen oder bittern Royalisten, eine Anzahl Leute, die auch im Solde des Kaisers gestanden. Alle schrieben der Voraussetzung gemäß, die sie nicht, wie die Minister, zu verhehlen brauchten, daß nach und nach, was man noch Revolutionaires stehen gelassen, bis aufs letzte ausgerottet werden solle. Mit Revolutionsblättern in eine Erörterung einzutreten, fiel Keinem ein: jene Truppe von Schreibern machte

ihren neuen Herren am meisten Freude, wenn sie, worauf sie sich vom Kaiser her verstand, die von den Grundsätzen hergeholten Urtheile der Kammerredner und ihrer Helfer mit Bezeichnungen, wie Theorie, Abstraction und dergleichen, abfertigte, den Rednern selbst aber mit Erinnerungen an ihre Rollen in dem langjährigen Aufstande keine Ruhe liess. Den Emporkömmlingen wurde für ihren in dieser Zeit gewonnenen Reichthum bange gemacht: einige verfielen darauf, die Gefahr durch grosse Schenkungen an die Opfer der Revolution oder durch andere wohlthätige Handlungen abzuwenden; aber nun konnten sie eine Menge Personen nicht mehr los werden, welche muthwillige Forderungen als Royalisten an sie stellten. Zahlreich waren übrigens unter den Royalisten die Männer von Überzeugung, welche ihre Ansicht von der Ungültigkeit der Revolution auf Alles erstreckten, was, auch ohne eigene Schuld, aus dieser herrührte, und die ihre unerbittliche Sprache auch in den Zeitungen erhoben.

Den Constitutionnellen verursachte immer, selbst an ihren Gegnern, das grundsätzlich Ausgesprochene, wie wenig sie ein solches bei den Royalisten als die Quelle der Gesinnung anerkannten, am meisten Besorgniss. Sie nahmen daher Behauptungen, wie die angeführte, in ihrem vollen Umfange für den eigentlichen Plan der Royalisten. Und wenn ihnen ein so tiefer Fall nicht als unmöglich vorkam, so wurden sie über viele Hoffnungen gleichgültiger, und hielten ängstlich nur noch an den Grundsätzen der Charte. Sie entrüsteten sich, als eine Bittschrift sogar der Kammer von einer Revision aller während des Königs Abwesenheit gefällten Urtheilssprüche zu reden wagte; und da eine damit zusammentreffende Broschüre eine Menge Gründe für die Umgestaltung des Cassationshofes vorbrachte, dessen unbeliebteste Richter, ehemalige Conventsglieder, vorher eine Zumuthung zum Austritte abgelehnt hatten, so war es nicht länger erträglich, dass noch immer mit der königlichen Einsetzung, deren die bisherigen Richter

zu ihrer verfassungsmäßigen Unentsetzbarkeit erst bedurften, gezögert wurde. Dumolard stellte der Kammer den Antrag, den König um deren Beschleunigung zu ersuchen. Ein anderer Deputirter ergriff für die Verantwortlichkeit der Minister das Wort: denn, obgleich diese ohne Preßfreiheit nur in den schweren Vergehen, welche die Charte benannte, noch etwas bedeutete, erschien es bereits als ein keineswegs gleichgültiger Schritt, den König um den noch fehlenden Gesetzesentwurf, wie in solchen Fällen zu verfahren sei, zu bitten. Die Mehrheit der Kammer trug kein Bedenken, diese beiden Anträge für erheblich zu erklären.

Dessenungeachtet legten die Minister gerade jetzt der Kammer ein Gesetz über die Naturalisation von Personen aus den wieder abgetretenen Ländern vor, durch welches sie Frankreich außer dem Vortheile, einer Anzahl Pensionen enthoben zu werden, wahrscheinlich die neuen Beherrscher dieser Gebietstheile zu verbinden beabsichtigten. Es sollte nämlich, wer daher gebürtig war, zwar wenn er zehn Jahre lang von seinem einundzwanzigsten an im alten Frankreich gewohnt hatte, die Rechte eines französischen Bürgers ansprechen dürfen; aber von den Kammern blieb Jeder ausgeschlossen, den nicht der König für große Verdienste um das Land mit eigenen Naturalisationsbriefen beschenkte. Das Gesetz war von den Pairs, denen es die Minister zuerst übergeben hatten, schon angenommen. Was an demselben das größere Publicum vorzüglich verletzte, war, daß berühmte Männer und zwar Helden, wie Massena, um als Franzosen geehrt werden zu können, sich erst nach einer Gunst des Königs umsehen sollten. Dagegen interessirten sich die Constitutionnellen besonders für Diejenigen, welche ihre wieder an fremde Herrscher gefallene Heimat niemals verlassen, aber darin französische Beamte gewesen waren, und rüsteten sich für dieselben zu einer eifrigen Verwendung.

Seit mehreren Tagen behandelte die Deputirtenkam-

mer, so oft sie von andern Geschäften frei war, das Budget, das ihr die Prüfungscommission bis auf einige unwesentliche Abänderungen zur Annahme empfohlen hatte. Es traf sich, daß mitten in diesen Verhandlungen der König von der Stadt Paris ein glänzendes Fest auf dem Stadthause annahm, durch dessen Ausschmückung und Wechselreden man noch einmal in die Tage von Ludwig's Ankunft versetzt wurde. Die politische Opposition in der Kammer enthielt sich übrigens auch ohne diese Erinnerung eines gemeinsamen Angriffes auf das Budget, von welchem nur die Tilgungsart des Rückschlages, insbesondere der Verkauf der 300,000 Hectaren Waldungen, ihre Gegner fanden. Nachdem die Deputirtenkammer dasselbe angenommen, verfügte sich damit Talleyrand, zum Schlusse dieses glücklich geführten Geschäftes, zu den Pairs und beleuchtete seine Idee, nach der das neue System entworfen war, finanziell und politisch in einem meisterhaften Vortrage.

Ein neues Fest, dem der König mit seiner Familie beiwohnte, war auf dem Champ de Mars die Einsegnung und Vertheilung neuer Fahnen an die Pariser Nationalgarde. In der Nacht vorher war Malount gestorben, der gerade, unbestechliche Minister. Endlich trat in diesen Tagen, die so wenig mehr den Charakter einer ruhigen monarchischen Regierung trugen, der Graf von Artois eine Reise in die östlichen Provinzen an, die ihn schon einmal bei seiner Ankunft in Frankreich gesehen hatten.

Welches auch der Eindruck gewesen, den das Hervortreten des Königs selbst für einen Augenblick machte, so konnte sich dabei am wenigsten jenes Publicum aufhalten, das, ob einiger Zeichen der Zeit erschrocken, seinen Unwillen sich bei deren Wiederholung immer von neuem mittheilte. Dieses lebte gleich den Männern der Grundsätze nur von allgemeinen Urtheilen. Und nicht nur ihm, sondern überall verschwammen damals die einzelnen Vorfälle, weil sie von allen Seiten nur ausgelegt wurden, von

Niemandem aufgefaßt. Auch dies Gestaltlose der Zeit trug aber dazu bei, den einmal Unruhigen nur die Erwartung neuer unbestimmter Ereignisse zu lassen, auf welche sie mit der höchsten Erregbarkeit gerichtet waren. Nur das war deutlich, daß eine Handvoll Emigrirte sich plötzlich besser dünkten, als die übrigen Franzosen, und Alles, waran man gewohnt war, was man hoch hielt, zu lästern und auszurotten sich unterfingen.

Indessen hatte die Commission, welche unter Ferrand's Vorsitz über die Rückgabe der unverkauften Güter gerade während des Stürmens der Royalisten ein Gesetz entwerfen müssen, ihre Arbeit vollendet. Diese Güter bestanden hauptsächlich in 350,000 Hectaren Waldung und in einer Anzahl Gebäude, die der Staat benutzte. Auch konnte dazu die Classe derjenigen Güter gerechnet werden, die Spitälern oder ähnlichen Anstalten gegeben worden waren. Nun sollten jene ersten verfügbaren Güter ihren alten Eigenthümern oder deren Erben zurückgestellt werden. Den Spitälern und dem Staate blieb die bisherige Nutznießung noch vorbehalten: doch sollten die Spitäler ihre Aussteuer abtreten, sobald sie eine andere erhalten hätten; der Staat aber sollte, so lange er seiner Gebäude bedürfte, die Eigenthümer entschädigen. Der König wiederholte im Eingange dieses Gesetzes die Versicherung, daß er die Verkäufe von Nationalgütern schützen werde.

Am 13. September brachte Ferrand als Minister der Deputirtenkammer den Gesetzentwurf der Regierung. Er sagte: Wenn nach den Leiden einer beispiellosen Umwälzung eine große Nation am Ende den Hafen einer weisen und väterlichen Regierung erreicht habe, so könne noch eine Zeitlang die Politik manches Privatunglück, das vor der Gerechtigkeit und Menschlichkeit nicht bestände, zu fristen gezwungen sein. Indessen werde das ersehnte Ende desselben nicht ausbleiben; und der Fürst habe sich zum Aufschube nur verstanden, um durch dieses Opfer zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe und zum Verschwinden jener

revolutionairen Namen beizutragen, nach denen sich seine große Familie geschieden. Bereits habe der König durch seine Ordonnanz vom 21. August die Bürgerrechte des als Emigrirte bezeichneten Theiles seiner Unterthanen hergestellt, welcher Benennung übrigens, wie so vielen andern, die Leidenschaft einen falschen Sinn gegeben, der nur durch Zeit und Unglück wieder entfernt worden sei. Wohl bekannt sei es jetzt, daß so viele gute und treue Franzosen, die ihre Heimat verlassen, sich nicht von ihr zu trennen gedachten, sondern auf fernen Ufern den Jammer ihres Vaterlands beweinten, welches wiederzusehen ihre schönste Hoffnung war; wohl bekannt, daß die zu Hause gebliebenen Franzosen ebenso innig, als die Emigrirten, nach einer glücklichen Änderung sich sehnten. Auf demselben Punkte seien Alle nun angekommen, die einen in gerader Linie, ohne jemals abzuschweifen, die andern, nachdem sie mehr oder weniger die wechselnde Revolution durchlaufen. Wie aber bereits kein Unterschied in der Gesinnung mehr vorhanden, so sei die wohlthätige Ordonnanz des Königs, die auch noch den äußern Unterschied aufgehoben, nur der gesetzliche Ausdruck einer Thatsache gewesen. Eine Folge jener Ordonnanz habe das mitgebrachte Gesetz sein müssen, welches ein Eigenthumsrecht anerkenne, das immer bestanden, und Regeln aufstelle für den Eintritt in dasselbe. Es sei nur zu hoffen, daß der glückliche Zustand der Finanzen nach und nach die schmerzlichen Ausnahmen vermindern werde, die von den Umständen noch geboten seien.

Die Oppositionsglieder waren über die Stelle der Rede entrüstet, worin zum ersten Mal von einem Minister jener unselige Unterschied zwischen Franzosen gemacht worden war: Alle waren einverstanden, daß Ferrand, ein Werkzeug der Hofpartei, ohne des Königs Vorwissen gesprochen. Am meisten Sorge verursachte ihnen aber die Gewißheit, welche die Rede gegeben, daß diese Rückgabe der unverkauften Güter zur Beschwichtigung der Emigrirten doch noch eine unzulängliche Maßregel sein werde.

Am Tage darauf verreiste Talleyrand nach Wien als bevollmächtigter Minister des Königs. Er ließ sein Portefeuille in den Händen des ihm ergebenen Jaucourt und nahm den Herzog von Dalberg, der ihm zu Paris hätte gefährlich werden können, und von Artois' Partei den Herzog von Noailles mit sich. Seine Abreise war ein Festtag für die Royalisten, deren Übermuth seit Ferrand's Rede keine Schranken mehr achtete: nach der Entfernung des unbequemen Hauptes glaubten sie endlich das Ministerium zu besitzen, in welchem schon durch den Tod Malouet's eine Stimme für Talleyrand verloren gegangen war.

Nun zeigte es sich aber im Laufe der nächsten Tage, daß der Schrecken, der Unwille über Ferrand's herausforderndes Wort außer dem Kreise der gewöhnlichen constitutionnellen Opposition, in der Hauptstadt und durch viele Departements, zu einem nicht geahnten Sturme sich erhob. Nur mit Drohungen redete man, mit immer neuer Entrüstung von den zwei Linien, die der Minister zu nennen sich herausgenommen: denn in nichts mehr war Bestand, wenn der Vertrag gebrochen worden, daß die Revolution zwischen dem Könige und den Franzosen vergessen sein sollte. Es wurde kein Geheimniß mehr daraus gemacht, daß sich bereits eine Verschwörung unter den Überresten der verwegenen revolutionairen Regierungen gebildet. Wieder für Tausende von Bürgern war die Ruhe dahin; aber die meisten klagten nur die Handvoll Emigrirte an, daß sie Frankreich in den Bürgerkrieg zurücktrieben, und lebendig begriff, ja theilte man wieder das Gefühl der Revolutionszeit, welche Ungerechtigkeit in dem Vorrechte einer kleinen Menschenclasse vor allen übrigen Franzosen liege.

Die Royalisten meinten, lachend über diesen Zorn: der König möge immerhin versprochen haben, das Geschehene zu vergessen, sie selbst hätten nichts versprochen; und eines ihrer Blätter rief den Mißvergnügten nach, sie sollten doch nur, wenn sie sich mit der jetzigen Ordnung nicht

vertragen konnten, das Land verlassen. Die Klage der reinsten Royalisten war aber, daß der wachsenden Auflehnung die Legitimität noch nicht vollständig und scharf genug entgegen gehalten werde, und dies veranlaßte, indem ihnen von den vorhandenen Blättern keines genügte, unter dem Titel „Journal royal" ein neues zu gründen.

Wie nun der Verfolgungseifer der Royalisten das ganze Leben durchdrang, kamen schon einzelne jener müden Diener des Kaisers, denen das Ende ihrer Laufbahn erwünscht gewesen, aus der Zurückgezogenheit, in der ihnen die Ruhe nicht gegönnt wurde, hervor. Andere hielten sich ebenfalls dazu bereit, weil ihnen der Umschwung in das Königthum zu schnell gekommen, als daß sie ihren Aufwand schon nach dem Maß ihrer Einbuße hätten beschränken können. Was man seit Menschengedenken nicht erfahren hatte, die Angriffe auf den Mangel an Religion schärften noch bei Jedem die Erbitterung und reichten allein hin, Manchen, der sich plötzlich eine Art von Schuld aufladen sah, wie zur Selbsthülfe zu reizen. Es war für alle diese erklärten Gegner der Royalisten schon eine Lust, daß selbst die Parteien der früheren Revolutionszeit anfingen, sich keck zu ihren Thaten zu bekennen. Wie Napoleon die Parteien alle vermengt hatte, so schien es, das rachsüchtige Gedächtniß der Royalisten werde jede wieder mit ihrem eigenen Charakter bekleiden und gleichsam die Revolution noch einmal aufrollen. Bei den Beamten oder Adeligen von constitutionneller Gesinnung fanden die Verfolgten keine Genugthuung: man entschuldigte jeden Schimpf, der ihnen widerfuhr, mit dem allzu großen Eifer der Freunde des Thrones, und rieth ihnen, sich eine Zeitlang im Hintergrunde zu halten. Dagegen erlaubte die Stimmung des Publicums jedem, den Royalisten zu trotzen; und beinahe jeder war überdies durch den Gedanken stark, daß an Dem, wofür er verfolgt wurde, einst das ganze Land den leidenschaftlichsten Antheil genommen.

Fouché sah sich, je mehr diese Empörung unter dem

Publicum um sich griff, zu einer Bedeutung gehoben, welche die dem Königsmörder verschlossenen Tuilerien am Ende doch öffnen zu müssen schien. Denn er wurde für eine Macht aus der Revolutionszeit angesehen, welche mit Mitteln wirkte, die sonst Niemandem zu Gebote standen; und da er ungeachtet seines offenen Ehrgeizes, der Rathgeber des Königs zu werden, seinen Tadel über die Bourbonen nirgends zurückhielt, so erklärte ihn das aufgeregte Publicum für den Einzigen, der diesem noch helfen könne, wahrscheinlich um so lieber, als in diesem Urtheile, bei der schauerlichen Vergangenheit des Mannes, ein Hohn lag. Wie bisher Talleyrand für die unentbehrliche Stütze der Bourbonen gegolten hatte, weil er ihnen die Großen des Kaiserreichs gewonnen, so wurde nun Fouché, zumal nach der Abreise jenes Vorgängers, eine ähnliche Wichtigkeit beigemessen, weil er im Stande zu sein schien, den Bourbonen die Parteien der Republik zu beschwichtigen. Auch die Royalisten glaubten an seine überlegene Klugheit und seine Macht: sie behandelten ihn nicht wegwerfend, wie die Menschen der Schreckenszeit, sondern zählten ihn zu den Beamten der kaiserlichen Regierung. Selbst unter diesen hatte ihre Vorstadt St. Germain stets eine Ausnahme mit dem Herzog von Otranto gemacht, der sein hartes Amt mit vielen persönlichen Rücksichten, sogar auf Familie und Geburt, verwaltete. Immer stand aber auch seine Hartnäckigkeit im Wege, keinen andern Rath zu ertheilen als den, daß man einen Kampf zwischen dem alten Frankreich und dem neuen verhüten solle. Fouché gab jeder Partei Das, worauf sie den höchsten Werth legte: er erwies den alten Geschlechtern persönliche Dienste, indessen seine Grundsätze immer diejenigen der Revolution blieben.

Die Klagen des Publicums über die Regierung erhielten plötzlich eine Bedeutung für den Augenblick, indem sie, gegen das Ende des Herbstmonats, im Drucke erschienen. Zum Unglück war der Verfasser der Schrift der berüchtigte Mehée de la Touche, der sich von dem Ver-

dachte, an den Septembergreueln von 1792 Theil genommen zu haben, nie ganz gereinigt hatte. Unter dem frechen Titel, „Denkschrift für den König", hatte er die allgemeinen Klagen zu einem Beweise vereinigt, daß die Minister die Charte verletzt hätten, und sich so weit vergessen, die Richter Ludwig's XVI. gegen die Benennung von Mördern in Schutz zu nehmen. Des Verfassers wegen konnte Niemand Partei für die Schrift ergreifen, während die royalistischen Blätter ihren Zorn darauf entluden. Wahrscheinlich war aber vielen Royalisten bekannt, daß noch eine ähnliche Schrift von einem viel bedeutenderen Republikaner, dem unbescholtenen Carnot, vorhanden war. Es entstand unter ihnen eine Unruhe, eine Aufregung, in welcher das Äußerste auf die Bahn gebracht wurde. Mit Entrüstung trat eines ihrer Blätter gegen diese Handvoll Ruhestörer auf, die nichts Besseres zu thun hätten, als sich vergessen zu machen. Leute, deren Namen zu Zeichen von Unheil geworden seien, wollen vor allem Volke mit der Regierung in eine Erörterung treten! Sie, die nur um Nachsicht bitten sollten, fordern Gerechtigkeit! Wie lange man sich noch mit immer denselben Menschen werde beschäftigen müssen?

Nach einigen Tagen erschien die Schrift von Carnot, der aber sogleich erklärte, daß es ohne sein Vorwissen geschehen sei. Er hatte dieselbe zwar im Juli für den Druck geschrieben, aber dem Polizeiminister Beugnot versprechen müssen, die schon fertige Ausgabe zu unterdrücken. Beugnot hatte ihm das als den Wunsch des Königs bezeichnen, dagegen für diesen ihn um ein Exemplar bitten lassen, worauf Carnot einige Änderungen daran vorgenommen und den Titel, „Denkschrift für den König", gewählt hatte. Nun war die Schrift nicht nur unter diesem Titel, sondern mit all den Änderungen erschienen, die nur das eingereichte Exemplar enthielt, so daß Carnot, dessen Verdacht durch einige andere Umstände bestätigt wurde, es für gewiß hielt, daß der Polizeiminister den Druck veranstaltet habe,

sei es, um auf ihn den Schein von Wortbrüchigkeit zu werfen, sei es, um den Eindruck, den vielleicht die Schrift auf den König gemacht, durch das Geschrei der Royalisten zu stören.

Der alte Carnot hatte Antwerpen noch für Frankreich behauptet, als die Feinde schon lange in Paris und die Bourbonen zurückgerufen waren. Wie er selber einst in der Regierung nichts neben den Grundsätzen gekannt hatte, so meinte er jetzt, der König, der keinen Unterschied zwischen Franzosen zu machen versprochen, werde ihn, den Richter seines Bruders, wie jeden andern General zu empfangen haben. Die Kälte, womit man ihm in den Tuilerien begegnete, überzeugte ihn, daß die Bourbonen einen unrechten Weg eingeschlagen hatten. Es mußte auch die halbe Vergessenheit, die Duldung, die man einem Königsmörder, wie er, gewähren wollte, unerträglich vorkommen, der während der langen Kaiserzeit eine drückende Armuth heiter durch das Bewußtsein getragen hatte, daß er der Letzte gewesen war, der für die mißhandelte Freiheit gesprochen. Er konnte diese einzige seiner würdige Stellung wieder einnehmen, wenn er den ersten öffentlichen Schritt gegen die jetzigen Feinde der Freiheit that. Carnot wäre unfähig gewesen, zu einer großen Handlung sich von persönlichen Gründen bestimmen zu lassen; allein es war eine That voll Aufopferung, welche das rasch in neues Unglück versinkende Vaterland von ihm verlangte. So entstand, da er an eine Unterredung mit dem Könige selbst nicht denken durfte, seine Schrift, die vielleicht am ehesten, wenn sie ein großes Aufsehen erregte, den König auf seine Räthe aufmerksam machen konnte.

Carnot's Schrift begann mit der tiefgefühlten Klage, daß die Männer der Geschichte immer nach ihrem Schicksal beurtheilt werden und niemals wissen, ob ihr Name einst einen Helden oder einen Verbrecher bedeuten werde. Grausam sei die Täuschung der Revolution gewesen: man habe es für möglich gehalten, eine Republik ohne Anarchie zu

bekommen, uneingeschränkte Freiheit ohne Unordnung, ein völliges Gleichheitssystem ohne Factionen; statt aller dieser Träume sei nichts übrig geblieben, als die Entmuthigung vieler trefflicher Männer, nur festere Vorurtheile gegen jede Vervollkommnung. Und weil man unterlegen, so trage man nun die Schuld alles Unglücks und heiße Verbrecher. Aber was denn die jetzigen Ankläger in der Revolution gethan hätten? Ob nicht eigentlich sie die Verbrecher, ja die Königsmörder seien? Diejenigen, die über den Tod Ludwig's XVI. haben abstimmen müssen, seien Richter gewesen, die sich hätten täuschen können, wie jeder Richter, und sich, wenn es geschehen, mit der ganzen Nation getäuscht hätten. Aber jene, deren Habgier der König die Mittel seines Reiches geopfert; jene, deren treulose Rathschläge ihn ins Verderben gebracht, was sie für ihn gethan hätten? was jene Notabeln? was die Geistlichkeit? was der Adel? Für sie, seine Lieblinge, habe sich der König seine übrigen Kinder entfremdet, und sie hätten ihn im Stiche gelassen, allein unter Denen, die sie gegen ihn aufgebracht. Ludwig sei nicht mehr König gewesen, als er gerichtet worden: er habe nicht mehr regieren können, seit die Würde seiner Krone gelitten, und sein Tod dürfe nicht Denen angerechnet werden, die ihm das Todesurtheil nur gesprochen, wie einem hoffnungslosen Kranken, sondern Denjenigen, die, anstatt der Unruhe zu rechter Zeit zu begegnen, ihren Posten verlassen hätten. Aber jetzt hätten sich diese ersten Urheber des Mordes Ludwig's XVI. der Rolle von Anklägern bemächtigt; denn sie seien die Stärkern geworden, sie seien als Sieger eingezogen hinter dem Gepäcke der Feinde des französischen Namens. — Anfangs habe die Rückkehr der Bourbonen einen allgemeinen Enthusiasmus geweckt, den selbst die alten Republikaner getheilt: alle Klassen der Bürger hätten soviel gelitten, daß sich Jedermann den tröstlichsten Hoffnungen hingegeben habe. Aber bald habe der Horizont sich wieder mit schwarzem Gewölke umzogen. Diejenigen, die nach einer so lan-

gen Abwesenheit zurückgekommen, hätten noch das Frankreich von 1789 finden wollen. Während der zwanzig Jahre voll Ruhm sei ein neues Geschlecht herangewachsen, das sich von des Königs ersten Schritten verletzt fühlte, von dessen Äußerung, daß er, nächst Gott, dem Prinzen-Regenten von England seinen Thron zu danken habe; von der Abtretung des blühenden Belgiens, das von Europas sämmtlichen Kräften Frankreich nicht in zehn Jahren hätte entrissen werden können. Noch mehr: des Königs Rathgeber hätten ihn sein Versprechen, daß Alles solle vergessen sein, nicht halten lassen. Anstatt daß die ersehnte Zeit erschienen wäre, wo sich alle Parteien verschmolzen hätten, lebten nun sogar diejenigen wieder auf, von denen man längst nichts mehr gehört. Von der Sache des Königs hätten verblendete Menschen Alle, die sich jemals Patrioten genannt, sieben Achttheile der Nation, getrennt: wer jetzt am Hofe wohl aufgenommen sein wolle, dürfe nicht sagen, daß er einer von den fünfundzwanzig Millionen Bürger sei, die ihr Vaterland mit einigem Muthe vertheidigt hätten, sondern er müßte sich für einen Chouan ausgeben oder für einen Kosaken oder Engländer, oder müsse versichern, daß er bei den Regierungen des Augenblicks, die der Restauration vorangegangen, nur darum ein Amt gesucht habe, um sie zu verrathen. Ein System sei eingeschlagen worden, nach welchem man sich die ganze Nation als Feind habe denken müssen, wenn man gleich es anfangs nur Einzelne empfinden lasse. Aber dieser Zustand könne nicht dauern: die mächtige Nation besitze schon wieder das Bewußtsein ihrer Stärke, und würde, wenn eine Klasse sich eine Herrschaft zu bilden versuchte, ihre Erfahrungen zu benutzen wissen. Auslöschung aller Parteien sei das Einzige, was fromme; nur in der constitutionellen Charte sei das Heil zu suchen. — Sogar Napoleon's Herrschaft sei ertragen worden, weil er den Nationalstolz befriedigt habe. Bei einem kriegerischen Volke gelte bloßes Erbrecht wenig; sondern es urtheile die Menge, daß Derjenige das

Recht habe zu regieren, der sie gut regiere. Und da das Glück des Volkes zwischen voller Freiheit und voller Gewalt nur in der Mitte gefunden werde, so beruhe auf einer wohlerwogenen Freiheit die legitime Gewalt; zu welchem rechten Maße, da es nur zugleich mit der höchsten Wohlfahrt aller Bürger erreicht werden könne, am sichersten die Bildung eines Nationalgeistes führen werde.

Als diese Schrift erschienen war, wurden einige Buchhändler, die sie ausboten, verhaftet. Carnot selbst wurde nur als Zeuge vernommen, und bald wurden auch die Buchhändler wieder entlassen. Dagegen wetteiferten nun alle Blätter, die mit der Regierung hielten, in Schmähungen auf Carnot. Diese Umstände bestärkten den Verdacht, daß ein Minister, welcher die für den König verbesserte Abschrift besessen, der Herausgabe nicht fremd sei, gleichviel ob bei dieser einzig Royalisten thätig gewesen, die entweder den König einschüchtern oder den Unwillen über Mehée auf die angesehensten Republikaner leiten, oder ob auch Anhänger Carnot's, die mit seinem Namen den Schaden, den der von Mehée gethan, wieder gut machen wollten.

Der aufgeregtere Theil des Publicums fand Alles wahr, was die Schrift enthielt, und meinte, daß durch diese kühne Veröffentlichung der allgemeinen Gedanken die Lage des Thrones sich verschlimmert habe. Die Denkschrift hatte, wie Ferrand's Rede, die Vergangenheit aufgerissen; doch, anstatt darüber zu erschrecken, wurde die Revolutionspartei diesmal trotzig.

Die Royalisten zürnten am meisten dem Könige selbst für den Schimpf, der ihm dadurch widerfahren, daß eine Rechtfertigung der Ermordung seines Bruders gerade an ihn gerichtet worden war. Sie waren ohnehin erbittert, seit die Abreise Talleyrand's nur dem Einflusse des Günstlings Blacas zu statten zu kommen schien. Heftig erneuerte sich jetzt der Ingrimm von Männern aus altem Geschlechte, daß ihr legitimer Fürst zu einem constitutionellen

Könige, dem dergleichen begegnen konnte, geworden war. Indessen suchten Andere in den Blättern der Revolution die Reden der Leute auf, die sich wieder hervor drängten, und gaben die schrecklichsten, sowie eine ganze Geschichte des Processes Ludwig's XVI. und, mit dem größten Triumphe, einige Briefe Mehée's aus den Septembertagen 1792 heraus.

Auch Chateaubriand, den seine berühmte Schrift gegen Bonaparte zum Publicisten der Restauration gemacht hatte, trat in dem stürmischen Augenblicke wieder hervor. In einem Artikel, den er ohne Unterschrift im Journal des Debats erscheinen ließ, schilderte er mit seiner wohlbekannten großartigen Sprache den unglaublichen Fortschritt, den seit dem März die Wohlfahrt sowohl als die äußere Ruhe in Frankreich gemacht: noch vor wenigen Monaten die Armeen von ganz Europa auf französischem Boden, einen Unsinnigen, der anstatt den Frieden anzunehmen, den letzten Mann in Frankreich forderte, eine große Schuldenlast, die Prinzen des königlichen Hauses schüchtern an den Enden des Reiches sich zeigend; jetzt diese Familie zu einem Balsam für Frankreich geworden, das Gebiet durch einen ehrenvollen Frieden gerettet, die politischen Freiheiten befestigt durch eine Charte, im Verkehre neues Zutrauen, Alles im Aufblühen, ohne daß es Frankreich einen Tropfen Blut gekostet, noch ein Gefängniß sich zu etwas Anderm geöffnet hätte, als die Opfer der Tyrannei in Freiheit zu setzen; damals nur die Stimme von Unglückspropheten, welche die Gemüther mit Bildern der Rache ängstigten, jetzt von allem Unglücke nichts eingetroffen, als noch einiges Murren der Eiferer auf beiden Seiten, noch etwas Hitze in unsern Meinungen, noch etwas Ungewohnheit an die Ruhe und die Pflicht, aber die Regierung sei schon so sicher, daß sie freche Schmähschriften, die Bonaparte keinen Augenblick zu dulden gewagt hätte, öffentlich verkaufen läßt, um keine geheimen Feinde sich bekümmert und

selbst die Kreaturen Bonaparte's, wie alle andern Bürger, beschützt.

Inzwischen hatte die Commission der Deputirtenkammer, von der das Preßgesetz berathen worden war, noch die wenigen Änderungen geprüft, welche die Pairskammer daran vorgenommen. Am 6. October las Raynouard der Kammer einen derselben günstigen Bericht, worin die bedeutsame Äußerung vorkam: so lange ein Gesetz noch Entwurf sei, solle Jeder seine abweichende Meinung dagegen verfechten; sobald es aber Gesetz sei, solle er seine Stimme ändern, auch wenn er die Meinung nicht ändere; das heiße Gesetzgebungsmoral. Einer der Anträge war, aus dem Eingange des Gesetzes, das nur eine kurze Zeit lang gelten sollte, die Berufung auf die Charte zu entfernen. Die Annahme dieser Änderungen, der letzten, die am Preßgesetze noch möglich waren, wurde von einer Mehrheit von hundertzweiundsiebenzig Stimmen gegen vierzehn ausgesprochen.

In den Departements scheinen die Anhänger des Thrones durch Alles, was vorging, in einige Unruhe versetzt worden zu sein, aus welcher sie der Artikel im „Journal des Debats", an dessen großartiger Sprache überall Chateaubriand erkannt wurde, mit einem Male wieder aufrichtete. Zu größerer Verbreitung des Artikels veranstaltete man an vielen Orten einen eigenen Abdruck und schilderte in Briefen an die „Debats" die Wirkung, welche es gethan, worauf dieses Blatt die Denkschrift Carnot's, mit deren Beurtheilung es erst jetzt herausrückte, als ein schwaches, erbärmliches Pamphlet behandelte. Nun beschäftigte sich auch der feindselige Theil des Publicums mit Chateaubriand's Artikel und erklärte ihn für halb officiell, eine Behauptung, die ihm die Zeitungen des preßkundigen Englands bestätigten, bis der „Moniteur" erwiederte, daß er das einzige officielle Blatt sei. So war bereits die Voraussage der Gegner eingetroffen, daß die Regierung, wenn sie

Censur einführe, jeden Augenblick ihr Verhältniß zu den ihr günstigen Artikeln werde erläutern müssen.

Mit triumphirender Theilnahme sah dieses Publicum jetzt einer Zeitschrift zu, welche glücklich die Censur von sich ferne zu halten wußte, der zum Trotze sie selbst der „Censeur" hieß. Ihre Stifter, die Advocaten Comte und Dunoyer, ließen sie nämlich in Bänden von mehr als zwanzig Bogen erscheinen. Als man diese, um sie doch unter das Gesetz zu bringen, wenigstens für eine periodische Schrift nehmen wollte, erklärten die Herausgeber ihren Lesern, sie versprächen ihnen die künftigen Bände zu keinen bestimmten Zeiten mehr. Man gab ihnen zu verstehen, daß man eine gewisse Opposition gerne nachsehen würde; lachend erzählten sie dies dem Publicum und versicherten, daß sie keine Lust hätten, nur etwas Opposition zur Ehre der Regierung zu machen, der „Censeur" dürfe nicht censirt sein. Immer wachsam, rügten sie jeden Verstoß gegen die Grundsätze der Charte, benutzten jede Gelegenheit, auf Verantwortlichkeit der Minister zu dringen. Es entstand eine allgemeine Freude über den Muth der beiden jungen Männer; es hatte den Reiz eines unerlaubten Genusses, den Niemand verhinderte, daß ein so offener Kampf sich als gesetzlich behaupten konnte. Gleich unbarmherzig verfolgten der „Censeur" und das Publicum die übrigen Blätter, in denen sie den erwarteten Einfluß der Censur zu bemerken glaubten, bis der erstere auf die Vermuthung kam, daß die Schlechtigkeit und die Feigheit nicht so fast von der Censur, als von den Schreibenden komme. Der „Censeur" hatte vorausgesetzt, das Ministerium werde den Plan nicht aufgeben, auch eines scheinbar unabhängigen Blattes sich zu versichern, und erklärte voraus die Haltung des neugestifteten „Journal general de France", das von der Restauration so Viel zu rühmen wußte und doch immer nur kaltblütig das Für und das Wider jeder Sache zu erörtern schien; aber es zeigte sich, daß es nur der Kunstgriff dieses Blattes war, um seinen constitutionnellen Ansichten Eingang zu verschaffen.

Hingegen wollte das Publicum von ähnlicher Gesinnung des „Journal des Debats" nichts wissen, obschon dasselbe an der eben erschienenen Verfassung eines deutschen Ländchens die unaufhaltsame Verbreitung der neuen Ideen nachwies und sich glücklich schätzte, daß der Ruf nach Freiheit nicht mehr Aufruhr bedeute: man sah hierin nur entweder Versuche, unabhängig zu scheinen, oder die Gegner einzuschläfern, und hielt sich an das unablässige Bestreben des Blattes, von ernsten Dingen die Aufmerksamkeit auf leichte Literatur, Theater und Possen abzulenken, womit dasselbe schon unter dem Kaiser der Alleinherrschaft Vorschub gethan. Noch durfte man sich des „Journal de Paris" freuen, indem es, ohne gerade die Censur auf schwere Proben zu stellen, wenigstens niemals ihr zu Liebe anders redete, als seine Meinung war. Ebenso erfinderisch als die Zeitungen waren die Flugschriften eingerichtet, um irgend ein keckes Wort darin anzubringen. Seit Censur bestand, drang die Freiheit unter jeder Gestalt hervor, und jede Äußerung, welche die Censur umgangen, und jede, die ihr frech war vorgelegt worden, galten dem schadenfrohen Publicum für Siege, das erst jetzt die Schwäche der Regierung für eine erwiesene Sache ausgab.

Als es undenkbar geworden war, daß sich um die Person des Königs, wie man so lange gehofft hatte, alle Parteien sammeln würden, suchte ein großer Theil der untern Beamten Verbindungen mit den Unzufriedenen auf, was ihnen um so leichter war, als das System der Regierung keine scharfe Grenze um ihre Anhänger gezogen hatte. Das Werk, wegen dessen Gelingen seit einigen Monaten so Viele mit sich selbst zufrieden waren, über dessen Mißlingen so Viele sich Vorwürfe machten, war ein glücklicher und anständiger Übergang zur neuen Regierung gewesen: jetzt wollten Die, welche diese Aufgabe noch einmal vor sich sahen, sich frühe bereit halten, es geschickter anzustellen, als im letzten April.

In allen den neu belebten Revolutionsparteien gab es Leute, die sich mit dem Sturze der Bourbonen beschäftigten. Sie hielten ihre Verschwörungen weniger vor der Regierung geheim, gegen die man sich ja öffentlich Alles erlaubte, als vor einander selbst, da die Verschwornen jeder Partei ihre eigenen Pläne hatten.

Es ist nämlich wahrscheinlich, daß einige Minister des Kaisers, sobald dieser aus Frankreich abgereist war, die Mittel, wodurch er den Thron wieder besteigen könnte, zu sammeln anfingen, und daß für diesen Zweck mehrere Generale zu jedem Wagniß bereit standen, die behaupteten, Napoleon sei nur durch Verrath gefallen. Der einzige der Marschälle, auf den sie zählten, war Davoust; wegen seiner grausamen Strenge zu Hamburg, worüber sich in Deutschland ein arger Sturm erhoben, hatten ihm die vom Ausland eingesetzten Bourbonen eine Rechtfertigung abgefordert unter dem Vorgeben, er habe den französischen Namen verhaßt gemacht und auf die weiße Fahne, als sie in Frankreich schon anerkannt war, feuern lassen; Davoust hatte seine Rechtfertigung, die er auf Befehle des Kaisers stützen konnte, in einer öffentlichen Dankschrift an den König gegeben und dadurch mit den Bourbonen gebrochen. Von den übrigen Marschällen hatten die Verschwornen nichts zu hoffen, wogegen sie annehmen durften, daß der Kaiser seine Soldaten wieder besäße, wie vorher.

Nahe der französischen Grenze bewohnte König Joseph das Schloß Pranzias im Waadtlande, wo er eine Anzahl Getreuer seines Bruders unter mancherlei Titeln in seine Dienste genommen hatte, und diejenigen empfing, die nach Italien reisten. Ein sicherer Briefwechsel mit Elba war auch dem Grafen Lavalette möglich, dem ehemaligen Postdirector, dessen Untergebene noch jetzt den Dienst der Post versahen. Der geachtete Mann, den Napoleon erst im Unglücke, vor seinem letzten Feldzuge, wieder an sich gezogen und dem er eine große Summe Geld anvertraut hatte, war schon von selbst in Verbindung mit der Insel getreten, ohne von

einer Verschwörung zu wissen. Sein Eifer für den Kaiser läßt glauben, daß er nun behülflich war, von dem Dasein einer solchen allmälig auch die zuverlässigsten Bonapartisten in den Departements zu unterrichten.

Die Entfernung der Bourbonen wurde aber auch in den Parteien der früh'ern Revolutionszeit berechnet, welche in Bonaparte den Räuber der Freiheit haßten. Sie waren nach seinem Sturze aus langer Knechtschaft aufgestanden, wie auch ein Theil von ihnen denselben befördert hatte. Nur war es ein Zufall gewesen, daß sie statt des Kaisers gerade die Bourbonen bekommen hatten, und sobald diese mit ihrer Legitimität sich verhaßt machten, äußerten sie, es hätte ebenso gut ein anderes Fürstenhaus, überhaupt eine andere Regierung sein können. Die Gegenwart der Bourbonen hatte ihnen auch ihre ehemaligen Leidenschaften wiedergegeben, auf deren Höhe sie den constitutionnellen Widerstand in den Kammern, wie er auch glänzen mochte, für unnütze Arbeit erklärten. Hingegen erblickten sie ihre Führer, wenn sie selber einst handeln sollten, in Carnot, dessen Sprache so verschieden von den Kammerreden war, und in Fouché, dem wieder munter gewordenen Revolutionskünstler; ein Zeichen, daß diese Parteien ohne besondere Anschläge noch den öffentlichen Ereignissen folgten. Auch hatten die arm gebliebenen Republikaner, die an Carnot ihren großen Mann besaßen, mit der verdorbenen Classe der Sansculotten, aus welcher am Ende sogar vornehme Herren, wie Fouché, hervorgegangen, ebenso wenig Umgang, als mit den Bonapartisten. Es gab also nicht einmal über Das, was zu wünschen sei, ein allgemeines Einverständniß; sondern jeder enge Kreis hatte seine eigenen Wünsche, bis in der eben genannten zweiten Classe, die im Anfange der Revolution den Anhang des alten Herzogs von Orleans gebildet hatte, der Gedanke aufkam, den jetzigen Herzog auf den Thron zu erheben, der erst vor Kurzem nach Paris zurückgekommen war. Verbindungen zu diesem Zwecke wurden allmälig ausgedehnt und auch bei der Armee gesucht, in

welcher theils der Herzog selbst von seinen Feldzügen her noch Bekannte hatte, theils die alte Partei von Moreau gegen die Rückkehr des Kaisers benutzt werden konnte.

Hinwieder gab es unter den Bonapartisten Leute, wie Thibaudeau, die, obgleich sie vom Kaiser hohe Stellen angenommen, noch genug revolutionaire Farbe trugen, um nun mit allen diesen Revolutionsparteien zu unterhandeln. Es hatte für die Bonapartisten einen großen Reiz, nachdem sie ganz bedeutungslos, ja nicht einmal mehr eine Partei gewesen waren, unter eine Opposition hinauszutreten, vielleicht deren Führer zu werden, die schon so gewaltig auf die öffentliche Meinung gewirkt hatte. So waren es Anhänger des Kaisers, die unter den Mißvergnügten von einem Kreise zum andern gingen und den Zusammenhang der Bestrebungen vorbereiteten. Bald zeigte sich, daß überall der Haß gegen die Bourbonen stärker war, als die mehr der Vergangenheit angehörige gegenseitige Feindschaft; man legte etwas von dieser ab, wenn man den gemeinschaftlichen Wunsch einander mittheilte; die Bonapartisten bestätigten es, daß der Sturz der Bourbonen auch allein, vom Nachfolger abgesehen, jeder Anstrengung werth sei. Auch die Republikaner erkannten an, daß man der Armee bedürfe.

Der Herzog von Otranto hatte bisher das Ansehen, das ihm alle mißvergnügten Parteien einräumten, zur Einschüchterung der Bourbonen benutzt. Nun überzeugte er sich aber, daß neben den unbelehrbaren Emigrirten nichts auszurichten war, und auch nach seinem Charakter hätte er sich nicht auf die Länge enthalten können, die Leitung der Pläne der Verschwornen zu übernehmen. Dem Herzog war von seiner Theilnahme an der Schreckensregierung des Convents ein Anhang von verwegenen Revolutionairs, wozu er Sorge zu tragen hatte, völlige Gewissenlosigkeit in der Wahl der Mittel, und die Leidenschaft geblieben, allem Mächtigen sich anzuschließen und es zu beherrschen. Doch störte ihn dieses nicht mehr in seinem nüchternen und

richtigen Blicke, dessen Überlegenheit ihm, ungeachtet er sich immerfort als ein Plebejer fühlte, höhere Zwecke gab, als die eines Parteimannes, noch entfremdete ihn ein solches politisches Leben seinem Sinne für häusliche Eigenschaften und Vorzüge; vielmehr wußte er sich in jeder seiner Rollen frei zu erhalten, um neben der nächsten Intrigue an das ganze Land zu denken und neben einem allgemeinen Interesse die Lage der davon betroffenen Personen zu achten und zu schonen; ja, diese Gewohnheit, noch einen andern Zweck zu verfolgen, als sein Handeln anzeigte, war ihm zur zweiten Natur geworden. Im Ganzen genommen wollte der Herzog von Otranto für einen Mäßigen aller Parteien angesehen werden, der, stets nur im Dienste des Vaterlandes, die Sprache jeder Zeit zu reden pflege.

Als er den Plänen zum Sturze der Bourbonen entgegenkam, erklärte er Jemandem auf einige Eröffnungen: er arbeite niemals in Treibhäusern, sondern unter freiem Himmel. Durch seine Leute erfuhr er indessen, was in jeder der Revolutionsparteien vorging, denen er, indem sie alle ihre Entwürfe an ihn knüpften, zu einem natürlicheren Vereinigungspunkt wurde, als die Bonapartisten. Nur diese scheuten Fouché, der wirklich die Rückkehr des Kaisers zu vereiteln bedacht war, der ihn von allen Regierungen, welche er zu leiten versucht, am meisten Mühe gekostet hatte. Dagegen schien auch Fouché die Erhebung des Hauses Orleans, woran Diejenigen immer gedacht, welche Revolution und Monarchie zu verbinden wünschten, jetzt das Passendste zu sein, da die Bourbonen, als legitime Fürsten, die Revolution verleugnen zu dürfen glaubten. Seit der Rückkehr des jetzigen Herzogs, der ein geistreicher Mann war und sich das Unglück zur Schule gemacht hatte, war viel von dem übeln Empfange die Rede gewesen, den er in den Tuilerien erfahren. Allein eben als sich die Parteien mit ihm beschäftigten, stellte ihm der König die Güter seines Vaters zurück, die gerade einen sehr großen Theil der unverkauften Nationalgüter ausmachten. Als ihm dessen-

ungeachtet, wie versichert wird, einige Verschworne die Krone anboten, erhielten sie einen Abschlag; doch fanden viele seiner Anhänger dies so natürlich, daß sie sich in ihrem Vorhaben nicht stören ließen.

Die Bonapartisten, welche diese Thätigkeit der Revolutionsparteien beunruhigte, veranstalteten endlich eine geheime Zusammenkunft mit Fouché. Da dieser stark gegen eine neue Gewaltherrschaft des Kaisers eingenommen war, so kam man nur überein, den Sturz der Bourbonen gemeinsam zu übernehmen. Man scheint sich darunter eine Truppenbewegung auf Paris, wo sie von einem Aufstande empfangen würde, gedacht zu haben. Wenn aber ein solcher Streich gelang, so befanden sich die Bonapartisten in dem Nachtheile, daß der Kaiser noch auf dem fernen Elba lag. Den Republikanern suchten sie nun jeden Unterschied zwischen einem Bourbon und dem Herzog von Orleans auszureden; aus sich selbst glaubten Andere durch die Ablehnung des Letztern berechtigt zu sein, sich auch zum Dienste des Kaisers bereit zu erklären. Doch vorzüglich wiederholten die Bonapartisten, daß die Armee keinen andern Fürsten dulden werde, als Napoleon, und meinten, über dessen künftige Regierungsweise beruhigen zu können; auf welche Weise dieser Punkt dem Kaiser selbst mitgetheilt wurde, und ob ein Wink von ihm oder nur die Verbindungen, worin die Brüder des Kaisers, vielleicht der republikanische Lucian, mit einzelnen Bonapartisten standen, diese dazu ermunterten, den Republikanern Versprechen zu geben, kann nicht genau bestimmt werden.

Neben dem Anhange von Orleans gab es eine kleinere militairische Partei für den ritterlichen Eugen, Italiens Vicekönig, der nun als ein schutzbedürftiger Prinz in Wien die Freundschaft Alexander's genoß. Auch der frühere Entwurf einer Regentschaft Marie Louise's wurde wieder überdacht. Beide Pläne, besonders der letztere, waren auch dem Herzog von Otranto nicht fremd, der mit dem Fürsten Metternich einen Briefwechsel über Frankreichs Lage führte.

Während alle diese Pläne von den Royalisten unbeachtet gelassen wurden, beschäftigten sich diese viel mit der Königin Hortense. Dem Schutze, in welchen Alexander, wie ihren Bruder Eugen, so ihre verstorbene Mutter Josephine und sie selbst genommen, verdankte sie es, daß sie unter dem Namen einer Herzogin von St. Leu in Frankreich hatte bleiben dürfen. Wie Alexander zum Ärger der Royalisten öftere Besuche in Malmaison gemacht, so fuhr nun jeder der Bonapartisten, die früher in den Tuilerien die Königin Hortense gekannt hatten, einmal nach ihrer neuen Besitzung St. Leu; mehrere gingen häufig. Sie machten sie zur Vertrauten ihrer Hoffnungen, ihrer Versuche, welche dadurch, zumal bei Hortense's Anhänglichkeit an den Kaiser, zu einem Dienste wurden, dessen Hingebung bis zur Verwegenheit ging. Um jeder Gefahr zu begegnen, der diese Besuche sie mit ihren Kindern aussetzten, ließ sie um eine Audienz beim Könige bitten, um ihm dafür, daß sie in Frankreich bleiben dürfe, zu danken. Ludwig empfing sie und wurde von ihrer Liebenswürdigkeit so entzückt, daß er sich durch seine Ausdrücke über die Herzogin die Stichelreden seines verdrossenen Hofes zuzog.

So lange es sich noch um keinen Anschlag handelte, unterschieden sich die Theilnehmer an all' diesen bloßen Gesprächen nicht von der Menge des gereizten und feindseligen Publicums; sie folgten mit diesem den öffentlichen Vorfällen und äußerten sich darüber auf keine andere Weise. Royalisten, welche bereits an eine Verschwörung glaubten, behaupteten darum, sie sei überall; der Hohe wie der Niedere, jeder habe darin seine Rolle, wäre es auch nur, den Ton in einem Kaffehause anzugeben oder die Neuigkeiten zu verfälschen. Gerade damals fesselte die Deputirtenkammer die Unzufriedenen, indem sie selbst ihre Kühnheit anzunehmen schien.

Die Constitutionnellen der Kammer wollten nicht auffallend zurückbleiben hinter der Opposition in der Presse und in Gesellschaften, die äußerlich noch keine eigentliche

Empörung war; ja noch ein größerer Kreis von Deputirten ließ sich von der Stimmung des Publicums tragen. Schon in der Abstimmung über das Naturalisationsgesetz war die Minderheit auf vierundfünfzig gestiegen. Als in den Büreaus der Kammer nun das Gesetz über die unverkauften Nationalgüter geprüft wurde, verlangten Alle, daß über Ferrand's Rede ein öffentlicher Tadel ausgesprochen werde; sogar die Unterdrückung war von einem Büreau begehrt worden. Die Commission, an welche darauf der Entwurf gelangte, vertraute diese Censur ihrem Berichterstatter, dem Deputirten Bedoch, an, und ließ auch in einigen Zusätzen zum Entwurfe die Emigrirten die ungebührliche Fürsprache des Ministers entgelten. Am 17. October bestieg Bedoch die Tribune der Kammer. Je wohlthuender und zarter, drückte er sich aus, im Gesetzentwurfe selbst des Königs Gesinnung sich ausgesprochen, desto betrübender für Jedermann sei der Gegensatz gewesen, den dazu die Rede des Ministers gebildet. Das Wohl des Königs wie des Landes gebiete, ja es sei unerläßlich, der öffentlichen Meinung wieder das Vertrauen zu geben, das jene Rede erschüttert haben könnte. Zwar wolle die Commission dazu nicht eine unnütze und vielleicht verderbliche Berechnung Dessen anstellen, was die verschiedenen Parteien in der langen, schrecklichen Revolution gefehlt haben möchten, und z. B. aufdecken, daß die größten Vergehen nur die nothwendigen Folgen unbesonnenen Widerstandes gewesen. Hingegen sei Herr Ferrand zur Rede gestellt, ob Diejenigen, die im Dienste des Vaterlandes geblutet, die unerschrockenen Beamten, die das um sich greifende Verderben gehemmt, so viele tugendhafte Bürger, die in Kerker geworfen, aufs Schaffot geschleppt worden, nicht ebenso vieler Theilnahme werth seien, als Diejenigen, die sich, wären die Gründe noch so gerecht, vom Vaterlande getrennt hätten? Der Minister habe überdies von einer bloßen Vertagung des Glücks aller Emigrirten geredet, als ob nicht der König erklärt hätte, daß die erworbenen Rechte sicher seien. Es sei am Tage,

daß die Begründung des Herrn Ferrand nicht der Ausdruck des königlichen Willens gewesen; daß der Minister seine persönliche Gesinnung der des Königs untergelegt habe. Darauf eröffnete Bedoch die Anträge der Commission: im Titel des Gesetzes dürfe von keiner Rückgabe der Güter die Rede sein, sondern von einer Übergabe; unter den Zusätzen befand sich die Erklärung, daß dieses Gesetz unter keinem Vorwande je veranlassen dürfe, auch die ehemaligen Eigenthümer der verkauften Güter zu entschädigen.

Der Angriff auf den Minister war zu scharf gewesen, um auf die Mehrheit der Kammer einen günstigen Eindruck zu machen; sie verwarf den Antrag, unter die Mitglieder den gedruckten Bericht vertheilen zu lassen. Von dieser Seite also sicher, beschuldigte ein Journalist in den „Debats“ den frechen Berichterstatter, mit der Commission seine eigenen Leidenschaften bemäntelt zu haben, hielt ihm, als hätte er ihn hier ertappt, die Stelle von den Folgen des royalistischen Widerstandes vor, schalt ihn einen Plagiator aus Carnot's Aufruhrblättern. Zur Genugthuung für Bedoch verlangte die Commission nun dennoch die Vertheilung seines Berichts; ihr wurde dieselbe nicht mehr abgeschlagen.

Nach diesem Auftritte gebrach es dem Unwillen über Ferrand's Rede an Frische und Kraft. Es war davon in den Verhandlungen über das Gesetz, die nun manche Tage sich hinzogen, wenig mehr die Rede. Die Constitutionnellen schienen vielmehr nur zu besorgen, das Gesetz werde den Emigrirten nicht genügen, werde nicht das letzte sein; gerne hätten sie noch Vieles hineingelegt, und Durbach schlug vor, aus dem Erlöse der noch unverkauften Güter einen Fond zu bilden und unter alle Eigenthümer, deren Güter eingezogen worden, zu vertheilen. Zwar stimmte die Kammer jener Änderung im Titel des Gesetzes bei; aber auf eine andere Stimmung, als nun herrschte, waren die Zusätze der Commission berechnet gewesen. Gegen den wichtigsten, der fernere Entschädigungen niederschlagen wollte, ward vorgestellt, daß es nicht gut wäre, im Herzen so vieler

Familien jede Hoffnung zu zerstören, und die Constitutionnellen, die zur Beruhigung des Staats den Artikel empfahlen, erhielten zur Antwort: eben dazu sei nöthig, ihn wegzulassen. Sogar Lainé verließ seinen Präsidentenstuhl und warnte, so die Zukunft zu fesseln. Gesetzt, Frankreich würde in einen Krieg verwickelt, sagte er, und darin die Emigrirten sich auszeichneten, die doch für nichts zu kämpfen hätten, als für ihren König und für die Käufer ihrer eigenen Güter, soll selbst die Möglichkeit dann entzogen sein, sie zu belohnen? Nachdem auch dieser Zusatz am 4. November verworfen war, wurde das ganze Gesetz mit hundertachtundsechzig Stimmen gegen dreiundzwanzig angenommen.

Wie der Auftritt, den Bedoch veranlaßt, in der Kammer die Opposition herabgestimmt hatte, so war es den royalistischen Zeitungen widerfahren, als Bedoch's Angreifer in den „Debats" die Rüge der Kammer sich zugezogen. Nicht ohne daß die Behörde, hieß es, sie gewarnt hätte, beflissen sich jene Blätter, im Tone mehr Maß zu halten.

Von den Deputirten ging das Gesetz von den unverkauften Gütern an die Pairs über. Da nur selten die alten Herzoge, die einer von der Charte eingesetzten Versammlung ungerne angehörten, die Sitzungen besuchten, so war es, neben den Marschällen, in der Regel der ehemalige Senat mit seiner constitutionnellen Minderheit, welcher die Kammer bildete. Dieser Minderheit war von den Constitutionnellen der Deputirtenkammer das Beispiel gegeben, das Gesetz mit dem Wunsche zu behandeln, daß es genügend werde; so war auch des ganzen Senats Augenmerk im letzten April gewesen, hinlänglich die Leute einer vergangenen Zeit auszustatten, daß sie der neuen Ordnung sich befreunden könnten; allen diesen Pairs, zumal neben ihren Collegen vom alten Adel, mußte es als der größte Übelstand an dem Gesetze erscheinen, daß die frühern Eigenthümer veräußerter Güter dabei unentschädigt blieben.

Auf Popularität waren die Pairs nicht bedacht. Per-

sönliches Ansehen war das Einzige, was die Großen des Kaiserreichs im Kreise ihrer Collegen noch suchen konnten, und gerade hier war solches für Jeden um so nöthiger, als neben ihm Leute saßen, die nur durch Schmeichelei gegen Bonaparte emporgekommen, aber auch um so größer, wenn es einmal erworben war, als in einer Versammlung, die Emigrirte zählte, ebenso großes Verdienst, als ein seltener Charakter dazu gehörte. Am besten durch ihre Laufbahn waren die Marschälle darauf vorbereitet. Doch ein höheres Ansehen bekleidete nur Macdonald, welcher, des unglücklichen Moreau's Freund, keinen Anspruch auf die Gunst des Kaisers gemacht, aber im Unglücke sich diesem genähert, bei ihm ausgeharrt hatte, und der nun unter den Höflingen mit einer Unbefangenheit und einfachen Würde sich benahm, welche dieselben zu einem geziemenden Tone gegen ihn nöthigte. Macdonald war von den Pairs zum ersten Mitgliede der Commission für das Entschädigungsgesetz gewählt worden. Man stellte ihm vor, von ihm sollte die Idee ausgesprochen werden, durch die Nation die Eigenthümer verkaufter Güter entschädigen zu lassen und damit für immer die Käufer zu beruhigen, die sammt ihren Familien eine Zahl von mehr als drei Millionen Franzosen bildeten. Die Angst derselben, ihre Feindseligkeit gegen die Bourbonen war durch den Gang, den in der Deputirtenkammer die Berathung genommen, aufgefrischt worden. Macdonald fügte den Eigenthümern verkaufter Nationalgüter die Soldaten der großen Armee bei, die ihre bescheidenen Dotationen durch den Fall des Kaisers verloren hatten. Er bestimmte die Commission, indem sie das ihr vorgelegte Gesetz empfahl, zugleich ein allgemeines Entschädigungssystem auf die Bahn zu bringen. In der Sitzung der Kammer selbst am 3. December hielt der Marschall eine Rede über die Nothwendigkeit, durch nationalen Edelmuth, ebenso groß, als Frankreichs Leiden gewesen, alle Wunden zu heilen, alle Rachelust zu stillen, und da die Kammer, die ohne Änderungen das Gesetz über die unverkauften Güter genehmigt hatte, sich des vaterlän-

dischen Standpunkts zu freuen schien, auf den zum ersten Mal in den neuen Kammern ein Redner so kühn aus dem Parteigeiste getreten war, so brachte er ihr einige Tage darauf, nebst einer Berechnung der jährlichen Kosten auf zwölf Millionen Franken, den Antrag zu einer Adresse: der König möchte ein Gesetz vorschlagen, durch welches theils die frühern Dotationen von höchstens zweitausend Franken ersetzt würden, theils den ehemaligen Eigenthümern eingezogener und verkaufter Güter eine Rente zugetheilt, im Betrage von zwei und einem halben Procent des Capitalwerths, den 1790 jene Güter gehabt. Das Geld solle aber, bedang ein Pair, von den jetzigen Besitzern der Güter erhoben werden; allein die Kammer war mit dem Antrage einverstanden und erließ die Adresse. Im Publicum waren beide Parteien über dieses Mittel, die Frage zu lösen, verdrossen, und wußten Macdonald, obgleich sie seine Absicht zu ehren genöthigt waren, doch wieder dafür zu tadeln.

Wenn die öffentliche Stimmung in Paris von den Vorfällen des Tages bald aufs Neue gereizt wurde, bald sich etwas beschwichtigen ließ, so hatte sie in den einzelnen Departements, in ihren Städten oder in ihren Volksclassen meist einen Ton, der weniger rasch wechselte. Die Parteien kannten längst ihre günstigen Departements; aber erst seit die Regierung den Grafen von Artois eben diese ihr abgeneigten bereisen ließ, war es in Paris allgemein geworden, sich auch mit dem übrigen Frankreich zu beschäftigen.

Seinem Vater war bald der Herzog von Berry gefolgt, er besuchte Metz und Straßburg. Kaum hatte er den letzteren Platz verlassen, als dessen Commandant, der Marschall Kellermann, die Auflösung der Nationalgarde bekannt machte, die doch viel zu Straßburgs Behauptung gegen die Alliirten beigetragen hatte. Man vermuthete in der Umgegend, in Paris, einen Anschlag auf Berry, bis von der höhern Behörde, ohne deren Vorwissen der Herzog

gehandelt, die Nationalgarde unter ehrenvollen Formen wiedereingesetzt wurde. Berry's Erscheinung im östlichen Frankreich hatte nur erbittert. Denn in Lothringen, Burgund, in der Champagne, und so weit das Land von den Feinden verwüstet worden war, lebte das Volk noch ganz seiner Erbitterung; es hatte sie auf die Bourbonen geworfen, in denen es nur eine vom Feinde aufgedrungene Regierung, ja nur einen der Alliirten sehen wollte, den einzigen, der in Frankreich geblieben; ihm war, als sei es um den Kaiser betrogen worden, für den es gelitten hatte. Nur die gewerbreichen Städte des Nordens freuten sich nach den Störungen der überstandenen Belagerung der nun sichern Friedensdauer, und zunächst um Paris unterschieden sich die Städtchen von dem Landvolke durch ihre Theilnahme an den Hoffnungen, wie an dem Lärme der Parteien dieser Hauptstadt.

Von Burgund aus reiste der Graf von Artois noch in die südlichen Provinzen. Durch einen glänzenden Empfang suchten die Behörden und Royalisten von Lyon, der zweiten Stadt des Königreichs, Paris zu überbieten. Auch die Menge der Einwohner nahm an den Festen Theil, Artois' Manieren waren bezaubernd. Er wurde zur Messe von der Geistlichkeit bewillkommt, er ritt vor der Fronte der Nationalgarde und der Truppen unter lautem Leberufen nieder, er fand im Theater das Freudengetöse eines royalistischen Publicums, er besuchte einige Fabriken, wo in Seide und Sammet unter seinen Augen die Bilder der königlichen Familie entstanden. Dessenungeachtet hatten die Lyoner den Kaiser nicht vergessen, der ihre Stadt aus den Trümmern der Schreckenszeit wieder aufgebaut hatte. Eine jubelnde Bevölkerung empfing dagegen den Bruder des Königs zu Avignon, wo Napoleon nur mit Lebensgefahr entkommen war, zu Aix, zu Marseille. Zwar hatte der Bezug der vereinten Gebühren nicht aufgehört, die neben der Conscription und der kirchlichen Ordnung eine der stärksten Beschwerden gegen den Kaiser gewesen waren.

Aber dieses hitzige Volk war in einen royalistischen Taumel gerathen, worin es von seinen Fürsten Despotismus verlangte und, im Languedoc, seinen Haß gegen die Protestanten in blutdürstigen Reden und Liedern ausstieß. Nur Dauphiné blieb mißvergnügt; die Royalisten beschuldigten die dortigen Bauern, ihnen seien Conscription und mörderische Kriege lieb gewesen, weil sie mit ihren erwachsenen Söhnen in die Güter sich theilen müssen.

Im westlichen Frankreich lebte das royalistische Landvolk mit den fast republikanischen Städten auf gespanntem Fuße, indem Anlaß zu Reibungen durch den Übermuth der Chouans und die häufigen Prozessionen dargeboten wurde. Diese glichen damals Triumphzügen der Geistlichkeit, wobei Vorübergehende, die das Knie nicht bogen oder gar die Mütze nicht abnahmen, vor Mißhandlungen nicht sicher waren. Der König ernannte aber zum Gouverneur der Militairdivision der Bretagne den Marschall Soult, zu dessen eiserner Strenge die Royalisten Vertrauen gefaßt hatten. Sein Ehrgeiz war nicht weniger als unter Napoleon auf Gewalt gerichtet. Er machte sich in der Bretagne zum Beschützer, zum Haupte der Chouans mit der rücksichtslosen Energie, die er in jede Sache warf. In seiner Division lag die Halbinsel Quiberon, wo im Jahre 1795 fünfzehnhundert französische Emigrirte auf englischen Schiffen landeten und von den Truppen des Convents niedergemacht wurden, ohne daß die Engländer zu ihrer Rettung etwas gethan hätten. Soult mit einigen der feurigsten Royalisten wollte ihrem heldenmüthigen Todeskampfe ein Denkmal setzen; er selbst übernahm, da ihm ein Brief des Herzogs von Angouleme die königliche Erlaubniß brachte, den Vorsitz des Comité, das Beiträge dazu sammelte.

Diese officielle Errichtung eines Denkmals für Leute, die gegen Frankreich die Waffen getragen, deren Auslegung, als werde nur britische Treulosigkeit dadurch verewigt, nicht viel Glück machte, würde an die Seite der Rede Ferrand's gestellt worden sein, hätte nicht die Theilnahme eines Ge-

nerals der Republik ausschließlich beschäftigt. Der Unwille des Militairs fand im „Censeur" ein Organ. Der französische Soldat, antwortete aber ein royalistisches Blatt, ist nicht der Meinung des Zeitungsschreibers. Er liebt die Tapferkeit, schützt sie, wo er sie immer finden mag. Der spanische Krieg war ein fluchwürdiges Unternehmen; aber Niemandem fiel es ein, den unsterblichen Armeen einen Vorwurf daraus zu machen. Eher dürfte von einem geheimen Bündniß zwischen der legitimen Gewalt und dem kriegerischen Ruhme gesprochen werden. Die besten Generale der Republik, je schöner sich auf dem Schlachtfelde ihr Name verherrlichte, haben gewünscht, den erworbenen Ruhm zu legitimiren und einer dauerhaften Regierung das Andenken an ihre Heldenthaten anzuvertrauen: Dumouriez, Pichegru, Moreau. Und welche Franzosen haben nach dem 31. März zuerst die Farbe des Königthums aufgesteckt? Es waren die ruhmreichsten Generale.

Die kaiserlichen Officiere hießen die Genannten aber Verräther und ergrimmten über gute Worte, welche die Armee von einer Seite erhielt, von der sie hundertfältig gelästert wurde. Denn es verging fast keine Woche, ohne daß diese Officiere in ihren Garnisonen neue Schriften oder Zeitungen von Paris erhielten, worin die Feldzüge der französischen Armeen besudelt und der Kaiser sogar zu einem mittelmäßigen General heruntergesetzt wurde, der seine Siege nur mit der leichtsinnigsten Verschwendung von Menschenleben erzwungen. Ihre Wuth über diese Classe von feigen Schreibern kannte keine Grenzen, und mit unaussprechlicher Freude ward unter ihnen eine neue Zeitschrift aufgenommen, die, der gelbe Zwerg sich nennend, die Federhelden zu Paaren trieb und mitten unter seinen wunderlichen Einfällen ernsthaft nur wurde, wenn es die Ehre der französischen Waffen galt.

Mürrisch lagen die Corps in ihren Garnisonen. Selbst hier war unter ihnen die alte Garde das musterhafteste, indem in ihr, seit die Bourbonen regierten, noch keine

Strafe hatte ertheilt werden müssen. Aber auch sie, wie die übrigen Corps, wurde mit Musterungen geplagt, wovon jeder wußte, daß es nur die Lehrstunden ihrer Neulinge zu Commandanten sein sollten. Dem Soldaten war der Kaiser und Ehre und Vaterland noch immer dasselbe. Er trug dem Könige, woran am Hofe gar nicht gedacht wurde, die Abtretung Belgiens nach, auf dessen Behauptung in letzten Feldzuge die ganze Armee mit Maison's Truppen stolz war. Er erklärte, der König habe sein Versprechen nicht gehalten; er habe sich den Emigrirten und den verwünschten Pfaffen hingegeben. Der Soldat wurde bitter, wenn er von dieser neuen Garde des Thrones redete. Er bestritt jeden Tadel, der gegen Napoleon gerichtet wurde: wo der Kaiser gefehlt, da sei es ihm von Talleyrand und vom Senate angerathen worden.

In den Umgebungen der Militairs führte bald der Bürger dieselbe Sprache. Das Schicksal der Erstern mag Viele empfänglicher für deren Klagen gemacht haben. Aber auch ihnen ging es zu Herzen, daß sich die Franzosen nicht mehr die erste der Nationen nennen konnten; daß ohne Schaam ein Franzose sich nicht ins Ausland begeben durfte. Die Schmach schien unheilbar zu sein, weil die neue Regierung es für eine freiwillige Einschränkung, ein glückliches Ereigniß wollte angesehen wissen. Es genügte, dies zu fühlen, um mit Achtung auf Napoleon zurück zu blicken, und selbst der Schreckensregierung sie nicht zu versagen, die wenigstens Sinn für die Größe und den Ruhm der Nation besessen hatte.

Nicht minder wirkten die in ihre Familien zurückgekehrten Soldaten. Wo einige Jahre lang die Furcht vor der Conscription und zuletzt noch die vor den Alliirten geherrscht hatte, ohne daß diese den Ort erreicht hatten, da waren die Leute nun über Beides getröstet. Nichts verschloß ihnen mehr die Brust, wenn sie ihren Söhnen zuhörten. Erst jetzt wurde der Name des Kaisers in der Hütte der Bauern mancher Gegend populair und wunderbar. Die

schauerlichen Feldschlachten wurden zu glücklich überstandenen Abenteuern, welche dem Bruder, dem Sohne begegnet waren; körperlich und menschlich wurde die große Gestalt des Kaisers, und jedes liebenswürdige Wort, das er im Felde gesprochen, gewann nun zu Hause noch eine Menge neuer Herzen. Indem aber jeden Augenblick unter dieser Volksklasse die Unruhe über die angekauften Nationalgüter und über die Absichten der Geistlichkeit sich erneuerte, anerkannten ihrerseits die ältern Leute, daß man erst unter dem Kaiser geglaubt habe in Sicherheit genießen zu können, was die Revolution dem Volke gebracht; sie stellten Vergleichungen an, nun den Söhnen erzählend, wie man jetzt besser wohne, besser sich kleide, sich nähre.

In den mittlern Ständen gab es auch außer den frühern Beamten überall Personen, deren ökonomische Lage sich in Folge der Restauration verschlimmert hatte. Der Verdienst an den großen Bauwerken des Kaiserreichs hörte auf. Die Conscription hatte dem Taglöhner wie dem Handwerker den Vortheil einer geringen Concurrenz verschafft. Dem Fabrikanten hatte das Continentalsystem dasselbe geleistet, während jetzt die Engländer mit ihren Waaren das Land überschwemmten. Alle, die darunter litten, und die vielen andern Bürger, auf welche dieser Übelstand Eindruck gemacht, mußten das Continentalsystem mit seiner Begünstigung der inländischen Industrie, des Ackerbaus und des Verkehrs zwischen den einzelnen Departements, für eine große Maßregel zur Wohlfahrt Frankreichs halten, der sich das Gesetzbuch und die übrigen Schöpfungen Napoleon's eben so tief gedacht und wirksam anschlossen. Wie diese großartige Thätigkeit nun ins Stocken gerieth, sah man schon an den eingestellten Arbeiten an Canälen, Staatsgebäuden, Monumenten. Es war zu vermuthen, daß die Bourbonen nichts Ähnliches unternehmen würden. Jeder mußte sich sagen, daß eine Periode, in der er dem kühnsten und frischesten Schaffen beigewohnt, zurückgelegt war. Überblickte er nun, was während derselben entstanden

war, so nahm sich zwar Alles schon wie Denkmäler der Vergangenheit aus, aber es konnte noch auf lange genügen, seinen Stolz und seine Freude zu bilden; denn hatte er auch Ehrfurcht vor dem jetzigen Könige, Achtung vor den Bourbonen, so waren doch jene Dinge für die Unsterblichkeit geschaffen. Sobald aber die Beschränktheit dieser Regierung und ihrer Emigrirten beleidigend wurde, machten Franzosen dieses Sinnes ihrem Gefühle Luft, daß sie Größeres gesehen und eine bessere Regierung, als die Bourbonen, die damals im Auslande gewesen, je abgeben könnten; und es wurde etwa selbst Enthusiasten Recht gegeben, die zum Beweise, daß Napoleon mehr als Mensch sei, anführten, wie er Reiche zerstört und errichtet, den Lebenssaft Europas erneut, aus Tod und Trägheit Leben und Bewegung gezogen habe.

Ebenso wenig, als sich der Officier so plötzlich seiner Kriegsträume entschlagen konnte, wich aus dem Sinne feuriger Franzosen der Maßstab des Großen, das Bedürfniß von Ruhm, der Wunsch nach schnellem Glücke. Unzertrennlich von allen Dreien war des Kaisers Bild. Es trug keinen der finstern Züge mehr, die an ihm die Erfahrung nach und nach entdeckt hatte. Es war wieder frisch, wie der ruhmreiche Sieger von Italien, aber gewaltig und im Glücke, wie der Kaiser, dem die östreichische Erzherzogin zugeführt wurde; es stellte den Herrscher im Reiche der Revolution und der Freiheit dar. So war Napoleon nur noch der Held alles Großen, welches damals die Franzosen kannten; die Innigkeit, womit Viele zu ihm aufblickten, wurde zum Cultus. Es hätte damit im Widerspruch gestanden, sich den Kaiser einer stärkeren Macht erlegen und im Unglücke zu denken; die Verehrer sagten aber, er sei verrathen worden, wobei die Kraft des Helden unversehrt hatte bleiben können.

In ungleicher Zahl waren die Franzosen, die so schwärmten oder die so dachten, in den verschiedenen Städten und Departements unter die anders gesinnte Bevölkerung ge-

mischt. An vielen Orten hatten daneben auch die Republikaner ihren Anhang, der sich zur Partei bildete, als auf dem polititischen Schauplatze der Hauptstadt plötzlich Fouché und sogar Carnot erschienen. Allein da der Kaiser hier auch solche Verehrer besaß, denen er zum Sinnbilde der Gleichheit und der ganzen Revolution geworden, so waren die beiden Parteien, die Einzelnen ausgenommen, die von den Verschwornen zu Paris für einen der Anschläge gewonnen worden, — nicht scharf unterschieden.

Was beim Landvolke den Bourbonen am meisten geschadet hatte, war, daß die versprochene Abschaffung der vereinten Gebühren widerrufen worden. Die Regierung kannte die Unzufriedenheit darüber, die auch in royalistischen Gegenden herrschte und hie und da das St. Ludwigsfest gestört hatte. Sie war größer, als man zu der Zeit, da der Minister die unglückliche und doch nothwendige Anzeige in der Kammer machte, hatte ahnen können. Royalistische Schriftsteller machten indeß die Bemerkung, daß ein Regierungswechsel immer in vielen Köpfen der untern Volksklassen die unbestimmte Erwartung einer schrankenlosen Freiheit wecke.

Jedem Zweifel an der Befestigung der neuen Regierung setzten die Minister und ihre Anhänger zuerst das Gedeihen des Handels entgegen. Mit besonderm Stolze führten sie einerseits an, daß durch den Friedensvertrag Frankreich wieder Colonien bekommen, andererseits, daß durch die beispiellose Treue der Regierung gegen die Staatsgläubiger das Zutrauen in den Verkehr zwischen Einzelnen nicht minder als mit dem Staate zurückgebracht worden sei. Wirklich wurden in manchen Zweigen des Handels wieder Unternehmungen gewagt, die einer längern Friedenszeit bedurften. Vom Seehandel schreckten jedoch die Erfahrungen ab, die man nach dem Frieden von Amiens an den Engländern gemacht hatte. Um die Herrschaft der Meere führte diese Nation noch gerade jetzt einen barbarischen Krieg mit Frankreichs alten Verbündeten, den

Nordamerikanern, und für die Lähmung der beiden französischen Colonien schien ihre Arglist schon im Pariser Frieden, durch den sie dieselben abtraten, gesorgt zu haben, indem sich darin der König hatte verpflichten müssen, sich für die allgemeine Abschaffung des Negerhandels zu verwenden. Die Engländer wollten allen Staaten diese Pflicht der Menschlichkeit auflegen, nachdem sie ihre eigenen Colonien reichlich mit den Sklaven versehen hatten, die sie aus den französischen entführt, aus dem Gebiete der Vereinigten Staaten weggelockt. Wenn aber in dem Seehandel noch keine großen Capitalien geworfen wurden, so strömten sie dagegen nach der Hauptstadt und gewährten, indem sie die öffentlichen Fonds in die Höhe trieben, der Regierung den Anblick des wachsenden Credites. Auch die ganze Außenseite von Paris zeugte von Flor. Die Miethhäuser waren alle mit Fremden ganz besetzt; große Thätigkeit herrschte in der Fabrikation von Luxuswaaren: wenn Europa, sagte man, bei seinem Besuche zu Paris eine Million weggenommen, so habe es dafür drei Millionen zurückgelassen; und nachdem die Franzosen in Bonaparte's Feldzügen so lange die andern Völker aufsuchen mußten, um sie mit Bedürfnissen bekannt zu machen und hundertfachen Luxus anzubringen, so haben diese nun endlich den Weg nach der Quelle gefunden und werden sich fortan hier versehen.

Die Royalisten waren gegen das Ende des Jahres außer sich vor Jubel über ein Buch, das, wie sie meinten, dem Könige zeigte, was die alte französische Monarchie gewesen. Der Verfasser, Graf von Montlosier, war einer der Emigrirten, welche zu der Richtung Napoleon's auf das Alte Vertrauen gefaßt und heimgekommen waren, um ihn darin weiter zu treiben. Napoleon hatte ihm aufgetragen, die Geschichte des Sturzes der alten Monarchie zu schreiben. Das Werk fiel so selbständig aus, ohne die damaligen Einrichtungen schon für den Schluß auszugeben, daß der Kaiser zwar die Gedanken lobte, aber die Heraus-

gabe untersagte. Der Graf veranstaltete sie unter der Restauration. Es war in dem Buche der Ursprung des französischen Adels in eine graue Vorzeit gerückt, und in allen Stücken das Feudalsystem gepriesen. Aus der Herrschsucht der Könige war dessen allmäliger Untergang erklärt, aus diesem der Verfall der Monarchie, die dermaßen einerlei gewesen seien, daß Ludwig XIV., der König, der auf das Feudalsystem den letzten Streich geführt, eine wurmstichige Monarchie hinterlassen, welcher nach wenigen Jahrzehnten die Revolution ein Ende gemacht habe. Man solle sich doch nicht länger über den Ursprung der Revolution die Köpfe zerbrechen, sie habe mit dem ersten Angriffe auf das Feudalsystem begonnen; der König, der diesen verschuldet, sei der erste Revolutionsmann gewesen, und ein wahrer Jakobiner sein Nachfolger, der die Freiheit der Gemeinden anerkannt. Das Buch war verwegen in seinem historischen Gespinnste, aber reich an neuen Auffassungen, kühn und scharf durch seine Folgerichtigkeit.

Es herrschte indeß unter den Royalisten noch immer ein gewisser Schrecken über Carnot's Denkschrift. Sie war ein Muster für die Revolutionsgeister geworden, die nun keine bessere Form für den Ausdruck ihrer feindseligsten und beleidigendsten Einfälle über die Restauration kannten, als die einer Denkschrift an den König. Endlich fühlte sich Chateaubriand, der Schriftsteller der Restauration, berufen, die öffentliche Meinung zu befestigen. Er wollte die vor mehreren Wochen durch ihn ins Publicum geworfene Idee weiter ausführen, daß es mit der Restauration, anstatt daß ihr hoffnungsvoller Anfang sich umwölkt habe, schon jetzt viel besser stehe. Er brauchte ja nur die Verhältnisse natürlich, wie zwei gesunde Augen sie finden mußten, zu zeichnen, um den Trug zu lösen, in dem man darüber sich von allen Seiten erhitzte. Dann aber wollte sich Chateaubriand mit einigen ernsten Worten über die Charte an die Royalisten wenden, deren unvorsichtige Reden die edeln Bemühungen des Königs so sehr erschwerten; bei

seinen Verdiensten um die Partei scheute er sich nicht, seine Gunst auf diese Probe zu setzen.

Indem Chateaubriand die Schrift entwarf, widerlegte er zuerst Carnot, ohne den Namen auszusprechen. Es fiel ihm freilich schwer, noch zeigen zu müssen, wie es eigentlich unerhört und unmenschlich sei, daß der ungerechte Richter eines Königs an dessen endlich den Thron besteigenden Bruder eine Rechtfertigung des Königsmordes gerichtet. Was wollen denn, rief er, die Verfasser dieser beklagenswerthen Apologien? Sie geben ja selbst zu, daß in der Charte alle Garantien der Freiheit enthalten sind. Untersucht man die Wunde, so sieht man ein krankes Gewissen, das seine Ruhe nicht finden kann, eine gepeinigte Eitelkeit, die sich verletzt fühlt, nicht allein in die Räthe des Königs berufen zu sein, eine geheime Verzweiflung über die unübersteigliche Wand zwischen Ludwig XVIII. und den Richtern Ludwig's XVI. Wäre es nicht besser für diese Menschen, gegen sich selbst gerecht zu sein, zu gestehen, daß sie keine Gesellschaft für den König sein können, den Frieden zu genießen, den er ihnen gönnt, anstatt sich durch seine Schonung gedemüthigt zu zeigen? Vielleicht aber täuschen sie sich über ihre Stellung im Lande. Sie wiederholen immer, ganz Frankreich trage mit ihnen die Schuld am Tode des Königs. Aber hat sich das Volk darum bekümmert, als um dieses Verbrechens willen einige Senatoren von der neuen Pairskammer ausgeschlossen wurden? In unglückliche Verirrungen, wie die Zeit sie mit sich brachte, mag Jeder gerathen sein: nur die Urheber des Todes der königlichen Familie sind die Verbrecher. Sie sind vereinzelt, und zwar ein ohnmächtiges kleines Häufchen. Denn man darf von ihnen Diejenigen ausscheiden, die ihrer Stimme für den Tod noch eine Bedingung angehängt haben: vielleicht hofften diese ihren Herrn zu retten, vierundzwanzig Stunden waren Alles in jener Zeit. Versetze man sich in die schrecklichen Augenblicke; war nicht ein kleines Zeichen von gutem Willen, auch wenn es nichts ausrichten

konnte, schon ein Verdienst? Auch Diejenigen bilden eine besondere Klasse, die später in hohen Staatsämtern ihr Vergehen gut zu machen gesucht haben und nun dem Throne nützlich sind. Und die Wenigen, die noch übrig bleiben, geben sich nun für die Schutzwache Aller aus, die an unsern Unruhen Theil genommen: wenn etwas die Gemüther beunruhigen kann, so ist es viel eher die Straflosigkeit dieser Richter des Königs. Zu ihrer Entschuldigung haben sie gar noch zu dem elenden Sophismus gegriffen: weil die Emigrirten, den König zu retten, ein falsches Mittel angewandt, seien sie Thäter. Um die Emigrirten zu verurtheilen, müßte man wissen, ob ihr Leben zu Hause noch sicher gewesen. Doch es genügt, zu erinnern, daß das alte Gesetz der Franzosen, die Ehre, band. Wo diese spricht, mit Recht oder Unrecht, verpflichtet sie. Nachdem es einmal vom ganzen Corps anerkannt war, daß ein Edelmann sich am Rheine schlagen müsse, konnte ein Solcher wegbleiben? Die ganze Armee versteht dies. Will man wissen, was der Adel, was die Geistlichkeit für den König gethan, so frage man die Schlachtfelder von Hagenau, von Weißenburg, von Quiberon; man frage die Wälder der Bretagne und der Vendée, alle jene Grotten, jene Felsen, wo man die heiligen Mysterien zum Gedächtniß des Märtyrerkönigs feierte; man frage alle jene Apostel, die in weltlichen Kleidern unter der Menge auf den schrecklichen Karren warteten, um eure Opfer im Vorüberfahren zu segnen. Aber man beschuldigt diese Emigrirten, sie bringen für uns Fesseln zurück. Als ob auf einmal das ganze Heer der Emigrirten in Frankreich eingezogen wäre! Die meisten sind ja schon vierzehn oder funfzehn Jahre lang wieder unter uns, ihre Söhne sind in unsern Militairschulen aufgewachsen, haben in unsern Armeen schon manche Feldzüge mitgemacht: bedrohen sie etwa uns mit der Wiederkunft aller Vorurtheile? Oder sind es die wenigen Getreuen, die Ludwig XVIII. bis ans Ende die Verbannung erleichtert haben und nun seine Freude an der Heimat theilen, wo

längst ihr väterliches Haus vom Boden verschwunden und ein fremder Pflug über ihre Güter fährt? Wollet ihr, daß ihnen Ludwig XVIII. nun mit Undank lohne? Laßt uns bewundern an unsern Königen, daß sie im Unglück Liebe finden und lieben im Glücke.

Chateaubriand rückte im Schreiben die einzelnen Punkte dieses Verweises auseinander und bildete jeden zu einem abgerundeten Kapitel aus. Dann redete er von der Charte und nannte sie eine Friedensacte zwischen den beiden Parteien in Frankreich. Ehe er die Royalisten darüber begütigte, widerlegte er die Einwendungen der Revolutionspartei. Sorgfältig führte er alle Vorwürfe und Zweifel der Royalisten an und entkräftete einen nach dem andern mit schmeichlerischen Worten. Sodann zählte er ihnen die Vortheile auf, die ein constitutionnelles Leben, wie es durch die Charte entstanden, ihnen selbst gewähren werde: groß waren dieselben für die Edelleute der Provinz, die den Ministern, deren Despotismus sie im vorigen Jahrhunderte gehaßt hatten, als Deputirte oder Pairs nun selber furchtbar werden und in der Armee sich durch Verdienst rascher und höher als vormals schwingen konnten.

Durch einige große Gedanken hob Chateaubriand seinen Zuspruch an die Royalisten in einem Grade, daß die Nothwendigkeit schien zur Weisheit und zum Edelsinn zu sprechen. In unsern Tagen, sagte er, gibt es eine Meinung Aller, welche die Meinung Einzelner beherrscht: es ist die europäische Meinung, die ein Volk nöthigt, den andern Völkern zu folgen. Wenn von allen Seiten Alles nach gemeinschaftlichem Ziele sich bewegt, so muß man sich dem Laufe der Zeit überlassen. Vor Entdeckung der Buchdruckerkunst, als Europa noch keine Wege, keine Posten, kaum Verbindungsmittel besaß, und eine Reise von Paris nach Orleans gefährlich war, weil ein Montmorency mit dem König von Frankreich in Fehde stand, damals war es möglich, daß, was in dem einen Lande vorgegangen, geraume Zeit im andern unbekannt blieb. Aber jetzt, wo

eine Nachricht von Petersburg nach Paris in vierzehn Tagen gelangt, und in wenigen Minuten die Tuilerien eine telegraphische Meldung aus Straßburg, ja Mailand erhalten; wo sich die Völker alle kennen, vermischen, gegenseitig mit ihrer Sprache und Geschichte vertraut sind; wo die Buchdruckerkunst zur immer offenen Tribüne geworden, die jeder besteigen mag, gibt es kein Mittel, sich zu vereinzeln und aus der europäischen Bewegung sich wegzustehlen. Es ist auch der Geist des Jahrhunderts wie in unsere Umgebung, so in unsere Köpfe gedrungen, und hat sogar zum Herzen Derer den Weg gefunden, die sich ganz frei davon glauben. Wenn eben Die, welche glauben, man könnte die ehemalige Ordnung herstellen, die Erlaubniß dazu erhielten, vielleicht würden sie bald sich nicht mehr zu rathen wissen und auf das Unternehmen verzichten.

Und, fuhr Chateaubriand fort, warum sollte man es nicht gestehen? Wir haben in der Revolution allerdings viel verloren, aber haben wir denn nichts gewonnen? Sind zwanzig Jahre voll Siege nichts? Sind so viele Heldenthaten, so viele Beispiele von Bürgertugend nichts? Wenn die Menge verdorben ist, wie es in bürgerlichen Unruhen immer geschieht, so soll man auch anerkennen, daß in den höhern Ständen die Sitten reiner, die häuslichen Vorzüge allgemeiner geworden sind, daß der französische Charakter an Kraft und Ernst gewonnen hat. Es ist unleugbar, daß wir nicht mehr so frivol, daß wir natürlicher, einfacher sind; daß Jeder mehr sein Selbst ausdrückt, weniger dem Nachbar gleicht. Unsere Jünglinge, in Lagern oder in der Einsamkeit gebildet, haben etwas Männliches oder Originelles, das ihnen vordem fremd gewesen. Die Religion ist in Denen, die sie üben, nicht mehr Gewohnheitssache, sondern die Folge einer starken Überzeugung; wo sich die Moral in den Herzen erhalten hat, ist sie nicht mehr die Frucht häuslichen Unterrichts, sondern die Lehre einer erleuchteten Vernunft. Die größten Interessen haben die

Geister beschäftigt, die ganze Welt ist an uns vorübergezogen. Verschieden wirkt es auf die Seele, sich für sein Leben zu wehren, dem Fallen und Steigen von Thronen zuzusehen, oder zur einzigen Unterhaltung eine Hofintrigue, eine Spazierfahrt im Gehölze von Boulogne, eine literarische Neuigkeit zu haben. Wir wollen es vielleicht uns nicht gestehen; aber fühlen wir es nicht selbst, daß die Franzosen mehr Menschen sind, als sie es vor dreißig oder vierzig Jahren gewesen? Und warum nicht anerkennen, daß Mathematik und Naturwissenschaften, Agricultur und Manufakturen ungeheure Fortschritte gemacht haben? Wir wollen doch nicht verkennen, was sich zu unserm Vortheil geändert haben mag; wir haben es theuer genug bezahlt. — Revolutionen und Leiden sind glückliche Erfahrungen, wenn man sie zu benutzen weiß. Aus unserer Revolution ist eine Idee hervorgegangen, die weder das Schreckenssystem noch der Despotismus haben ersticken können; es ist die ursprüngliche Idee, der leitende Grundsatz dieser Revolution, die Idee einer politischen Ordnung, welche die Rechte des Volkes schütze, ohne diejenigen der Souveraine zu verletzen. Dabei hat uns die Convention für immer die Lust zu einer Republik benommen, Bonaparte hat uns geheilt von dem Hange zur unbeschränkten Gewalt. Diese beiden Erfahrungen lehren uns, daß eine begrenzte Monarchie, wie wir dem Könige sie verdanken, die Regierung ist, durch welche am besten für unsere Würde, wie für unser Glück gesorgt ist.

Dies waren die Schlußworte. Chateaubriand versprach sich viel von seinen Blättern für die Befestigung des Thrones. Er gab ihnen die Aufschrift: „Betrachtungen über einige Schriften des Tages", und legte sie dem Könige vor.

Am Hofe war Chateaubriand wegen seiner frühern Schrift mit Auszeichnung empfangen worden. In einem eigenen Verhältnisse stand er indessen zum König, der sich gleichfalls auf einen zierlichen Styl verstand, den er aber

nach der klassischen Periode seines Ahns gebildet hatte. Ludwig war der literarische Gegner des großen Neuerers unter den Schriftstellern seiner Regierung. Auch pflegte er, wenn dieser am Hofe erschien, irgend etwas Literarisches anzubringen; Chateaubriand aber wäre lieber über Politik gefragt worden. Seine jetzige Schrift entzückte den König, der noch nirgends so erhaben und so vollständig die Gesinnung schildern gesehen hatte, womit er Frankreich regieren wollte. Seine Theilnahme daran soll so weit gegangen sein, daß er einige Stellen, die noch nicht ganz seine Meinung ausdrückten, änderte. Wenigstens wurde im Publicum dies versichert, worauf man zum Ruhm des Königs bemerkte, daß in der Sprache doch nirgends eine Ungleichheit sichtbar sei. Personen, die in den Tagen nach dem Erscheinen der Schrift den König sahen, wurden von ihm mit der Frage angeredet, ob sie dieselbe gelesen: diese Grundsätze sollten die aller Franzosen sein. Bald füllten sich die der Regierung am nächsten stehenden Blätter mit Briefen über den Jubel der Departements, wo Alles einverstanden sei, daß Chateaubriand die Gesinnung des Volkes getroffen habe. Viele Royalisten zürnten dem Schriftsteller; ihren Blättern dienten von Zeit zu Zeit einige Worte des Beifalls über Chateaubriand dazu, einen Beweis ihrer Mäßigung zu geben.

Die Regierung selbst hatte für die Sicherheit des Thrones die Beeidigung aller Verwaltungsbeamten vornehmen lassen. Doch wollte sie gegen das Übelwollen der Armee bedeutendere Vorsorge treffen. Weder neue Auszeichnung der Marschälle genügte, noch konnten die verschiedenen Corps der königlichen Haustruppen, zusammen an 10,000 Mann, beruhigen. Da die Nationalgarde bei der Ankunft der Bourbonen willige Dienste geleistet hatte, so beschäftigte sich die Regierung mit ihrer Reorganisation, wodurch sie theils aus Männern der vermöglicheren Mittelklassen gebildet, theils, ganz unabhängig von den Militairbehörden, unter die bürgerliche Macht gestellt werden

sollte. Allein das Wichtigste, womit man umging, war eine kräftigere Besetzung des Kriegsministeriums. Dupont's Unfähigkeit lag am Tage, da er noch nicht einmal zur Säuberung der Hauptstadt von den vielen trotzigen Officiers, die zu ihren Corps gehörten, etwas Erkleckliches gethan hatte. In hohem Ansehen stand die Festigkeit Soult's, und gerne anerkannten sie die Royalisten, die erstaunt gewesen, in seinen Erlassen aus der Bretagne einen Royalismus zu finden, so rein, wie er von Behörden der Restauration noch niemals vernommen worden war. Den Grafen von Artois soll schon die Unterwürfigkeit gewonnen haben, womit der Marschall sich über die Kälte, die man anfangs gegen ihn beobachtete, auf keine Weise empfindlich gezeigt hatte. So durfte ihn der König im Anfange des Christmonats ans Kriegsministerium berufen: von diesem Erfolge, den sein System, Neues und Altes zu vereinen, nun selbst bei den Royalisten gehabt, mag Ludwig erfreut gewesen sein, indeß die Letztern über die Armee einen Triumph feierten, der sie endlich einen Meister gefunden zu haben glaubten. Soult trat ins Cabinet mit dem Vorsatze, den Fehlern abzuhelfen, welche der Zustand der öffentlichen Meinung voraussetzen ließ. Rasch griff er in allen Zweigen seiner Verwaltung die Arbeit an, gab dem Könige regelmäßige Rechenschaft, legte im Ministerrathe vor, was mit andern Verwaltungen zusammenhing: indem er aber Gleiches von seinen Collegen erwartete, brachte er in die Gewohnheiten und das gute Vernehmen des Cabinets eine Störung, die ihm seine Neuerungen wieder entleidete.

Ans Ministerium der Marine, in welchem Malouet gestorben, wurde Beugnot von der Direction der Polizei versetzt, und zu dieser d'André berufen, der zur Kaiserzeit die geheime Agentschaft der Bourbonen in Frankreich besorgt hatte. Nur der ausdrückliche Wille des Königs soll diesen klugen Mann zur Übernahme eines, wie er glaubte, verzweifelten Geschäftes vermocht haben. Erst jetzt ging aber der Triumph der Hofpartei von Herzen, und voll-

ständig ward ihr Gefühl der Sicherheit, da sie wieder einen der Ihrigen an der Regierung hatte.

Von Fouché wird versichert, er sei zur Überzeugung gekommen, daß unter den Parteien der Verschwörung vorerst nur die Bonapartisten ihr Ziel erreichen konnten, aber auch, daß sich der Kaiser nicht auf die Dauer behaupten würde; demgemäß habe er sich, ohne andern Versuchen zu entsagen, der Pläne zu Napoleon's Rückkehr angenommen, um mächtig an dessen Seite Dem, was bleiben sollte, vorzubauen. Ungewiß ist, ob dieser Entschluß in die Zeit fällt, wo die Hofpartei, die lange von ihm sich Hülfe versprochen hatte, endlich Soult wählte. Steigen mußte innerhalb der Verschwörung das Ansehen der Bonapartisten in Folge der im Volke überhandnehmenden Verehrung des Helden. Dem Eindrucke dieser Wahrnehmung kam übrigens eine innere Entwickelung in den Parteien selbst entgegen. Die republikanischen Pläne, mit allen ihren Nüancen, waren nur Wiederholungen dieser oder jener Periode der ersten Revolutionsjahre; den Pateien, die sich damit trugen, wohnte nicht mehr die Triebkraft frischer Überzeugung ein, die einst in ihnen Ansicht und Wunsch langsam umgebildet und sie gläubig bei jedem Schritte hatte verweilen lassen; sie hatten den ganzen Verlauf ihrer Wünsche schon einmal erfahren, sie wußten Anfang und Ende: mit der Überlegenheit militairischer Kraft war das Letztere eingetreten, nun erkannten sie es von Weitem in dem noch einmal gewaltigen Zauber des Kaisergeistes. Der Sinn dieser Parteien war nur noch auf Erfolge gestellt, was bewirkte, da zu eigenen der Glaube an ihre Sache ihnen mangelte, daß sie den Erfolgen anderer schnell sich fügten.

Nun faßte aber die Regierung zu ihrer Befestigung noch einen großen Entschluß: sie beauftragte des Königs Gesandten am Wiener Congresse, vielleicht auf dessen Rath, die Entfernung Bonaparte's aus Frankreichs Nähe mit den Mächten zu unterhandeln.

Beruhigt war nun der König durch Chateaubriand's

Schrift, die Royalisten durch ihre Triumphe, die ganze Regierung durch neue Kräfte und größere Maßregeln. Dazu half die zunehmende Fügsamkeit der Kammer, die sich in den Geldbewilligungen für das Königshaus sogar freundlich erwies, und daß die Constitutionnellen, die einzigen sichtbaren Gegner, auf den Bestand der Regierung selbst Werth zu setzen schienen.

Besonders galt dies von einer Anzahl junger Schriftsteller. Diese hatten zur Kaiserzeit in dem Kampfe zwischen klassischer und philosophischer Literatur sich eine gediegene und feine literarische Bildung angeeignet. Da zum Hervorbringen kein äußerer Antrieb vorhanden war, so hatten sie große Studien gemacht, indeß die kolossale Umgebung doch ihren Sinn für eigentliche Lebenswerke, die ihnen Ruhm brächten, erzog. Aber zu einer selbständigen Entwickelung waren sie nie gelangt, da die Zeit ihrer nicht bedurfte, und neben der durchdringenden Herrschaft des Kaisers nicht einmal das Bewußtsein, zur Republik der Geister zu gehören, sich halten konnte. Die Welten der Dichtung waren erblaßt gegen die Wirklichkeit; diese befähigte, Geschichte zu studiren, wo sich auch, was an langem Bestand einer Weltherrschaft und einer solchen Despotie nicht glauben wollte, Rath und Trost zu holen pflegte: aber wer hätte Geschichte schreiben mögen, da keine Periode größer war als die Gegenwart! Hingegen waren jetzt die bisher unfruchtbaren unter schwache und kleinliche Scenen hinausgetreten, versehen mit einem noch zu verarbeitenden Schatze erlebter Völkerschicksale; alle die jungen Schriftsteller sahen schwankende und unhaltbare Zustände vor sich, zu deren Gestaltung diesmal Geist und Wahrheit berufen zu sein schienen. An die literarischen Formen des Kaiserreichs war nach dessen Einsturz nicht mehr zu denken, neue mußten erst geschaffen werden: schon keimten Ideen, wuchsen Pläne; wenn nur das Reifen nicht wieder gestört wurde! So geschah es, daß diese Schriftsteller, wenn sie auch mit dem Royalismus in Fehde standen und z. B.

Benjamin Constant's Schriften mit Jubel begrüßt hatten, sich über dem Wunsche betraten, daß die Bourbonen an der Regierung blieben. Willkommen war ihnen zur Rechtfertigung ihrer politischen Haltung die Äußerung, die aufgekommen war, daß eine Opposition zur constitutionnellen Monarchie gehöre.

Angeregt wurden Einige durch das Buch des Grafen Montlosier, dessen neue Ansichten sowohl als falsche Gelehrsamkeit zunächst zum Widerspruche, dann zu eigener Bearbeitung aufforderten. Wie nämlich Montlosier den Verfall der ursprünglichen Monarchie in die Zeiten hinauf gesetzt hatte, wo die Städte ihre Freiheiten gewannen, so kamen jüngere Schriftsteller auf den Gedanken, auch ihrerseits die Geschichte der Freiheit in Frankreich schon in frühern Jahrhunderten zu beginnen und das Alterthum des Bürgerstandes in seine historischen Rechte wieder einzusetzen: mehr als Einer warf sich auf solchen Antrieb hin in das Studium der Geschichte Frankreichs. Die größten Wirkungen gingen aber von dem Buche der Frau von Stael über Deutschland aus. Eine neue Literatur, von der man bis jetzt nur unbestimmte Bilder und Vorurtheile besessen, war gleichsam entdeckt und zugänglich geworden. Welche Aufgabe, so viele große Dichter und Denker nun in sich aufzunehmen, des Fremden und Unverständlichen zu entledigen und den geläuterten Schatz den Franzosen vorzulegen! Daß hier, wo ein so starker Gegensatz gegen die alt-französische Eleganz und Oberflächlichkeit doch geistreich und glänzend erschien, die Quelle zur Verjüngung der eigenen Literatur gefunden sei, war eine Ahnung, welche tiefern Geistern das volle Gefühl ihrer Kraft gab. Besonders da die Anhänger des klassischen Jahrhunderts das Buch über Deutschland ihren Ärger fühlen ließen und dem zauberischen Dunkel des Styles den gesunden Menschenverstand entgegenstellten, trugen sich die nach der Zukunft gewandten Talente mit der Aussicht auf eine neue Blüthezeit der französischen Literatur, die der Bekanntschaft mit

deutschen Klassikern folgen werde, wie Racine auf das Studium der Griechen, Voltaire's Tragödien auf das von Shakspeare. Frau von Stael selbst war mit einem neuen Plane beschäftigt, den ihr die Pietät eingegeben. Wenn Carnot zu einer Rechtfertigung sich gedrungen gefühlt, und die Royalisten ihm bedeuteten, er hätte besser gethan, sich zu verbergen, so wollte sie das Bild ihres Vaters, hehr und rein, wie es vor ihrer Seele stand, aus dem Kampfe retten und einem ewigen Denkmale eingraben. Indem sie aber in den schönern Perioden der Revolution überall den Geist Necker's zu sehen glaubte und an den traurigen zunächst dessen Abwesenheit bemerkte, trat die ganze Revolutionszeit in ihren Plan, und ihre reichen Betrachtungen über diese knüpften sich alle daran. Auch hier lag für die jungen Schriftsteller noch eine gemeinschaftliche Aufgabe bereit. An ihnen stand es, die Revolution auszulegen, das Schöne und Gute, das sie gebracht, blinder Verdammniß zu entreißen, und dieses Vermächtniß in der freundlicheren literarischen Form den Zeitgenossen anzubieten.

Während alle diese Schriftsteller im Grunde nur auf den Glanz der Literatur bedacht waren, machte ein in Armuth gesunkener Graf von St. Simon einen vergeblichen Versuch, den großen Geistern aller Fächer eine neue Einrichtung der untern Volksklassen und der gesammten Verhältnisse zwischen den Menschen aufzugeben, aus deren Zerrüttung er die erlebten Schrecknisse herleitete. Es war sein Lebensgedanke von Jugend auf gewesen. Er hatte sein Vermögen an die Erfahrungen aller menschlichen Lagen verschwendet und nichts gerettet, als das Bewußtsein einer großen Bestimmung. Beim Ausbruche der politischen Restauration, als der Adel in die hohen Stellen einzog, versah der Graf, der von den alten französischen Namen einen der schönsten trug, einen Schreiberdienst im Leihhause und blieb vergessen. Auch für seine Ideen hatte diese Restauration keinen Werth: seine Klage war, daß die Lebensverhältnisse in Anarchie gerathen, und sein Ge-

danke, die Gesellschaft der Menschen zur Regelung allem Geiste und aller Kenntniß, die in ihr vorhanden wären, zu übergeben. Er ließ den Schriften, durch die er sich schon mehrmals mit seinem Anliegen an die Gelehrten gewendet hatte, eine neue folgen, die von der Reorganisation der europäischen Gesellschaft handelte. Schnell war sie vergriffen: es scheint, man haschte damals nach Allem, was anzuregen versprach. Allein Denker und Schriftsteller wußten dieser Schrift für ihre Ideen nichts abzugewinnen; man unterhielt sich nicht davon.

Fünftes Kapitel.

Die Restauration in Europa, Talleyrand am Wiener Congreß.

Im vorigen Winter, als Napoleon nicht wußte, wie nahe die Alliirten der Hauptstadt gelangen würden, entfernte er den heiligen Vater, den er in seinem Schlosse Fontainebleau gehalten, und ließ ihn langsam nach Italien zurückreisen. Nie hatte der Kaiser, auch als er die stärksten Throne gebrochen, seinen Willen dem gefangenen Greise aufzubringen vermocht, dessen Macht mit Heeren nicht beizukommen war. Der heilige Vater fuhr im südlichen Frankreich und in Oberitalien durch die zusammengeströmte ganze Bevölkerung, die ihn anbetete. Von dem in der Nähe stehenden Heere Joachim Murat's mischten sich Soldaten und Officiere andächtig unter das Begleit des Volkes, und der König, in dessen Gewalt sich noch der Kirchenstaat befand, mußte dem Papste sogleich das Erbtheil des heil. Petrus zurückstellen, und konnte denselben nicht hindern, durch die Gebietstheile, die er ihm noch vorenthielt, seinen Weg zu nehmen. Im Triumphe zog Pius VII. zu Rom ein, der Hauptstadt der Christenheit. Durch die Umwälzung der Staaten war die Kirche verwüstet worden.

Aber in Pius, dem sie anvertrart war, befand sich das Bild ihrer ewigen Größe noch unversehrt; und wie ihm in seinen Prüfungen immer bange gewesen, wenn sein Gewissen eine Schwäche hatte, und wieder stark zu Muthe, wenn es treu blieb, so wollte er jetzt demselben ganz genügen. Er hatte die vollständige Zurückgabe des Kirchenstaates zu erwirken. Er hatte der katholischen Kirche in Deutschland ihre Güter wieder zu verschaffen. Auch das heil. römische Reich, dieser Mittelpunkt der politischen Einheit, wie es geweiht war durch die Heiligkeit der Religion, war unvergänglich. Pius ließ seinen Cardinal Consalvi, einen geistvollen und feinen Mann, der immer gerade soweit zu gehen verstand, als thunlich war, sich zu den Monarchen nach Paris begeben, dann nach London, endlich den Congreß zu Wien besuchen, um alle diese Rechte der Kirche den Fürsten ans Herz zu legen. Auch schienen zum Werke der Restauration, wie nur aus irreligiösem Geiste die Revolution hatte entstehen können, die Länder an den heiligen Stuhl sich lehnen zu müssen. Überall faßten die kräftigern Männer der Kirche dieses Vertrauen. Die Jesuiten, denen Pius VII. schon in der Zeit des Unglücks wieder Ordenshäuser in Rußland und Neapel gestattet hatte, baten ihn jetzt um die Wiederherstellung ihrer Gesellschaft im Kirchenstaate und allen andern Ländern. Pius trug kein Bedenken, das Breve Clemen's XIV. zu entkräften, wodurch der Orden aufgehoben worden. Er sagte in seiner Bulle: Nachdem selbst die Bausteine des Heiligthums zerstreut worden, und die strenge Disciplin der regulairen Orden, welche den wahren Glanz und die eigentliche Stütze des katholischen Glaubens und der Kirche bilden, zu wanken angefangen, würden Wir Uns des schwersten Vergehens vor dem Antlitze Gottes schuldig glauben, wenn Wir die erfahrnen und muthvollen Arbeiter verschmäheten, die sich Uns darbieten. Der heilige Vater empfahl die Gesellschaft Jesu allen weltlichen Gewalthabern zum Schutze und zu liebevoller Aufnahme.

Wie der neue Muth in der römischen Kirche gleich wieder auf die Einheit der christlichen Welt gerichtet war, so hatten diejenigen Italiener, welche vor Allen sich eine Auflehnung gegen die Franzosen vom Volsgefühle versprochen, den Gedanken der Einheit Italiens gehegt. Es waren die in die kalabrischen Berge geflohenen Republikaner Neapels gewesen. Über die Franzosen erbittert, seit ihnen auch diese einen König gegeben, verabredeten sie die Zeichen und Bräuche geheimer Gesellschaften, von deren Verschwörung in Deutschland gegen den Tyrannen sie Einiges gehört hatten. Unter den Köhlern jener Gebirge, von denen sie sich selber Carbonari hießen, bekannten sie sich zu der Absicht, den Tod Jesu Christi zu rächen, der als das erste Opfer der Tyrannen geblutet. Durch Verzweigungen nach Neapel und nach den andern Staaten der Halbinsel wuchs die Secte zu solcher Macht, daß sie die Hoffnung der Patrioten wurde: alle verlangten nur die Einheit Italiens, um es auch zu befreien. Als nun der vertriebene König Ferdinand von Neapel, der unter dem Schutze der Engländer noch Sicilien besaß, diesen Wunsch zu theilen vorgab und sogar eine Verfassung zusicherte, erhielt er in Calabrien eine große Partei unter den Carbonari. In Neapel dagegen unternahmen es einige, ihre Gesellschaft zu einer Stütze der neuen Regierungen Italiens zu machen, zu welchem Ende sich viele Beamte aufnehmen ließen; es schien sogar dies der nähere Weg zur Einheit zu sein, da die schon überall bestehende Gleichheit der Gesetze dabei angenommen wurde. Die ersehnte Stunde schien gekommen zu sein, als Joachim auf einen gespannten Fuß mit seinem Schwager, dem Kaiser, trat: dem König schmeichelte es, Italiens Befreier zu werden; so oft er entschlossener zum Abfall wurde, versprach er die Einheit. Er führte sie gegen jeden Italiener im Munde, als er mit seinem Heere in Oberitalien stand. Unterdessen empörten sich Calabrien und Abruzzo, die dortigen Carbonari riefen den Bourbonen Ferdinand als constitutionellen König aus. Murat's

Truppen unterdrückten den Aufstand. Seine Anhänger verließen die Sekte, seine Feinde traten ein. Alle Parteien der Carbonari hatten, gleich Murat, in der letzten Zeit verrätherisch an ihrer frühern Sache und gegen ihre damalige nicht ohne Falschheit gehandelt; unterbrochen, mußten sie ohne eigenen Standpunkt erwarten, was größere Ereignisse aus ihnen machen würden. Nur der Wunsch nach Einheit Italiens war den Patrioten geblieben: denn in einer Nation, die in sich selbst ihre Kraft fand, war dies der größte Gedanke, und nach aller erlebter Drangsal wurde überall das Bedürfniß gefühlt, stark zu sein.

Allein wie der Papst vom Erbtheil Petri, so nahmen von den übrigen Staaten der Halbinsel, mit Ausnahme Neapels und des für Marie Louise bestimmten Parmas, die vorigen Fürsten Besitz, und überall war das erste Geschäft der Restauration, die Zeichen der Revolution zu tilgen. Die päpstliche Regierung schaffte die französischen Gesetze ab, die den irreligiösen Geist der Revolution bargen, und führte wieder die alten Gesetze ein. Die Fürsten Piemonts, Toscanas thaten dasselbe. Daß Neapel auch noch folgen werde, war den Einwohnern wenig zweifelhaft. König Joachim redete hingegen von der jetzt erst vollständigen Unabhängigkeit Neapels. Außer den Verträgen mit Östreich, die den Thron ihm sicherten, suchte er sich noch die Zustimmung des Landes zu verschaffen. Er berief zu Verbesserungen die edelsten und gelehrtesten Männer des Königreichs, nahm Steuern ab, entfernte die Ausländer aus seinen Diensten. Es gelang ihm, eine Menge Adressen zu erhalten, die sich alle für seine Dynastie, aber meist auch für politische Reformen aussprachen, die er nun bei jedem Anlasse versprach. Allein das Volk blieb ungläubig, und die Carbonari trotzten, zumal da im nahen Sicilien König Ferdinand schon constitutionnell regierte. Joachim, dem sie das Aussehen von Zufriedenheit verdarben, dessen jetzt sein Königreich bedurfte, machte sie mit plötzlicher Freundlichkeit noch kühner. Durch einen glänzenden Hof suchte er die

vielen vornehmen Engländer, die Italien bereisten, für sich einzunehmen, durch öftere Musterung mit seinem neuverstärkten Heere zu prunken.

Die volle Restauration hatte sich in Spanien, wie in Italien, verwirklicht. Von Napoleon war König Ferdinand VII. mit der Verpflichtung entlassen worden, die englischen Hülfstruppen zu verabschieden; aber die spanische Regentschaft schlug es aus. Hingegen forderten ihrerseits die Cortes von Ferdinand, ehe er als König anerkannt würde, den Eid auf die Verfassung, die sich die spanische Nation in ihrem großartigen Aufstande gegen den Unterdrücker Europas gegeben; der König versprach nur, anzuerkennen, was seinen Unterthanen heilsam sei. Obgleich er nun weder die eine noch die andere Bedingung erfüllte, reiste er durch Spanien ungehindert der Hauptstadt zu: denn Alles fühlte es an den Zeichen der Zeit, daß die Legitimität unwiderstehlich geworden. Der König hielt die Anhänger der Verfassung hin, ließ unterwegs in vielen Ortschaften, die sich nicht nach den Cortes richteten, seine Ankunft feiern, und schickte endlich nach Madrid, wo zugleich auf seine Veranstaltung die Häupter der Liberalen verhaftet und die Cortes aufgelöst wurden, die Erklärung, daß er die Verfassung nicht beschwören werde. In allen Stücken führte er, nachdem er selbst die Regierung übernommen, das vorige Verwaltungssystem wieder ein; ja er gab dem Tribunal der heiligen Inquisition seine Gerichtsbarkeit wieder, damit es das Reich der Gottlosen zerstöre, denen der sechsjährige Krieg, der Aufenthalt so vieler Truppen von verschiedenen Sekten und die Verwahrlosung der Sache der katholischen Religion freies Spiel gelassen.

An die alte Größe des heiligen Stuhls knüpfte auch in Frankreich ein royalistischer Denker, von Bonald, seine Betrachtungen über die zu treffende Einrichtung Europas. In einer Schrift ermahnte er, vor Allem den heiligen Stuhl zu befestigen, von welchem Ordnung und Friede in

die Geister und die Herzen kommen würden. Es sei die gemeinschaftliche Aufgabe der Regierungen, sagte er, diese Säule wieder aufzurichten, welche Europas Schicksal trage, dieses geheimnißvolle Band der christlichen Gesellschaft wieder anzuziehen, das alle Länder, sogar die abgefallenen, umschlinge. Die christlichen Völker sollten in ihren Fehden das geweihete Land verschonen, von welchem so viele hohe Lehren, für die Gesittung der Welt so heroische Unternehmungen, im Unglücke so große Tröstungen ausgegangen; ihre Fahnen sollten sich neigen und die Waffen gesenkt vorüberziehen an diesem majestätischen Dome, dem Heiligthume der Wahrheit, der Feste der gesellschaftlichen Ordnung.

In kühnem Gedankengange machte dieser Schriftsteller Frankreich gleichsam zum Stellvertreter des heiligen Stuhls. Er ging dabei von der Klage aus, daß die alte christliche Republik durch die Dogmen des sechszehnten Jahrhunderts und neuerdings durch die politische Philosophie des achtzehnten zerrissen worden sei. Wie vor dem westphälischen Frieden versammelten sich jetzt die Generalstaaten Europas, nicht allein zum Werke des Friedens, sondern auch der Ordnung, deren Grundlagen nur Religion und Monarchie sein könnten. Etwas ganz Anderes sei diese Ordnung als das sogenannte Gleichgewicht, wozu es der westphälische Friede gebracht: denn dieses setze Trennung voraus und lasse die Mächte in den Waffen stehen. Die beste Gewähr der Ordnung wäre das politische Ansehen des Papstes, wozu sich aber erst die Einheit der Bekenntnisse gefunden haben müßte. Unterdessen könnte dasselbe durch das Übergewicht Frankreichs ersetzt werden, wenn sich dieses in der erforderlichen Ausdehnung bis an den Rhein zu einer vollendeten Staatsgesellschaft ausgebildet haben würde.

Mit dieser Schrift ließen sich in Frankreich die vielen Anzeichen der Finsterniß zusammenstellen, worüber sich das Publicum seit einigen Monaten geängstigt hatte, so daß an dem Andringen des Geistes, der in den südlichen katho-

lischen Ländern in unbegreiflichem Grade gesiegt hatte, nicht gezweifelt werden durfte. Einzelne, die sonst nur die Erfolge der Opposition gesehen und sich für das äußere Übergewicht Frankreichs auf Talleyrand verlassen hatten, verzagten zuweilen schon am Widerstande gegen jenen Europa überziehenden Geist des Südens, vor dessen Gewalt die kleinen Siege der freisinnigen Ansicht in Frankreich vereinzelt und schwach erschienen. Es bedurfte einiger Geisteskraft, um sich den Glauben aufrecht zu erhalten, daß man dennoch im Zeitalter des Fortschrittes stehe: werthvoll war es, sich an die Thatsache halten zu können, daß es schon vor der Revolution die liberalen Ideen gewesen, durch welche sich die Schriftsteller ihren Ruhm, die hervorragenden Fürsten, Friedrich und Katharina, den Zunamen der Großen hätten erwerben müssen, und daß wieder dieselben Ideen, nach der Ansicht aller freisinnigen Franzosen, den Despotismus Bonaparte's gestürzt. Gleichwohl trug der Verfinsterungstrieb aus Süden den wunderbaren Charakter eines Zeitgeistes; und wer die Wahrheit des Satzes fühlte, daß die Völker Europas einen Körper ausmachen, dessen einzelne Glieder dem Einflusse der Seelenstimmung sich nicht entziehen können, der mußte auch für Frankreich, anstatt einer Erneuerung seines alten Einflusses, die europäische Reaction erwarten. Flugschriften brachten den Angstruf unter das selbstvertrauende Publicum, dessen laute Entrüstung über jeden Rückfall ins Mittelalter, als das Urtheil der öffentlichen Meinung, wieder beruhigen konnte.

In Deutschland hatten sich die Hoffnungen und Ansprüche der gebildeten Stände seit der Heimkunft der deutschen Heere nicht mehr verändert; Jedermann harrte nur des verschobenen Wiener Congresses, durch dessen erste Erklärungen man die frohe Zukunft näher kennen zu lernen

hoffte. Daß dieselbe die Einrichtungen zu einem politischen Leben enthalten werde, wurde vorausgesetzt, doch wünschte man nichts von Dem, was zuerst durch die Franzosen bekannt geworden war. Man hatte kein deutliches Verlangen, sondern verließ sich darauf, daß die Fürsten, für die man gekämpft hatte, das Rechte und Heilsame bereits wüßten; das Einzige, was man nannte, waren Landstände. Allgemein herrschte das Vertrauen, daß unter den Monarchen alle Hauptpunkte schon verabredet seien, und bitterer Unwille traf Diejenigen, denen von ihrem frühern ausschließlichen Glauben an Das, was Napoleon begonnen, wenigstens noch so viel geblieben war, daß sie nicht an Deutschland glaubten.

Den Patrioten, die nur Deutschlands Einigung und einen starken Bau des Landes forderten, schien damals ein Kaiser und eine Reichsverfassung mit gesammten deutschen Ständen kaum noch möglich zu sein. Hingegen erwarteten sie, da der Pariser Friede von einem Förderativbande Deutschlands sprach, wenigstens eine gemeinsame Leitung, ein Bundesgericht und die Einführung von Landständen in allen deutschen Staaten; doch selbst dafür, obgleich es nur die nothdürftige Ausstattung eines starken Vaterlandes war, fürchteten sie die undeutsche Souverainetätssucht und den Despotismus der in Bonaparte's Schule gebildeten Fürsten des Rheinbundes. Erreichbarer schien die Verstärkung der beiden Hauptmächte Deutschlands, wodurch größere Massen von Vertheidigungskräften vereinigt würden. Die Patrioten eiferten für diese Idee ohne viele Besorgnisse für das Innere von Deutschland, da es ihnen für edler galt, an die äußere Gefahr zu denken.

Die kräftigen Männer in Preußen, welche Sachsens Aufnahme in den preußischen Staat für eine ausgemachte Sache hielten, freuten sich dieser Stärkung nur mit eben dieser allgemeinen deutschen Gesinnung. Wie durch sie die Befreiung Deutschlands unternommen worden, so waren sie stolz auf den bleibenden Beruf, dasselbe zu schützen. Seit

der edeln That war das Herz solcher Preußen nur noch ein deutsches, und ihr Name bedeutete im ganzen Vaterlande nur die besten Deutschen. So erachteten sie es für billig, daß Sachsen, nachdem sein König durch den Bund mit dem Erzfeind es verwirkt hatte, als ein der deutschen Nation verfallenes Land mit Preußen vereinigt werde, und ebenso nahmen sie auch an, daß längst die Sachsen, unglücklich durch ihre Schmach, sich nur gesehnt hätten, frei, preußisch und deutsch zu werden. Was diesem Zuwachs an Macht bei jenen Preußen seinen Werth gab, war, daß sie damit ihrer Nation sich würdiger machen konnten; in öffentlichem Ergusse wurde sogar die Hoffnung geäußert, es würden die Preußen den alten Vorwurf nicht länger verdienen, daß seit Friedrich's Zeiten ihr Staat, ja der Sinn des Einzelnen die stete Spannung der für die übergroßen Aufgaben zu geringen Kräfte verrathe.

Allein so lange schon dauerte in Sachsen die russische Besetzung, welche das Königreich für Preußen aufbewahren sollte, daß die Einwohner über die Vorenthaltung ihres Königs Friedrich August täglich ungeduldiger wurden. Und auch durch das übrige Deutschland, da noch immer nichts in Erfüllung ging, trat zuletzt ein ähnliches Unbehagen bei dem minder eifrigen Theile jedes gesellschaftlichen Kreises ein.

Die ersten Angriffe auf die Patrioten nach preußischem Sinne gingen von Süddeutschland aus, wo die von denselben geächteten Staatsmänner des Rheinbundes den aufgeklärten Despotismus, den sie unter Napoleon's Schutz geübt hatten, für die deutsche Revolution wollten angesehen wissen, indem dadurch alle mittelalterlichen Hemmungen unter weniger Stürmen, als es in Frankreich gekostet hatte, ausgeräumt worden. Nun habe die Obscuranten-Partei — so wurde in scharfer Schrift unter die deutsche Welt geworfen — dem Befreiungsbunde sich anzuschließen gewußt, und unter dem gleißnerischen Vorwande, daß man von Fremden nichts hätte annehmen sollen, habe sie auf die gemeinsame Fahne geschrieben: Wiederherstellung des Alten!

Von keiner andern Seite komme das Geschrei nach der alten landständischen Verfassung, in der sich die Vasallen mit dem Herrscher einst um Vorrechte hätten reißen dürfen; von keiner andern Seite die Keckheit, womit überhaupt, was ständisch vom Leben sich trennt, seine Anerkennung und neue reichliche Ausstattung als die rechte Frucht des Kampfes aufdringen wolle. Vielmehr zum Vernunftgemäßen gehe die Richtung der Geister, und der Gegenwart sei aufgegeben, durch Öffentlichkeit der Geschäfte, durch Freiheit und Allgemeinheit der Lehre und des Erwerbs, durch bürgerliche Kriegsverfassung die Menschen wieder zum Gemeinsinn zu erziehen. Darum solle man die innern Schranken, welche die Alleinherrschaft der Fürsten eingerissen, doch liegen lassen, aber in diesem guten Augenblicke bedacht sein, durch eine allgemeine Landesverfassung Deutschlands, welche überall den Unterthanen die gleichen Rechte gegen ihre Regenten sichere, dem Deutschen ein Vaterland zu schaffen.

Mit den Einleitungen zum europäischen Congresse war das östreichische Cabinet beschäftigt. Es durfte die Wahl seiner Hauptstadt Wien für eine Anerkennung der Friedensstellung betrachten, in der es unter dem Fürsten Metternich sich immer gehalten. Hatte es darin nicht denselben Einfluß, wie andere Allürte, auf den Entscheid des Krieges geübt, so war jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo seine Stellung ihm wieder den Vorrang geben konnte. Die jetzige Bedeutung, ja die beständige Stärke des östreichischen Kaiserstaates waren aber zu sehr europäischer Art, als daß er mit Beziehung auf die Aufgabe, welche die deutschen Patrioten für die allgemeine des Vaterlandes erklärten, nicht besondere Interessen gehabt hätte. Seit dem ersten Revolutionskriege hatte sich Östreich im Glück und Unglück zur Hauptmacht des südöstlichen Europas gebildet und hier eine Abrundung gewonnen, derer Mangel ihm früher leicht verderbliche Händel zugezogen. Anstatt der entlegenen Niederlande hatte es sich Venedig und die Lombardei zugeeignet, und noch besaß es in der unentschiedenen neapolitani-

schen Frage die Mittel, den französischen Einfluß von der ganzen Halbinsel abzuhalten. Der Vertrag von Ried sicherte ihm eine militairische Grenze gegen Baiern zu; dieses blieb zu seiner Entschädigung auf das linke Rheinufer verwiesen, so daß die dortige westliche Grenze gegen Frankreich unter eine Reihe im Innern Deutschlands festsitzender Staaten vertheilt werden konnte, hinter denen stark und einflußreich sich Östreich hielt, besonders wenn Preußen, anstatt in Sachsen sein Nachbar zu werden, die nordwestliche Grenze übernahm. Dann war Östreich, seine Berührung mit Rußland ausgenommen, rings von kleinern Staaten umgeben, die es durch seine vorzügliche Treue am Völkerrecht, dem sie für ihre Unabhängigkeit vertrauen mußten, unter seinen Schutz versammeln konnte. Nur Rußland trat, indem es auf ganz Polen greifen wollte, so bedrohlich in den Umkreis seines Einflusses, ja seines Gebiets, und war zumal für seine Provinz Gallizien ein so gefährlicher Nachbar, daß dem östreichischen Cabinete noch eine große Sorge auf dem europäischen Congreß blieb.

Dieser östreichische Kaiserstaat, nachbarlichen Kriegen wenig mehr ausgesetzt, aber so gewaltig, daß er bei keinem Kriege anderer Mächte unberücksichtigt gelassen werden durfte, war vorzugsweise zum europäischen Friedensstaate gebaut, der angesehenste in der nun eintretenden Friedenszeit. Und gründete er wirklich seine beständige Politik auf jenes Völkerrecht, dessen moralischer Gehalt seinen Denkern unter dem Drucke des Rechts des Stärkern deutlich geworden war, so konnte er, ohnehin ein antirevolutionairer Körper, die Aufsicht über den nach Besiegung des Revolutionsgeistes geschlossenen Frieden übernehmen.

Schon indem es durch den Vertrag von Ried dem König von Baiern, durch den von Fulda dem Könige von Würtemberg die volle Souverainetät zusicherte, hatte das östreichische Cabinet den deutschen Patrioten vorgebogen, die den rechtlichen Bestand über ihren Ideen vergaßen. Dabei mußte freilich sein Entschluß, auf die deutsche Kaiser-

krone keine Ansprüche mehr zu machen, die es vor den Souverainetäten des Rheinbundes niedergelegt hatte, schon gefaßt sein; mag es nun die Pflichten gegen ein Reich nicht mehr alle mit seinem Staate verträglich gehalten, oder mag es gefürchtet haben, in einem deutschen Reiche, das jetzt gebildet würde, könnte ihm Preußen den Rang ablaufen. Seinen Einfluß auf Deutschland demjenigen Preußens gleich zu stellen, scheint wirklich das Einzige gewesen zu sein, was es erhältlich geglaubt, ohne seine europäische Stellung der deutschen unterzuordnen. Der Kaiser hatte sich zu Paris über seine frühere Würde auf eine Weise ausgesprochen, daß im dortigen Friedensvertrage ein Föderativband als die künftige Verfassung Deutschlands bezeichnet wurde. Diese Grundlage der deutschen Arbeiten des Congresses beschränkte wieder mehr oder weniger die Souverainetät der einzelnen Fürsten, und ließ Östreich noch einen beträchtlichen Spielraum, nach Umständen zu handeln.

Gegen das russische Übergewicht zählte das Wiener Cabinet auf den Eifer Großbritanniens, dessen Ansehen in der Allianz, so viele Jahre das leitende, gleich demjenigen Östreichs von Alexander verdunkelt worden war. Schon in Paris sollen sich die Minister der beiden Mächte, gleich besorgt über die Anspüche des Czars auf das ganze Polen, aneinander geschlossen und sogar Frankreichs Zuziehung beschlossen haben; doch zu stark war die Abneigung, das letztere wieder auf den Schauplatz zu führen: sie hofften noch auf Alexander zu wirken, auch wollten sie lieber noch versuchen, Preußen, das jetzt um Sachsens willen sein polnisches Gebiet dem mächtigen Freunde nicht streitig machte, auf andere Gedanken zu bringen. Mit frischer Feindschaft gegen Rußland mußte Lord Castlereagh nach Wien kommen, da in seinem Parlamente für die Freiheit der Polen gesprochen worden war. Der Minister brachte überdies die Hoffnung mit, das europäische Publicum, wenn es auf das Vorrücken des halb barbarischen Ostens

aufmerksam würde, hätte bald darüber die brittische Herrschaft der Meere vergessen. Die Interessen Östreichs und Englands berührten einander in keinem Punkte allzu feindlich; vielmehr war eine nahe Verbindung, die sich auf Hannover erstrecken konnte, für Östreich auch in Deutschland ein Vortheil.

Auf den 1. October, an welchem der Congreß beginnen sollte, füllte sich die Kaiserstadt Wien mit Allem, was in Europa durch Rang, Geschäft oder Talent berechtigt war, an der Gründung der neuen Staatenordnungen Theil zu nehmen, oder auf dem denkwürdigen Schauplatze sich zu zeigen. Vor einigen Monaten das eroberte Paris, jetzt war das muntere Wien der Sammelplatz alles Großen zum Sieges- und Friedensfeste; und hier, wie dort, wurde Alexander für den Fürsten angesehen, an welchem sich Macht und Ruhm nur wie der passende Schmuck der persönlichen Erscheinung ausnahmen. Nichts war begegnet, das ihm das Bewußtsein hätte stören können, die Seele der glücklichen Allianz zu sein, oder ihn gewarnt hätte, den Ton seiner Sprache zu mildern. Unverkümmert genoß er das Hochgefühl, daß die Polen, eine ebenso freiheitsstolze Nation als die Franzosen, Niemanden als ihn zum König verlangten, und daß er auch hier, wie in Paris, Etwas erfüllen konnte, was Napoleon nicht gehalten. Die Polen, die dieser getäuscht hatte, glaubten nämlich wenigstens etwas Dauerhaftes für die Herstellung ihrer Nationalität erreicht zu haben, wenn sie unter dem russischen Scepter nur wieder Alle vereinigt wären. Zwar im Vertrage von Reichenbach, den Alexander vor einem Jahre beim Vorrücken in Deutschland mit Östreich und Preußen geschlossen, war die Vertheilung des Herzogthums Warschau beschlossen worden. Allein sobald der glückliche Feldzug den beiden Verbündeten Entschädigung verschaffte, waren polnische Abordnungen mit der Bitte, sie nun zusammen aufzunehmen, dem Kaiser nach Frankreich nachgeeilt. Alexander besaß dazu die Einwilligung Preußens, vielleicht aus jener Zeit

auch eine Zusage Östreichs. Er hatte übrigens zu Paris aus seinem festen Entschlusse, Polen zu behalten, und aus seiner Freude an dieser Erwerbung kein Hehl gemacht, sodaß man, um ihm noch einzureden, ihn hätte beleidigen müssen. Er war im Besitze von Polen; dem polnischen Heere, das er bei seiner alten Einrichtung zu lassen versprochen, schickte er von Wien aus seinen Bruder Constantin zum Anführer. Wie bald es Alexander erfahren habe, daß er im europäischen Kreise nicht mehr das edle, unschuldige Haupt der allgemeinen Sache war, weil ihm eigene Interessen die wichtigsten geworden, läßt sich nicht angeben. Ein Zug von Festen, die, jedes ein Meisterwerk, bald Alles, was damals Wien an militairischer Pracht enthielt, bald den noch größern Reichthum an Schönheit und Anmuth in der vortheilhaftesten Gruppirung aufwiesen, nahmen Alexander'n in Anspruch, der in Glanz und Vergnügen der Held des Congresses wurde.

In Wien hatte sich auch der Cardinal Consalvi eingestellt, um nach der günstigen Aufnahme, die er bei den Monarchen schon zu Paris und London gefunden, nebst seinen übrigen Aufträgen, die Herstellung des heiligen römischen Reichs zu verlangen. Nach alter Sitte erhielt der Legat den Vorrang vor den Abgesandten aller Fürsten; aber die Idee der politischen, von der Kirche geweihten Einheit lag wenigstens den damaligen nächsten Bestrebungen der Mächte nicht mehr am Wege.

Aller Anstände zwischen den Verbündeten hatte dagegen Talleyrand sich schon bemächtigt. Dies war das schnellste Mittel, um die diplomatische Wichtigkeit Frankreichs wieder fühlbar zu machen, und anders konnten auch die Verbindungen nicht angeknüpft werden, welche fortan das auswärtige System der Bourbonen bilden sollten.

Es mag der bestimmteste Auftrag gewesen sein, den die französische Gesandtschaft nach Wien gebracht hatte, daß sie auch den Bourbonen von Neapel wieder zu ihrem Throne verhelfe. Konnte durch die Erneuerung der Fa-

milienpolitik der französische Einfluß auf Italien wieder hergestellt werden, so sollte dies in Bezug auf Deutschland dadurch geschehen, daß die Gesandtschaft sich derjenigen deutschen Fürsten, die in alten Verbindungen mit den Königen Frankreichs gestanden, insbesondere des Königs von Sachsen annähme. An diesem Hause wurden die Rechte, denen die Bourbonen ihre Rückkehr verdankten, mißachtet, und ebenso bedrohlich war das Eroberungsrecht, welches Alexander auf Polen anwandte, dessen Vertheilung einst die Bourbonen zu ihrem Schaden hatten geschehen lassen. Talleyrand, der in Frankreichs innerer Restauration mit dem Worte Legitimität den letzten Widerstand der Interessen besiegt hatte, konnte die Bourbonen als die zuverlässigste Stütze dieses Grundsatzes empfehlen, der am Congreß so viele gefährdete Interessen verband. Doch was den französischen Minister in Wien zuerst beschäftigen mußte, war die Verstimmung einiger Mächte gegen Rußland. Denn ein Erfolg gegen den Kaiser Alexander war das Erstaunlichste, womit sich Frankreichs Diplomatie wieder ankündigen konnte; durch den Dienst, den sie damit Östreich erweisen würde, das allein noch Murat hielt, leitete sie aber am glücklichsten ihr neapolitanisches Geschäft ein.

Im Gegensatze zu Napoleon's System, welcher England zum Todfeinde gehabt, hingegen lange Zeit das mächtige Rußland an sich gezogen hatte, lag ohnehin in Talleyrand's Plan vorzugsweise ein nahes Verhältniß zu England, mit welchem Frankreich auf gleichgültigem Fuße nicht stehen konnte. König Ludwig war von England beherbergt, von Alexander gedemüthigt worden; Talleyrand aber selbst hing an seiner alten Idee eines Bündnisses der beiden constitutionnellen Mächte, vermuthlich weil dadurch diese Staatsform theils in Frankreich befestigt, theils überhaupt mit einem Ansehen bekleidet werden mußte, dessen Genuß auf dem Festlande beinahe nur Frankreich, der alten Lenkerin der Meinungen, zukäme.

Noch schied aber kein äußerlicher Zwist die verbündeten

Mächte. Noch sah sich der französische Gesandte von ihnen allen getrennt durch den ersten geheimen Artikel des Pariser Friedens, der bedang, daß der Congreß auf die von den Verbündeten gesetzten Grundlagen zu bauen habe. Verabredungen freilich, wie über Sachsen und Polen, die nur ein Theil dieser Mächte getroffen, waren dadurch der Einrede Frankreichs nicht entzogen. Auch konnte Talleyrand behaupten, daß es seit dem Friedensschlusse keine Verbündeten mehr gebe, sondern einen Congreß. Mit einer Kraft, die man noch nicht von ihm erwartete, unternahm er es an die Stelle der Mächte, die den Vertrag von Chaumont geschlossen, nicht nur die acht zu bringen, welche den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, sondern da Frankreich seinen Anhang unter den kleinern Mächten finden konnte, die höchsten Rechte für den gesammten Congreß in Anspruch zu nehmen. Die Besorgniß, daß die Gültigkeit einseitiger Bestimmungen in Zukunft bestritten würde, und wahrscheinlich, nicht ohne Talleyrand's Zuthun, die Unruhe vieler Abgeordneten über die Behandlungsweise der ihnen wichtigen Geschäfte, brachten es zur Anerkennung, daß die Botschafter der acht Mächte des Pariser Friedens nur die unentbehrliche Leitung der Arbeiten zu übernehmen und Alles am Ende dem Congresse zum Entscheid vorzulegen hätten. Allein da schon in diesen Erörterungen die eigentlichen Streitpunkte sich hatten messen lassen, so wurde vorgeschlagen, die förmliche Eröffnung des Congresses zu verschieben, bis diesem, nach confidentieller Behandlung unter den Betheiligten, ein annehmbarer Entwurf übergeben werden könnte. Talleyrand widersetzte sich diesem Verschube; er erklärte sogar, daß dem Congresse, wenn er die Resultate zu sanctioniren habe, auch schon die Bestätigung der Commission zukomme, da er sonst leicht verwerfen könnte, was in der Commission eine längst verbundene Mehrheit nach ihrem Sinne durchgesetzt hätte. Den englischen Gesandten, an den er diese Eröffnung gerichtet, erinnerte er, wie in England nur darum das Gesetz so hoch gehalten werde,

weil es vom Lande gegeben sei, und vertraute ihm an, daß das Haus Bourbon zu seiner Befestigung des Ansehens bedürfe, das nur durch Beharrlichkeit in Dem, was gerecht sei, erworben werde. Doch eine Verschiebung des förmlichen Congresses bis zum 1. November, in welcher Zeit man sich in den Hauptfragen zu vergleichen hoffte, so daß sie für die Öffentlichkeit reif würden, mußte so wünschbar erscheinen, daß die Bevollmächtigten der Höfe, die den Pariser Frieden unterzeichnet, am 8. October eine Erklärung darüber bekannt machten.

Der Bestimmung der nun gewonnenen Frist gemäß richtete der preußische Minister, Fürst von Hardenberg, an die Minister von Östreich und von England den Anspruch seines Königs auf Sachsen und dessen unverzügliche Besetzung. In den Verträgen mit diesen beiden Verbündeten war Preußen zugesichert worden, daß es wenigstens ebenso groß, als vor dem Kriege von 1806 hergestellt werden solle. Dazu mußte es aber, seit der Kaiser von Rußland den bisher preußischen Theil von Polen zu behalten wünschte, auf das verfügbare Sachsen greifen; denn die jenseits des Rheins eroberten Gebiete, obgleich Alexander'n diese Vermehrung der Entschädigungsmasse in seiner Absicht auf das ganze Polen bestärkt haben mag, waren zu gering für Preußens Ansprüche und zu unbequem gelegen. Für Sachsen war ihm Alexander's Schutz versprochen.

Um die Haltung, welche die französische Gesandtschaft annehmen wollte, dem Congresse kund zu geben, wurde, vermuthlich von ihr selbst, der den Völkern und Cabineten wohl bekannte, einst so gefürchtete „Moniteur" wieder gebraucht. Zu der Verschiebung des eigentlichen Congresses machte dieser nämlich, unter Glückwünschen für die nun erhältlichen reifen Berathungen, folgende Bemerkung: Da die großen Mächte verbunden seien, um in die gegenseitigen Verhältnisse wieder die Achtung des Eigenthums und die Sicherheit der Throne einzuführen, so habe man nur Anordnungen mit diesem billigen Charakter zu erwarten: Frank-

reich habe kein anderes Augenmerk, als die Herstellung eines gerechten Gleichgewichts; es nehme wieder die Stellung ein, die ihm einst die Achtung und den Dank der Völker erworben, wolle wieder der Beistand der Schwachen und der Vertheidiger der Unterdrückten werden; in diesem Sinne werde Frankreich an der Befestigung des allgemeinen Friedens Theil nehmen.

Die Minister Östreichs und Englands mußten ein Mittel suchen, Rußland beizukommen. Nicht nur hatten sie aber vor Alexander's festem Willen Scheu zu tragen, und das immer noch nicht gestörte Vernehmen zwischen den Mächten zu schonen, sondern es war keine bestimmte Forderung Rußlands vorhanden. Am nächsten lag auch jetzt noch der Versuch, Preußen von Rußland abzuziehen, sodaß es diesem, das sich vereinzelt sähe, seinen Antheil an Polen nicht überließe. Von Preußen selbst ist behauptet worden, es habe dem östreichischen Cabinet Hoffnung auf eine spätere Vereinigung der sämmtlichen Mächte gegen das allerdings gefährliche Rußland gemacht, wozu sich aber dieselben erst in ihrer neuen Stärke festgesetzt haben müßten.*) Wie dem auch sei, Lord Castlereagh antwortete auf die Ansprüche des Fürsten von Hardenberg: um Preußen zur Beschützung des deutschen Nordens auszurüsten, wäre er nicht abgeneigt, ihm Sachsen ganz zu überlassen, dessen Souverain es sich selber zuzuschreiben habe, wenn er der Ruhe Europas zum Opfer gebracht werde; allein wenn diese Erwerbung Preußen für Verluste entschädigen sollte, die ihm Rußlands beunruhigende Pläne zuzögen, wenn es sich um so eher mit Grenzen ohne Vertheidigungsmittel zu augenscheinlicher Abhängigkeit von Rußland verstehen sollte, dann könnte er ihm die Einwilligung Großbritanniens nicht versprechen; doch in der sichern Hoffnung, daß der König von Preußen niemals auf diese Weise die Würde

*) Manuscript aus Süddeutschland.

seiner Krone preisgeben werde, habe er nichts dagegen einzuwenden, daß Sachsen in die provisorische Verwaltung Preußens übergehe. Der Fürst von Metternich, ehe er eine ähnliche Antwort gab, trat mit dem deutschen Cabinet über die Bundesfrage ein, ein Geschäft, durch welches er hoffen konnte, ihm Vertrauen zu Östreich beizubringen und es gleich in alle Rücksichten auf Deutschland hereinzuführen. Aus den Botschaftern der beiden Höfe und denjenigen Hannovers, Baierns und Würtembergs bildete sich ein Ausschuß, der die deutschen Angelegenheiten an die Hand nahm. Groß war nun, zur Freude des französischen Gesandten, die Unruhe der Stellvertreter der übrigen deutschen Staaten über ihre Beseitigung. Auf Preußen warf sich ihr Mißtrauen, dessen selbstsüchtiger Plan denselben nicht fremd sein konnte; und wenn schon längst das Schicksal des Königs von Sachsen einige deutsche Fürsten geängstigt hatte, die allzulange an Napoleon gehalten, so wurde jetzt dasselbe zu einer Probe für Alle, wie weit in dem neuen Deutschland die Rücksichtslosigkeit der Großen gegen die Kleinen gehen werde. In seiner Antwort über Sachsen versicherte nun der Fürst von Metternich den Fürsten von Hardenberg, daß Se. kaiserl. Majestät wichtige Grundlagen des europäischen Friedenssystems sowohl in der Herstellung der preußischen Monarchie nach dem Maße ihrer frühern größten Ausdehnung, oder noch über diese hinaus, als in der engsten Einigung Östreichs und Preußens vermittelst eines gleichmäßig dem Einflusse beider Staaten unterstellten deutschen Bundes erblicke. Noch ständen aber, fuhr er fort, neuliche Ansprachen einem so heilsamen System entgegen. Was zunächst die beiden Cabinete beschäftige, sei neben der Sorge, den beunruhigenden und so vertragswidrigen Absichten Rußlands Grenzen zu setzen, theils das Schicksal Sachsens, theils die Vertheilung der provisorisch von den Alliirten besetzten Gebiete. Der Kaiser zähle auf den Beistand des Königs, um Rußland in gewissen Schranken zu halten, und es besonders an der Besitznahme der den

beiden Monarchien nöthigen Vertheidigungspunkte zu hindern. Preußens Absichten auf Sachsen verursachen dem Kaiser wahren Kummer: ungerne würde Se. kaiserl. Majestät eine der ältesten Dynastien Europas, durch Familienbande Ihr nahe gelegt, ihr ganzes Erbgut verlieren sehen unter einem Versöhnungssysteme; Sie erwarte von der gänzlichen Vereinigung nur Mißtrauen der deutschen Mächte gegen Preußen, nur ihre Vorwürfe gegen Östreich; Sie sei überzeugt, ganz Deutschland werde die Verbindung der beiden Höfe in einer das allgemeine Gefühl dermaßen verletzenden Sache mißbilligen. Wenn dennoch die Gewalt der Umstände Sachsens Vereinigung unvermeidlich machen würde, so müßte Se. kaiserl. Majestät ihre Einwilligung an einige Bedingungen in Betreff der Grenzen knüpfen, durch welche die allzunahe Berührung der Vertheidigungssysteme und die Scheidung Deutschlands in Süd und Nord verhütet würde. Der Fürst von Metternich zählte diese Bedingungen auf, brachte jedoch in seinen Schlußsätzen, worin er auch seinen Wink zur Gemeinschaft in der polnischen Frage wiederholte, den Wunsch an, daß sich der König mit einem Theile von Sachsen begnüge. Allein das preußische Cabinet konnte die ihm zugemuthete Rolle gegen Rußland nicht übernehmen: zu fest stand Alexander's Wille, Polen zu behalten, und am Ende blieb doch er die sicherste Stütze Preußens. Nicht ohne Störung der persönlichen Verhältnisse scheint dieser erste Versuch des englischen und östreichischen Ministers, Rußland aufzuhalten, geendigt zu haben.

Um diese Zeit wurde eine Denkschrift ausgegeben, die in der französischen Gesandtschaft verfaßt worden war. In scharfen Sätzen war darin ausgesprochen: der König von Sachsen sei nicht gerichtet worden, könne nicht gerichtet werden. Ob man Königen sagen müsse, daß Könige keinen andern Richter haben, als den, der die Richter richtet? Ob die Confiscation, welche die anfgeklärten Nationen aus ihrer Gesetzbüchern verbannt hätten, noch im neun-

zehnten Jahrhundert in das Völkerrecht Europas eingeführt werden solle? Man würde das öffentliche Recht aufheben, wenn man handelte, als ob bloße Eroberung die Souverainetät geben könnte; man würde jede Revolution sanctioniren, wenn man sich zum Richter eines Königs aufwürfe. — Doch was in dieser Denkschrift am meisten auffallen mußte, war die Bestimmtheit, womit sie von der Entrüstung aller deutschen Fürsten, mit Ausnahme eines einzigen, redete, und auf das im Hintergrunde stehende Frankreich wies.

Der October war vergangen, ohne daß zur Eröffnung des Congresses die Hauptfragen reif geworden wären. Am letzten Tage des Monats ordneten die Minister der acht Mächte wenigstens die allgemeine Verifikation der Vollmachten an und übertrugen den Vorsitz des Congresses dem Fürsten von Metternich, der, wie Alexander unter den Monarchen, die einnehmendste Persönlichkeit unter den Diplomaten besaß und in seiner Friedensstadt Wien die höchste Ehre erwarten durfte.

Das einzige Geschäft, das sich schnell behandeln ließ, war die Vollziehung eines geheimen Artikels des Pariser Friedens, welcher die Republik Genua zur Vergrößerung der sardinischen Staaten bestimmte. Erst später sollte dagegen das französische Anliegen für das legitime Königshaus von Neapel behandelt werden, das gerade die freundlicher gegen Frankreich gestimmten Cabinete von Östreich und England in Verlegenheit setzte.

Im Ausschusse der fünf deutschen Mächte waren Östreich und Preußen einig. Gemeinschaftlich vertheidigten sie einen Entwurf, nach welchem die Militairkraft des deutschen Bundes auf eine Weise zusammengefaßt werden sollte, daß sie beide dabei einander gleichgestellt, nur die Geschäftsleitung in Östreichs Händen wäre; auf eigene Kriege mit dem Auslande sollten diejenigen deutschen Staaten, die außer Deutschland kein Gebiet besäßen, verzichten, einem Bundesgericht alle ihre gegenseitigen Zwiste unterwerfen,

der Bund sollte in jedem seiner Staaten Landstände, mit einem Minimum ständischer Rechte fordern und einige Rechte den sämmtlichen Deutschen sichern. Mit einem an Deutschlands großer Vergangenheit hängenden Sinne unterstützte der hannöversche Bevollmächtigte, Graf von Münster, auf Englands Beispiel deutend, diese Forderungen von Rechten für die Einzelnen, von Stärke für das Ganze. Allein Baiern und Würtemberg wehrten in diesen Verhandlungen über den Bund nur jeder Schmälerung der Souverainetät, die ihnen Östreich versprochen: weder auf ein eigenes Kriegs- und Vertragsrecht wollten ihre Fürsten verzichten, noch sich über die Ausstattung ihrer Landstände etwas vorschreiben lassen, die sie beide erklärten ihren Ländern zu geben gesonnen zu sein. Außer dem Comité waren die Bevollmächtigten neunundzwanzig unabhängiger deutscher Fürsten und freien Städte, nachdem ihre Vollmachten ihnen abgenommen worden waren, zum Schutze ihrer Rechte zusammengetreten. Um des Bundes willen wollten diese Glieder, wenn es ihnen nur mit Allen gleich geschähe, sich gerne einige Beschränkung ihrer Souverainetät gefallen lassen; ja sie faßten wieder, da die Absichten Preußens Niemandem mehr erlaubten, die Größe Deutschlands in der Verstärkung der Hauptmächte zu suchen, die Idee eines Kaisers, der an die Spitze der deutschen Nation träte. Am 16. November legten sie diesen Wunsch, zugleich mit dem Anspruche, zur Errichtung des deutschen Bundes zugelassen zu werden, den Fürsten von Metternich und von Hardenberg vor, und ersuchten den Grafen von Münster, auf dessen Gesinnung sie vertrauten, im Ausschusse die Sache zu vertheidigen. Da über diesen Schritt der kleinern Staaten Preußen beruhigt werden mußte, so konnte der Graf ihnen nichts Anderes mittheilen, als daß die Bestimmung des Pariser Friedens, welcher die Kaiserwürde ausschloß, in Folge von Erklärungen des Kaisers von Östreich aufgestellt worden sei. Hingegen war der Ausschuß, dem unter den innern und äußern Widersprüchen

die Arbeit nie gelungen wäre, schon an eben jenem 16. November aufgelöst worden. Überhaupt schien, bis die sächsische Frage beseitigt war, der deutsche Bund nicht geschlossen werden zu können.

Um so ernstlicher mußte man diese Frage und die polnische, die den Ministern Östreichs und Englands noch immer voranging, zu lösen trachten, als dieselben in Deutschland bereits das gutmüthige Vertrauen auf den Congreß zerstört hatten. Seit sich Niemand mehr vorstellen konnte, daß bei diesem alles Wesentliche schon fertig liege, hatte sich eine vielfache hastige Thätigkeit aufgemacht, die eigenen Wünsche noch anzubringen; und zwar wurden die Neider der deutschen Größe immer kecker, die Patrioten niedergeschlagen oder grimmig, je deutlicher es wurde, daß nicht mit den höchsten allgemeinen Angelegenheiten, die auch zur Richtschnur für die untergeordneten hätten dienen sollen, sondern mit einzelnen Ansprüchen begonnen worden war. Nun ereignete es sich, daß gleich nach einer Verwahrung des Königs von Sachsen gegen die provisorische Besitznahme seiner Länder durch Preußen, von deren Unterhandlung er gehört, nach Wien die Nachricht kam, es habe diese Übergabe der russischen an die preußische Verwaltung schon stattgefunden. Fürst Repnin, der russische Gouverneur, hatte sich dabei auf eine Übereinkunft seines Kaisers mit Preußen, mit der sich Östreich und England einverstanden erklärt hätten, berufen und sogar die gänzliche Vereinigung Sachsens mit Preußen vorläufig angekündigt, was der preußische Gouverneur in seiner Bekanntmachung nicht wiederholte. Dem Russen waren von Wien durch den Freiherrn von Stein die Weisungen geschickt worden. Lord Castlereagh durfte des Parlaments wegen diesen Mißbrauch seiner Äußerungen nicht hingehen lassen: er erhielt die Erklärung, deren er bedurfte. Aber den Congreß hatte das Ereigniß einen Blick in die vorgerückte Tiefe seiner Entzweiung werfen lassen, der Jeden aufforderte, zu ernster

Vorsicht sowohl für die eigene Sache als für die allgemeine sich zusammenzunehmen.

Es war ein Leichtes geworden, Preußens Ansehen bei dem deutschen Publicum zu verderben und wieder einen Unterschied zwischen den Deutschen und Preußen aufzubringen. Geflissentlich hatten sich Leute verschiedener Art darauf verlegt, die aber Alle dem bisher mit dem preußischen Namen belegten Deutschthum Haß geschworen hatten. Man erinnerte in heftigen Schriften*) die Preußen an ihr zweideutiges Benehmen bis zur Schlacht von Jena, das sie durch ihre Anstrengungen im letzten Jahre gerade nur wieder gut gemacht hätten. Man behandelte ein Cabinet mit Unwillen, durch dessen Eigensucht die Hoffnung der Völker, daß endlich an ihre Wohlfahrt gedacht würde, betrogen zu werden schien, und schalt dafür die längst bekannte Habsucht dieses Staates. Nicht Länder, rief eine bittere Stimme, sollten jetzt den verbündeten Monarchen das Wichtigste sein, sondern die Dankbarkeit der Völker, die Bewunderung der Nachwelt. Gerne ließ sich gegen diese feindseligen Versuche der Fürst von Hardenberg auch die Hülfe preußischer Schriftsteller gefallen, und regte überdies selbst die passenden an; denn auch seine diplomatischen Bemühungen konnten, durch den russischen Arm mehr nicht als aufrecht gehalten, von Preußens Gunst bei der Nation den nicht mehr entbehrlichen Nachdruck bekommen. Am zornigsten wurde vom Staatsrath Niebuhr**) das Wort gegen die längst bekannten Feinde der deutschen Kraft geführt, die, wie er stolz bemerkte, jetzt allerdings an Preußen sich vergreifen müßten. Er glaubte nur dem von diesen boshaften Federn verwirrten Gedächtnisse Ordnung und Klarheit wieder geben zu dürfen, um die Größe Preußens

*) Z. B. Sachsen und Preußen. Suum cuique. S. l. 1814.

**) Preußens Recht gegen den sächsischen Hof.

und sein lange Zeit unbestrittenes Recht auf Sachsen nochmals festzustellen. Den Sachsen zeigte er in Preußen das gemeinsame Vaterland aller Deutschen, die sich in den Wissenschaften, den Waffen, der Verwaltung ausgezeichnet; nannte ihnen die fränkischen Markgrafthümer, deren Anhänglichkeit an Preußen, nachdem sie ihm mit Vorurtheilen beigetreten, in zehn Jahren zur Leidenschaft geworden; versicherte sie, es sei ein Segen, einer starken Nation anzugehören.

Zum zweiten Mal machte der französische Moniteur den Entschluß der Bourbonen bekannt, den König von Sachsen zu schützen. Es gebe einen Souverain, hieß es jetzt in dem Blatte, den die Vorsehung vor der allgemeinen Ansteckung des Revolutionsgeistes durch Unglück bewahrt, und durch den ersten Vertrag der Restauration allem Streite enthoben und seiner Regierung geschenkt habe, wo er nun die Maximen des Edelsinns und der Weisheit übe, die zum Gemeingut der gebildeten Welt werden sollten: dieser Souverain vielleicht allein habe das Recht, den König von Sachsen zu richten, und er spreche ihn frei; nur die Moral der Regierungen könne die der Individuen befestigen, ohne die keine Ruhe und keine Dauer der Staaten gedenkbar sei. Niebuhr drückte auch noch darüber seinen Ärger aus, daß die Deutschen des Sieges ungeachtet schon wieder von dem alten frechen Feindesorgan ihre Winke empfangen sollten. In gewichtigen Sätzen leitete er von der Fluchwürdigkeit der Verbrechen gegen Blutsverwandte diejenige der Verbrechen gegen die allen Staatsverhältnissen vorangehende Nationalität, und das ewige Recht der Nation her, solche Verbrechen zu ächten, und erläuterte, warum nun gerade Preußen das stärkste Recht auf Sachsen hätte. Daß der Zweck des Krieges in Herstellung aller gefallenen Dynastien bestanden hätte, war Niebuhr's Meinung nicht. Es besaß damals der preußische Geist zuviel Thatkraft, er hatte zu Großes ausgerichtet, als daß er nicht einen revolutionairen Zug hätte tragen

sollen: der tiefsinnige Schriftsteller schilderte zuversichtlich die Umstände, unter denen die Revolutionen etwas Naturgemäßes seien. Er führte den Franzosen die neue Dynastie von Neapel, den Übergang Norwegens an ein anderes Reich, die Gestaltung der Niederlande an und erkannte keinen andern Zweck des Krieges an, als die französische Tyrannei zu zerstören, die höchsten irdischen Güter zu bewahren und die Nationen zu sichern gegen die Erneuerung des erduldeten Elends.

Wie die Sache Rußlands dadurch fest war, daß es Polen besetzt hielt, so wurde bei der wachsenden Spannung auch von der andern Seite mit der Rückkehr zum Friedensstande inne gehalten. Unter seinen eigenen Augen sah der Congreß östreichische Truppenbewegungen gegen die russische Grenze. Staunend las man in den Pariser Zeitungen von der Reorganisation der Nationalgarden, von Einberufung der Beurlaubten. Vielleicht war es auch Talleyrand, der für seine Politik den Marschall Soult ins Ministerium forderte. Nun versprach er dem östreichischen Cabinete, wie versichert wird, auf förmlichere Weise den Beistand Frankreichs in der sächsischen Frage unter der Bedingung, daß ihm jenes in der neapolitanischen behülflich wäre. Zugleich auf seine englische Allianz bedacht, hatte er in London auf die Parteien wirken lassen und in Wien den englischen Minister bearbeitet, der von seinem Cabinet gerade jetzt die Weisung erhalten haben soll, nicht länger Preußen nachzugeben. Hannover und die Verbindung der deutschen Fürsten und Städte traten nun zuversichtlicher hervor und bildeten für Östreich eine mächtige deutsche Partei. So standen diesem Cabinete gegen Preußen Kräfte zu Gebote, die es gegen Rußland nicht zu sammeln vermocht hatte. Erst der Streit um Sachsen schien Deutschland und das gebildete Europa aufgeregt zu haben, welches nicht im gleichen Grade Das, was Polen oder gar Rußland anging, für eine innere Angelegenheit Europas nahm.

Vollends wenn Polen im Besitze der Russen blieb,

mußte Östreich den König von Sachsen schützen; denn zwischen den so nahe gerückten östlichen Nachbarn und dem sobald wieder aufgestandenen westlichen bedurfte Deutschland einer innern Stärke, die auf immer gefährdet blieb, wenn seine beiden Hauptmächte einander berührten. Die Drohungen, womit Rußland die militairischen Anstalten erwiederte, scheinen aber Östreich bestimmt zu haben, von Polen abzustehen. Sollte es dennoch nebst England einige Hoffnung behalten haben, so konnte sich auch diese nur an die sächsische Frage knüpfen: vielleicht daß, nachdem man vergeblich Preußen für den Abfall von Rußland zu gewinnen getrachtet hatte, man jetzt auf Preußen drücken mußte, um für dasselbe von Alexander eine Entschädigung in Polen zu bekommen.

Auf eine preußische Note antwortete nun der Fürst von Metternich: daß, da Warschau zur Vergrößerung Rußlands dienen solle, auf dieser Seite nur eine Grenzfrage übrig geblieben sei, die Östreich am liebsten zum Vortheile Preußens gelöst sehen werde; daß hingegen der Kaiser in die Verbindung von ganz Sachsen mit dem preußischen Staate nicht einwilligen könne. Der Minister stellte dem Fürsten von Hardenberg vor, wie dadurch die für Deutschlands Stärke so nöthige Einigung ihrer beiden Höfe gestört würde; wie selbst der deutsche Bund nicht geschlossen werden könnte, indem die vorzüglichsten deutschen Mächte ihre Theilnahme unter so beunruhigenden Umständen verweigert hätten; wie ein gemeinsames Verfahren Östreichs und Preußens gegen das Königreich Sachsen nur dazu dienen würde, das Protectorat Deutschlands an Frankreich zu bringen. Mit der festen Erklärung waren bestimmte Vorschläge verbunden, die preußische Monarchie noch mit einem Theile Sachsens, doch vorzüglich auf dem linken Rheinufer, zu entschädigen. Diese Note an Preußen theilte der Fürst von Metternich dem französischen Minister mit.

Zu Warschau rief am 11. December, einen Tag nachdem die östreichische Note abgegangen war, der Großfürst

Constantin die Polen unter die Waffen; es gelte, verkündete er, die Vertheidigung ihres Vaterlandes, die Erhaltung ihrer politischen Existenz, und den Kaiser Alexander, ihren großen Beschirmer, zu unterstützen in seinen Bemühungen für ihr Glück. Daß die Voraussetzung nicht eintreten würde, unter welcher dieser Aufruf erlassen, war in Wien beim Empfange desselben wahrscheinlich geworden, auch beruhigte hier das Verhalten des russischen Cabinets. Allein das rohe Ereigniß hatte den Congreß in eine Stimmung versetzt, welche nicht mehr die bei einem Friedenswerke war.

In sehr mäßiger Sprache verfaßte Talleyrand, als nähme sich Frankreich der Sache nur um der Grundsätze willen an, die Note, worin er Östreich seine Freude über dessen Entschluß bezeugte. Er verhandelte in seines Königs Namen mit den Wendungen der Unbefangenheit die richtigen Grundsätze der Restauration und äußerte dann, dem Gange der östreichischen Note folgend: der König würde die wahrhaft europäische Frage in der polnischen erblickt haben, hätte er hoffen dürfen, daß einem der Theilnahme so würdigen Volke wieder seine alte und vollständige Unabhängigkeit gegeben werden könnte; allein nachdem die Macht der Umstände daraus eine bloße Grenzfrage gebildet, sei die sächsische Frage die wichtigste geworden, weil in keiner andern die beiden Grundsätze der Legitimität und des Gleichgewichts in so starkem Grade zugleich gefährdet seien: der König werde die gegen die Krone Sachsens gerichteten Pläne nicht einmal durch sein Stillschweigen anerkennen.

Dagegen beantwortete der Fürst von Hardenberg Östreichs Note voll preußischen Selbstgefühls und voll Zuversicht auf die Freundschaft des Kaisers Alexander, auf den Wunsch der Sachsen, vereinigt zu bleiben, auf die heiligen Verträge. Er verwunderte sich über die Sinnesänderung des östreichischen Cabinets, ging in Allem willfährig auf die Bedingungen ein, an welche früher dasselbe sein Nachgeben geknüpft hatte, und schlug sogar für den König von Sachsen

ein großes Gebiet auf dem linken Rheinufer vor. Diese Note stellte der preußische Minister, anstatt sie an den Fürsten von Metternich zu senden, dem Kaiser Alexander zu, der sie dem Kaiser Franz übergab.

Es wäre ein Vortheil für Frankreich gewesen, einen Theil des abgetretenen linken Rheinufers dem König Friedrich August von Sachsen zuwenden zu können. Zu nahe jedoch war Talleyrand seinem Zwecke gekommen, gemeinschaftlich mit England die Allianz zu brechen, als daß er sich hätte irre machen lassen. Er theilte vielmehr seine jüngste Note an den Fürsten von Metternich noch Lord Castlereagh mit, nebst einem Begleitschreiben, worin er bestimmter als bisher sagte: Europas große Aufgabe, und die einzige, die sich Frankreich vorgenommen, sei, die Revolution zu beendigen; anfangs sei diese ein Kampf zwischen den republikanischen und den monarchischen Grundsätzen gewesen, nach dem Siege der letztern habe der Kampf sich zwischen den revolutionairen Dynastien und den legitimen erneuert; nun hätten auch diese überwogen bis an den noch gefristeten Bestand einer revolutionairen, und den noch bedrohten einer legitimen Dynastie; um die Revolution zu beendigen, sei noch erforderlich, daß der König und das Königreich Sachsen erhalten, und das Königreich Neapel seinem legitimen Souverain zurückgegeben werde.

Je mißlicher es um Preußens Sache stand, desto drohender und muthiger trat Alexander in den Vordergrund, auf dessen Polen ohnehin der Streit am Ende doch auslief. Herausfordernd wurde an der Seite des mächtigen Kaisers auch die Sprache Hardenberg's. Aufs Äußerste mußte sich Östreich gefaßt machen: in den engern Verhältnissen, die sich deshalb zwischen seinem Minister und den Botschaftern Großbritanniens und Frankreichs ergaben, wurde ein schützendes Bündniß angeregt, unterhandelt.

Der Jahreswechsel war für die diplomatischen Kreise

in Wien, besonders diejenigen zweiten und dritten Ranges, in denen, der Leitung ferne stehend, die deutschen Patrioten sich in edler Auswahl befanden, eine Zeit schmerzlichen Rückblicks. Derjenige Minister, der dem so natürlichen Ärger dieser Männer sonst zur Zielscheibe zu dienen pflegte, war Lord Castlereagh, der dem feinern Talleyrand die Störung befördern geholfen hatte und, anstatt wie dieser und der Fürst von Metternich, durch diplomatische Virtuosität immer wieder Bewunderung abzunöthigen, vielmehr durch seine, dem Geschäfte stets fremde Rücksicht auf die Opposition seines Parlaments den Mangel an höherm Standpunkte zu verrathen schien. Allein damals ergriff die deutschen Herzen eine tiefere, allgemeine Bitterkeit, wie die Vergleichung der Gegenwart mit der großen Stimmung, die bis zu diesem Congresse gewaltet, sie eingeben mußte. Manche fühlten nur das Entsetzliche des Gedankens, daß diese Stimmung eine unfruchtbare gewesen sein könnte. Doch Andere prüften die gesellschaftlichen Beziehungen im Congresse, in welche noch nicht der offene Zwiespalt getreten war, ob nicht diese noch Vertrauen gäben. Wer könnte bestimmen, in wie vielen und welchen Gliedern des Congresses an jenen Tagen vorerst die stille Ansicht entstanden ist, daß die ruhmreiche Allianz zu keinem Kriege sich scheiden werde.

Indessen führten die Unterhandlungen zwischen Östreich, England und Frankreich zu einem Vertrage, der am 6. Januar unterzeichnet wurde. Unter dem Versprechen des Geheimnisses verbanden sich diese drei Mächte, die Bestimmungen des Pariser Friedens gemeinschaftlich ins Werk zu setzen und sich alle drei für angegriffen zu halten, wenn es die Besitzungen einer einzelnen würden. Besondere Artikel bestimmten die Stärke der gegenseitigen Hülfe im Kriege, und daß man sich über die militairische Führung verständigen würde; daß dieser Vertrag keine andern aufhebe, die ihm nicht entgegen ständen; daß die Niederlande

und einige größere deutsche Staaten zum Beitritte eingeladen werden sollten. Die Ratifikationen des Vertrags sollten in einigen Wochen erfolgen.

So war es Talleyrand gelungen, indem er den Zwist unter den Alliirten benutzte, zweien derselben ein Bündniß mit Frankreich aufzudringen, welches den Vertrag von Chaumont zerstört zu haben schien. Nicht ohne Besorgnisse hatten Östreich und England das ehrgeizige und, wie die Berichte sagten, immer noch revolutionaire Frankreich bis in die Berechtigung zu neuem kriegerischen Auftreten hervorgezogen: vielleicht geschah es aber, um dessen unvermeidliche Einmischung in ihren allfälligen Krieg mit Rußland nicht nur für ihre Sache zu gewinnen, sondern auch zu beaufsichtigen, und ohne Zweifel hatten sie die Hoffnung, daß es bei einem diplomatischen Triumphe Talleyrand's sein Bewenden haben würde. Überdies hatte in diesen Unterhandlungen Östreich dem französischen Minister seinen Einfluß auf die kleinern deutschen Staaten abgewinnen können, da das Interesse, das Talleyrand vorher für die Rechte des gesammten Congresses bewiesen hatte, nicht mehr in gleichem Maße vorhanden war, seit Frankreich selbst den leitenden Mächten an die Seite trat.

Seit der Entzweiung der Mächte erblickte der Congreß in der von England betriebenen Aufhebung des Negerhandels immerhin gerne den Anlaß zu einem Verdienste um die Menschheit. Das Bedürfniß, wenigstens diesen Erfolg seinem Parlamente heimzubringen, drängte Lord Castlereagh, je bälder er zu dessen Eröffnung abreisen sollte. Das Versprechen, das Frankreich im Pariser Frieden gegeben, jenem Handel in einer Frist von fünf Jahren zu entsagen, hatte das englische Publicum nicht zufrieden gestellt. Nun bedangen sich aber die Gesandten Spaniens und Portügals noch längere Fristen aus. Es glückte zwar Castlereagh, Östreich und Preußen, sowie Rußland zu gewinnen und auch diese Mächte, obgleich sie nicht betheiligt waren, zu den Berathungen zu ziehen,

die eine Angelegenheit der ganzen Menschheit betrafen. Allein die Unmöglichkeit, die schleunige Abschaffung auch den noch unvorbereiteten Staaten aufzulegen, mußte anerkannt werden. Nur der Grundsatz siegte; um des Congresses willen wurde darüber am 8. Februar eine Urkunde verfaßt, in welcher die Mächte, die den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, im Angesichte Europas die Abschaffung des Negerhandels für eine ihrer würdige Aufgabe erklärten und nicht eher der damit übernommenen Verpflichtung sich zu entziehen versprachen, bis dieselbe vollständig gelöst wäre.

In diesen Wochen hatte Talleyrand die neue Verbindung mit Östreich und England zu seinen Plänen gegen Neapel zu benutzen gesucht. Auch das östreichische Cabinet wünschte, für die Ruhe seiner italienischen Staaten, Murat vom Throne Neapels weg; allein ganz klar lautete der Vertrag, worin es mit ihm stand. Freier hatte sich England erhalten, das auch jetzt als Beschützer der nach Sicilien zurückgezogenen Bourbonen handelte. Der englische Feldherr, unter dessen Augen in Italien König Joachim am Kriege der Alliirten Theil genommen, klagte ihn der Zweideutigkeit an, die auch der östreichische General bezeugen konnte; die vollen Beweise, daß Murat noch im Felde Verbindungen mit Bonaparte unterhalten hatte, wußte Talleyrand zu verschaffen. Aus der Verlegenheit halfen endlich die Rüstungen des besorgt gewordenen Murat, deren Eindruck auf alle Italiener selbst in der Lombardei bemerklich war. Auch die italienischen Fürsten meldeten ihre Besorgnisse und schienen bald Bonaparte auf Elba, bald Murat in Neapel für den gefährlichern Nachbarn zu halten, zwischen denen sie auch Einverständnisse vermutheten. In Kurzem mußten die Pflichten eintreten, die Östreich als antirevolutionaire Macht gegen Europa zu erfüllen hatte.

Damit waren aber die bedenklichen Nachrichten in Verbindung zu setzen, die man in Wien über die revolu-

tionaire Stimmung in Frankreich besaß. Namentlich der Fürst von Metternich hatte darüber mit einer Sorgfalt gewacht, die ihn sogar jene Berichte von Fouché sich verschaffen ließ. Sah Talleyrand demzufolge sein eigenes Land neben Murat gestellt, so bekam für seinen König die Legitimität, die er für Neapel verlangte, aufs Neue die nächste Bedeutung. Das Interesse des Hauses Bourbon forderte nicht länger die Entzweiung der europäischen Mächte, sondern vielmehr die Einheit Aller gegen die Revolution, und seine Aufnahme in den Vertrag von Chaumont, der eben diese Bestimmung hatte, wäre jetzt ein größerer Erfolg gewesen, als die Zerstörung desselben. Wie aber Talleyrand mit seinen constitutionnellen Neigungen diese Lage auffaßte, und zwar so kurze Zeit nach seinem Vertrage gegen Rußland und Preußen, ist nicht bekannt geworden.

Doch verwendete er sich damals für die Entfernung Bonaparte's von der Insel Elba und verlangte zugleich, mit Beziehung auf Parma und Piacenza, daß Bonaparte's Sohn niemals irgend ein Land zu regieren bestimmt werde, beides nach den allgemeinen Grundsätzen und Interessen der europäischen Restauration. Wenn einzelne Mächte Napoleon's Versetzung sogar für dringend gehalten, so war es Italien, für welches sie fürchteten. Wer hätte es aber wagen mögen, den Vertrag von Fontainebleau zu verletzen, den bekanntlich auch Kaiser Alexander als sein Werk betrachtete? Mehrere ferne Eilande wurden zur Aufbewahrung des furchtbaren Mannes angeboten, von England die Insel St. Helena. Weiter scheint man nicht gegangen zu sein.

Oft wurde Kaiser Alexander Arm in Arm mit dem Prinzen Eugen, dem Sohne Josephine's, auf Spaziergängen gesehen. Man glaubte zu wissen, daß er aus Paris mehrmals Denkschriften gegen die Bourbonen empfangen und angenommen habe. Das Verhalten der in Wien befindlichen Russen ließ der französischen Gesandtschaft keinen Zweifel, wie tief es der Kaiser empfand, daß gerade

Ludwig XVIII., den er auf den Thron gesetzt hatte, seiner Größe zuerst Abbruch that. Es kamen Gelegenheiten, bei denen er einige Worte seines Unmuths hinwarf. Besonders hatte er aber Talleyrand hassen gelernt, dem er sich in Paris mit seinen Lieblingsgedanken hingegeben, der ihn mißbraucht hatte und nun befeindete. Die Beleidigung war ähnlich derjenigen, die er einst von Napoleon erfahren, und die ihn so weit geführt hatte: jetzt war es indessen ein Unterthan. Anstatt Frankreichs constitutionnelle Freiheiten an ihn zu knüpfen, hatte sie Talleyrand in einem Bündnisse mit England unterzubringen gesucht und half den englischen Ministern die gebildeten Völker mit Besorgnissen vor Rußland erfüllen, damit sie ihn selbst, wie einen barbarischen Fürsten, in sein Asien zurückwiesen. Es bedurfte nur einer Regung von Stolz, und Alexander hätte, zum Schrecken dieser neuen westlichen Feinde, als Asiate in seiner Furchtbarkeit dagestanden; doch wie Vielem, woran er gehangen, hätte er abschwören müssen!

Jedoch was zunächst an ihm nagte, war die Einsicht, daß er dem Könige von Preußen die Abtretung eines Theiles von Sachsen möglich machen mußte. Eine Nachgiebigkeit gegen Östreich, die auch für die westlichen Mächte ein Triumph wäre, sollte seine erste Handlung sein, nachdem er diese constitutionnellen Staaten als seine Feinde erkannt hatte. Der Fürst von Metternich wiederholte den festen Vorsatz seines Kaisers; er zeigte, wie die preußische Monarchie mit den verfügbaren Ländern auf dem linken Rheinufer und im nördlichen Deutschland und mit einem Theile von Sachsen entschädigt werden könnte. Lord Castlereagh bot auf Kosten Hannovers einen Bezirk an. Alexander gestand jetzt Preußen noch eine Erwerbung in seinem Polen zu; und da der Entschluß, keinen Krieg wegen Polen zu führen, alle Mächte schon vereinigte, so eröffnete der Fürst von Hardenberg am 8. Februar die Einwilligung seines Königs, daß dem Könige von Sachsen ein Theil seiner alten Staaten wieder zurückgegeben werde.

Es wurde nun eine Übereinkunft über die Grenzen geschlossen. Den drei Mächten, denen Preußen nachgegeben, kam es vorzüglich zu, den König von Sachsen zum Beitritte zu bewegen. Der König näherte sich zwar auf eine Einladung dem Congresse bis Preßburg, aber er war noch immer gleich entschlossen, sich zu weigern.

Die Nachrichten von Frankreichs innerm Zustande, von Murat's Plänen zogen nach diesen Seiten die Sorge. Talleyrand ließ die Bourbonen ihre militairischen Kräfte, die für Sachsen bereit gehalten worden, gegen Murat offener zeigen. Allein für die Sache der Legitimität war er des beleidigten Alexander's nicht mehr sicher. Auch mit der Abreise des englischen Ministers zum Parlamente entgingen ihm klug erworbene Vortheile. Östreich, als ihm Murat seine Absicht anzeigte, ein Heer von 80,000 Mann nach Frankreich marschieren zu lassen, erklärte dem französischen Gesandten zugleich und dem König von Neapel, es werde nicht zugeben, daß die Ruhe Ober- und Mittelitaliens durch den Einmarsch fremder Truppen gefährdet werde.

Sechstes Kapitel.

Paris während des Winters.

Im Anfange des Winters, da noch wenig Anderes vom Wiener Congresse bekannt geworden, als die Herrlichkeit seiner Feste, begannen die Salons auch in Paris sich zu öffnen. Es war zum ersten Mal unter der Restauration, die überhaupt ihre Gesellschaft erst noch bekommen mußte. Zur Kaiserzeit waren es die Helden des Krieges und die Angestellten gewesen, die dem einzelnen Großen ein Haus, wie in den Tuilerien dem Gebieter einen Hof hätten bilden sollen. Empfangen wurde in Sälen, die von dem schnell gesammelten Reichthum strahlten, und in denen ein Kreis von jungen, schönen Frauen saß. Aber Bonaparte verlangte von den Frauen keine glänzende Unterhaltung, keinen Aufwand des Geistes. Jedem, der eingeführt wurde, stand der Salon offen: wer für sich oder Andere ein Anliegen hatte, suchte dort seinen Gönner, der nach der Zahl der ihn Besuchenden seine Stellung maß. Wie hätte neben dem Kaiser die Gesellschaft eine geistige Bedeutung erlangen, ja dazu nur fähig werden können? Durch eigenen Charakter waren dagegen die Salons der alten Zeit berühmt, und so wenig wurden sie in dem Argwohn gegen die Wiederkehr dieser letztern begriffen, daß mancher Neuling

ter Revolution gerne sie jetzt genossen hätte. Fein in ihrer Eigenthümlichkeit war stets die Meinung dieser Salons gewesen, nach Art von Geschmacksurtheilen, indem sie, was nicht angemessen war, ausschieden. Sie selbst waren nur enge Kränzchen von Eingeladenen, unter welchen dem Gespräche die volle Freiheit gegönnt war. Je weniger Personen zusammen gehörten, desto vollständiger mußten sie mit ihren Vorzügen und Schwächen, ihren Schattirungen und Beziehungen, mit ihren Geheimnissen in den gesellschaftlichen Kreis treten. Die Wendungen der Umgangssprache bekamen Sinn, wurden zur Anspielung und, ungeachtet ihrer Allgemeinheit, zuweilen treffend: es war ein vollendeter Umgang, wie ihn seitdem nirgends ein Salon mehr geboten.

Allein wie lebhaft auch die Franzosen der alten Zeit bei der Erinnerung an diese Abende wurden, so trat doch jeder von ihnen zu ernst oder zu verstört aus der Revolution, um selbst noch von jener ehemaligen Gesellschaft zu sein. In fremden Ländern war ohnehin nicht möglich gewesen, was in Paris, und ihre Söhne, die früher als sie nach Frankreich zurückgekehrt waren, hatten mit den neuen Generalen die Tuilerien besucht. Jetzt mußten diejenigen Salons, die sich nach dem Hofe richteten, auch für die Marschälle und andere Männer der Kaiserzeit offen stehen. Diese, mit ihren Gemahlinnen, erschienen regelmäßig, mit einer gewissen Hartnäckigkeit; ihre Aufmerksamkeit, ohne heitere Hingebung, war nur auf das Benehmen gerichtet, das man gegen sie beobachtete. Auch der höflichste Edelmann, der am wenigsten den Royalisten zeigte, konnte indessen den Unterschied zwischen dem neuen Adel und dem alten nicht ganz übersehen. Wurde in der Gesellschaft der Revolutionsmann nicht an seine Schuld erinnnert, so bekam er hier zum ersten Male wieder seine Geburt zu fühlen. Gekränkt, mit neuem Ingrimm gegen die Emigrirten kam Mancher nach Hause, wo er einen Sturm von Klagen seiner noch unglücklichern Gemahlin erfuhr, die auf den Ge-

sichtern dieser Emigrirtenfrauen ihre Herkunft gelesen und es wohl bemerkt hatte, wie ihr eigener Adelsname vermieden oder gleich einem Übernamen ausgesprochen worden war. Viel ferner blieben einander die Frauen, als die Männer, in deren Umgang die politischen Rücksichten dem persönlichen Vrrdienste begegneten: auf den Ruhm des Marschalls hatte die Gemahlin keinen Anspruch, während diejenige des Edelmanns an Geburt ihm gleich stand. Von klugen Aufstiftern wurde vornehmlich der Einfluß der auf den Tod beleidigten Herzogin von Elchingen, die in den Tuilerien die Tochter einer Kammerfrau genannt worden war, zur Bearbeitung ihres Gatten, des unselbständigen Ney, benutzt, der auch wirklich seinen Zorn gegen die Bourbonen austobte, aber von dem Tande der Hofgunst innerlich längst gezähmt worden war.

Noch weniger paßten die ehemaligen Gefährten des Kaisers in die Salons der eifrigern Royalisten, wo die Mode ihre Erfindsamkeit mit weißen Gewändern und weißen Blumen für den Winter entfaltete und royalistische Musik zu stürmischem Beifalle einlud. Die Gesellschaft, die man hier fand, war ohne Ausnahme auch in St. Sulpice gewesen und wurde des Lobes der Predigten nicht müde, in denen der Abbé Frayssinous die Revolution als eine Gottesstrafe für die Sünden der Zeit behandelte; lange Reihen von glänzenden Kutschen warteten jedesmal auf dem Platze vor der Kirche, wo die vornehme Jugend neben dem royalistischen Volk aller Stände diesen Andachtsstunden beiwohnte.

Einige kaiserliche Salons, die in diesem Winter, wie in den vorigen, eröffnet worden, boten dagegen hohen Genuß. Mit den zudringlichen Bewerbern um Gunst und Amt war die gemessene Haltung verschwunden; ja, da es jetzt eher Muth, sich einzufinden, bedurfte, war beinahe schon die angenehme Gleichartigkeit der Gesellschaft vorhanden. Fast alle Männer, aus denen diese bestand, gehörten bereits der Geschichte an. Von ihrem noch frischen, thatenreichen Leben

war ihnen Geist und Herz erfüllt. Kein Geschäftsverkehr legte ihnen die gegenseitige Zurückhaltung mehr auf: es war der Mund ihnen geöffnet für einen Reichthum von Anecdoten, für manchen bisher verschwiegenen Aufschluß über Verhältnisse, worin sie zu einander gestanden.

Nicht so unschuldig konnte die Gesellschaft beim Herzog von Bassano sein, da Jeder, der hinging, das Gerücht kennen mußte, daß derselbe Verbindungen mit der Insel Elba besitze. Dessenungeachtet sah Napoleon's treuer Minister an seinen Abenden eine große Zahl der Leute wieder, denen er einst eine Anstellung bei der kaiserlichen Regierung verschafft hatte. Die geistreichen Köpfe und die Schriftsteller, die nicht für die Bourbonen schrieben, belustigten sich zum ersten Mal in den Sälen des Herzogs, ihren Muthwillen an der bestehenden Regierung auszulassen, und sagten beißend, was sie draußen unter der Larve des gelben Zwerges nur ernst und unwillig aussprachen. Die unbeholfene Regierung der Bourbonen wurde hier von den gewandten und beschlagenen Verwaltern der kaiserlichen durchgezogen, und immer fiel das Gespräch dahin aus, daß es so nicht gehen könne. Am schärfsten ward dieses Urtheil ausgestoßen, als im December die Regierung nach den Anweisungen Talleyrand's einige Truppen von der alten Garde in Marsch setzte und plötzlich ohne bemerkbaren Grund, als hätte sie Mißtrauen gegen sie gefaßt, nach ihren Garnisonsplätzen umkehren ließ. Die kaiserlichen Officiere empfingen in diesem gesellschaftlichen Leben unaufhörliche Anregung, in den Casernen sich bei den Soldaten leichten Zugang und leichtes Gehör zu sichern, und keineswegs enthielten sich dessen die vielen außer Thätigkeit gesetzten Officiere, die, auch mit ihrem halben Solde, immer beisammen in Paris geblieben waren.

Eine Zeit des Glanzes begann für diese kaiserliche Gesellschaft, als die Königin Hortense von St. Leu in die Stadt kam und ihre Zimmer öffnete. Nicht nur waren Schönheit und Ruhm und Geist der Kaiserzeit hier im

beweglichen Oppositionssalon versammelt, sondern es war ein kleiner Hof, dem bald die vornehmen Engländer, wie die übrigen Fremden, den Vorzug von denjenigen der bourbonischen Prinzen gaben, wo die alten Namen, auf die Alles hinauslief, sie langweilten. Viele von Frankreichs ersten Männern kamen am Neujahrstage, unmittelbar nachdem sie ihren Besuch in den Tuilerien abgestattet, vor dem Hotel der Königin angefahren. Es war eine berauschende Herrlichkeit für die Bonapartisten, die noch vor kurzer Zeit kaum eine Partei gewesen waren.

Während des Decembers nahmen die Duelle in schreckhaftem Maße überhand. Von ergrimmten Royalisten wurde Bonapartisten mit der Vendée, den noch immer rüstigen Chouans gedroht. Ein Gerücht, das sogar Schriften zu unterstützen schienen, ließ eine St. Bartholomäusnacht auf den 21. Januar erwarten, an welchem der Tod Ludwig's XVI. gesühnt werden sollte. Die Bonapartisten fingen Feuer von täglich bestimmteren Gerüchten, daß aus Chouans ganze Banden von Mördern gebildet würden, daß sie in Paris sich versammelten, daß, seit Soult Minister geworden, die Chouans aufs Neue der Augapfel der Regierung wären. Einigen Generalen wurde mitgetheilt, ihre Namen ständen auf einer Proscriptionsliste; kaum waren sie abzuhalten, daß sie sogleich zusammen sich in die Tuilerien verfügten, um Gerechtigkeit zu fordern. Nicht mehr blos in den Salons hielten die Bonapartisten Zusammenkünfte, immer ernsthafter wurden, wie sie Gleiches von den Gegnern voraussetzten, ihre wechselnden Entwürfe. Auch mit Bassano traten, wie es hieß, entschlossene Generale über seine Nachrichten vom Kaiser ein.

Marschall Soult wollte dem Könige zeigen, daß er diesen Geist der Unordnung nicht so zaghaft zu behandeln gedenke, als seine alten Minister. In dem Portefeuille, das er übernommen, hatte er einen aufgegriffenen Brief an Murat gefunden, worin der General Excelmans diesem Könige, dessen Adjutant er gewesen, zur Behauptung seines

Thrones Glück wünschte, mit dem Zusatze, daß, wenn es anders gegangen, Tausende von tapfern Officieren, die in seiner Schule gebildet worden, gerne sich unter seine Fahnen gestellt haben würden. Der Minister, nachdem er sich vom Könige den Auftrag zu einer Disciplinarstrafe geben lassen, setzte den General auf halben Sold und hieß ihn unverzüglich ins Departement der Maas an seinen Heimathsort sich verfügen. General Excelmans, der nach einem Verweise, den ihm schon der vorige Minister ertheilt, nichts mehr erwartet hatte und dessen Frau zu Paris ihrer Niederkunft entgegensah, stand, übereinstimmend mit dem geraden Marschall Macdonald, in der Ansicht, sobald er mit halbem Solde außer Thätigkeit gesetzt worden, könne ihm kein Aufenthaltsort mehr bezeichnet werden. Anstatt einer Antwort auf seine Vorstellungen erschien, ihn wegzuschaffen, der Gouverneur von Paris; er weigerte sich, eine Wache wurde ihm aufs Zimmer gesetzt. Excelmans war einer der tapfersten Generale der Armee; er erhielt die Besuche höherer und niederer Officiere, der meisten, die in Paris sich befanden; Jeder verwahrte sich mit ihm gegen eine Willkühr, die sich der Minister an Denen noch herausnahm, die er um die Hälfte ihres Soldes verkürzt. Soult bemerkte zwar den Widerspruch in seinem Befehl, erließ darum aber nur noch eine allgemeine Verordnung, wonach vom 1. Januar an jeder Officier, der irgend einen Gehalt bezog, an seinem Posten oder an seinem Wohnorte bleiben sollte. Den Trotz des Generals zu brechen, verschärfte er seine Haft. Jetzt würde Excelmans den Bitten seiner Gattin, die für ihn fürchtete, nachgegeben haben, wenn nicht der neue Befehl des Ministers erfolgt wäre, ihn mit Gendarmen nach Soissons abzuführen; gesetzloser Gewalt glaubte er entweichen zu dürfen, es gelang ihm. Aus seiner Verborgenheit beschwerte er sich bei den Kammern, bat um ein Gericht. Zwar schritten diese nach einigen Reden zur Tagesordnung, es machte nun aber die Sache so großes Aufsehen, daß der Minister sie wieder dem Könige vorlegen

mußte. In dessen Namen bezeichnete er dem General das Kriegsgericht zu Lille. Die Bonapartisten triumphirten. In den letzten Tagen des Jahres herrschte in ihren Salons eine wilde Stimmung. Man war entrüstet über die Klagepunkte, in denen Excelmans' Brief an Murat als verrätherische Verbindung mit den Feinden des Königs behandelt war. Es werde, hieß es, ein gewagtes Spiel mit der Armee getrieben. Und wie roh diese Verordnung gegen eine ganze Classe von Officieren, eines tölpischen Lieutenants würdig, der nur zuschlagen könne! Die Officiere auf halbem Solde, denen noch das Kriegsgericht Hoffnung ließ, wollten Paris am 1. Januar nicht verlassen.

Am 30. December wurden die Kammern durch königliche Ordonnanz vertagt. Seit den Auftritten, die auf Ferrand's Rede gefolgt waren, scheint es festgestanden zu sein, sie zu entfernen. Sie hatten nun freilich dem Könige die auf dreißig Millionen angegebenen Schulden gedeckt, die er im Auslande hinterlassen, und ihm eine Civilliste von fünfundzwanzig Millionen, den Prinzen eine von neun Millionen bewilligt, so daß der feine Montesquiou wieder ihren guten Geist zu rühmen und die Bemerkung zu machen wagte, daß in ihrer Abwesenheit die Regierung schwächer sein werde. Allein die Royalisten ließen die Kammern den Unfug des constitutionellen Lebens entgelten, der ja unerträglich geworden. Auch waren dieselben gerade jetzt neben den Parteien so unbedeutend, daß ihre Vertagung sich ohne viel Gerede vornehmen ließ. Diese ging bis zum 1. Mai. Die Constitutionellen ließen zwar dieses Zeichen eines übeln Geistes nicht ungerügt, aber sie waren es zufrieden, weil sie darauf zählten, die Deputirten würden nach einem im Lande zugebrachten Winter entschiedener zurückkommen.

Hof und Minister machten wieder allein die Regierung aus, als das erste ganze Jahr der Restauration begann. Waren schon darüber die klügern Minister zuweilen nicht ganz ruhig, so besaßen sie überdies an dem neuen Kriegs-

minister einen lästigen Collegen, der überall des Regierens zu viel that und in der kurzen Zeit schon viel verdorben hatte; denn erst seit Excelmans' Widerstand redete Jedermann von Bonapartisten. Was nun zunächst dem Ministerium oblag, war die Veranstaltung der Feier des 21. Januars, ein Geschäft, das wieder die alten Minister der Hofpartei anging. Der Gottesacker der Madeleine, wo unter vielen Opfern der Schreckenszeit der König Ludwig und Marie Antoinette lagen, war von einer Familie Desclofeaux zu einem Garten angekauft und vor fernerer Vernachlässigung bewahrt worden. Seit den ersten Tagen der Restauration hatten die guten Royalisten die Desclofeaux besucht und sich von ihnen die Stelle zeigen lassen. Mit dem Januar begann für sie ein Leben der Buße; sie stellten sich pünktlich zu den schneller auf einander folgenden Andachtsstunden des Abbé Frayssinous ein; immer reiner standen sie da, immer gesonderter aus dem Revolutionsvolke. In den Provinzen, wie in der Hauptstadt, änderte sich zusehends das Benehmen der Geistlichen, der Royalisten gegen die Bürger, als wäre von diesen etwas der Ehre Nachtheiliges bekannt geworden. Der Tag rückte heran, wo namentlich die Königsmörder wieder Verbrecher werden sollten. Die finstersten Gerüchte über ihr Schicksal gewannen Bestand. Heimlich entfernten sich Einige wenigstens von Paris, wo die bösartigsten Leute zur Feier eintrafen; Andere versahen sich mit Waffen und hielten sich auf Alles gefaßt.

Es ist wahrscheinlich, daß wirklich ein Theil der Hofpartei, die weder den Truppen noch der Nationalgarde traute, ein Corps von Chouans bereit zu halten wünschte, deren alte Banden sich schon zum Aufstande gegen Bonaparte wieder gebildet hatten und jetzt ungeduldig ihre Erbitterung über die trotzigen Feinde des Thrones bezeugten. Seit das Monument von Quiberon errichtet worden, verschloß sich die Regierung weniger gegen sie; die Hofpartei erhielt für die bewährtesten Chouans eine Anzahl Orden,

womit königliche Beauftragte noch am Ende des alten Jahres in die westlichen Provinzen abgingen. Die Bürger der dortigen Städte, denen die Chouannerie als eine Landplage bekannt waren, ergrimmten. Nach den Vorfällen zwischen Exeelmans und Soult waren sie fähig, sich nicht mehr Alles von den Royalisten gefallen zu lassen. Als man in Rennes von einer Versammlung hörte, in der die Orden von einem Manne ausgetheilt würden, der im Bürgerkriege einst den Postwagen geplündert hatte, entstand ein Auflauf; mit Mühe gelang es dem Präfekten, denselben zu beschwichtigen und seine Chouans des Nachts entwischen zu lassen.

Noch vor der königlichen Todtenfeier begab es sich, daß zu Paris im Kirchsprengel St. Roch die berühmte Schauspielerin Raucourt starb, ohne die Lösung des Bannes, womit ihr Stand belegt war, erhalten zu haben. Der Pfarrer von St. Roch war unter dem Kaiser, als er dem Leichnam einer Schauspielerin seine Kirche verschlossen, bestraft worden; er wiederholte jetzt seinen Abschlag. Das Publicum wurde bitter, da es voraussetzte, daß ihn die Restauration dafür loben werde. Daß die verstorbene Raucourt dem Pfarrer mehrmals beträchtliche Almosen für seine Dürftigen übergeben hatte, vermochte nichts über ihn. Der Leichenwagen, den die Schauspieler begleiteten, schlug, ohne zur Kirche zu fahren, gleich den Weg nach dem Pere Lachaise ein, die Volksmasse wogte voraus, wogte nach. Ein Mann, der die Pferde anhielt, bedeutete, umzukehren zur Kirche; die Menge drohte dem Kutscher, als dieser zögerte. Der Wagen lenkte nach der Straße St. Honoré, aus allen Gassen trieben neue Haufen ihm nach, ein festgeschlossener empfing ihn an der Treppe zur Kirche, deren Thüren zugemacht worden. Der Pfarrer zeigte sich und erneuerte mit vieler Fassung seine Erklärung; die ausbrechende Wuth trieb ihn sogleich in die Sakristei zurück. Es brauste der alte Pariser Volkssturm die Straße herab, die Straße herauf, die Massen drängten nach der Treppe,

an die Thürflügel, um die Leiche stand die Truppe der Schauspieler mit wilden, mit feierlichen Geberden, unter ihnen der große Talma mit zornigem Antlitze. Noch ein Stoß: die Thüren gingen auf, die Kirche füllte sich mit dem einbrechenden Volke. Einiger Reiterei, die ankam, machten draußen die Leute verständlich, daß sie hier nichts zu thun habe. Von hundert Armen wurde der Wagen angegriffen, der Sarg, von dem die Bekleidung fiel, ihm enthoben, hinaufgetragen, vor dem Altare niedergesetzt; Andere zündeten alle Wachskerzen an. Wieder um den Sarg gereihet, sangen die Schauspieler erhabene Hymnen. Ein Hauspriester aus den Tuilerien, todtenblaß, kam vom Könige gesendet, sprengte dem Sarge Weihwasser in Menge, verrichtete in allen Stücken den Dienst. Mit dem Ausruf: es lebe der König! strömte die Menge hinaus. Der Leichenzug setzte sich wieder nach Pere Lachaise in Bewegung. Im Publicum wurde es auf tausend Weisen ausgesprochen, daß vor Gott Alle gleich seien, wenn nur Jeder in seinem Berufe wohl gethan, daß die Schauspielerin in den Himmel gehe, wie die Ordensschwester.*) Die Minister waren um so mehr über den Vorfall betroffen, als den König, der von den Vorurtheilen gegen die Schauspieler frei war, derselbe verdroß. Es war ein Unglück, daß es grade in den Vorbereitungstagen auf den 21. Januar begegnet, wenn auch nur der Pariser Witz auf die Vergleichung der beiden Todtenfeiern gerathen würde. Wenigstens sollten die Zeitungen gar nicht davon erzählen dürfen.

Chateaubriand übernahm es, das Publicum zu seiner Beruhigung mit dem ganzen Verlaufe des 21. Januars zum Voraus bekannt zu machen. Bewahre! rief er, daß unter uns Jemand nach Schuldigen suchen sollte; aber wenn wir auf Tugend Anspruch machen, so soll unser Charakter männlich genug sein, den Anblick unserer eigenen

---

*) Les deux soeurs de charité, von Beranger.

Fehler zu ertragen. Darum wollen wir den Verbrecher vergessen und uns immer des Verbrechens erinnern. Wenn nun, indeß wir weinen, einige Menschen glauben, unsere Thränen fliehen zu müssen, wäre uns diese unschuldige Rache nicht erlaubt? Soll ein ganzes Volk in seinem Gemüthe Moral und Religion ersticken und bei vollem Bewußtsein zu billigen scheinen, was es in seiner Schwäche geschehen lassen, weil es umwölkte Gewissen gibt, die nicht an den Frieden des Vaterlandes glauben, so lange die Reue sie selbst nicht ruhig läßt, und die ihre eigenen Gewissensbisse für Geschrei der Factionen halten? Chateaubriand erzählte die Ceremonien, den Zug: nichts kam vor, woran man die Gerüchte erkannt hätte. In St. Denys Gewölben, wo in dichten Reihen die Könige Frankreichs gelegen, werde sich Ludwig XVI. allein finden; ja, die Stätte wäre verwüstet, wenn nicht der Mann, der auf dem Throne der Bourbonen gesessen, sie wieder zu Gräbern eingerichtet hätte. Dieser, der für seinen Stamm die letzte Wohnung zu bereiten geglaubt, habe das Grab Ludwig's XVI. gebaut; nur die Weisheit zähle Ahnen und hinterlasse eine Nachkommenschaft. Ein Denkmal werde auf dem Platze Louis' XV. sich erheben. Der König, der noch niemals das Blutfeld betreten, werde vielleicht dann vorbeigehen können, wenn nicht ohne Betrübniß, doch ohne Schauder, indessen der Richter Ludwig's XVI. das Bereich dieses Monuments des Erbarmens, wenn nicht ruhig, doch furchtlos dourchschreiten dürfe. Auf dem Kirchhofe der Madeleine werde eine Capelle der Trauer um alle die Opfer geweihet werden, in deren Mitte zwanzig Jahre lang der Monarch geschlummert.

Außerdem wurde durch eine königliche Ordonnanz bekannt, daß jährlich der 21. Januar ein Trauertag sein solle, an welchem in allen Kirchen Frankreichs ein Todtenamt für die Ruhe der Seele Ludwig's XVI. gehalten werde. Es gab auch außer dem Adel viele Franzosen, die jetzt von der Erinnerung an die schreckliche Zeit vor zweiundzwanzig Jahren ergriffen wurden und den Tag in ihrem Innern

mitfeiern wollten. Die Menge des Publicums hingegen, die beim Begräbniß der Schauspielerin Recht behalten hatte, erklärte Alles für Heuchelei; es waren ihr unheimliche, widrige Tage.

In Gegenwart zweier Minister, einiger Geistlichen und Hofleute wurde nach den Überbleibseln des Fürstenpaares gegraben. Man wußte, daß Kalk in die offenen Särge geschüttet worden war. Augenzeugen gaben die Lage des Kopfes an. Man fand eine Anzahl Knochen, deren Lage damit übereinstimmte, zwei bleierne Särge nahmen sie auf.

Der König, für den die Feier peinlich war, durfte in den Tuilerien bleiben, da von jeher die Könige Frankreichs keinen Leichenbegängnissen beigewohnt. Die Herzogin von Angouleme, die schmerzenreiche Waise, ging nach St. Cloud, um allein in Andacht die geweiheten Stunden zuzubringen. Ihr Gemahl, ihr Schwiegervater Artois, die übrigen Prinzen, auch der Herzog von Orleans, verfügten sich mit ihrem Gefolge am Morgen des 21. Januars nach dem Kirchhofe der Madeleine. Unter einem Zelte wurde das Todtengebet gehalten, an der Stätte des verlassenen Grabes der erste Stein zur Capelle gelegt; als die Reliquien abfuhren, warfen sich Alle noch einmal hier zu Boden. Der Zug bewegte sich nach der vorher bekannten Ordnung durch zwei Reihen stummer Zuschauer nach der Kirche von St. Denys, in deren schwarz behangenen und königlich ausgerüsteten Räumen die Großen des Reichs und die fremden Gesandten saßen. Der Bischof von Troyes predigte über das Ereigniß, schauderhaft war seine Beschreibung des Convents. Nach Beendigung der kirchlichen Feier wurden die beiden Särge in das Gewölbe versenkt. Noch am Abend brachte der Herzog von Angouleme der Herzogin in St. Cloud den ersehnten Bericht. Nach einigen Tagen war sie so gefaßt, daß sie St. Denys besuchte.

Das Kriegsgericht zu Lille saß den 23. Januar. General Excelmans, der das militairische Ehrgefühl aller Mit-

glieder kannte, hatte sich eingestellt und den muthigen Comte, dessen Censeur die Freude des Landes geworden, als seinen Vertheidiger mitgebracht. Die Freisprechung war einstimmig. Dem Jubel des Publicums von Lille, das ihn Abends im Theater erwartete, entzog sich der General durch seine schleunige Rückreise nach Paris, wo sein Erstes war, dem Könige zu danken, daß er ihm zum Rechte verholfen. Die Royalisten waren betreten; ihre Blätter stellten den mißvergnügten Parteien vor, wie frei die Gerichte unter dem Könige sprechen dürften, wie anders die vorige Regierung mit dem General verfahren wäre.

Durch diesen Spruch eines hochgestellten Gerichts war es Tausenden plötzlich klar geworden, daß die öffentliche Meinung die Emigrirten überwunden hatte. Man glaubte an deren Sturz, man war geneigt, an den Erfolg jedes kühnen Widerstandes zu glauben. Statt der trägen Masse, auf welche ein Feind der Regierung bis jetzt gestoßen wäre, fand sich nun überall eine willfährige Stimmung. Mit Ungeduld überlegten deshalb jene Generale, die sich dem Herzoge von Bassano eröffnet hatten, was sie für den Kaiser unternehmen könnten, ohne seine Rückkehr abzuwarten, und wie sie ihn von der günstigen Wendung unterrichten könnten. Vor einiger Zeit war ein vertrauter Mann ohne Papiere nach Elba abgereist, nun schien auch das gefährlich, da die geringste Entdeckung dem Wiener Congresse zum Vorwande gegen den Kaiser dienen konnte. Jene entschlossenen Militairs waren die Generale Lefebvre Dernouettes und die beiden Lallement; auch der junge Oberst Labedoyère, in den Bonapartistischen Salons der feurigste, unbesonnenste, war der rechte Mann zu jedem Wagniß für den Kaiser.

In mancher Garnison redeten die Soldaten den ganzen Winter vom kleinen Corporal, und behaupteten in der besten Laune, mit der Veilchenzeit werde er kommen. Ohne daß sie um irgend ein Vorhaben gewußt hätten, thaten sie, als ob sie wieder dem Kaiser angehörten, zu ihrer Mun-

terkeit bedurfte es kaum noch der Nachricht, daß es wirklich so sei.

Saß eine Tafel Officiere beisammen, so wurden die Lieder gesungen, die Beranger seit der Ankunft der Fremden gedichtet; der Eine stimmte das Lied vom guten Franzosen an, der kein Engländer sein mag, der Andere das von den adeligen Hunden, die, wenn sie nur die alte Zeit wiederbekämen, gerne vor den Ministern springen und auf die Unglücklichen losfahren wollten; muthwillig fiel bei jedem der Chor mit dem unerschöpflich geistreichen Refrain ein. Nie durfte das Lied vom Marquis von Carabas fehlen, der stolz auf die Eroberung Frankreichs zu seinem alten Schlosse auf fleischlosem Klepper angeritten kam. Dann berathschlagte die Gesellschaft, wem etwa noch der Orden des Löschhütchens oder derjenige der Windfahne ertheilt werden sollte, den der gelbe Zwerg für alle die Glückskinder der Republik gestiftet hatte, die unter den Bourbonen, wie unter dem Kaiser, ein Unterkommen gefunden. Die reiflichste Überlegung war nöthig zur Bestimmung der Grade, deren es vier gab: auf die Fahne nach allen Winden folgte die doppelte Windfahne, auf die mit wenigen Ausnahmen die Journalisten und einige hundert Unwürdenträger Anspruch hatten; erst darauf folgte die Windfahne erster Classe, wozu ein Dutzend Eide für und gegen die liberalen Ideen und etwa noch ein Verschen zu Ehren der Feinde erforderlich war; was die Windfahne zweiter Classe betraf, so kam sie allen Hohlköpfen zu, die für den Ersten, den Besten Enthusiasmus hatten.

In den bonapartistischen Salons, wo diese Unterhaltung nicht immer am Platze gewesen wäre, ergötzte man sich an Carricaturen. Es war wieder der gelbe Zwerg, der die beste zum Carneval brachte. Auf den ersten Blick erkannte man in der abenteuerlichen Gruppe vermummter Gestalten die sämmtlichen Zeitungen von Paris, und Jedermann hatte besonders an der blutigen Nonne seine Freude, welche die „Quotidienne“ vorstellte. Dieselbe Gruppe fand

sich am Mardigras in dem Maskenzuge des Boulevards. Die Neugierde des Publicums, wer eigentlich der gelbe Zwerg sei, verfiel auf mancherlei Vermuthungen; doch er versicherte, daß er durch unfehlbare Mittel mit ewigem Geheimniß angethan sei. Auf den glänzendsten Maskenbällen, bald da bald dort, erschien es plötzlich, das leibhaftige gelbe Zwerglein, und fragte boshaft und gab klugen Bescheid. Ich trat, erzählte das Blatt, in einen Salon der Vorstadt St. Germain und hörte, wie man sagte: „Keine Verfassung, es lebe der König!" Ich ging in eine Gesellschaft der Vorstadt St. Honoré und vernahm: „Fort mit den reinen Royalisten, der König soll leben!" In einer Gesellschaft der Chaussée Dantin redete man mich an: „Nur keine Republikaner, es lebe der König!" in einem Hause der Vorstadt St. Antoine: „Keine Chouans, hoch lebe der König!" vor einer Kirche: „Weg mit den Fanatikern, es lebe der König!" bei einem Krämer: „Es braucht keinen Adel, aber ein Lebehoch dem Könige!"

Im englischen Caffé hatte sich der Zwerg ein Gespräch zwischen einigen Journalisten gemerkt, die zwar etwas weniger royalistisch als die spanischen Mönche waren, doch royalistischer als der König. Sie hatten sich über ihn beklagt, daß er die Frage so unverschämt vereinfache: Seid ihr für die repräsentative Regierung oder für die absolute Monarchie? Ich ziehe mich mit der alten Zeit daraus, bemerkte Einer; ich halte mich an den Ausdruck „concentrirte Regierung", ein Anderer; wir sollten immer nur von Ehre und Adel sprechen, war der unbetheiligte Rath eines Dritten. Jetzt rächte sich die „Quotidienne" mit einer Reihe von Briefen des Emigrirten Musard, der sich in der Fremde verspätet hatte und nun bei seiner Rückkehr alle die Lehren und Gesinnungen wieder fand, die ihn einst bestimmt hatten, sein Vaterland zu verlassen.

Benjamin Constant wurde damals mit einer Schrift über die Verantwortlichkeit der Minister fertig. Die Deputirtenkammer hatte diese Frage nicht ernst genug behan-

delt, und doch kam nach seiner Ansicht die ganze Zukunft der constitutionnellen Monarchie darauf an, daß über diesen Punkt die Begriffe klar und richtig seien. Die Einrichtungen, die er vorschlug, mußten zur Folge haben, daß die Minister oft beschuldigt, zuweilen angeklagt, selten verurtheilt und fast nie bestraft wurden. Er behauptete, dies sei auch das Rechte, indem durch die Verantwortlichkeit theils den schuldigen Ministern die Gewalt entzogen, theils im Volke ein rühriger Geist der Prüfung, eine beständige Aufmerksamkeit auf die Geltung der Verfassung unterhalten werden solle; auch die berühmten Prozesse englischer Minister hätten nie mit einer Strafe geendet, aber jedesmal die Grundsätze der constitutionnellen Freiheit aufgefrischt. Benjamin Constant glaubte, je mehr sich die Lage des Thrones verschlimmerte, den Ministern nur um so ernster zusetzen zu müssen, daß sie an den Grundsätzen nicht länger markteten. Für das muthwillige Publicum, das den Namen des Königs nur so ehrfürchtig aussprach, um sich über alle Diener desselben lustig machen zu dürfen, hatte die ausgesponnene Erörterung dieses Gegensatzes zwischen dem unverantwortlichen Fürsten und den verantwortlichen Ministern den Reiz eines feinen Pamphlets. Wenn übrigens Jemand behauptete, die Bourbonen würden sich nicht halten können, so stimmten ihm die Leute ebenfalls bei.

Die ausgelassene Feindseligkeit, der sich die Hauptstadt überließ, schien Denen, die an Verschwörungen dachten, keine Bedenkzeit mehr zu gestatten: in der Ungeduld wollte Jeder einen Schritt thun, hastig ließ man sich ein, aber die großen Hoffnungen waren zugleich so allgemein, daß Jeder sich die Verschwörung nach seinem Sinne vorstellte. Die Bonapartisten waren über die Absichten des Kaisers im Dunkeln: sie bereisten aber die Garnisonen, und die militairische Stellung jeder Abtheilung Truppen wurde berechnet. Der beleidigte Marschall Davoust hatte sich den Verschwornen angeschlossen. Das Verhältniß zu Fouché war so freundlich geworden, daß Diejenigen, die sonst

immer von seiner Falschheit redeten, ihn wenigstens diesmal für aufrichtig hielten: nichts gab ihnen ein stärkeres Vertrauen zu ihrer Sache, als Fouché's Urtheil darüber, wie sie es bei dieser vermeinten Treue voraussetzen mußten. Wenn Fouché, ohne den sich an keine Verschwörung denken ließ, die übrigen Parteien auch wirklich aufgegeben, so ist es doch wahrscheinlich, daß er, um dem Kaiser die Regierung unter Bedingungen übergeben zu können, sich mit den Bonapartisten derselben zu bemächtigen wünschte, ehe jener selbst sich eingestellt hätte. Wollte man dabei über die Flucht der königlichen Familie verfügen, so war der Besitz des an der nächsten Grenze gelegenen Lille wichtig, dessen Gesinnung die Bonapartisten durch den Prozeß Excelmans' kennen gelernt hatten, und wo der mit ihnen einverstandene Drouet d'Erlon den Befehl führte. Als die Sache ernster wurde, sagte Davoust seine Hülfe den Verschwornen ab, die ihn dafür der Feigheit beschuldigten. Auch angesehene Männer der constitutionnellen Partei erhielten Winke und Aufforderungen: da sie aber schnell den Bescheid gaben, nur persönliche Interessen bedürften einer Verschwörung, für das allgemeine Interesse genüge es, mit der Nation das Ziel zu erreichen, so zogen sich die Personen, die durch sie den Anschlägen vielleicht eine andere Richtung zu geben beabsichtigt hatten, mit der Erfahrung von ihnen zurück, daß es solchen Zwischenparteien an Menschenkenntniß gebreche: die Constitutionnellen hatten nicht weiter geforscht, trugen aber die Überzeugung davon, daß die Verschwornen, die Militairs nicht ausgenommen, für den Herzog von Orleans arbeiteten.

Der König hatte sich durch die Erzählung des Trauerdienstes in St. Denys, von dessen gleichzeitiger Feier im Königreiche eine Menge prunkhafter Berichte einliefen, überzeugen lassen, daß der Royalismus in Frankreich herrsche. Hatte die Freisprechung des widersetzlichen Excelmans, wenige Tage nach dem Vorfalle von St. Roch, einen entgegengesetzten Eindruck auf ihn gemacht, so zogen ihn die

Royalisten einige Male ins Theater, wo Stücke, die sich auf Henri IV. bezogen, vor einem Publicum gespielt wurden, das jede Anspielung aufgriff. Ludwig's besorgter Blick blieb übrigens niemals lange hinaus auf die Parteien der Revolution gerichtet, sondern kehrte immer auf Artois' Umgebungen zurück, die dem 21. Januar wie ihrem Triumphtage entgegengegangen waren, jetzt aber die statt eines solchen Ausgangs überhandnehmende Freiheit der Feinde des Thrones wieder der Charte und den Günstlingen vorwarfen. Der Name des Herzogs von Otranto wurde wieder erwähnt: es kam überhaupt die Ansicht auf, daß, um Talent zur Regierung zu besitzen, man an der Revolution Theil genommen haben müsse. Zunächst wurde eine neue Reise in die südlichen Provinzen verabredet, welche diesmal die Herzogin von Angouleme und ihr Gemahl antreten sollten; sie gedachten in Bordeaux den Tag zuzubringen, an welchem vor einem Jahre dort der Herzog seinen Einzug gehalten.

Der König erhielt damals den Rath seines Ministers in Wien, wegen der Gährung in Italien ein Corps von 30,000 Mann zwischen Lyon und Grenoble zusammenziehen zu lassen, worauf bald ein zweites Schreiben folgte, in welchem Talleyrand sogar dem Aufsehen, das diese Maßregel in Wien machen würde, großen Werth beimaß. Auf die Weisung des Königs erließ der Marschall Soult, ohne daß ein Ministerrath darüber gehalten worden wäre, sogleich die nöthigen Befehle an die Generale und Truppen, die dieses Beobachtungscorps bilden sollten. Wie gemahnte die Truppen ihr Auszug an den Kaiser! Auf dieselbe Weise traten sie den Marsch an, wie in alle seine großen Kriege. Auch in diese waren sie erst allein ausgerückt, ohne das Ziel zu kennen. Wenn sie darauf im Felde standen, kam der Kaiser nachgereist, und sie errietheu allmälig etwas von seinen Plänen und gewannen ihm bald den ersten Sieg. Jetzt waren sie noch nicht an Ort und Stelle: was, sollte der Kaiser nicht auch diesmal kommen?

In der zweiten Hälfte des Februars litt der König viel an der Gicht. Seine Minister, wenn sie etwas Beängstigendes erfuhren, ersparten ihm die doch so unsichere Nachricht. Ihnen selbst galt es für einen Beweis ihrer Stärke, daß sie sich von den Mißvergnügten nicht beunruhigen ließen. Sie zeigten dem König eine so gelassene Miene, daß er, der ihre Sorgfalt um ihn kannte, ihren Versicherungen über die gute Gesinnung des Königreichs glauben mußte. Ebenso verschwiegen ihre Schmeichler ihnen die vielen unangenehmen Nachrichten jener Tage, oder milderten dieselben. Die Minister erkannten daran ihre Freunde und freuten sich des eigenen Scharfblicks, der sie die Träger übler Anzeigen entweder selbst für Mißvergnügte oder für Leute halten ließ, die sich aufdringen wollten, wie Fouché: sie hatten die Bewerber jeder Art schon zu so mancherlei Listen greifen gesehen, daß auch diese sie nicht befremdete. Ob er denn glaube, fuhr Blacas Jemanden, der ihn warnte, an, daß die Männer, die im Amte ständen, nicht besser unterrichtet wären, als er? Die Verschwörung aller Mißvergnügten war endlich so offenkundig, daß man sich der Anzeigen enthielt, um die Minister nicht durch die Voraussetzung, sie wüßten nicht schon Alles, zu beschämen.

Siebentes Kapitel.

Des Kaisers Rückkehr.

Napoleon hatte seinen Entschluß, auf den französischen Thron zurückzukehren, auch den Winter über in sich verschlossen. Jede Zeitung aus Frankreich schien ihn zu mahnen, dem Frevel an den Gütern des neuen Frankreichs Einhalt zu thun. Er sah, daß die Franzosen auch die Freiheit unter diese Güter zählten; dachte er sich auch sie durch ihn geschützt, geschaffen, so konnte er sich nur eine großartige Vorstellung von der Freiheit bilden. Eigentlich ging aber Napoleon nur Das zu Herzen, daß sein Frankreich von Nachzüglern der Feinde regiert wurde, und die große Armee sich von Leuten, die gegen ihr Land die Waffen getragen, mußte höhnen lassen. Durch keinen Vertrag mit dem Könige Ludwig war er gebunden, als Fürst von Elba konnte er ihm sogar den Krieg erklären; nun unterließen die Bourbonen, ihm seinen Jahrgehalt zu bezahlen, und unterhandelten dafür zu Wien seine gewaltsame Versetzung. Den europäischen Mächten wollte Napoleon die Anerkennung des Pariser Friedens anbieten und hoffte zuversichtlich, wenn er sich nur keines augenblicklichen Angriffs zu versehen hätte, sie mit der Zeit wieder zu überzeugen, daß sie sich in ihrem wohlverstandenen Interesse

an ihn halten sollten; aber ein friedlicher Anfang war ihm nöthig, um den Franzosen den Unterschied seiner neuen Regierung von seiner frühern zu zeigen. In der That konnte er die Nachrichten aus Wien immerfort für günstig halten: sie kündigten zwar nicht mehr die Auflösung des Congresses an, aber sie ließen keinen Zweifel über dessen Veruneinigung. Napoleon sah es zunächst wieder auf Östreich ab, von dem er sich seine Gemahlin und seinen Sohn verschaffen mußte.

Man darf voraussetzen, daß Napoleon die kriegerischen Vorsichtsmaßregeln seines Schwagers Murat, mit dem er wieder in Verbindung stand, von Anfang an in seine Pläne zu ziehen bedacht war und im ungünstigsten Falle damit das südliche Frankreich gegen Östreich decken wollte. Da ihm nun seine Berichte aus Wien die Bourbonischen Absichten auf Neapel nicht verschwiegen haben können, und es nichts Erwünschteres für ihn gab, als daß durch die Rüstungen Murat's, die anfangs den Alliirten gegolten hatten, französische Truppen ins südliche Frankreich gelockt würden, so wird er kaum eine Fügung dem Zufalle überlassen haben, durch welche ihm Frankreich selbst die Hand, ihn herüberzunehmen, zu bieten schien. Vielleicht daß er die Einbildung Murat's, durch italienische Verschlagenheit seine Macht noch höher zu bringen, als ein wirklicher und großer Italiener behandelte, indem er ihn gegen Frankreich durch Andeutung seiner Pläne ermunterte, ohne ihn über deren Ausdehnung auf Italien völlig zu beruhigen, oder indem er gar ihm selbst in den Kopf setzte, daß die französischen Truppen nicht gegen ihn streiten würden. Murat ließ am Congresse versichern, daß sich die Bourbonen nicht auf ihre Mannschaft verlassen könnten, und gab sein eigenes Heer, womit er gegen Frankreich ziehen wollte, zu 80,000 Mann an, beides um die Zeit, da Talleyrand seinem Könige empfahl, offen die Truppen marschiren zu lassen. Der Kaiser sah, wie ihm seine große Armee entgegengeführt, gerade auf dem Wege nach seiner Hauptstadt

echelonirt wurde. Eine heimliche Landung, ein plötzliches Erscheinen vor dem nächsten Bataillon, ein wunderbar schneller Marsch auf Paris, an den ein Regiment nach dem andern sich anschlösse, das war sein einfacher Entwurf. Die 1100 Mann, die er von Elba mitnehmen konnte, waren die besten Soldaten der Welt. Über die Stellung der einzelnen Abtheilungen, die Namen der Officiere, die an jedem Orte befehligten, zog er Erkundigungen ein.

Die gehörige Nähe der Truppen bestimmte die Zeit seiner Abreise. Es sollen damit einige Winke aus Frankreich zusammengetroffen sein, daß andere Gegner der Bourbonen vor ihm handeln und ihm auch die erste Benutzung des Mißvergnügens der Soldaten wegnehmen könnten.

Der Kaiser war sein Geheimniß noch Bertrand und Drouot schuldig, den beiden sanften treuen Helden, die ihm aus Pflichtgefühl auf seine Insel gefolgt waren. Er wußte, daß Drouot, der Generalmajor seiner Garde, nicht anders als offen seine Meinung sagen konnte; es war ein großartiger Mann, kühn und schrecklich auf dem Schlachtfelde, immer treu und immer arm, sein Wesen war so zart und rein, daß Napoleon ihn scheute. Lieber besprach er sich mit dem Großmarschall Bertrand, der sich wie ein Hofmann ausdrückte und in die Berechnungen der Politik einzugehen verstand. Drouot soll sich dem tollkühnen Unternehmen anfangs widersetzt haben; aber für seine Person war er dazu entschlossen, wie zu jeder That für den Kaiser. Dieser entwarf nun auch sowohl die Adresse, wodurch er seine Ankunft der Armee in Frankreich mittheilen wollte, als diejenige an die Franzosen.

Nach der Mitte des Februars schickte Napoleon einen Boten an seinen Schwager mit dem Auftrage: er kehre in seine Hauptstadt zurück und wünsche, daß der König seine Gesandten in Wien die Versicherung geben lasse, Napoleon werde den Vertrag von Paris beobachten und entsage namentlich allen seinen Ansprüchen auf Italien; da in keinem Falle die Feindseligkeiten vor Ende des Julius beginnen

könnten, so hätten Frankreich und Neapel Zeit genug, sich zu verabreden; der König solle vorerst sein Heer in einer guten Stellung vor Ankona verstärken und in unvermutheten Fällen eher zurück- als vorwärts gehen, da er nur im Zusammenhang mit einer französischen Armee etwas ausrichten könne. Es scheint, auch für Leute in der Nähe der Kaiserin hatte er bereits gesorgt, die deren Gesinnung prüfen, oder ihm noch zur rechten Zeit Gemahlin und Sohn entführen sollten. Sir Neil Campbell, der in seiner Wache über die Insel auffallend nachlässig geworden war, machte einen Ausflug nach Livorno. Der Kaiser bestimmte den 26. Februar zu seiner Abreise. Einwohner und Garnison führten, da sie nichts hätte aufmerksam machen können, ihr alltägliches Leben.

Dem Feldzuge, den Napoleon antrat, glich keiner seines Lebens, der erstaunlichste nicht. Aber er hatte Zutrauen zu seinem Glücke, wie von Jugend auf bei jeder That. Sein Geist war erfrischt und aufgelegt, eine Eroberung, welche die Welt trotz Allem, was sie von ihm gesehen, für unmöglich gehalten hätte, mit den geringsten Mitteln zu unternehmen. Am Tage der Abreise ertheilte er Nachmittags ein Uhr der Garnison den Befehl, sich bereit zu halten. Obgleich die alten Soldaten sonst nichts erfuhren, dachten sie wohl, wohin es ging. Zufrieden und trotzig, wie sie so oft im Felde gestanden, rückten sie aus und traten lächelnd unter die Einwohner, die verwundert und neugierig am Hafen warteten und mit ihren Fragen sich heran machten. Als das Zeichen zum Einschiffen gegeben wurde, nahm jeder Abschied für immer: die 400 Mann von der alten Garde bestiegen den Inconstant, eine Kriegsbrigg von sechsundzwanzig Kanonen, die den Kaiser empfangen sollte; die übrigen Truppen wurden auf drei kleinere Schiffe vertheilt. Die ganze Bevölkerung des Porto Ferrajo sah noch der Einschiffung ihres Kaisers zu, er ließ ihr seine Mutter und Schwester zurück.

Auf der Brigg, die er mit Bertrand und Drouot und

dem beherzten General Cambronne bestiegen, bewegte sich Napoleon heiter unter seinen alten Schnurrbärten, denen er das Ziel der Reise noch zu nennen hatte; er scherzte mit ihnen, neckte sie vertraulich. Aber sie fragten ihn nicht. Endlich sagte er's ihnen. Die letzte Unruhe verschwand von ihren Gesichtern, sie riefen: Frankreich! es lebe Frankreich! und ihre Rührung dankte dem glücklichen Kaiser.

In der Nacht legte sich der Wind, sie befanden sich am Morgen noch im Angesichte der Insel, sodaß dem Kaiser, als man französische Kreuzer bemerkte, von Schiffsleuten die Umkehr vorgeschlagen wurde. Eher hätte er aber im Nothfalle sogar den Kampf mit denselben aufgenommen. An einer Brigg, die so nahe kam, daß die üblichen Begrüßungen durch das Sprachrohr gewechselt werden mußten, fuhr indessen der Inconstant, auf dem in Elba die weiße Flagge aufgezogen worden, unerkannt vorüber. Der Wind hob sich gegen Abend und blies die ganze Nacht und den 28. Da es sich fand, daß der Kaiser seine beiden Proclamationen nicht mehr lesen konnte, dictirte er zwei neue, zu deren Vervielfältigung er sogleich auf dem Verdecke Jeden, der schreiben konnte, aufforderte. An Tischen, Bänken, Trommeln schickten sich Soldaten wie Officiere zum Schreiben an. Er las ihnen vor:

„Napoleon, durch die Gnade Gottes und die Reichsverfassungen Kaiser der Franzosen u. s. w., an das französische Volk."

„Franzosen! Der Abfall des Herzogs von Castiglione überlieferte Lyon ohne Wehre dem Feind. Die Armee, die ich ihm anvertraut hatte, war der Zahl der Bataillone, der Tapferkeit und dem Patriotismus der Truppen nach gar wohl im Stande, das östreichische Corps zu schlagen, das vor ihr stand, und dem linken Flügel der feindlichen Armee, die Paris bedrohte, in den Rücken zu ziehen."

„Die Siege von Champaubert, Montmirail, Chateau-Thierry, Vauchamp, Mormans, Montereau, Craonne,

Rheims, Arcis sur Aube und St. Dizier, der Aufstand der braven Bauern der Champagne, Lothringens, Elsaß, der Freigrafschaft und Burgunds und mein Zug in den Rücken der feindlichen Armee, wodurch ich sie von ihren Magazinen, ihren Reserveparks, ihren Zufuhren und allem ihrem Fuhrwerke trennte, hatte sie in die äußerste Gefahr gebracht. Die Franzosen waren niemals größeren Erfolgen nahe gekommen, die Elite der feindlichen Armee war dem Untergange anheimgefallen; bald würde sie in dem weiten Lande, das sie so unbarmherzig geplündert hatte, ihr Grab gefunden haben, als der Verrath des Herzogs von Ragusa die Hauptstadt auslieferte und der Armee ihre Haltung nahm. Das unerwartete Betragen dieser beiden Generale, welche ihr Vaterland sammt ihrem Fürsten und Wohlthäter verriethen, änderte den Ausschlag des Krieges; es war mit dem Feinde dahin gekommen, daß nach dem Treffen, das vor Paris geliefert wurde, bei der Entfernung von seinen Reserveparks, seine Munition erschöpft war."

„Diese neuen und großen Erfahrungen zerrissen mir das Herz, aber die Seele blieb ohne Wanken; ich fragte nur, was dem Vaterlande frommte, und ließ mich auf einen Felsen im Meere verbannen: daß ich am Leben blieb, war euch von Nutzen und sollte es noch werden. Ich gab nicht zu, daß die Bürger alle, die mich begleiten wollten, mein Loos auf sich nähmen; ich sah den Vortheil ihres Bleibens für Frankreich, und nahm nur einen Trupp Tapfere zu meiner Garde mit."

„Durch eure Wahl bin ich auf den Thron gehoben worden, und Alles, was ohne euch geschehen, hat keine Gültigkeit. Seit fünfundzwanzig Jahren hat Frankreich neue Interessen, neue Einrichtungen, einen neuen Ruhm, die nur von einer nationalen Regierung und einer aus dieser neuen Lage hervorgegangenen Dynastie geschützt werden können. Wenig hülfe es einem Fürsten, der sich auf meinem Throne durch die Gewalt derselben Armeen

halten wollte, die unser Gebiet verheert haben, sich mit dem Lehensrecht zu brüsten; Niemandem könnte er Ehre und Rechte verbürgen, als einem kleinen Häufchen Feinde des Volkes, welches sie in allen unsern Nationalversammlungen seit fünfundzwanzig Jahren verworfen hat. Auf immer wären euer Friede zu Hause und euer Ansehen bei der Welt verscherzt."

„Franzosen! in meiner Verbannung habe ich euere Klagen und euere Wünsche vernommen: ihr verlangtet sie wieder, die einzig gültige Regierung euerer Wahl; ihr klagtet über meinen langen Schlummer; ihr warfet mir vor, ich möge mich in meiner Ruhe mit den großen Interessen des Vaterlands nicht mehr beschäftigen."

„Ich bin übers Meer geschifft durch Gefahren jeder Art; nun nehme ich wieder Besitz von meinen Rechten, welche die euern sind. Was seit der Einnahme von Paris die Einzelnen gethan, geschrieben oder gesagt haben, ich werde nie danach fragen; das wird mir das Andenken an die wichtigen Dienste nicht trüben, die sie geleistet haben; denn es gibt Ereignisse, welche den Bau des Menschen überwältigen."

„Franzosen! die kleinsten Nationen haben die Schande abzuwerfen gewußt, einem Fürsten zu gehorchen, den ihnen ein für den Augenblick siegreicher Feind gesetzt hat. Als Karl VII. nach Paris zurückkam und den Eintagsthron Heinrich's VI. umwarf, dankte er dafür seinen braven Truppen und nicht dem Prinzen-Regenten von England."

„Nur euch und den Tapfern des Heeres Alles zu danken, das ist und bleibt auch mein Stolz.

(Unterz.) Napoleon."

„Napoleon, durch die Gnade Gottes und die Reichsverfassungen Kaiser der Franzosen u. s. w., an die Armee."

„Soldaten! Wir sind nicht besiegt worden; Zwei, die aus unsern Reihen getreten, haben Verrath an unsern

Lorbeeren, an ihrem Lande, ihrem Fürsten, ihrem Wohlthäter begangen."

„Sollten Diejenigen, die fünfundzwanzig Jahre Europa durchreist haben, um uns Feinde zu suchen, die ihr Leben lang gegen uns in fremden Armeen unter Verwünschungen unsers schönen Frankreichs die Waffen getragen, unsere Adler an der Kette halten dürfen, deren Blick sie niemals auszuhalten vermocht? Wollen wir dulden, daß sie genießen, was wir rühmlich erkämpft haben? daß sie uns Ehrenschmuck und Güter nehmen und den Ruhm uns verläumden? Hätte ihr Reich Bestand, so ginge selbst die Kunde von diesen denkwürdigen Tagen verloren."

„Mit welcher Gier sie daran drehen! Sie möchten ihm Gift beibringen, Dem, was die Welt bewundert; und wenn es noch Vertheidiger unsers Ruhmes gibt, so sind sie unter denjenigen Feinden zu suchen, die wir auf den Schlachtfeldern bekämpft haben."

„Soldaten! in meinem Exile habe ich eure Stimme vernommen; ich bin angelangt durch alle Hemmnisse und alle Gefahren."

„Euer General, zum Throne durch die Wahl des Volks gerufen und gehoben auf euern Schildern, ist wieder da! kommt ihm entgegen."

„Reißt diese Farben ab, die von der Nation verworfen sind und während fünfundzwanzig Jahren allen Feinden Frankreichs zum Zeichen gedient haben. Steckt diese dreifarbige Cocarde auf, ihr truget sie an unsern großen Tagen. Wir sollen vergessen, daß wir die Herren der Nationen gewesen sind, aber wir sollen nicht dulden, daß sich eine andere in unser Hauswesen menge. Wer dürfte sich herausnehmen, bei uns zu befehlen? Wer wäre dazu stark genug? Nehmt nur die Adler wieder, die ihr bei Ulm getragen, bei Austerlitz, Jena, Eylau, Wagram, Friedland, Tudela, Eckmühl, Eßlingen, Smolensk, an der Moskwa, bei Lützen, Würschen, Montmirail. Meint ihr, dies Häufchen Franzosen, die jetzt so anmaßend sind,

könnte ihren Blick aushalten? Sie mögen gehen, woher sie gekommen, und dort nach Herzenslust regieren, wie sie seit neunzehn Jahren regiert zu haben versichern."

„Euer Vermögen, euer Stand, euer Ruhm, das Vermögen, der Stand und der Ruhm eurer Kinder haben keine größern Feinde, als diese Fürsten, die uns das Ausland gesetzt hat. Sie sind die Feinde unsers Ruhmes, weil die Erzählung so vieler Heldenthaten, die das französische Volk verherrlicht haben, während es gegen sie, gegen ihre Herrschaft sich wehrte, ihnen das Urtheil spricht."

„Die Veteranen der Armeen von Sambre und Maas, des Rheins, von Italien, Ägypten, der Westarmee, der großen Armee müßten sich verbergen, ihre ehrenvollen Narben wären unrühmliche Male, ihre Siege Verbrechen, sie selber Rebellen, wenn, wie es die Feinde des Volks behaupten, legitime Fürsten sich in den fremden Armeen befänden. Auszeichnung, Belohnung, Liebe kommen Denen zu, die ihnen gegen das Vaterland und uns gedient haben."

„Soldaten, kommt unter die Fahnen eures Führers; sein Dasein besteht nur in eurem Dasein, seine Rechte sind nur diejenigen des Volks und die euern, sein Vortheil, seine Ehre, sein Ruhm sind keine andern, als euer Vortheil, eure Ehre und euer Ruhm. Der Sieg wird Schnellschritt nehmen, der Adler mit den Nationalfarben wird von Kirchthurm zu Kirchthurm fliegen bis auf die Kirche zu Notre Dame. Dann könnt ihr eure Narben mit Ehren zeigen, dann euch Dessen, was ihr gethan haben werdet, rühmen; ihr werdet die Befreier des Vaterlandes sein."

„In euren alten Tagen werden die Mitbürger sich um euch versammeln und mit Ehrfurcht zuhören, wie ihr von euren Thaten erzählt; stolz werdet ihr dann sagen können: auch ich gehörte zu dieser großen Armee, die zwei Mal in Wien, in Rom, in Berlin und Moskau eingezogen, die Paris von dem Brandmale gereinigt hat, das ihm der Verrath und der Aufenthalt der Feinde

aufgedrückt. Ehre diesen braven Soldaten, des Vaterlandes Ruhm! und ewige Schande den verbrecherischen Franzosen, gleichviel, in welchem Range sie das Glück geboren werden ließ, die sich fünfundzwanzig Jahre lang mit den Fremden Mühe gaben, ihr Vaterland zu zerfleischen.

(Unterz.) Napoleon."

Der Kaiser hatte mit steigender Wärme gesprochen. Die Soldaten und Officiere waren ergriffen. Der Kaiser ermunterte diese, eine eigene Adresse im Namen der alten Garde an die Armee zu richten. Da Keiner, den er aufrief, sich dazu im Stande fühlte, dictirte er selbst eine Adresse, worin die alte Garde der Armee Stück für Stück aufzählte, was die Bourbonen, die in ihrem Exile nichts vergessen und nichts gelernt hätten, an ihr verbrochen. „Soldaten", rief sie, „die Trommel wird gerührt und wir rücken ins Feld; schnell nehmt eure Waffen, schließt euch an, schließt an euren Kaiser und eure Adler euch an. Soldaten der siebenten, achten und neunzehnten Militairdivision, Garnison von Antibes, Toulon, Marseille, verabschiedete Officiere, Veteranen unserer Armeen, euch ist die Ehre beschieden, das erste Beispiel zu geben; helft uns den Thron erobern, der unsere Rechte schützt, und die Nachwelt möge einst sagen: die Fremden hatten mit Hülfe von Verräthern ein schimpfliches Joch auf Frankreich gelegt, aber die Tapfern sind aufgestanden und man hat die Feinde des Volks und der Armee nicht mehr gesehen."

Jubelnd ward auf der kleinen Flotte die Küste Frankreichs begrüßt, von welcher zuerst die Seestadt Antibes am Golfe Juan bemerklich wurde. Die Mannschaft schmückte sich nun mit der dreifarbigen Cocarde. Am 1. März Nachmittags fuhr der Inconstant in den Golf ein, auf eine Bucht zwischen Antibes und Cannes gerichtet, die nicht einmal von einem Strandwächter gehütet zu sein schien. Napoleon warf sich in einen Kahn, ließ sich nach der einsamen Stelle rudern und stieg mit dem Gefühle des großartigen Augenblicks an den französischen Boden aus, den

er nun mit Ehren nicht mehr verlassen konnte, ohne das Land erobert zu haben. Er griff es auf, daß die Wiese, wo man sein Bivouac aufschlug, mit Olivenbäumen eingefaßt war. Nach Antibes schickte er einen Hauptmann mit fünfundzwanzig Mann, die ihm die Garnison gewinnen sollten. Er selbst ging, während die Ausschiffung bewerkstelligt wurde, auf der Landstraße auf und nieder, die nahe am Ufer vorbeiführte, und forschte die vorüberziehenden Fuhrleute nach Örtern und Personen aus. Abends scherzte er mit seinen Vertrautesten darüber, in welche Verlegenheit in Frankreich, wo von ihrer Anwesenheit noch Niemand etwas wußte, Diejenigen nächstens gerathen würden, die seit einem Jahre ihren frühern Eifer für ihn glücklich in ordentliche Vergessenheit gebracht hätten. Dabei fiel ihm aber die Gefahr ein, die seine Freunde in Paris und die Patrioten bis zu seiner Ankunft auszustehen hätten; er wurde besorgt und stieß eine furchtbare Drohung gegen Die aus, die sich an ihnen vergreifen würden.

Mißglückt war der Versuch auf Antibes. Als die fünfundzwanzig Soldaten mit ungestümem Rufen: „Es lebe der Kaiser!“ in die Stadt gerannt waren, hatte man hinter ihnen die Zugbrücke aufgezogen. Der Kaiser, den es verdroß, mußte sie verloren geben. Hingegen hatte ihm der beherzte Cambronne, dem er seine Vorhut gegeben, die Stadt Cannes überrascht und besetzt und lieferte von dort der Mannschaft den ersten Unterhalt.

Nachts, als der Mond aufgegangen, stieg der Kaiser zu Pferde, und die furchtlose Schaar begann ihren Marsch ins Innere Frankreichs. Von den Polen, die ihre Pferde nicht hatten herübernehmen können, trug jeder sein schweres Reitzeug, bis sie sich im Lande könnten beritten machen. Bei Cannes schlug der Kaiser die kürzere Bergstraße ein. Im Städtchen Grasse, dem ersten am Wege, war vor einem Jahre des Kaisers Bildniß an den Galgen geschlagen worden. Die Gemeindebehörde verlangte von dem aus der Stadt gebürtigen General Gazan, der anwesend war, den

nöthigen Rath, um sich zur Wehre zu setzen; allein der General, dessen Tapferkeit etwas galt, suchte einen für die Stadt so gefährlichen Vorsatz ihnen auszureden. Cambronne traf ein, bald marschirten die Truppen des Kaisers durch die Straßen, deren Öde und trübes Aussehen ihre Erwartungen von dem Empfange in Frankreich betrog. Napoleon ließ vier kleine Kanonen hier zurück, die er von Elba mitgebracht hatte, und schlug den kürzesten Bergweg ein, um überall der Besetzung der Pässe zuvorzukommen. Nach einem Marsche von zwanzig Meilen durchs Departement des Var erreichte er noch Abends die Grenze des Departements der niedern Alpen, durch das er am folgenden Morgen den Marsch mit gleicher Schnelligkeit fortsetzte. Voraus schritt Cambronne, oft weit vor seiner Vorhut allein, und bestellte oder verordnete an jedem Orte, was nöthig war. Der Kaiser hielt sich zu seinen Gefährten, den Grenadieren von der alten Garde und den Polen, von denen sich allmälig eine größere Anzahl mit Pferden versehen hatte. Fanden die Grenadiere den Marsch zuweilen etwas lang, die Wege etwas beschwerlich, so scherzten sie dafür, daß doch ihr Hans vom Degen, der Kaiser, grade ebenso weit mit ihnen müsse.

Unterdessen hatten zu Draguignan, dem Hauptorte des Departements des Var, die Civil- und Militairbehörden sich verständigt, die Landstraße, die von Cannes durch die Niederungen der Provence führt, besetzen zu lassen; sie überlegten nämlich, daß die vier Kanonen, von denen sie gehört, nur auf der Landstraße fortgebracht werden könnten; wußten sie aber schon etwas von dem Zug über die Berge, so thaten sie noch, was ihren guten Willen zu zeigen schien, und vielleicht wären sie auch nicht gerne auf Napoleon gestoßen. Die Meldung an den in Marseille wohnenden Gouverneur der Militairdivision, Marschall Massena, hatte sich verspätet, oder dieser sie behalten, bis die Sache auch in der Stadt bekannt war. Er versicherte dann, daß, da man es mit Bonaparte zu thun habe, Alles

zu spät sei, ließ indessen, da das Volk darauf bestand, einige Truppen und Nationalgarden ausrücken. Übrigens waren Alle, die hätten handeln sollen, darin einverstanden, daß der Abenteurer nicht weit gelangen werde und daß ihre Aufgabe nie eine andere habe sein können, als ihm den Rückzug zu versperren.

In jeder der Städte, die am 3., 4. oder 5. März die Ankunft des Kaisers erwarteten, bestürmten die Royalisten die Behörde mit ihren Vorschlägen, den Kaiser zu fangen. In jeder war die Behörde verlegen. Wo sich Militair unter royalistischen Commandanten befand, bemerkten diese eine Stimmung, die sie bewog, es von dem Wege Bonaparte's zu entfernen. Nirgends hatte die Behörde besondere Gründe, ihre Stadt an das Wagniß zu setzen; aus den beiden Proclamationen mit ihrer Kaisersprache, die gedruckt worden waren und nun voraus eilten, konnten sie sich schon den leibhaftigen Napoleon vergegenwärtigen. Er fand die leicht zu schließende Brücke bei Sisteron unbesetzt; der Präfect des Departements der obern Alpen war entflohen, als er in den Hauptort Gap einrückte. Nur war auch hier das Aussehen der Stadt noch ziemlich trübe und die einzelnen Ausbrüche von Freude kamen noch nirgends recht aus der Einwohnerschaft. Dafür wurden der Kaiser und seine Gefährten von den Bauern der Dauphiné entschädigt, welche überall am Wege mit heiterer Theilnahme auf sie warteten, aber auch ihnen kopfschüttelnd nachschauten, wenn sie die kleine Zahl vorüberziehen gesehen.

Durch den Telegraphen erhielt der Minister Blacas am 5. März vom Präfecten von Lyon die Anzeige von Bonaparte's Landung. Er begab sich zum Könige, dem er daraus, ungeachtet seines mehr als gewöhnlich leidenden Zustandes, kein Geheimniß machen durfte, und erzählte ihm

lachend das Abenteuer. Ludwig lachte ebenfalls auf; doch einige Augenblicke Überlegung machten ihn ernst; er richtete sich auf aus seinen Leiden, um mit dem Muthe des Geistes seine Krone gegen den verwegenen Räuber zu behaupten. Seine Minister, die sich alle eingestellt hatten, mußten den Vorwurf auf sich beziehen, der in diesem Ernste des plötzlich mit der Gefahr bekannt gewordenen Königs lag. Einer gab dem Andern darin Recht, daß der Vorfall nichts Anderes sei, als die That eines Tollkopfs, die der Krone Frankreichs keinen Schaden bringen könne; denn nur damit konnten sie verhüten, daß es nicht als der Ausbruch einer von ihnen vernachlässigten Verschwörung angesehen werde. Was der Kriegsminister Soult zu fürchten hatte, war, daß nicht alle Truppen zuverlässig wären, die er nach dem Süden geschickt hatte; er schlug deswegen dem König, zum Beweis seiner eigenen Treue, vor, das Commando darüber dem Grafen von Artois zu übertragen. Ludwig bat seinen Bruder darum und gab ihm um der revolutionairen Volkstheile willen den Herzog von Orleans mit; Berry sollte die Truppen in den östlichen Departements übernehmen, Angouleme von Bordeaux aus mit denjenigen, die sich an den südlichen Küsten befanden, dem Feinde in die Seite rücken. Sogleich in der Nacht wollte Artois nach Lyon abreisen. Überdies beschloß der König, gegen Napoleon Bonaparte eine Ordonnanz zu erlassen, die denselben für einen Verräther und Rebellen erklärte und allen militairischen oder bürgerlichen Beamten, ja den einzelnen Bürgern befahl, ihn aufzugreifen und ohne Weiteres vor einen Kriegsrath zu stellen, der an ihm, sobald über die Person kein Zweifel wallte, die gesetzliche Strafe vollziehen lasse, eine Drohung, die auch Denen galt, die Bonaparte gefolgt oder ihn begünstigt hatten, wenn sie in Zeit von acht Tagen ihre Unterwerfung nicht anzeigen würden. In der ersten Rathssitzung ließ man es bei diesen Maßregeln bewenden. Eine zweite ward kurz darauf gehalten, in welcher sich der König entschlossen zeigte, die Kammern

unverzüglich zu berufen. Der Kriegsminister war unzufrieden, daß auf solch eine außerordentliche Weise in einem Falle zu Werke gegangen wurde, in welchem ihn seine Stellung dazu anwies, Alles zu leisten. Allein der König wollte in der Stimmung, wozu er sich erhoben, Allen, die das Land und den Thron zu schützen berufen waren, den Kammern, der Armee, der Nationalgarde sein volles Vertrauen beweisen. Die meisten Minister waren ihm in Allem willfährig, da sie das Unglück nicht hatten verhüten können. Noch einen Tag, den 6. März, behielt man jedoch die gefaßten Beschlüsse alle zurück und veröffentlichte auch die Nachricht nicht.

Sie kam indessen einzelnen von Napoleon's ehemaligen Vertrauten zu Ohren, die auf der Stelle, an allen Sinnen davon gefesselt, zu ihren Schicksalsgefährten flogen. Die Nachricht erschreckte die meisten, sie entsetzten sich über das Wagniß, sie zürnten dem Kaiser, daß er sich in ein gewisses und schimpfliches Verderben gestürzt habe. Auch Diejenigen, für welche des Kaisers Landung zuerst ein Freudenstrahl gewesen, wurden bald von derselben Beklommenheit ergriffen. Man tauschte seine Muthmaßungen aus über den Weg, den Napoleon genommen haben möge, musterte zusammen die verschiedenen Behörden, Officiere und Truppen, die er antreffen konnte, berechnete, wann ihm möglich wäre, Grenoble, Lyon, und wann Paris zu erreichen. Gab diese Durchsicht einige Hoffnung, so durfte man annehmen, daß des Kaisers schärferes Auge auch hier mit Sicherheit geblickt haben werde. Aus Vorsicht vereinzelte man sich darauf, und Jeder trat zwischen Angst und stiller Freude die gefährliche Zeit an, die ihnen zunächst bevorstand.

Auch in der Stadt und an öffentlichen Orten verbreitete sich die Nachricht. Daß einige hundert Mann es mit der Macht eines Königs von Frankreich aufnehmen wollten, hatte für einen Pariser etwas so Unverhältnißmäßiges, daß man nur geringschätzige Urtheile vernahm. Unter die Royalisten kam eine Heiterkeit, die immer zu-

nahm, je allgemeiner Jeder sie antraf, und die zuletzt ganz aufrichtig und toll wurde. Man führte im Munde: diese Landung sei ein glückliches Ereigniß, nun reiche die Gendarmerie aus für Bonaparte, es zeige die Vorsehung sich darin, daß sie diesen Menschen an eben der Küste, wo er vor fünfzehn Jahren zur Errichtung eines Thrones ausgestiegen, jetzt den Lohn des Rebellen empfangen lasse. Nun sei es am Tage, fiel Manchem ein, woher diese Frechheit der Libellisten, des Censeurs, des gelben Zwerges gekommen; man wußte nun hundert Umstände der letzten Wochen und Monate zu erklären und behauptete je nach der augenblicklichen Leidenschaft, bald daß es der Streich eines Wahnsinnigen, der nicht ruhig bleiben konnte, bald daß es aus einer längst angelegten Verschwörung hervorgegangen sei.

In der Stimmung des Hofes war schon ein Zwiespalt bemerklich. Die eigentliche Hofpartei, die dem König seine Charte und überhaupt seine Schwäche für die Revolutionsleute immer zum Vorwurf gemacht hatte, frohlockte, daß endlich ein Verbrechen daraus entstanden, das mit Allem aufzuräumen erlaubte. Das Einzige, was ihnen an dem Ereigniß ernst vorkam und ungelegen, war, daß die Kammern sich deshalb versammeln sollten; allein sie meinten, es werde nun bald auch mit den Kammern zu Ende sein. Daneben hatte des Königs Eifer für verfassungsmäßigen und nationalen Widerstand ebenfalls seine Bekenner am Hofe; namentlich die Mehrzahl der Minister, die, entweder gedrückt von der Verantwortlichkeit, die sie bereits trugen, oder, verzagt vor einem Kampfe mit dem Kaiser, nicht die Keckheit besaßen, ihre Befugniß zu überschreiten und wohl gerne selber abgetreten wären.

Den 7. März machten die Zeitungen Alles bekannt; schon heute sollten die in der Hauptstadt befindlichen Mitglieder der Kammern zusammentreten. Benjamin Constant und grade diejenigen Constitutionnellen, die im Kampfe für die Grundsätze am weitesten gegangen, waren sogleich ent-

schlossen, ihre Aufrichtigkeit nun zu beweisen durch muthige Treue am König, der zur Charte gehörte und dessen Regierung mit einem constitutionnellen Leben ungleich verträglicher zu sein schien, als die kaiserliche; sie freuten sich, alle Einwendungen der Höflinge gegen die völlige Ausführung der Grundsätze damit widerlegen, vielleicht besiegen zu können. Dies war auch die Stimmung der Deputirten, die sich einfanden. Sie beschlossen sofort, obgleich sie noch lange nicht die Mehrzahl waren, dem Könige ihren Beistand zuzusagen; aber sie bemerkten in ihrer Adresse, man müsse diese Krisis für die Sicherheit des Thrones und für die öffentliche Freiheit nützlich zu machen suchen, und gaben ihm noch deutlicher zu verstehen, daß nur die begangenen Fehler das Ereigniß gefährlich machen könnten.

Es fand sich jedoch, daß nicht Alle, die es mit den Constitutionnellen hielten, den Schrecken vor Napoleon's Rückkehr theilten; Manche behaupteten, dieser habe sich auf Elba geändert und sei nicht mehr der frühere Feind der Freiheit. Vermuthlich war ihnen dies, wenn nicht bloße Bitterkeit gegen die Bourbonen es ihnen eingegeben, aus den Unterhandlungen der Bonapartisten und Republikaner mitgetheilt worden. Inzwischen kam der alte Lafayette von seinem Landgute zu den Freunden in der Stadt: er sprach deren eigenes erstes Gefühl aus; die Versuchung, sich Bonaparte zu nähern, griff er mit Wärme an, und als man ihn fragte, ob er selbst dem königlichen Throne beistehen würde, erklärte er sich zu Allem bereit. An Lafayette's Seite den Thron zu retten, war ein bezaubernder Gedanke, der die jüngern Männer in den classischen Anfang der Revolution versetzte; sie sahen schon ihren väterlichen Freund an der Spitze der Nationalgarden Frankreichs, sich selbst im Rathe der Tuilerien: eines Dienstes bedurfte das Königthum, der seine kräftigsten Streiter, die treuesten, forderte; sie hofften in feurigem Eifer, daß mit fliegenden Fahnen die Streiter der constitutionnellen Freiheit ihn leisten würden. Der edle

Lally, der von jeher sich aufopferte, ging aus dem ungeduldigen Kreise an den Hof und brachte unerwartet günstige Nachrichten von der Stimmung einiger Minister zurück.

Marschall Soult, der sich durch seinen übertriebenen Royalismus bei den Constitutionnellen so verhaßt gemacht hatte, daß diese seine Entfernung vor Allem begehrten, der aber an der Hofpartei eine Stütze zu besitzen glaubte, verfaßte den Tagsbefehl, wodurch er der Armee den Einfall Bonaparte's anzuzeigen hatte, in den heftigsten Ausdrücken. „Bonaparte muß uns tief verachten", schrieb er, „wenn er glaubt, daß wir einen legitimen und vielgeliebten Monarchen verlassen könnten, um uns zu einem Menschen zu schlagen, der nichts mehr ist, als ein Abenteurer." Mit einer Geschicklichkeit, wovon man sich viel versprechen konnte, theilte Graf Dessole den Nationalgarden Frankreichs mit, daß der König auch sie zur Vertheidigung berufe. Er gab ihnen den umständlichsten der bisher erschienenen Berichte über das Vorgefallene, klagte mit ihnen, daß gerade jetzt, als allmälig die Früchte des Friedens und einer milden Regierung zu gedeihen geschienen und der Nation die Vervollständigung ihrer Einrichtungen zugedacht gewesen sei, dieser unselige Mensch dazwischen fahre, und schilderte ihnen mit dem Tone der Entrüstung die finstere Zukunft, die mit ihm heranziehe; König, Vaterland und Charte, das sei nun die einzige Losung der Franzosen.

Nun gab das Municipalcorps von Paris den Behörden das Beispiel, an den König Adressen zu richten; es sollte der Vorfall, wenn er auch dieses Aufsehen nicht verdiente, zu einer Heerschau der Royalisten Anlaß geben. Mitten drinnen standen die Minister und durften eine Annäherung an die Constitutionnellen nicht merken lassen. Wie alle die vielen Beamten aus den Departements, die auf Besuch in Paris gewesen, schleunig an ihre Posten zurückgekehrt waren, so gab es auch für die Minister nichts An-

deres, als an ihren Stellen fest zu bleiben. Es ziemte sich übrigens, den Erfolg abzuwarten, den die Reise des Grafen von Artois hätte.

Am Wiener Congreß erfuhr man den 7. März, daß Bonaparte von Elba abgefahren und nordwärts gesteuert sei. Die Nachricht war aus Italien gekommen, und da man schon einige Zeit für dieses Land gefürchtet hatte, so war die erste Besorgniß, daß er dort möchte eingefallen sein. Man war in eine neue Welt versetzt, mußte sich erst wieder gesehen haben. Es wurde erzählt, daß Talleyrand im ersten Augenblicke seine Bestürzung zu verbergen nicht im Stande gewesen sei, sich aber schnell gefaßt habe und jetzt nur für Italien zu fürchten scheine. Der Kaiser Alexander, der Napoleon's Entfernung von Elba nicht zugegeben hatte, sagte, das Ereigniß werde ein geringes sein, sobald man es nur nicht als ein solches behandle. Am ehesten mag der Fürst von Metternich auf die Nachricht vorbereitet gewesen sein, der den Zustand Frankreichs sowohl, als Italiens kannte; nach diesem Lande waren noch in den letzten Tagen östreichische Truppen abgegangen, und nun traf er alle Anstalten, damit dort der Gefahr begegnet werden könne. Zugleich sollte der sächsische Streit unverzüglich abgethan werden, wozu es nur noch der Einwilligung des nun in Preßburg befindlichen Königs von Sachsen bedurfte. Am 8. reiste Metternich selbst dahin, begleitet vom neuen englischen Gesandten, Herzog von Wellington, und von Talleyrand, dessen Interesse es nun war, diesen Streit, den er groß gezogen, und jedes Mißverständniß zwischen den Mächten zu beseitigen und sich an alle anzuschließen.

Kurz vorher war von Paris der russische Gesandte Pozzo di Borgo angekommen, dessen tiefer Haß gegen seinen Landsmann Bonaparte den Alliirten einst große Dienste geleistet hatte; er behauptete, der Thron der Bourbonen

stehe fest, in Frankreich würde Bonaparte am ersten Baum aufgeknüpft werden. Anders hatte der Herzog von Wellington über Frankreich geurtheilt; was ihm an diesem Lande am meisten aufgefallen, war dessen Armuth und daß dort Alles neu war, in welchen beiden Eigenschaften er die Hauptgründe des politischen Unbestandes erkannt hatte. Dieser durch seine glücklichen Feldzüge berühmte Engländer hatte am Congreß durch seinen Tact und seinen Geschäftssinn ein großes Vertrauen auch als Diplomat gewonnen. An den Preußen, deren Unmuth sich seinen Vorgänger Castlereagh zur Stichscheibe gewählt, ehrte er die militairischen Vorzüge; sie hinwieder waren der Meinung, daß an ihm ihre Sache eine Stütze gehabt hätte. Kaum war nun der erste Schrecken über Bonaparte's Abfahrt geheilt worden an der Haltung der wichtigsten Personen, so ließ man in den gesellschaftlichen Kreisen der wilden Sprache der Entrüstung gegen den Störer des Friedenswerkes freien Lauf.

Ehe der Graf von Artois nach Lyon kam, standen die dortigen Truppen unter dem Befehl des Generals Brayer. Auf die erste Nachricht von der Gefahr machte diesem der royalistische Präfect, Graf Chabrol, den Vorschlag, da Lyon eine offene Stadt sei, einen Theil seiner Truppen in das befestigte Grenoble zu werfen. Der General nahm den Gedanken kühl auf und weigerte sich, ohne ministerielle Befehle zu handeln. In den Casernen herrschte eine heimliche Freude. Die Nationalgarde war ebenso bewegt von mancherlei Sagen über Verschwörungen im Innern Frankreichs, die sich an die Parteien und an die Aufregung des verflossenen Winters anknüpften, als von der Landung des Kaisers. Mehrere Tage vergingen ohne Weisungen aus Paris, bis am 6. der Telegraph die Prinzen ankündigte. Nun erließen die Behörden ihre Proclamationen, und Royalisten schwärmten übermüthig und eifrig durch die Straßen

der zweideutig stillen Stadt und versahen Alles mit weißen Zeichen zum Empfange des Grafen von Artois.

Für Grenoble kam diese Hülfe zu spät, der Kaiser rückte viel schneller heran. Die ersten Nachrichten waren am 4. März zugleich einigen Anhängern desselben und dem Präfecten zugekommen. Dieser bat den Commandanten der Division, General Marchand, die Brücke, über welche in ziemlicher Entfernung von der Stadt die Straße führte, besetzen oder sprengen zu lassen. Mit einer so feindlichen Maßregel zögerte der General, hingegen rief er die Garnison von Chambery zur Verstärkung nach Grenoble. Die Sendlinge des Kaisers hatten insgeheim dessen Proclamationen nachgedruckt und verbreiteten so kecke Gerüchte, daß Jedermann veranlaßt wurde, sich mit dem Gedanken an sein Einrücken vertraut zu machen. Der militairische Gehorsam schien indessen durch die Pflichten des Festungsdienstes gehalten zu werden. Am 6. schickte der General ein Bataillon nach jener Brücke mit dem Befehl, jeden Verkehr mit Bonaparte's Truppen abzuweisen. Früh am 7. marschirte ein Regiment aus Chambery in die Stadt: es war der junge Oberst Labedoyère, des Kaisers feuriger Verehrer; er weigerte sich, für seine Soldaten Quartiere in den Häusern anzunehmen, sie mußten mit ihm auf dem Walle zunächst am Thore ihre Bivouaks beziehen.

Das ausgerückte Bataillon begegnete Cambronne's Vorhut, die mit ihrer frohen Kunde sogleich Kameradschaft machen wollte; es wies aber, wie ihm befohlen war, jeden Umgang ab und zog sich zurück. Napoleon ritt, als er die Anzeige erhielt, seiner Garde vorauseilend, nach dem Orte der Gefahr; die Garde, obgleich sie von einem mühsamen Marsche erschöpft war, nahm sich zusammen und holte den Kaiser wieder ein, der es mit freudiger Begrüßung ihr lohnte. Sie erblickten das Bataillon aus Grenoble in einer guten Stellung an der Straße. Napoleon ließ ihm durch einen Officier sagen, daß er es sei; man wollte auch diesen Officier nicht zum Worte kommen lassen. Jetzt stieg

Napoleon vom Pferde und schritt, indem seine Garde mit gesenktem Gewehr ihm folgte, auf das Bataillon zu. Die Soldaten machten keine Bewegung, oder fingen auf das Geschrei ihres Hauptmanns, daß es ein Betrüger sei, nur leicht an, die Flinten anzulegen. Napoleon trat noch näher allein hin. „Nun! kennt ihr mich denn nicht mehr?“ rief er ihnen zu, „ich bin euer Kaiser, wenn Einer von euch seinen General, seinen Kaiser tödten will, so bin ich hier.“ Er hatte seinen Überrock zurückgeschlagen. „Es lebe der Kaiser!“ tönte es aus dem Bataillon heraus, das stürmisch, jubelnd einfiel, die Soldaten und die von der alten Garde liefen auf einander zu und umarmten einander. Das Bataillon wollte das vorderste sein auf dem Marsche nach Grenoble. Obgleich sich in dieser Stadt, wie er hörte, noch nichts für ihn regte, entschloß sich Napoleon, der die Herzen sich öffnen gesehen, noch denselben Abend seinen Einzug zu halten. Bald trugen seine neuen Soldaten alle die dreifarbige Cocarde, sie hatten sie aus ihren Tschakos hervorgezogen, wo sie seit des Kaisers Abreise verborgen gewesen. „Es ist die gleiche, die wir zu Austerlitz getragen“, bemerkten sie dem erfreuten Kaiser.

Gegen Abend führte Labedoyère sein Regiment vom Walle herunter zum nahen Thore hinaus. Es hatte der feurige Jüngling, der für Napoleon am liebsten das Leben gewagt hätte, seine Soldatenpflicht für ihn übertreten. Doch jubelnd folgten ihm seine Soldaten, und aus einer Trommel, wo er seit einem Jahre verborgen gewesen, wurde der Adler des Regiments hervorgelangt und im Triumph dem Kaiser entgegengetragen. Dieser bezeugte dem jungen Obersten sein Entzücken. Sie ritten auf Grenoble. Labedoyère erklärte dem Kaiser: nun müsse er auch für die Franzosen regieren, die keinen Ehrgeiz mehr wollten, keinen Despotismus, sondern frei sein wollten und glücklich.

Auf den Wällen der Stadt waren die Kanonen aufgepflanzt, die Truppen standen an ihren Posten. Man mußte den General Marchand in seinem Cabinet aufsuchen.

Er gab keinen andern Befehl, als daß man die Thore schließe; er entschuldigte sich gegen die anwesenden Royalisten, daß er nicht schießen heiße, man würde es doch nicht thun. Am Ende zog er sich in ein Landhaus zurück, einige royalistische Familien verreisten. Eine Masse von Menschen zog sich still nach der Seite der Stadt, wo der Kaiser ankommen mußte. In fröhlichem Zuge näherten sich dessen Truppen, sie sangen Lieder und riefen Lebehoch Grenoble und Frankreich und dem Kaiser; sie riefen es den Truppen auf den Wällen hinauf, die noch einen Augenblick stutzten, dann auf dieselbe Weise Bescheid gaben. Von innen, von außen wurden die Thore eingeschlagen und Napoleon hielt seinen Einzug durch eine revolutionaire Vorstadt. Bald brachte ihm die Menge in sein Quartier, in Ermangelung der Schlüssel der Stadt, die Trümmer der Thore.

Im Besitz eines reichlich mit Geschütz und Munition versehenen Platzes und der Gewißheit, daß ihn die französischen Truppen als ihren General ansahen, durfte Napoleon Frankreich für gewonnen halten. Er schrieb deshalb an seine Gemalin und an seinen Bruder Joseph, der vom Waadtlande aus die Nachricht nach Italien adressiren konnte; in der Stadt knüpfte sich an den geräuschvollen Abgang der Eilboten das Gerücht, daß die Kaiserin zurückkehren werde und Murat mit achtzigtausend Mann zur Hülfe bereit sei. Alles jedoch verschwand vor dem Eindruck, welchen die beiden Proclamationen machten. Es war, als erführe man aus dieser Sprache, diesen erhabenen Gefühlen erst jetzt, daß man einen großen Mann in der Stadt besaß. Die Wirkung war einem erfochtenen Siege gleich. Vielleicht trug dazu die Neuheit bei, daß Napoleon die Eroberung Frankreichs mit einer Schrift begonnen hatte. Jedermann wollte ein Exemplar behalten, man gab sie zu Hunderten den Reisenden zur Vertheilung mit. Der Kaiser sagte auch den Behörden von Grenoble bei ihrer Audienz Dasselbe, was die Proclamationen enthielten, und fügte bei: er wolle weniger der Herrscher Fraukreichs sein,

als der erste und der beste seiner Bürger. Nach der Musterung marschirte die Garnison nach Lyon ab. Er selbst erließ noch drei Decrete, wodurch er theils die Nationalgarden der nächsten Departements organisirte, theils verordnete, daß vom 15. März an die Gerichte in seinem Namen sprechen sollten.

Am 8. März kam der Graf von Artois mit dem Herzog von Orleans nach Lyon und wollte Truppen nach Grenoble mit sich nehmen. Aber kalt stand vor ihm die Garnison, nirgends fand er guten Willen, als bei den Royalisten, welche die Nationalgarde zu Pferde bildeten. Abends erfuhr man, daß Grenoble übergegangen und daß es nun sich um Lyon handelte. Wie war der Garnison und der gleich ihr gesinnten Bevölkerung zu Muthe, als sie der Ankunft des Kaisers in zwei, vielleicht in Einem Tage gewiß waren! Doch aus Achtung vor den Prinzen hielt man sich, ließ diese ihre unschuldigen Anstalten treffen, aber umgab sie argwöhnisch überall, wo sie etwas Ernsteres hätten vornehmen können. Dem Grafen drückten eifrige Begleiter schon Besorgnisse für seine Sicherheit aus, die er ritterlich von sich wies. So verging der 9. März. In der Nacht traf Marschall Macdonald ein, sein Ansehen bei den Truppen hob wieder die Hoffnungen. Doch in einem seinetwegen veranstalteten Kriegsrathe wurde die Unausführbarkeit aller Vorschläge, selbst desjenigen, die Garnison abzuführen, einleuchtend gemacht. Ein in der Verzweiflung beschlossener Versuch, die Rhonebrücken zu sprengen, wurde von den bereit stehenden Volkshaufen vereitelt, die es dagegen geschehen ließen, daß man die Brücken nur etwas verrammelte. Am Morgen des 10. März veranstaltete der Marschall dem Prinzen noch eine Musterung. Sie war so kalt, daß Artois auf die Quais hinauseilte unter das Volk, das schon in gedrängten Massen froh auf den Kaiser wartete. Der Anblick, den er hier bekam, schlug des Prinzen Haltung nieder, er kehrte nach Hause zurück und reiste nach Paris.

Napoleon fuhr nach Lyon, da ihn seine Eilmärsche ermüdet und die Gefahr überstanden war, langsam in offenem Wagen mitten unter großen Zügen singender Bauern, die ihm die Äußerung entrissen: „Das ist noch immer das Frankreich, das ich vor zwanzig Jahren mit dem Namen der großen Nation begrüßt habe!“ Als er hörte, die Prinzen wollten sich in der Stadt vertheidigen, ließ er Anstalten zu einem Übergange über die Rhone treffen, um ihnen die Rückkehr abzuschneiden. Doch eine Abtheilung seiner Truppen wurde in der Vorstadt des linken Ufers, der volkreichen Guillotiere, mit Begeisterung empfangen. Hie und da stieg sogar eine dreifarbige Fahne aus einem Dache hervor. Napoleon entschloß sich sogleich, die Stadt im Sturme der Freude zu nehmen. Vom Platze Bellecour, wo die Garnison stand, führte der treue Macdonald, obgleich die Prinzen schon abgereist waren, zwei Bataillons an die Barricaden der Brücken. Aus der Vorstadt kamen in einem Schwarme verwegener Burschen einige Husaren des Kaisers über die Brücke der Guillotiere bis an die Barricaden gesprengt. Vom Bataillon machte ein Theil der Mannschaft sich los, stimmte ein: es lebe der Kaiser! und jenseits und diesseits auseinander gerissen, flogen Balken und Geräthe unter dem Jubel der mit unzähligen Menschen besetzten Quais in den Fluß. Eilig mußte der Marschall sich flüchten. Des Kaisers ganze Vorhut kam über die Brücke, die beiden Bataillons schlossen sich an, es ging auf die Bellecour, wo sogleich echte Soldatenfreude allgemein war; feurig hörte die Garnison die Proclamationen an, die ihnen die Kameraden mitgebracht. Darauf marschirten die sämmtlichen Truppen dem Kaiser entgegen. In der Dämmerung ritt er durch die für ihn taumelnde Vorstadt, über die Brücke, wo der Maire ihm die Schlüssel der Stadt überreichte, endlich durch eine Menschenmasse aus den höhern Ständen nach dem erzbischöflichen Palaste, den wenige Stunden vorher der Graf von Artois verlassen. Als er hörte, ein einziger Mann der Nationalgarde zu Pferde habe diesen

begleitet, nahm er ihn in die Ehrenlegion auf: er habe nie eine schöne Handlung unbelohnt gelassen. Die wilden Haufen, die mit dem Kaiser über den Fluß gekommen, durchzogen noch die Stadt, forderten überall, daß die Häuser illuminirt würden, und tobten vor einigen royalistischen Caffés. Spät in der Nacht erst verloren sie sich.

Auch eine Menge Bauern waren mit Napoleon nach Lyon gezogen. Noch am nächsten Tage kamen viele ganz aufgebracht herein, da sie gehört hatten, man gehe in die Stadt, weil die Bourbonen die Zehnten und Lehnsrechte wieder herstellen wollten. Für Lyon waren es Festtage. Nicht nur nach allen Punkten, wo der Kaiser erscheinen konnte, drängte sich die Bevölkerung, man hielt sich auch in den abgelegensten Theilen, wo man nur einander selbst sehen konnte, auf der Straße auf. Die Freude löste alle Zungen, hob allen Abstand der Classen. Inmitten dieser trunkenen Begeisterung hielt der Kaiser eine große Musterung, nach welcher der General Brayer mit seiner Division sogleich den Marsch auf Paris antrat. Eine Anzahl Officiere reiste nach Burgund, der Champagne, dem Elsaß, um die dortigen Truppen zu bearbeiten. Nach der Musterung war Empfang der Behörden. Hatte Napoleon im südlichen Frankreich immer nur den Inhalt seiner Proclamationen wiederholt und besonders den Haß gegen die Bourbonen und die Emigrirten gereizt, so wollte er vor den gebildeten Vorstehern der zweiten Stadt des Reichs den ersten Aufschluß über die künftige politische Freiheit geben. „Ich will die Interessen schützen", sagte er, „die unsere Revolution gestiftet hat; ich will gemeinsam mit den Stellvertretern der Nation einen Familienpakt aufstellen, der die Freiheit und die Rechte aller Franzosen auf immer bewahren soll; ich will euch nicht wie Ludwig XVIII. eine Charte verleihen, die ich zurücknehmen kann, sondern die Verfassung soll das Werk des Volkes und das meine sein." Doch von Allem, was Napoleon den Lyonern über sein neues System mittheilen konnte, war aber wieder das Stärkste sein bereits

angekündigter Vorsatz, allen Angriffen auf Europa zu entsagen und nur für das Glück des französischen Volks zu leben. Er schrieb nach den Audienzen einen neuen Brief an die Kaiserin, der begann: „Madame und theure Gemahlin, ich bin wieder auf meinen Thron gestiegen", und beauftragte seinen Bruder Joseph mit den friedlichsten Eröffnungen an die Minister der Mächte in der Schweiz.

Von Lyon aus wollte Napoleon, dem es zuwider war, die Rolle eines Prätendenten zu spielen, mit voller Zuversicht als Kaiser reden; einige Decrete, die sein neues Regierungssystem angäben, sollten an die Stelle der Proclamationen vom Golfe Juan treten. Man hatte ihm überall auf seiner Reise von Freiheit gesprochen; die Offenheit, womit es Jedermann gegen ihn that, hatte ihm deutlicher bewiesen, als alle Versicherungen, daß die Gesinnung der Franzosen sich geändert hatte. Er wollte keinen Kampf mit den Franzosen beginnen. Auf die innere Regierung angewiesen, sollte es sein Ruhm werden, die Freiheit gestiftet, um einen starken Thron sie ruhig vergönnt zu haben. Das Erste, was er dazu entworfen hatte, war die Abschaffung des Adels; auch auf eine nationale Verfassung war er verfallen, zum Gegensatze der octroyirten, wie die von den Fremden gebrachten Bourbonen sie ertheilt hatten, sollte sie von den Abgeordneten der ganzen Nation auf dem alten Maifelde angenommen werden. Er dictirte darüber folgende Decrete:

Lyon, 13. März 1815.

„Napoleon, Kaiser der Franzosen u. s. w. In Betrachtung, daß die Pairskammer zum Theil aus Leuten besteht, welche die Waffen gegen Frankreich getragen, und deren Vortheil wäre, daß die Feudalrechte wieder hergestellt, die Gleichheit unter den verschiedenen Classen wieder zerstört, die Verkäufe der Nationalgüter aufgehoben und daß dem Volke die Rechte entzogen würden, die es durch einen fünfundzwanzigjährigen Kampf gegen die Feinde des Nationalruhms erworben hat; in Betrach-

tung, daß, seit die Vollmachten der Deputirten des Gesetzgebenden Körpers erloschen sind, die Kammer der Gemeinen keinen nationalen Charakter mehr besitzt, und daß sich ein Theil dieser Kammer des Zutrauens der Nation unwürdig gemacht hat, da sie der Herstellung des durch die vom Volke angenommene Verfassung abgeschafften Lehensadels beigepflichtet, auf Frankreich die Schulden gewälzt hat, die im Auslande zur Anzettelung von Coalitionen und zur Besoldung feindlicher Armeen aufgenommen worden, und da sie einen Bourbon den legitimen König genannt und damit erklärt hat, das französische Volk und seine Armeen seien Rebellen, die einzigen guten Franzosen seien jene Emigranten, die fünfundzwanzig Jahre lang ihr Vaterland zerfleischt haben, und nach den richtigen Grundsätzen sei die Nation für den Thron gemacht und nicht der Thron für die Nation; haben Wir verordnet und verordnen wie folgt: Art. 1. Die Pairskammer ist aufgelöst. Art. 2. Die Kammer der Gemeinen ist aufgelöst. Art. 3. Die Wahlcollegien der Departements des Reiches werden sich im Laufe des nächsten Maimonats nach Paris zur außerordentlichen Versammlung des Maifeldes begeben, um die geeigneten Anstalten zu treffen, damit unsere Verfassungen dem Interesse und dem Willen der Nation gemäß berichtigt und verbessert würden, und um zugleich der Krönung der Kaiserin, Unserer vielgeliebten Gemahlin, und Unsers vielgeliebten Sohnes beizuwohnen. Art. 4. Unser Großmarschall, Generalmajor der großen Armee, ist beauftragt, die nöthigen Maßregeln zur Bekanntmachung des gegenwärtigen Decrets zu treffen."

„Napoleon u. s. w.

Art. 1. Der Adel ist abgeschafft und die Gesetze der constituirenden Versammlung treten in Kraft. Art. 2. Die Feudaltitel sind verboten. Art. 3. Die Personen, die von Uns für nationale Dienste mit nationalen Titeln beschenkt und deren Patente im Rath verificirt worden

sind, tragen dieselben auch in Zukunft. Art. 4. Wir behalten uns vor, den Nachkommen der Männer Titel zu geben, die den französischen Namen in den verschiedenen Jahrhunderten verherrlicht haben, sei es im Befehl über Heere oder Flotten, in den Räthen der Fürsten, in der bürgerlichen oder Gerichtsverfassung, sei es in den Wissenschaften und Künsten, im Handel u. s. w."

„Napoleon u. s. w."

„Die Generale und Officiere jeden Grades in den Land- und Seetruppen, die seit dem 1. April 1814 in unsere Armee gekommen sind, und die entweder emigrirt oder zur Zeit der ersten Coalition, als ihrer das Vaterland am meisten bedurfte, den Dienst verlassen hatten, treten auf der Stelle aus, legen die Zeichen ihres Grades ab und verfügen sich an ihren Wohnort u. s. w."

Ohne Unterbruch dictirte der Kaiser noch sechs andere Decrete, wodurch er die weiße Cocarde und die bourbonischen Orden abschaffte, die ohne ihn ausgesprochenen Ernennungen in die Ehrenlegion für nichtig erklärte, die kaiserliche Garde, aus lauter Männern von zwölf Dienstjahren in den französischen Armeen, in ihr Amt wieder einsetzte, alle willkürlichen Änderungen in den Gerichten aufhob, den Emigrirten, die erst seit dem 1. Januar 1814 nach Frankreich zurückgekommen, bei der von den Nationalversammlungen festgesetzten Strafe, in vierzehn Tagen das Gebiet des Reiches zu verlassen befahl, und deren Güter sowohl, als diejenigen der Familie der Bourbonen mit Beschlag belegte.

Die größte Heiterkeit erhielt sich unter den Royalisten von Paris. Zu Satyren, Carricaturen oder Vaudevilles boten die ihnen ergebenen Talente ihre munterste Laune über den im Gebirge verirrten Bonaparte auf. Rednerisch in Adressen schilderten die besten Sprecher der Behörden ihre Empfindungen. Alle nannten immer von Neuem das

Ereigniß ein glückliches, das nach einem unheimlichen Winter plötzlich den Royalismus in diesen Schwung gesetzt hatte.

Nach den Tuilerien hingegen brachte der Telegraph aus dem Süden nur Berichte, welche diejenigen Minister, die sich einigen Constitutionnellen schon genähert hatten, ernstlicher dahin verwiesen. Lainé, der Präsident der Deputirtenkammer, welcher der Mann der Bourbonen geworden war, ohne seine constitutionnellen Ansichten aufgeben zu wollen, zeigte sich bereit, diese Häupter der Opposition bei sich zu empfangen, unter denen er viel größern Eifer gegen Bonaparte fand, als unter den ministeriellen Deputirten. Lafayette, Benjamin Constant und ihre edelsten Freunde begaben sich zu Lainé. Sie kamen aus Kreisen, in denen man sich über die Unfähigkeit der Minister, die Elba nicht bewacht, die Post in untreuen Händen gelassen hatten, schon laut und unwillig ausdrückte und dem Gedanken an weitere Fortschritte Bonaparte's sich gerade so viel hingab, als nöthig war, um über die Ohnmacht dieser Regierung entrüstet zu werden. Doch nach der Zusage, die sie von Blacas, Montesquiou, Dambray, Ferrand erhalten zu haben glaubten, nahmen die Constitutionnellen bei Lainé den freiwilligen Rücktritt dieser Minister und die Entfernung Soult's als eine verabredete Sache an. Was sie nun ferner zur Rettung des Thrones für nöthig hielten, war, daß vierzig neue Pairs von populairem Namen ernannt, und die Lücken in der Deputirtenkammer sogleich durch eine außerordentliche Berufung patriotischer Männer ausgefüllt würden, daß der Befehl über alle Nationalgarden Lafayette übertragen würde, daß patriotische Commissaire an die Truppen und an die Nationalgarden der Departements gesendet würden. Sie waren von diesen Mitteln dermaßen eingenommen, daß ihnen deren Ausführung gewiß, ja unvermeidlich schien; kein Vorbehalt beschränkte deshalb den Ausdruck ihrer Treue am König, dem sie auch bei der Wahl seiner neuen Minister nicht einreden wollten. Sie verließen

die Versammlung, die ihre Vorschläge nur hatte besprechen können, in der besten Zuversicht. Vom Ministerium verlangten damals einflußreiche Royalisten die Verhaftung vieler Anhänger Bonaparte's, deren Verzeichniß sie ihm überreichten; noch glaubten dieselben, die günstige Gelegenheit zur Vernichtung der Gegner solle benutzt werden. Die Minister mußten wegen ihrer Stellung zur Opposition die Zumuthung ablehnen; sie stellten vor, welch' üble Wirkung die Maßregel auf die Kammer machen würde; der Polizeidirector d'André weigerte sich, die Verhaftungen vorzunehmen; sie unterblieben.

Auch ins Publicum gelangten Nachrichten von Bonaparte's Vordringen, aus denen auf den Abfall von Truppen geschlossen werden mußte. Daß Soult seinem alten Herrn mißvergnügtes Militair an den Weg gestellt habe, fand sogleich Glauben, theils bei vielen Royalisten, die den revolutionairen Kriegsminister haßten, theils bei der Masse der Opposition, deren Häupter mit seiner Verdrängung beschäftigt waren. Der Argwohn griff sogar auf die ganze Reihe royalistischer Übertreibungen des Marschalls zurück und legte dieselben als ein planmäßiges Mittel aus, die Bourbonen verhaßt zu machen. Die Constitutionnellen, die mit der Regierung unterhandelten, erkannten die Ungerechtigkeit an; aber sie bewiesen aus der Gewaltsamkeit der öffentlichen Stimmung die Nothwendigkeit, den Minister zu entfernen. Was ihn auch diesmal noch hielt, war die hartnäckig auf ihn bauende Hofpartei, die alle Gerüchte gegen ihn, schon der Hauptquelle wegen, verachtete. Soult hatte indessen bereits in die Einberufung der auf halben Sold gesetzten Officiere gewilligt, die der König am 9. März in einer mit Entschuldigungen versehenen Ordonnanz aussprach. Durch eine zweite Ordonnanz vom gleichen Tage verordnete er die allgemeine Organisation der Nationalgarden des Königreichs, theils zur Wache ihrer Ortschaften, theils zu beweglichen Corps aus Freiwilligen, und bat sie, die Charte als ihr Vereinigungszeichen zu betrachten; er

werde nur an die Anhänglichkeit Derer glauben, welche dieser Aufforderung entsprächen, er würde es für eine Beleidigung aufnehmen, wenn Jemand das Vertrauen der Nationalgarden in die Charte stören, oder zwischen ihnen Unterscheidungen machen wollte, die von der Charte verworfen werden. Den Constitutionnellen war diese vereinzelte Gabe ein neuer Beweis, wie ungern man sich am Hofe in ihre Vorschläge einließ. Ungeduldig erinnerte Lafayette, auch zur Zeit Ludwig's XVI. habe der Hof jede dringliche Maßregel erst zu spät und in verkümmerter Gestalt zugelassen.

Groß war die Angst der Regierung über das Verhalten der Truppen, worüber die nächsten Tage sie aufklären sollten. Der König ließ am 10. der Nationalgarde der Hauptstadt, die Tags zuvor im Hofe der Tuilerien zur Musterung erschienen war, seine Zufriedenheit mit ihrer schönen Haltung bezeugen. Diese Pariser Bürger waren noch zu keiner bestimmten Meinung von der Landung des Kaisers gekommen; doch waren sie über ihre muthwillige Oppositionslust etwas erschrocken, und da es hieß, der König wolle sich sogar im Schlosse noch vertheidigen, so hatten sie ihn laut und eifrig begrüßt. Ein Ereigniß war die unvermuthete Ankunft des Marschalls Ney, des Gouverneurs der Franche-Comté. Anstatt von seinem Landgute, wo er verweilt hatte, gleich an seinen Posten zu eilen, hatte der überlegende, unentschlossene Mann erst die Hauptstadt besuchen wollen, wo er sich überall äußerte, Bonaparte stürze Frankreich ins Verderben. Dieselbe Mischung von Unruhe und Trotz führte den Marschall, dem von Freunden die Möglichkeit, daß er mit Napoleon sich schlagen werde, bestritten wurde, in die Tuilerien. So freundlich wurde er hier empfangen, daß es um seine weiche Seele geschehen war; er küßte die Hand des Königs und legte sich selbst, seine Treue zu betheuern, die ungemessensten Verpflichtungen gegen den Kaiser auf. Der Hof machte davon ein großes Aufsehen. Nun durfte man es gestehen, daß Bonaparte schon über Grenoble hinaus sei; zwischen zwei Ar-

meen, setzte man hinzu, von denen ihm die südliche unter Angouleme bald im Rücken stehen werde, müsse er sich aufreiben.

Diese Veröffentlichung war um so nöthiger, als am 10. der Telegraph auch den Übergang Lyons als nahe bezeichnete. Es sollte am Tage darauf die nun in gehöriger Zahl anwesende Deputirtenkammer eröffnet werden. Lainé erhielt die Erlaubniß, Maßregeln zur Beruhigung der Constitutionnellen in seiner Rede zu erwähnen. Angenehmere Geschäfte, trug er nun den Deputirten vor, seien ihnen auf die diesjährige Sitzung zugedacht gewesen; sie hätten die Lücken, die der Tod in ihre Reihen gebracht, mit ausgezeichneten Freunden des Landes und der Freiheit besetzen können; Entwürfe seien in der Arbeit gewesen zur Wahl von Deputirten, worauf nur der Grundbesitz bisher ein Recht gegeben, auch die Universitäten und den Handel zuzuziehen, die Preßfreiheit vollständig einzuräumen, die vereinten Gebühren den französischen Sitten gemäß zu mildern. Wenn nun auch der Geist des Bösen diese Aussichten unterbrochen habe, so solle sich die Kammer doch nicht stören lassen und zwischen der Sorge für den Augenblick in ihren freien Stunden zunächst die nur verschobenen Arbeiten vornehmen, ein Reglement zum Schutze des Petitionsrecht, das so nothwendige Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister.

Während die Regierung am 11. der Stunde entgegensah, wo sie den nun gewissen Verlust Lyons bekannt machen mußte, erfuhr sie die Vereitelung eines von Norden her auf Paris geführten Anschlags. Es war jener ursprünglich zwischen den höchsten Anhängern des Kaisers und Fouché besprochene Versuch gewesen, zu welchem sich General Drouet d'Erlon in Lille und noch einige Befehlshaber nördlicher Garnisonen verpflichtet hatten. Die übrigen Verschwörungen, worin Bonapartisten und andere Mißvergnügte nur zum Sturz der Bourbonen aneinander gehalten, mögen durch die Landung des Kaisers mit gegenseitigem Verdacht

erfüllt und stille gestellt worden sein. Jenen Führern dagegen standen fertige Rüstungen zu Gebote, deren Benutzung zwar nicht Bassano und Denen, die besorgt oder vertrauensvoll Napoleon erwarteten, zu Sinne kam, vermuthlich aber den alten Revolutionsmännern, die sich gerne der Regierung zuerst bemächtigt hätten, um mit dem Kaiser darüber zu unterhandeln. Wer nun auch sie aufgefordert habe, am 10. März rückten General Lefebvre Desnouettes mit einigen Truppen aus Cambrai und die Generale Lallement in La Fère ein, um aus dem reichen Zeughaus sich zu versehen, vorgebend, Paris sei im Aufstand begriffen. Mißtrauisch hielt der Commandant, General d'Aboville, die Garnison in geschlossenen Reihen. Sie zogen, da nichts auszurichten war, weiter auf der Straße nach Paris und gelangten am 11., indeß in ihren Soldaten der üble Eindruck des Mißgeschicks immer tiefer griff, bis Compiegne. Die Generale hatten auf Drouet gerechnet, der aber in Lille, da ihm eine vorausgeschickte Truppenabtheilung von dem eben herreisenden Marschall Mortier zurückgebracht worden, sich aus der Sache zu ziehen bemüht war. Zur Rede gestellt von einigen seiner Officiere, ergriff General Lefebvre die Flucht; die Officiere führten die Truppen nach Cambrai zurück. Die beiden Lallement wurden aufgegriffen.

General d'Aboville's Treue, woran sich der Anschlag gebrochen, war das Erste, was von diesem die Regierung am 11. erfuhr. Sie nahm die ganze Begebenheit als einen Beweis von der Treue der Truppen auf. Aus jenem zahlreichen Publicum, das gegen den Kriegsminister Argwohn gefaßt hatte, trieb nun aber jenes unvermuthete Beispiel einer militairischen Empörung einen unwiderstehlichen Sturm auf, der selbst aus der Deputirtenkammer hervorbrach. Der Marschall brachte dem König sein Entlassungsbegehren und seinen Degen. Mit schmeichelhaften Worten gab ihm der König den letztern zurück. Er mußte die Entlassung annehmen. Soult's Gönner am Hofe, die auf ihn, den Constitutionnellen zum Trotze, nun das Vertrauen setzten, daß

er noch mit den Vendeern helfen werde, beredeten den König', ihm schriftlich seine Zufriedenheit mit seinem ganzen Benehmen zu bezeugen. Durch diesen Brief, der das Publicum irre machte, und durch die Übertragung des Portefeuille an den unpopulairen, der Armee wenig bekannten Herzog von Feltre wurde den Constitutionnellen die Freude verdorben. Die Regierung hingegen getraute sich nun, die Nation mit der ihren schnellen Beistand fordernden Lage bekannt zu machen. Dazu erließ der König einen Aufruf an die Liebe seines Volks, die er durch seine Charte, die feste Regel seiner Handlungen, erworben zu haben glaube und deren er jetzt gegen den Feind des französischen Bodens, den Erneurer des Bürgerkriegs, bedürfe. Es ist dafür gesorgt, hieß es am Schlusse, daß der Feind zwischen Lyon und Paris aufgehalten werde; Frankreich wird nicht besiegt werden in diesem Kampfe der Freiheit gegen die Tyrannei, der Treue gegen den Verrath, Ludwig's XVIII. gegen Bonaparte. Alle Ungewißheit hörte auf, als man vernahm, daß die Prinzen, die in Lyon gewesen, sich wieder in der Hauptstadt befanden.

Das Abreisen der Fremden, die sich in Paris aufgehalten hatten, nahm jetzt überhand. Auch entging es den Einwohnern nicht, daß aus vornehmen Häusern insgeheim Manches ins Ausland gesendet wurde, daß sogar die Frauen von nahen Gefährten des Königs sich entfernten. Was aber den übelsten Eindruck machte, war, daß die Prinzen nicht mehr zur Armee abgehen zu wollen schienen.

Die Zeitungen gaben die Räumung Lyons für eine zu Bonaparte's Verderben ersonnene List aus und sagten einander nach: je näher der Hauptstadt, desto näher rücke er seinem Untergange. Mit zwei Plänen, versicherte ein royalistisches Blatt, sei Bonaparte erschienen: er habe auf Revolution gerechnet und sich darin betrogen, wie die Hauptstadt beweise; noch verlasse er sich auf Krieg, aber von einer Handvoll Soldaten habe ja Frankreich nichts zu be-

fürchten. Da er einige Tage in Lyon blieb, frohlockten die Zeitungen, daß hier sein Zug ein Ende genommen.

Daß Paris, ungeachtet es nun Alles wußte, ruhig blieb, erleichterte die Regierung um eine große Besorgniß. Die Polizei mußte zwar in den Trinkstuben der Vorstädte so schreckliche Kraftausdrücke über den Hof hören, fand die Stimmung so bedrohlich, daß sie in den unteru Classen jener Quartiere keine Verhaftung vorzunehmen wagte; aber dieselben Leute gingen wieder ruhig an ihre Arbeit. Unter den Fenstern der Tuilerien standen Gruppen früh und spät, die jeden Blick ins Freie mit ihrem Trostgeschrei empfingen. Eine Menge Zuschriften waren von den Präfecten eingelaufen, die alle die Treue ihrer Departements bezeugten, und, was das Wichtigste war, einige Marschälle, die Commandos in den Provinzen besaßen, schrieben von ihrer Entrüstung über Bonaparte. Die Regierung gewann wieder das Vertrauen auf den nächsten Tag und beinahe kehrte die alte Gemächlichkeit zurück. Großer Werth wurde auf die schöne Fassung der ans Volk erlassenen Proclamation gelegt, und da der König noch nicht zur Armee geredet hatte, was anfangs von dem nun entfernten Soult geschehen war, so richtete er am 12. auch an sie eine Proclamation, worin er, wie bei der Ankunft in Frankreich, wieder aus der Zeit seines Exils von seinem Stolz auf ihre Siege erzählte und sie bat, ihren Fahnen treu zu bleiben; denn, sagte er, sie seien nun die Kinder ihres Königs geworden, und dieser übernehme es, sie zu belohnen; aus ihnen selbst, aus der Elite der treuen Soldaten, wolle er ihnen Officiere geben.

Bei aller Heiterkeit, die der Ton ihrer Kreise behielt, waren innerlich viele Royalisten aus ihrem Übermuth plötzlich in fast gänzlichen Unglauben an Widerstand verfallen. Sie mochten sich nun auch darum nicht mehr an die Constitutionnellen wenden, von deren Mitteln sie freilich niemals einen großen Begriff gehabt hatten. Hingegen dach-

ten die Ultraroyalisten bereits an das Ausland, von welchem sie ihr ganzes Leben hindurch die einzige Hülfe zu erwarten gewohnt gewesen waren, und es führten mehrere ihrer Zeitungen den Franzosen zu Gemüthe, wie viel Unglück dem Lande bevorstände und welche Schmach, wenn der Mensch, den Europa als seinen Feind betrachten müsse, nicht schon von ihnen vernichtet würde. Öffentlich sonderte sich aber von dem Chor seiner Partei noch Keiner ab; vielmehr seit der König eingewilligt, daß ein Prinz, der Herzog von Berry, den Befehl über alle Truppen in und um Paris übernehme, trugen alle Royalisten eine gänzliche Sicherheit zur Schau und drängten sich an die zugleich aufgelegten Listen für Bataillone von Freiwilligen des Königs. Die Vordersten wollten die Studenten mit ihren Professoren sein, die den Kaiser der Conscription wegen haßten; sie glaubten es den Universitäten Deutschlands gleich zu thun. An zweitausend Namen standen am dritten Tage eingezeichnet; doch nur wenige aus dem Bürgerstande, obgleich die Kaufleute, die sich unter den Bourbonen in manche neue Verhältnisse und wieder in größere Unternehmungen eingelassen hatten, auf den Kaiser hin zitterten. Die Meisten spotteten nur über die Unfähigkeit der Regierung, welche sie seit ihrer Nachgiebigkeit in den letzten Tagen, die doch in ihrem Sinne gewesen, gar nicht mehr achteten. Für die Royalisten wurde die Einschreibung zu einem Feste ihres Anhangs, und von Neuem priesen sie das Ereigniß, das endlich die Guten und die Bösen unterscheiden lasse. Ohne einen Zweifel daran zu dulden, daß durch Berry und die Freiwilligen des Königs Paris geborgen sei, nahmen sie an, der Marschall Ney werde Bonaparte zurückschlagen, und bewunderten die vergangenen Heldenthaten dieses berühmten Kriegers. Auch die Ultras, die von jeher in ihren Urtheilen über die Lage des Königreichs sich an einzelne Personen gehalten hatten, ließen Alles auf diesen Marschall ankommen; sollte sich dieser nicht bewähren, so gab es Nichts mehr, das ihren Blick

vom Auslande abziehen konnte. Indem sie von Ney mit Auszeichnung sprachen, setzten sie die Constitutionnellen mit ihrem nationalen Vertheidigungsspiele herunter. Noch bestanden sie, wie versichert wird, auf einem Theile der früher geforderten Verhaftungen, mit Ungestüm auf derjenigen von Davoust und Fouché, deren Spur sie vielleicht in der Verschwörung der Lallements angetroffen hatten. Statt d'André's, der ihnen widerstanden, hatte der König einen für die Bonapartisten gefährlichen Mann, des Consuls ehemaligen Secretair Bourrienne, zur Leitung der Polizei berufen. Viele, die sich jetzt bedroht glaubten, suchten ein sicheres Unterkommen; Einzelne fanden es sogar bei Royalisten, die damit auf den baldigen Umschwung hin ohne Aufsehen für sich selber sorgten.

Noch immer erinnerten die Constitutionnellen die Minister an ihren eigenen Vorsatz, sich zurückzuziehen, und an die übrigen Besprechungen. Zwischen den Personen, die diese gehalten hatten, fanden noch mehrmals Zusammenkünfte statt, welche die Constitutionnellen nicht weiter brachten. Bitter beschwerten sie sich darüber, daß man beim Nachgeben alles Grundsätzliche vermeide, um keinen Preis die Vertheidigung wolle populair werden lassen. Allein die Minister waren halb getröstet, halb scheuten sie die Royalisten. Die Constitutionnellen mußten den Vorwurf hören, daß sie die Regierung auf keine Thatsachen, sondern auf bloße Verdächtigungen hin, die von ihnen selbst ausgegangen, befeindet hätten; sie gestanden sich's, daß ihre Beschwerden über den Thron größtentheils im Mißtrauen ihren Grund gehabt. Und daß sie sich in einem zu engen Gesichtskreise bewegt hatten, mögen die Abfälle von Truppen, die Volksscenen in Grenoble und Lyon und die übrigen Nachrichten, auf die sie bei ihrer nationalen Vertheidigung nicht gerechnet, sie haben fühlen lassen. Gerade jetzt erschien eine Schrift ihres eifrigen Freundes Comte, des Redacteurs des Censeur, der die Hülfe, welche die Constitutionnellen dem Könige schuldig waren, von keinen Be-

dingungen, auch nicht von den zweckmäßigsten, von keinem Urtheile über die geheimen Wünsche des Hofes, noch weniger von der Wahrscheinlichkeit des Erfolgs abhängig machte, sondern sie überzeugte, daß ihre gute Sache ihnen dies als Pflicht auferlegte; denn vortrefflich bewies er die Unmöglichkeit, unter einem militairischen Haupte, zumal unter Napoleon, es jemals zu einer constitutionnellen Regierung zu bringen. Von dem unerbittlichen Bekämpfer alles Verfassungswidrigen an den Bourbonen war diese Schrift eine edle That, die seine Freunde hinriß.

In den letzten Tagen hatte sich aber der König so oft und mit einem Ausdruck von Herzlichkeit zu seiner Charte bekannt, daß er auf allgemeinen Glauben an seine Aufrichtigkeit Anspruch machen durfte. Auch seine Minister hatten, wo sie Gelegenheit gehabt, auf eine Weise sich aussprechen müssen, die sie für immer zu binden schien. Noch wollte Ludwig das Bekenntniß in einer königlichen Sitzung der Kammern ablegen, und zu einem beruhigenden Worte bei dieser Feierlichkeit war auch sein Bruder Artois bereitwillig. Dieser allgemeine Beschluß mag den König in jenen Tagen gehoben haben, während deren ihm das Ausbleiben neuer Unglücksberichte von dem noch in Lyon geglaubten Feinde einige Ruhe vergönnte.

Im Rücken des Kaisers sammelte damals der Herzog von Angouleme die Truppen und die Freiwilligen des Südens. Zu Bordeaux mitten unter den Festen, womit die Stadt, zum Verdrusse der Garnison, die Herzogin und ihn feierte, hatte er Bonaparte's Landung erfahren. Aus eigenem Antriebe reiste er aus Bordeaux, dessen Nationalgarde und Truppen er der Herzogin zum Besten der Krone überließ, der bedrohten Gegend entgegen. Er fand eine feurige Kampflust bei den Royalisten jedes Orts, die aber auch überall klagten, daß Übelwollende den Enthusiasmus der Bevölkerung lähmten. Zu Nismes erhielt er vom Könige den Befehl über die fünf Militairdivisionen des Südens und verabredete mit den anwesenden Generalen den Plan

zu einer umfassenden Bewegung seiner sämmtlichen Streitkräfte gegen Lyon, wobei die Treue der Linientruppen durch die königlichen Freiwilligen, die schon überall aufbrachen, bewacht werden sollte. Der Herzog begab sich nach Marseille.

Als man am Congresse zu Wien den 11. März erfuhr, daß Bonaparte nicht in Italien, sondern in Frankreich gelandet, brachen die gesellschaftlichen Kreise in lauter Freude aus; in dem großen und starken Königreiche hielt man den Friedensstörer für verloren und endlich einmal der Strafe verfallen. In der Nacht darauf kamen Metternich, Wellington und Talleyrand von Preßburg zurück, ohne den König von Sachsen dazu gebracht zu haben, daß er sich mit der Theilung seiner Staaten zufrieden erklärt hätte. Es durften aber in dieser neuen großen Gefahr keine Gebiete mehr über ihre Bestimmung im Dunkeln gelassen werden. Gleich am 12. faßten die Gesandten der fünf Mächte einstimmig den Beschluß, dem König werde sein Antheil an Sachsen nicht eher zurückgegeben werden, als bis er in die getroffene Scheidung förmlich eingewilligt hätte; Preußen werde ohne Verzug von seinem Theile Besitz nehmen und denjenigen, der dem Könige von Sachsen zugedacht war, provisorisch regieren.

Talleyrand trug die ruhigste Zuversicht zur Schau. Den erschütternden Ernst des Augenblicks benutzte er, um alle Spannung mit Alexander zu beseitigen und in einer Urkunde, die zur Grundlage der künftigen Behandlung der Sachen würde, sein Königshaus den sämmtlichen Mächten an die Seite zu stellen. Mit einem plötzlichen Aufwande von Thätigkeit und Klugheit, und wohl vorzüglich mit der Kraft, die er dadurch erhielt, daß er die Gefahr zu beherrschen schien, beredete er die Mächte, die den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, zu einer Achterklärung Europas gegen Bonaparte. Da üble Nachrichten aus Frankreich die

Zulassung der Bourbonen zu diesem europäischen Verein erschweren konnten, so durfte kein Tag verloren gehen; aufrecht mußte der französische Thron zu stehen scheinen, und dafür zeugte Talleyrand selbst durch seine Ruhe und wohl auch durch seine Treue, die an dem für die Wendungen des Glücks so scharfsichtigen Manne nicht unbeachtet bleiben konnte. Auch sollte in der Erklärung, um des Ehrgefühls der Franzosen willen, der Zweck nicht hervortreten, die Bourbonen damit zu unterstützen, wenn auch derselbe die Mächte konnte bestimmen helfen, sondern es sollte beurkundet werden, daß ganz Europa Bonaparte's Treubruch als einen Angriff aufnahm.

Der Kaiser Alexander fühlte sich durch die Geringschätzung seines Vertrags von Fontainebleau so verwundet von Napoleon, daß die von Talleyrand erlittenen Beleidigungen, die nicht an ihn heraufreichten, keinen Aufschub seiner Vergeltung verursachen konnten. Wie Napoleon gegen ihn jetzt gehandelt, glich jener frühern Erfahrung, die ihn einst zu dessen Feinde gemacht. Beide Male hatte Alexander da, wo Napoleon nur der Politik gefolgt war, eine persönliche Verbindlichkeit vorausgesetzt, oder er empfand es erst hintenher, als ob eine solche gegen ihn verletzt worden wäre. Daß nun aber gerade seine Großmuth die Ursache neuer Stürme werden sollte, wer mag berechnen, wie tief das in Alexander's Gemüth schlug?

Das östreichische Cabinet behandelte die Erklärung, um die es zu thun war, vom Standpunkte, von dem es den Congreß leitete; theils war sie ihm eine rasche Widerlegung der Gerüchte von Uneinigkeit der Höfe, mit denen Bonaparte's Versuch in Zusammenhang gedacht wurde, theils sollte darin die mit diesem Manne wieder auftretende Gesinnung in Europa verpönt werden. Keinen Augenblick scheinen der Kaiser Franz und sein Cabinet über ihre Politik unschlüssig gewesen zu sein; seit dem Falle Napoleon's war Östreich angesehen und groß geworden; das Opfer, das es die kaiserliche Familie gekostet, war gebracht. Von

erfüllt und stille gestellt worden sein. Jenen Führern dagegen standen fertige Rüstungen zu Gebote, deren Benutzung zwar nicht Bassano und Denen, die besorgt oder vertrauensvoll Napoleon erwarteten, zu Sinne kam, vermuthlich aber den alten Revolutionsmännern, die sich gerne der Regierung zuerst bemächtigt hätten, um mit dem Kaiser darüber zu unterhandeln. Wer nun auch sie aufgefordert habe, am 10. März rückten General Lefebvre Desnouettes mit einigen Truppen aus Cambrai und die Generale Lallement in La Fère ein, um aus dem reichen Zeughaus sich zu versehen, vorgebend, Paris sei im Aufstand begriffen. Mißtrauisch hielt der Commandant, General d'Aboville, die Garnison in geschlossenen Reihen. Sie zogen, da nichts auszurichten war, weiter auf der Straße nach Paris und gelangten am 11., indeß in ihren Soldaten der üble Eindruck des Mißgeschicks immer tiefer griff, bis Compiegne. Die Generale hatten auf Drouet gerechnet, der aber in Lille, da ihm eine vorausgeschickte Truppenabtheilung von dem eben herreisenden Marschall Mortier zurückgebracht worden, sich aus der Sache zu ziehen bemüht war. Zur Rede gestellt von einigen seiner Officiere, ergriff General Lefebvre die Flucht; die Officiere führten die Truppen nach Cambrai zurück. Die beiden Lallement wurden aufgegriffen.

General d'Aboville's Treue, woran sich der Anschlag gebrochen, war das Erste, was von diesem die Regierung am 11. erfuhr. Sie nahm die ganze Begebenheit als einen Beweis von der Treue der Truppen auf. Aus jenem zahlreichen Publicum, das gegen den Kriegsminister Argwohn gefaßt hatte, trieb nun aber jenes unvermuthete Beispiel einer militairischen Empörung einen unwiderstehlichen Sturm auf, der selbst aus der Deputirtenkammer hervorbrach. Der Marschall brachte dem König sein Entlassungsbegehren und seinen Degen. Mit schmeichelhaften Worten gab ihm der König den letztern zurück. Er mußte die Entlassung annehmen. Soult's Gönner am Hofe, die auf ihn, den Constitutionnellen zum Trotze, nun das Vertrauen setzten, daß

er noch mit den Vendeern helfen werde, beredeten den König, ihm schriftlich seine Zufriedenheit mit seinem ganzen Benehmen zu bezeugen. Durch diesen Brief, der das Publicum irre machte, und durch die Übertragung des Portefeuille an den unpopulairen, der Armee wenig bekannten Herzog von Feltre wurde den Constitutionnellen die Freude verdorben. Die Regierung hingegen getraute sich nun, die Nation mit der ihren schnellen Beistand fordernden Lage bekannt zu machen. Dazu erließ der König einen Aufruf an die Liebe seines Volks, die er durch seine Charte, die feste Regel seiner Handlungen, erworben zu haben glaube und deren er jetzt gegen den Feind des französischen Bodens, den Erneurer des Bürgerkriegs, bedürfe. Es ist dafür gesorgt, hieß es am Schlusse, daß der Feind zwischen Lyon und Paris aufgehalten werde; Frankreich wird nicht besiegt werden in diesem Kampfe der Freiheit gegen die Tyrannei, der Treue gegen den Verrath, Ludwig's XVIII. gegen Bonaparte. Alle Ungewißheit hörte auf, als man vernahm, daß die Prinzen, die in Lyon gewesen, sich wieder in der Hauptstadt befanden.

Das Abreisen der Fremden, die sich in Paris aufgehalten hatten, nahm jetzt überhand. Auch entging es den Einwohnern nicht, daß aus vornehmen Häusern insgeheim Manches ins Ausland gesendet wurde, daß sogar die Frauen von nahen Gefährten des Königs sich entfernten. Was aber den übelsten Eindruck machte, war, daß die Prinzen nicht mehr zur Armee abgehen zu wollen schienen.

Die Zeitungen gaben die Räumung Lyons für eine zu Bonaparte's Verderben ersonnene List aus und sagten einander nach: je näher der Hauptstadt, desto näher rücke er seinem Untergange. Mit zwei Plänen, versicherte ein royalistisches Blatt, sei Bonaparte erschienen: er habe auf Revolution gerechnet und sich darin betrogen, wie die Hauptstadt beweise; noch verlasse er sich auf Krieg, aber von einer Handvoll Soldaten habe ja Frankreich nichts zu be-

fürchten. Da er einige Tage in Lyon blieb, frohlockten die Zeitungen, daß hier sein Zug ein Ende genommen.

Daß Paris, ungeachtet es nun Alles wußte, ruhig blieb, erleichterte die Regierung um eine große Besorgniß. Die Polizei mußte zwar in den Trinkstuben der Vorstädte so schreckliche Kraftausdrücke über den Hof hören, fand die Stimmung so bedrohlich, daß sie in den untern Classen jener Quartiere keine Verhaftung vorzunehmen wagte; aber dieselben Leute gingen wieder ruhig an ihre Arbeit. Unter den Fenstern der Tuilerien standen Gruppen früh und spät, die jeden Blick ins Freie mit ihrem Trostgeschrei empfingen. Eine Menge Zuschriften waren von den Präfecten eingelaufen, die alle die Treue ihrer Departements bezeugten, und, was das Wichtigste war, einige Marschälle, die Commandos in den Provinzen besaßen, schrieben von ihrer Entrüstung über Bonaparte. Die Regierung gewann wieder das Vertrauen auf den nächsten Tag und beinahe kehrte die alte Gemächlichkeit zurück. Großer Werth wurde auf die schöne Fassung der ans Volk erlassenen Proclamation gelegt, und da der König noch nicht zur Armee geredet hatte, was anfangs von dem nun entfernten Soult geschehen war, so richtete er am 12. auch an sie eine Proclamation, worin er, wie bei der Ankunft in Frankreich, wieder aus der Zeit seines Exils von seinem Stolz auf ihre Siege erzählte und sie bat, ihren Fahnen treu zu bleiben; denn, sagte er, sie seien nun die Kinder ihres Königs geworden, und dieser übernehme es, sie zu belohnen; aus ihnen selbst, aus der Elite der treuen Soldaten, wolle er ihnen Officiere geben.

Bei aller Heiterkeit, die der Ton ihrer Kreise behielt, waren innerlich viele Royalisten aus ihrem Übermuth plötzlich in fast gänzlichen Unglauben an Widerstand verfallen. Sie mochten sich nun auch darum nicht mehr an die Constitutionnellen wenden, von deren Mitteln sie freilich niemals einen großen Begriff gehabt hatten. Hingegen dach-

ten die Ultraroyalisten bereits an das Ausland, von welchem sie ihr ganzes Leben hindurch die einzige Hülfe zu erwarten gewohnt gewesen waren, und es führten mehrere ihrer Zeitungen den Franzosen zu Gemüthe, wie viel Unglück dem Lande bevorstände und welche Schmach, wenn der Mensch, den Europa als seinen Feind betrachten müsse, nicht schon von ihnen vernichtet würde. Öffentlich sonderte sich aber von dem Chor seiner Partei noch Keiner ab; vielmehr seit der König eingewilligt, daß ein Prinz, der Herzog von Berry, den Befehl über alle Truppen in und um Paris übernehme, trugen alle Royalisten eine gänzliche Sicherheit zur Schau und drängten sich an die zugleich aufgelegten Listen für Bataillone von Freiwilligen des Königs. Die Vordersten wollten die Studenten mit ihren Professoren sein, die den Kaiser der Conscription wegen haßten; sie glaubten es den Universitäten Deutschlands gleich zu thun. An zweitausend Namen standen am dritten Tage eingezeichnet; doch nur wenige aus dem Bürgerstande, obgleich die Kaufleute, die sich unter den Bourbonen in manche neue Verhältnisse und wieder in größere Unternehmungen eingelassen hatten, auf den Kaiser hin zitterten. Die Meisten spotteten nur über die Unfähigkeit der Regierung, welche sie seit ihrer Nachgiebigkeit in den letzten Tagen, die doch in ihrem Sinne gewesen, gar nicht mehr achteten. Für die Royalisten wurde die Einschreibung zu einem Feste ihres Anhangs, und von Neuem priesen sie das Ereigniß, das endlich die Guten und die Bösen unterscheiden lasse. Ohne einen Zweifel daran zu dulden, daß durch Berry und die Freiwilligen des Königs Paris geborgen sei, nahmen sie an, der Marschall Ney werde Bonaparte zurückschlagen, und bewunderten die vergangenen Heldenthaten dieses berühmten Kriegers. Auch die Ultras, die von jeher in ihren Urtheilen über die Lage des Königreichs sich an einzelne Personen gehalten hatten, ließen Alles auf diesen Marschall ankommen; sollte sich dieser nicht bewähren, so gab es Nichts mehr, das ihren Blick

vom Auslande abziehen konnte. Indem sie von Ney mit Auszeichnung sprachen, setzten sie die Constitutionellen mit ihrem nationalen Vertheidigungsspiele herunter. Noch bestanden sie, wie versichert wird, auf einem Theile der früher geforderten Verhaftungen, mit Ungestüm auf derjenigen von Davoust und Fouché, deren Spur sie vielleicht in der Verschwörung der Lallements angetroffen hatten. Statt d'André's, der ihnen widerstanden, hatte der König einen für die Bonapartisten gefährlichen Mann, des Consuls ehemaligen Secretair Bourrienne, zur Leitung der Polizei berufen. Viele, die sich jetzt bedroht glaubten, suchten ein sicheres Unterkommen; Einzelne fanden es sogar bei Royalisten, die damit auf den baldigen Umschwung hin ohne Aufsehen für sich selber sorgten.

Noch immer erinnerten die Constitutionellen die Minister an ihren eigenen Vorsatz, sich zurückzuziehen, und an die übrigen Besprechungen. Zwischen den Personen, die diese gehalten hatten, fanden noch mehrmals Zusammenkünfte statt, welche die Constitutionellen nicht weiter brachten. Bitter beschwerten sie sich darüber, daß man beim Nachgeben alles Grundsätzliche vermeide, um keinen Preis die Vertheidigung wolle populair werden lassen. Allein die Minister waren halb getröstet, halb scheuten sie die Royalisten. Die Constitutionellen mußten den Vorwurf hören, daß sie die Regierung auf keine Thatsachen, sondern auf bloße Verdächtigungen hin, die von ihnen selbst ausgegangen, befeindet hätten; sie gestanden sich's, daß ihre Beschwerden über den Thron größtentheils im Mißtrauen ihren Grund gehabt. Und daß sie sich in einem zu engen Gesichtskreise bewegt hatten, mögen die Abfälle von Truppen, die Volksscenen in Grenoble und Lyon und die übrigen Nachrichten, auf die sie bei ihrer nationalen Vertheidigung nicht gerechnet, sie haben fühlen lassen. Gerade jetzt erschien eine Schrift ihres eifrigen Freundes Comte, des Redacteurs des Censeur, der die Hülfe, welche die Constitutionellen dem Könige schuldig waren, von keinen Be-

dingungen, auch nicht von den zweckmäßigsten, von keinem Urtheile über die geheimen Wünsche des Hofes, noch weniger von der Wahrscheinlichkeit des Erfolgs abhängig machte, sondern sie überzeugte, daß ihre gute Sache ihnen dies als Pflicht auferlegte; denn vortrefflich bewies er die Unmöglichkeit, unter einem militairischen Haupte, zumal unter Napoleon, es jemals zu einer constitutionnellen Regierung zu bringen. Von dem unerbittlichen Bekämpfer alles Verfassungswidrigen an den Bourbonen war diese Schrift eine edle That, die seine Freunde hinriß.

In den letzten Tagen hatte sich aber der König so oft und mit einem Ausdruck von Herzlichkeit zu seiner Charte bekannt, daß er auf allgemeinen Glauben an seine Aufrichtigkeit Anspruch machen durfte. Auch seine Minister hatten, wo sie Gelegenheit gehabt, auf eine Weise sich aussprechen müssen, die sie für immer zu binden schien. Noch wollte Ludwig das Bekenntniß in einer königlichen Sitzung der Kammern ablegen, und zu einem beruhigenden Worte bei dieser Feierlichkeit war auch sein Bruder Artois bereitwillig. Dieser allgemeine Beschluß mag den König in jenen Tagen gehoben haben, während deren ihm das Ausbleiben neuer Unglücksberichte von dem noch in Lyon geglaubten Feinde einige Ruhe vergönnte.

Im Rücken des Kaisers sammelte damals der Herzog von Angouleme die Truppen und die Freiwilligen des Südens. Zu Bordeaux mitten unter den Festen, womit die Stadt, zum Verdrusse der Garnison, die Herzogin und ihn feierte, hatte er Bonaparte's Landung erfahren. Aus eigenem Antriebe reiste er aus Bordeaux, dessen Nationalgarde und Truppen er der Herzogin zum Besten der Krone überließ, der bedrohten Gegend entgegen. Er fand eine feurige Kampflust bei den Royalisten jedes Orts, die aber auch überall klagten, daß Übelwollende den Enthusiasmus der Bevölkerung lähmten. Zu Nismes erhielt er vom Könige den Befehl über die fünf Militairdivisionen des Südens und verabredete mit den anwesenden Generalen den Plan

zu einer umfassenden Bewegung seiner sämmtlichen Streitkräfte gegen Lyon, wobei die Treue der Linientruppen durch die königlichen Freiwilligen, die schon überall aufbrachen, bewacht werden sollte. Der Herzog begab sich nach Marseille.

Als man am Congresse zu Wien den 11. März erfuhr, daß Bonaparte nicht in Italien, sondern in Frankreich gelandet, brachen die gesellschaftlichen Kreise in lauter Freude aus; in dem großen und starken Königreiche hielt man den Friedensstörer für verloren und endlich einmal der Strafe verfallen. In der Nacht darauf kamen Metternich, Wellington und Talleyrand von Preßburg zurück, ohne den König von Sachsen dazu gebracht zu haben, daß er sich mit der Theilung seiner Staaten zufrieden erklärt hätte. Es durften aber in dieser neuen großen Gefahr keine Gebiete mehr über ihre Bestimmung im Dunkeln gelassen werden. Gleich am 12. faßten die Gesandten der fünf Mächte einstimmig den Beschluß, dem König werde sein Antheil an Sachsen nicht eher zurückgegeben werden, als bis er in die getroffene Scheidung förmlich eingewilligt hätte; Preußen werde ohne Verzug von seinem Theile Besitz nehmen und denjenigen, der dem Könige von Sachsen zugedacht war, provisorisch regieren.

Talleyrand trug die ruhigste Zuversicht zur Schau. Den erschütternden Ernst des Augenblicks benutzte er, um alle Spannung mit Alexander zu beseitigen und in einer Urkunde, die zur Grundlage der künftigen Behandlung der Sachen würde, sein Königshaus den sämmtlichen Mächten an die Seite zu stellen. Mit einem plötzlichen Aufwande von Thätigkeit und Klugheit, und wohl vorzüglich mit der Kraft, die er dadurch erhielt, daß er die Gefahr zu beherrschen schien, beredete er die Mächte, die den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, zu einer Achterklärung Europas gegen Bonaparte. Da üble Nachrichten aus Frankreich die

Zulassung der Bourbonen zu diesem europäischen Verein erschweren konnten, so durfte kein Tag verloren gehen; aufrecht mußte der französische Thron zu stehen scheinen, und dafür zeugte Talleyrand selbst durch seine Ruhe und wohl auch durch seine Treue, die an dem für die Wendungen des Glücks so scharfsichtigen Manne nicht unbeachtet bleiben konnte. Auch sollte in der Erklärung, um des Ehrgefühls der Franzosen willen, der Zweck nicht hervortreten, die Bourbonen damit zu unterstützen, wenn auch derselbe die Mächte konnte bestimmen helfen, sondern es sollte beurkundet werden, daß ganz Europa Bonaparte's Treubruch als einen Angriff aufnahm.

Der Kaiser Alexander fühlte sich durch die Geringschätzung seines Vertrags von Fontainebleau so verwundet von Napoleon, daß die von Talleyrand erlittenen Beleidigungen, die nicht an ihn heraufreichten, keinen Aufschub seiner Vergeltung verursachen konnten. Wie Napoleon gegen ihn jetzt gehandelt, glich jener frühern Erfahrung, die ihn einst zu dessen Feinde gemacht. Beide Male hatte Alexander da, wo Napoleon nur der Politik gefolgt war, eine persönliche Verbindlichkeit vorausgesetzt, oder er empfand es erst hintenher, als ob eine solche gegen ihn verletzt worden wäre. Daß nun aber gerade seine Großmuth die Ursache neuer Stürme werden sollte, wer mag berechnen, wie tief das in Alexander's Gemüth schlug?

Das östreichische Cabinet behandelte die Erklärung, um die es zu thun war, vom Standpunkte, von dem es den Congreß leitete; theils war sie ihm eine rasche Widerlegung der Gerüchte von Uneinigkeit der Höfe, mit denen Bonaparte's Versuch in Zusammenhang gedacht wurde, theils sollte darin die mit diesem Manne wieder auftretende Gesinnung in Europa verpönt werden. Keinen Augenblick scheinen der Kaiser Franz und sein Cabinet über ihre Politik unschlüssig gewesen zu sein; seit dem Falle Napoleon's war Östreich angesehen und groß geworden; das Opfer, das es die kaiserliche Familie gekostet, war gebracht. Von

dem Fürsten von Metternich soll der Erklärung die Fassung gegeben worden sein, in der sie am 13. März von den Bevollmächtigten der acht Mächte des Pariser Friedens unterzeichnet wurde.

„Declaration. Die Mächte, welche den Tractat von Paris unterzeichneten, im Congreß zu Wien versammelt, haben die Entweichung Napoleon Bonaparte's und seinen Eintritt mit gewaffneter Hand in Frankreich vernommen und sind es ihrer eigenen Würde und dem Interesse der gesellschaftlichen Ordnung schuldig, die Empfindungen, welche diese Begebenheit in ihnen erweckt hat, in einer feierlichen Erklärung an den Tag zu legen. Bonaparte hat, indem er den Vertrag brach, der ihm die Insel Elba zum Wohnorte anwies, den einzigen Rechtstitel vernichtet, an welchen seine Existenz geknüpft war. Indem er den französischen Boden mit dem Vorsatze, Unruhen und Zerrüttungen herbeizuführen, betrat, hat er sich alles gesetzlichen Schutzes beraubt und im Angesichte der Welt ausgesprochen, daß mit ihm weder Friede noch Waffenstillstand bestehen kann. Die Mächte erklären daher, daß Napoleon Bonaparte sich von den bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen ausgeschlossen und als Feind und Störer der Ruhe der Welt den öffentlichen Strafgerichten preisgegeben hat. Sie erklären zu gleicher Zeit, daß sie, fest entschlossen, den Pariser Tractat vom 30. Mai 1814 und die durch diesen Tractat angeordneten, sowie die zur Vervollständigung und Befestigung desselben von ihnen beschlossenen und noch ferner zu beschließenden Verfügungen unwandelbar aufrecht zu halten, alle ihre Mittel und Kräfte dazu verwenden und ihre vereinten Anstrengungen dahin richten werden, daß der allgemeine Friede, das Ziel der Wünsche des gesammten Europa und der beständige Zweck ihrer Arbeiten, nicht von Neuem gestört, vielmehr gegen jeden frevelhaften Versuch, die Völker noch einmal in die Unordnungen und Leiden der Revolutionen zu stür-

zen, geschützt werde. Und obgleich innig überzeugt, daß Frankreich, um seinen rechtmäßigen Herrscher versammelt, dieses letzte Wagestück eines strafbaren und ohnmächtigen Wahnsinns in kurzer Zeit in sein Nichts zurückweisen wird, so erklären doch die sämmtlichen Souverains von Europa, von gleichen Gesinnungen beseelt und von gleichen Grundsätzen geleitet, daß, wenn gegen alle Erwartung aus dieser Begebenheit irgend eine wirkliche Gefahr erwachsen sollte, sie bereit sein würden, dem Könige von Frankreich und der französischen Nation, sowie jeder andern bedrohten Regierung auf das erste Begehren alle nöthige Hülfe zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe zu leisten und gegen Diejenigen, welche sie zu stören versuchen möchten, gemeinschaftliche Maßregeln zu ergreifen. Vorstehende Declaration soll, sowie solche in das Protocoll der Sitzung vom 13. März 1815 des zu Wien versammelten Congresses eingetragen worden, öffentlich bekannt gemacht werden. Geschehen und als gleichlautend bekräftigt durch die Bevollmächtigten der acht Mächte, welche den Tractat von Paris unterzeichnet haben.

Wien, 13. März 1815."

Folgen die Unterschriften.

Die Höfe trafen sogleich die erforderlichen Anstalten, um schnell ihre Armeen gegen Frankreich wenden zu können. Der Herzog von Wellington wurde zum Mittelpunkte vorläufiger militairischer Besprechungen. Theils bezeichnete ihn dazu sein eigener Feldherrnruhm, theils stand das englische Heer in Belgien dem Feinde am nächsten, und Jedermann mußte fühlen, daß England wieder den Vorrang vor Rußland in der Coalition gewinnen konnte. Dem Herzoge selbst mußte es zum Verdienste angerechnet werden, daß er, ohne Castlereagh's Furcht vor dem Parlamente, die Erklärung des Congresses unterzeichnet hatte.

Die Nachrichten von dem Marsche Bonaparte's änderten die Umstände, unter denen Talleyrand die Erklärung

vom 13. März gleich den Botschaftern der übrigen Mächte hatte unterzeichnen können. Man erkannte die Kraftlosigkeit der Bourbonischen Regierung. Die Bedeutung ihres Gesandten nahm ab und fand ihre einzige Stütze an der durch die Erklärung beurkundeten Idee des Congresses.

Am 18. März wurde von neuangekommenen Franzosen die Entführung der Kaiserin Marie Louise und ihres Sohnes von Schönbrunn, wo sie wohnten, im Einverständniß mit einigen Hofdamen versucht und erst im Augenblicke der Abreise vereitelt. Marie Louise nahm nun der Politik ihres Vaters gemäß wieder den Titel einer Erzherzogin von Östreich an.

Noch keiner der Marschälle, die an der Spitze der Militairdivisionen des Nordens und Ostens standen, hatte einen Schritt dem Kaiser entgegen gethan. Sie schienen Ludwig XVIII. treu zu bleiben, so lange Paris es war. Waren aber vor einem Jahre die Hauptstadt und die höchsten Männer des Staats im Übertritte zu der neuen Regierung voran gegangen, so hatte dagegen der jetzige Umschwung mit einer Reise durchs Land begonnen, auf welcher die ersten Huldigungen von den Bauern kamen und Paris sich nur anschloß an die Reihe der Städte.

Ehe Napoleon von Lyon abging, ließ er an alle Truppenchefs der nächsten Departements in einem Tone schreiben, der ihnen, anstatt sie aufzuwiegeln, gleich ihren Kaiser zeigte. Besondere Aufträge gab er für Ney, den er nicht ungerne für seinen Gegner ausgewählt sah. Bertrand sollte dem Marschall von dem allgemeinen Jubel über des Kaisers Rückkunft und dem Anschlusse eines Regiments nach dem andern schreiben, ihm gradezu sagen, daß auch seine Truppen unfehlbar dies Beispiel nachahmen und ihn für den Bürgerkrieg, der noch entstehen könnte, verantwortlich machen würden; er sollte ihm schmeicheln, aber sich nicht vor ihm herablassen.

Noch dictirte Napoleon für die Lyoner ein bezauberndes Abschiedswort. Lyoner, ich liebe Euch! schloß es. Am 13. März trat er den Weg nach Paris an. Kein Örtchen, wo nicht die ganze Bevölkerung seiner harrte und im lautesten Ausbruche des Jubels die Minuten seines Durchzugs zubrachte; keine Stadt, deren Einwohner nicht die wenigen Stunden seiner Anwesenheit als die glücklichsten genossen. Wie ein Wundertraum zog er den Städten, den Dörfern vorüber. Geringschätzig verhielten sich des Kaisers Soldaten gegen den Volkstaumel da, wo zu auffallend der Pöbel sich vordrängte: sie marschirten dann schweigend durch den Lärm, und erst wann sie sich wieder im Freien befanden, riefen auch sie: Es lebe der Kaiser! Zu Chalons dankte Napoleon den Einwohnern für die Ausdauer, womit sie vor einem Jahre vierzig Tage lang den Feind von der Saone abgehalten, und nahm auf ihr Zeugniß den Verdientesten in die Ehrenlegion auf.

Rechts und links von der Landstraße bis in ziemlicher Entfernung begleiteten Aufstände den Marsch des Kaisers. Schon am 10. März, als zu Dijon, der patriotischen Hauptstadt Burgunds, wo damals viele Officiere mit halbem Solde wohnten, die Garnison gegen Lyon ausrücken sollte, hatten Bonapartisten sie zum Ausbruche aufgefordert, und bald war dieser so allgemein unter Truppen und Einwohnern, so unaufhaltsam geworden, daß Präfect und Commandant die Stadt verlassen hatten. Seit diesem Vorfalle befand sich das östliche Frankreich dem Abfalle nahe. Waren es im Süden die Royalisten gewesen, die überall zuerst die Behörden bestürmten, so kamen in diesen Gegenden, wo die Royalisten auf Weisungen aus Paris warteten, die Anhänger des Kaisers zuvor, denen die vielen Sendlinge aus Lyon gute Nachrichten und Aufmunterung brachten.

Diese Bewegung ging unter den Augen des Marschalls Ney vor, der sein Hauptquartier von Besançon, dem Sitze seines Commandos, nach Lons le Saulnier hervorgerückt hatte. Die innere Aufregung über seine Verbindlichkeit,

sich mit dem Kaiser zu schlagen, die ihn in die Tuilerien getrieben hatte, war ihm auf seinen Posten gefolgt, wo er sich nun in der Nähe seines Feindes befand. Dessenungeachtet, wie er selbst dem Könige Verheißungen gethan, bestritt er, daß die Truppen ihm nicht folgen würden. Er führte dafür an, der Soldat fechte immer, wenn einmal der Kanonendonner erschalle; aber er wollte nichts von den royalistischen Freiwilligen hören, womit ihm die Beamten zudringlich wurden. Als endlich die Truppen so offen vom Kaiser redeten, daß die Royalisten den unhaltbaren Entschluß des Marschalls, sie ins Gefecht zu führen, mit Argwohn behandelten, warf er unwillig den Bourbonen eine Menge Demüthigungen vor, die sie dem Militair zugefügt hätten. Die Kraft, das Vertrauen, dem Uebergange der ganzen Gegend zu wehren, entging ihm; aber man darf ihm glauben, daß er sich an seinen Vorsatz geklammert hielt. In der Nacht auf den 14. März wurde ihm Bertrand's Schreiben gebracht. Traf ihn die Wahrheit Dessen, was ihm derselbe von seiner Lage sagte, so mußte die Einsicht, daß er es höchstens noch zum Bürgerkriege bringen könnte, die Gewissensfrage ihm lösen, der immer nur dem Vaterlande gehören wollte. Was konnte den vor sich selbst erniedrigten Ney wieder aufrichten, als die Erinnerung an sein Heldenleben, die ihm Bertrand gab; was ihn festhalten, als der Gehorsam gegen den einzigen Mann, der je seinen stürmischen Geist beherrscht hatte? Ein Tagsbefehl an seine Truppen war ihm vorgelegt worden, und die Anfangsworte: „Die Sache der Bourbonen ist für immer verloren", waren ihm wohl aus der Seele gesprochen. Im Übrigen enthielt der Befehl die Gedanken und die Versprechungen, womit Napoleon Alles auf seinem Wege hingerissen hatte. Ney unterzeichnete. Noch lag das Aktenstück in seinen Händen; aber daß es vorhanden, wurde ihm unter den Truppen schon ausgebracht. Am Morgen wollte er noch die Meinung der Generale Bourmont und Lecourbe wissen. Es scheint, sie vermieden es, die Verantwortlichkeit

mit ihm zu theilen. Aber Bourmont ließ ihm die Truppen unter das Gewehr treten. Der Marschall las ihnen die Proclamation vor. In wilder Freude brachten sie den Tag zu.

Erst den 17. März meldete sich der Marschall zu Auxerre beim Kaiser. Er hatte noch sein Benehmen gegen diesen zu Fontainebleau auf dem Gewissen. Napoleon hieß ihn aber als den Tapfern unter den Tapfern willkommen. Ew. Maj. wird immer auf mich rechnen können, sagte Ney, wenn es sich um das Vaterland handelt, denn für das Vaterland habe ich mein Blut vergossen und will ich es gerne bis auf den letzten Tropfen vergießen. Ich liebe Sie, Sire, aber das Vaterland vor Allem! vor Allem! Napoleon versetzte, daß auch ihn der Patriotismus nach Frankreich gebracht habe.

Zu Auxerre schiffte der Kaiser den müdesten Theil seiner Truppen auf der Yonne ein.

Am 16. März hielt der Graf von Artois, ehe er den König in die Kammer begleitete, eine Musterung über die an verschiedenen Punkten aufgestellte Nationalgarde der Hauptstadt. Wie er hatte bekannt machen lassen, wünschte er Diejenigen kennen zu lernen, denen ihre persönliche Lage es gestattete, ihm gegen den Feind zu folgen. Nachdem er der ersten Legion von der Charte und von Napoleon's Tyrannei gesprochen, ermahnte er die Zögernden, nicht auf einmal, sondern Einer nach dem Andern hervorzutreten. Allein nur wenige Leute verließen die Glieder. Dieselbe Erfahrung machte er vor allen Legionen, obgleich sie ihn sonst mit dem Zuruf der Treue empfingen.

Der König fuhr mit allen Prinzen und einem Gefolge von Würdeträgern unter starker militairischer Begleitung langsam durch die Volksmasse nach dem Saale der Deputirten, wo diese und die Pairs enggepreßt zwischen

dem glänzenden Publicum saßen. Vom Throne herab, zu dessen Seiten sich die Prinzen gesetzt hatten, trug Ludwig mit fester und edler Betonung vor: Er erscheine unter ihnen, um ein Band, welches die Stärke des Staates ausmache, noch enger zu knüpfen; er selbst könnte seine sechszig Jahre nicht besser beschließen, als wenn er zu seines Volkes Rettung stürbe; für Frankreich hingegen fürchte er die Fackeln des Bürgerkriegs und die Plage des fremden Kriegs und daß ihm die Charte geraubt werde, die er ihm gegeben, sein schönstes Werk in den Augen der Nachwelt; um sie, die er zu halten hier schwöre, möchten sich wie die Nachkommen Heinrich's IV., so alle guten Franzosen nun schaaren; und wenn der Beistand der beiden Kammern die Staatsgewalt unterstütze, so werde ein so wahrhaft nationaler Krieg beweisen, wie viel, durch König und Grundgesetz zusammengehalten, ein großes Volk vermöge. Feierlich und einfach, wie Ludwig in angestammter Majestät sie vortrug, ging diese Anrede zu Herzen, und als er mit seiner Bitte um Hülfe geschlossen, riefen Deputirte und Pairs stehend, und die Arme gegen den Thron ausstreckend: Es lebe der König! Sterben für den König! Der König auf Leben und Tod! Nun näherte sich der Graf von Artois ehrfurchtsvoll dem Throne, winkte um Stille und bat darauf seinen Bruder, ihm von sich und seiner Familie bezeugen zu dürfen, wie sie alle aus Herzensgrund die Gesinnungen und Grundsätze Sr. Majestät theilten. Auf Ehre, schwur er zur Versammlung sich wendend, wollen wir in Leben und Tod dem Könige und der constitutionnellen Charte treu bleiben, durch welche das Glück der Franzosen geborgen ist. Gleich ihm schwuren die Prinzen. Und während die überraschte Versammlung mit neuem Enthusiasmus ihren Zuruf wiederholte, küßte der Graf dem Könige die Hand, der in plötzlicher Bewegung seine Arme öffnete und den Bruder umfangen hielt. Zitternd vor Freude und hingerissen fielen einander Franzosen in beiden Kammern wie auf der Tribune in die Arme, und von dem Jubel hallte

der Saal, bis der König und die Prinzen sich entfernt hatten. Auch die Pairs traten ab.

Als die Deputirten zu einer neuen Sitzung wieder fähig wären, hielt ihnen Lainé eine lange Rede, worin er aus der erlebten Scene den Schluß zog, Besorgnisse für die Freiheit könnten nicht mehr vom Hofe kommen, den von Comte gemachten Unterschied zwischen Bonaparte und den Bourbonen ausführte, des Königs Wink, die Zuflucht zum Auslande zu verhüten, deutlicher als dieser gethan, zu verstehen gab und zuletzt auf eine Adresse antrug. Die Rede mag wieder an die Verhältnisse der Constitutionnellen zu den Ministern erinnert haben. Diejenigen, welche die Adresse in einem ähnlichen Zeitpunkte, wie einst diejenige an den Kaiser, entwarfen, beurkundeten darin des Königs constitutionnelle Gesinnung, gaben Allem Beifall, was bereits gegen Bonaparte angeordnet war, und schlossen mit folgenden Worten: „Aber, Sire, die Betheuerungen der Herzen würden nicht genügen, und wir bitten Ew. Majestät, daß Ihr Zutrauen uns die Mittel zu nennen erlaube, die uns immer mehr die Hoffnung des Publicums zu beleben geeignet scheinen. Während die Kammern der Regierung, die Frankreich retten soll, die Kraft des gesammten Volkes leihen, glauben Ihre treuen Unterthanen, es werde die Regierung auf das Staatswohl gerichtet sein, wenn sie kräftigen und zugleich gemäßigten Männern anvertraut wird, deren bloßer Name alle Intressen verbürgt, auf alle Besorgnisse antwortet, und welche, da sie zu verschiedenen Zeiten die Grundsätze der Gerechtigkeit und Freiheit geschützt haben, die Ew. Majestät ins Herz geschrieben und des Volkes Erbtheil sind, in gleichem Maße für die Festigkeit des Thrones und für die Grundsätze einstehen können, die der Feind zerstören will.“ Auch die Pairskammer behandelte Napoleon als Feind; sie schrieb nichts vor, sie setzte ihr Vertrauen in die Regierung, in deren Händen ja alle Mittel lägen.

Erst am 17. erhielt man in den Tuilerien den ver-

rätherischen Tagesbefehl Ney's. Auf diesen Marschall hatten die Ultras es ankommen lassen, ob die Monarchie ohne das Ausland noch gerettet werden könne. Nun war ihr Entscheid gefaßt, und zu der Größe der Folgen, die sie ihm gaben, wuchs des Marschalls Verbrechen. Sie hatten des Gedankens bedurft, daß sie durch Verrath, nicht durch die eigene Schuld, noch durch den Wunsch, den König den Leitern der Kammer zu entreißen, zur Auswanderung gebracht worden seien. Ihr erstes Urtheil, das ihnen die Royalisten überhaupt nachsprachen, war, daß nur böser Wille Bonaparte noch neue Truppen entgegenführen könnte. Man erkannte nun die Abtrünnigkeit der Truppen an und meinte, Ney, wenn er treu gewesen, würde mit den seinigen im Rücken der Feinde Lyon genommen haben. Ja, man wollte Den für den Retter halten, der alle Regimenter, die noch am Wege standen, in die Weite führen könnte. Aber wer sollte die Hauptstadt beschützen? Daß die Freiwilligen, die an den Tuilerien vorüberzogen, dem Könige Sicherheit gäben, glaubte Niemand; es waren beinahe nur junge Studenten oder betagte Royalisten, und eine Anzahl Beamte, denen man ihre Stellen aufzubehalten versprochen. Die Regierung setzte das Vertrauen, das sie des Königs wegen nicht aufgeben durfte, auf den erprobten Macdonald und auf Mortier, von dessen Truppen die Vereitelung des Aufstandes vom 10. ebenfalls eine günstige Meinung gegeben hatte. Der Letztere sollte ihr im Norden eine Reserve bereit halten, dem Marschall Macdonald überließ sie nebst seiner ersten Militairdivision die Freiwilligen und die Auszüger der Nationalgarde, um unter dem Herzog von Berry die Stellungen vor Paris zu vertheidigen. So wenig ernst wurden indessen diese Anordnungen genommen, daß man es bei der Bildung von Stäben bewenden ließ. Überall suchten die Chefs ihre Soldaten nur abgesondert in den Kasernen zu halten, wo bereits kein übles Wort mehr über den Kaiser gesprochen werden durfte.

Da Bonaparte für vogelfrei erklärt worden war, so

durfte man offen die Möglichkeit besprechen, noch durch einen glücklichen Zufall von ihm befreit zu werden; dies war jetzt das einzige Rettungsmittel geworden. In einer geheimen Sitzung der Kammer wurde versucht,*) drei Millionen Belohnung für das Regiment zu erhalten, aus welchem der Todesschuß auf Bonaparte fiele, und die Royalisten rechneten es den Deputirten als Kälte an, daß sie sich dessen weigerten.

Der einzige Mann außer Soult, dem die Hofpartei noch die Macht zugetraut hatte, sie zu retten, war Fouché. Da sie ihn für eingeweiht in die Verschwörung hielt, so hatte sie betrieben, daß er entweder verhaftet oder in die Regierung gezogen würde, welchen beiden Einfällen die Constitutionnellen entgegengetreten. Seit nun die Gefahr so nahe kam, daß nur ein Wunder sie abwenden konnte, ließ die geheimnißvolle Kraft des Mannes der Partei keine Ruhe mehr, und vielleicht zog es sie schon an, daß sie sich Fouché im Dienste Napoleon's nur als Verräther denken konnte, oder es wirkte gar die Erinnerung an die Nachsicht, die der Polizeiminister den einzelnen Royalisten erwiesen. Als am Ende die höchsten Personen so weich geworden, daß sie jedes Mittel, wenn auch ohne Hoffnung, wenigstens berührten, hatte der Graf von Artois — die Bezeichnung des Tages mangelt — eine Zusammenkunft mit Fouché, worin ihm dieser gestand, daß es zu spät war. Am folgenden Tage verbreitete sich zugleich mit dieser Erzählung diejenige eines darauf erfolgten Versuchs, ihn einzuziehen, dem der Verschlagene entgangen sei: da Jedermann sah, daß sich Fouché mit dieser überstandenen Gefahr beim Kaiser einführen werde, so war man geneigt, dieselbe für sein eigenes Werk zu halten. Dagegen wurde ihm unter den Royalisten die Äußerung zugeschrieben: Rette man den König, ich übernehme das Weitere.

---

*) Beauchamp III. 225.

Am 18. wurde der König ersucht, im östlichen Frankreich die Bildung von Freischaaren unter dem Namen von Jägern Heinrich's IV. zu genehmigen, womit ein vollständiger Plan zur Empörung gegen die kaiserliche Regierung verbunden war;*) bereits hatten auch die Commissaire, die seine Minister in jene Gegenden gesendet, die nächste Zeit aufgegeben und richteten nur noch Verbindungen vom Innern bis an die Grenze unter den Royalisten ein. Allein Ludwig schrieb mit eigener Hand noch eine neue Proclamation an seine Armee, worin er die Abgefallenen als verirrte Kinder freundlich einlud und Denen, die er noch besaß, vorstellte: er habe dem Lande für ihre Treue gebürgt; sie sollten doch denken, daß, wenn der Feind obsiegte, der Bürgerkrieg entzündet würde, und 300,000 feindliche Bajonette, die er nicht abhalten könnte, in Frankreich einbrächen. Noch war auch über Marmont's Gedanken nicht entschieden, der, mit dem Commando der Haustruppen bekleidet, dem Könige seit einigen Tagen rieth, sich in den Tuilerien mit vielem Geschütze, einer zuverlässigen Besatzung und Vorräthen jeder Art zu halten, und es darauf ankommen zu lassen, ob Bonaparte mitten in Paris eine Belagerung zu unternehmen wage. Es scheint, die gehässige That, deren Unterlassung vor einem Jahre ihm selbst als feige Treulosigkeit gedeutet worden, wollte er jetzt dem Kaiser anbieten, und dem Könige beweisen, daß er für ihn auch in Paris sich zu schlagen wisse. Abgesehen von sich selbst, konnte er die Überzeugung verfechten, daß der Feind den Angriff nicht wagen werde.

Der Deputirtenkammer schlug an diesem Tage ein Mitglied vor, den König um einen Gesetzentwurf zu bitten, in welchem der Krieg gegen Bonaparte zum Nationalkriege erklärt, und zugleich auf jede Schrift oder öffentliche Äußerung, welche die Verkäufe der Nationalgüter oder die

---

*) Le Panache de Henry IV. ou Phalanges royales en 1815.

Aufhebung der Lehnsrechte angriffe, die gleiche Strafe gesetzt würde, wie auf Anstiftung von Bürgerkrieg. Ein anderes Mitglied fügte eine Reihe von Erwägungen bei, worin der König aus keinem andern Grunde im Gegensatze zu Napoleon als der wahre Fürst der Franzosen gepriesen wurde, als weil er in seiner Charte die neu beschwornen, die im Jahr 1789 errungenen natürlichen Rechte der Nation eingetragen habe, die Bonaparte niedergetreten; alle Regierungen seit 1791, hieß es zum Beweise von Bonaparte's Ohnmacht, von denen die Rechte der Nation verletzt worden, seien gefallen. Die Kammer beschloß, den Antrag drucken zu lassen und sogleich zu behandeln.

Mit Unwillen bemerkten die Constitutionnellen in allen Gesprächen mit Royalisten, daß unter diesen die Unmöglichkeit des Widerstandes für eine ausgemachte Sache galt, wogegen sie keinen Einwand mehr duldeten. Ihnen, die stets die moralische Kraft im Auge hatten, mußten solche entmuthigende Äußerungen verrätherisch vorkommen. Doch eine letzte Zusammenkunft mit den Unterhändlern der Regierung scheint an diesem Tage ihrer Aussicht auf ein neues Ministerium, worauf sich all ihre Hoffnung gestützt hatte, ein Ende gemacht zu haben. Und wenn ihnen noch ein Schein von solcher Hoffnung blieb, so fühlten sie doch, daß für Freiheit und Thron nichts mehr zuverlässig war, als der Muth, die Charaktergröße, die sie in sich fänden. Jetzt faßte der sanfte Benjamin Constant das Herz, eine klassische Philippica dem Tyrannen entgegenzuschleudern; ja, er legte es darauf an, sich selber preiszugeben. „Wie verächtlich wären wir“, schrieb er, „wenn wir uns einem Herrn unterwürfen, von dem wir nicht, wie sonst immer von neuen Regierungen, geblendet und eingenommen sind, sondern dem wir vor aller Welt erklärt haben, daß wir ihn verabscheuen. Nein, dessen werden wir uns nicht, werde wenigstens ich mich nicht schuldig machen. Ich habe die Freiheit in verschiedenen äußern Formen gesucht: ich habe gesehen, daß sie unter der Monarchie möglich ist; ich

habe den König gesehen, wie er aufrichtig an die Nation sich angeschlossen. Ich will mich nicht wie ein elender Überläufer von einer Regierung zur andern schleppen und die Schmach mit meiner Sophistik decken.“ Benjamin Constant schickte diesen Artikel, mit seinem Namen unterzeichnet, an das Journal des Debats. Auch in der royalistischen Zeitung Quotidienne erklärte der Herausgeber Michaud am 19. März, er übernehme die Verantwortlichkeit für alle Artikel, die seit Bonaparte's Landung im Blatte erschienen wären.

In den letzten Tagen waren Napoleon's nächste Begleiter in Folge einiger Warnungen vor Mörderhand so besorgt für den Kaiser geworden, daß sie ihm nie von der Seite wichen. Allein überzeugt, daß er jetzt nicht fallen werde, lenkte er gerne, die Ängstlichen zu necken, sein Pferd gerade ins Volksgedränge. Als ihm jedoch hinterbracht wurde, die Soldaten, die von den Nachstellungen gehört, seien gesonnen, mit verdächtigen Personen kurz zu verfahren, meldete er dem Befehlshaber seiner Vorhut: es würden ihm nur Franzosen begegnen, kein Schuß solle fallen, er wolle in seine Hauptstadt einziehen, ohne daß ein Tropfen französisches Blut vergossen worden sei. Von Auxerre aus gegen Paris nahm der Kaiser viele neue Truppenabtheilungen auf, von denen einzelne sogar ohne ihre Officiere auf ihn warteten. Wie strengten sich nun, da das Ziel schon nahe stand, die hintersten Züge seiner Tapfern aus Elba an, um den Einzug in die Hauptstadt mit ihm halten zu können. In der Nacht auf den 20. März stieg Napoleon vor seinem Palaste zu Fontainebleau ab.

Die Nationalgarde von Paris glaubte am 19., sie werde die Tuilerien vertheidigen müssen, und war darauf gefaßt. Marmont hielt Musterung über die Haustruppen. In den Kasernen sprach sich die Freude über die Ankunft Napoleon's unverholen aus, von deren Nähe ihnen des Königs klägliche Proclamation zeugte.

Ludwig benahm sich bei jeder kleinen Gelegenheit, als

dächte er nicht an die Abreise. Die Berichte, welche von der Landstraße den Tag über eingingen, ließen aber befürchten, daß Bonaparte, ohne auf Widerstand getroffen zu sein, in einigen Stunden ankommen könnte, daß es zu Rüstungen der Gegenwehr schon zu spät sein möchte; nun schien der König nicht einmal mehr sich entscheiden zu müssen, ob der bisher verschobene Bürgerkrieg noch von ihm unternommen werden sollte. Eine zahlreiche Rathsversammlung wurde gehalten. Die Befehlshaber der in Paris stehenden Truppen bezeugten, sie glaubten nicht, daß diese sich schlagen würden. Man erzählt, der König habe dennoch davon gesprochen, in den Tuilerien zu bleiben, und Lainé ihm vorgeschlagen, die Kammern dort um sich zu versammeln; es seien aber seine nächsten Rathgeber, unter denen Blacas von Anfang an die Abreise gewollt, in gegenseitige Vorwürfe ausgebrochen, die ihn mit Schmerz erfüllten. Wohin aber sollte er sich entfernen? Anfangs, erzählt man, habe der König dem Vorschlage, in die Festung la Rochelle sich zu werfen, sich zugeneigt, der ihn nicht aus Frankreich hinaus, sondern in die Nähe royalistischer Gegenden wies, wogegen ihm aber die Gewißheit des Bürgerkriegs eingewandt werden konnte. Die, welche die Rettung vom Auslande erwarteten, nannten die festen Plätze der Nordgrenze, und ein solcher Entschluß mußte am leichtesten fallen, da er die Auswanderung noch unentschieden ließ und noch einen Versuch mit der Treue französischer Truppen zu machen erlaubte. Der König hoffte, einen Sitz zu finden, wohin er die Kammern berufen könnte. Ein Decret, das vorläufig ihre Sitzung in der Hauptstadt auflöste, wurde sogleich verfaßt, und mit einer Proclamation versehen, woraus die Pariser am nächsten Morgen erfahren sollten, daß sich der König aus Schonung für ihre Stadt auf eine kurze Zeit entfernt hätte. Eilfertig wurde die Abreise besorgt. Die Nationalgarden, welche die Wache in den Tuilerien hatten, stellten sich aus Theilnahme an diesem Schicksal, oder weil es sie schmerzte, daß

man sich nicht auf sie verließ, vor die Gemächer des Königs. Als um Mitternacht der Wagen vorfuhr, trat dieser am Arme des Grafen von Blacas heraus und mußte auf dem traurigen Gange noch die Zudringlichkeit der Nationalgarden ertragen, beantworten, ehe er von seinen Tuilerien wegfuhr. Um ein Uhr verreisten die Prinzen. Vom Marsfelde aus traten in derselben Stunde unter Marmont die in der Stadt befindlichen Haustruppen den Marsch nach dem Norden an.

Am Morgen glaubten die royalistischen Freiwilligen zum Kampftage zu erwachen und begaben sich vor die Stadt hinaus, wo sie aber kein Commando fanden. Eine der ersten Personen, welche die Abreise der Bourbons erfuhren, war Lavalette, der ehemalige Director der kaiserlichen Post; er nahm von dieser, deren Angestellte noch die gleichen waren, schon in den Frühstunden Besitz, schickte einen Courier an den Kaiser und richtete für ihn den ganzen französischen Postenlauf des Tages ein. Nach und nach wurde die Abreise bekannt, ein großer Theil der Bevölkerung strömte nach den Tuilerien, vernahm die Nachricht hier wieder, theilte sie Denen, die nachkamen, mit, und die Meisten kehrten mit dem Geständniß, daß die königliche Familie sie dauerte, zur Arbeit zurück. Überall eilten Bonapartisten zu einander, viele aber sogleich hinaus auf die Straße von Fontainebleau. Die meisten Truppen, die auf dieser noch ausgestellt waren, nahmen die dreifarbige Cocarde; nur einige Abtheilungen, die zu den Haustruppen gehörten, zogen sich über die Boulevards nach St. Denys zurück.

Napoleon's Entschluß war schnell gefaßt, noch den nämlichen Tag nach Paris zu gehen, sei es, daß er dem Entstehen einer Zwischenregierung zuvorkommen wollte, oder es angemessen fand, keinen militairischen Einzug in seine Hauptstadt zu halten, sondern sich unbemerkt in die Tuilerien zu begeben und nur von hier aus durch seine Regierung seine Gegenwart anzuzeigen. Auch war der 20. März der Ge-

burtstag seines Sohnes, den er gerne für sich und für die Franzosen noch denkwürdiger machte. Um zwei Uhr Nachmittags reiste er von Fontainebleau ab.

Die meisten Einwohner von Paris ließen sich an ihrem Tagewerk nicht stören. Wie ein Traum war das Jahr des Aufenthalts der Bourbonen vergangen, und die Rückkehr zu den frühern Vorstellungen hatte noch für Niemanden etwas Außerordentliches. Sie blieben aber zu Hause, weil diese Revolution nicht ihr Werk war und weil sie keinen Grund hatten, dem Kaiser entgegenzugehen. Nicht einmal zwischen dessen Anhängern und den Royalisten bestand ein ernstlicher Haß; vielmehr wenn einer der Letzteren sich fürchtete, so fand er leicht einen Bonapartisten, der grade, weil man es von ihm nicht vermuthen konnte, ihn aufnahm. Buchhändler stellten die Schriften der Kaiserzeit statt der Restaurationsware zur Schau, Maler langten die noch unverkauften Bilder Napoleon's und seiner Beamten hervor; die Stadt putzte sich in Straßen und Zimmern wieder kaiserlich aus.

Auf den Boulevards indessen hielt sich ein Theil jener schreckhaften Bevölkerung der Vorstädte auf, die der Einwohner der innern Stadt seit den Zeiten der Republik nicht mehr gesehen hatte; sie schienen noch eine Wendung des Tages zu erwarten. Auf dem Carroussel vor den Tuilerien waren viele royalistische Gruppen stehen geblieben, und zuweilen wurde noch: Es lebe der König! den Bonapartisten zum Trotze gerufen, die ebenfalls umherstanden und den Platz als den ihrigen betrachteten. Beiden blieb das verlassene Schloß und der Hof verwehrt, in welchem die Nationalgarde parteilos, wie auf allen ihren Posten, den Dienst verrichtete. Auch an Neugierigen, die den Kaiser wollten ankommen sehen, fehlte es auf dem weiten Platze nicht, den die nahen Speisewirthschaften bald auf ein langes Warten eingerichtet hatten. Beschäftigung verschaften die an mehreren Stellen angeschlagenen Proclamationen Napoleon's, deren geringste Wendungen man auf den Geist der neuen

Regierung deutete. Nachmittags brachen aus einer von den Boulevards kommenden Straße, woher ihnen eine Horde des dortigen Volks voranzog, eine Anzahl Officiere auf halbem Solde hervor, die, mit Geschütz und Reiterei versehen, eine dreifarbige Fahne nach den Tuilerien trugen. General Excelmans, der sie führte, erzwang den Eingang, und nach einer kurzen Weile stand das Nationalzeichen auf dem mittlern Pavillon befestigt. Für einen großen Theil der Nationalgarden war dies der Augenblick, auch ihre Cocarde zu wechseln, worauf die Royalisten den Platz räumten. Angefahren kam nun ein ehemaliger Minister oder Staatsrath nach dem andern, Alle in vollem Ornate. Zu jeder Verrichtung im Schlosse stellte sich die alte Dienerschaft ein. Und als die Königin Hortense in den Kreis ihrer Damen getreten war, da hatte der ganze kaiserliche Hof sich wieder zusammengefunden. In welch unbeschreiblicher Freude vergingen jetzt die Stunden! Um Nachrichten zu holen, sprengten Officiere auf die Landstraße hinaus; andere, die hereingekommen, berichteten, das Gedränge von Landleuten sei ungeheuer, der Kaiser werde noch lange ausbleiben, er könne nur im Schritte fahren. Dennoch schoß auf manchen Allarm, der im Laufe des Abends vom Platze hereinscholl, Alles den Thüren zu. Es war schon neun Uhr, als man, von einiger Reiterei begleitet, einen leichten Wagen anhalten hörte. Einander überholend, sprangen die Vertrauten alle, die Generale, der wilde Schwarm der Officiere hinunter: er war es, in seinem grauen Überrock hob sich Napoleon, wurde er herausgehoben. Ein entsetzlicher Schrei: Es lebe der Kaiser! dröhnte aus der bis an die Gemächer hinauf zum Erdrücken dichten Masse von Officieren, von denen hundert zugleich ihn berühren, alle ihn sehen wollten. Rücklings hinauf drängend, verschaffte Lavalette seinem Kaiser, seinem Herrn einige Luft, der ihm, die Arme vorgestreckt, mit geschlossenen Augen, lächelnd vor Glück, nachstieg. So gelangte Napoleon in seine Gemächer, deren Thüren nun mit Gewalt geschlossen wurden. Königin

Hortense warf sich ihm in die Arme. Mit einem Hochgefühl voll Freude bewegte er sich unter seinem Hofe und später in dem kleinern Kreise seiner ehemaligen Minister und Vertrauten, die alle, Fouché nicht ausgenommen, ebenso glücklich sich zeigten. Oft wiederholte er: „das Volk und die Soldaten haben Alles gethan.“ Aber schon erkundigte er sich nach Allem, schickte den General Excelmans mit einiger Reiterei dem Könige nach, um ihn über die Grenze zu drängen, und beschäftigte sich mit der Zusammensetzung seiner neuen Verwaltung.

König Ludwig wählte Lille zum Ziele seiner Flucht aus. In diesem festen Platze, von dessen Einwohnern ihm eine günstige Schilderung gemacht wurde, hoffte er sich halten zu können, wenn derselbe statt der jetzigen Garnison, zu deren Entfernung er die nöthige Weisung vorausschickte, seine Haustruppen aufgenommen haben würde. Allein der Marschall Mortier, der unter dem Herzog von Orleans von Lille aus das Commando über die Festungen des Nordens führte, versendete zwar an alle diese den Befehl, sich für den König in Vertheidigungsstand zu setzen, aber er wagte die Garnison nicht abzuführen, und als der König dennoch in Lille bleiben wollte, mußte er ihm schon am zweiten Tage seines Aufenthalts anzeigen, daß die Stimmung der Truppen ihm gefährlich geworden und unfehlbar, wenn die Haustruppen einziehen wollten, in Empörung ausbrechen würde. Auf französischem Boden eignete sich nur noch Dünkirchen zu einem festen Sitze des Königs. Dahin richtete dieser den Marsch seiner Haustruppen; er selbst ließ sich entweder durch das Zureden von Blacas oder durch die mannigfachen Gerüchte von Excelmans' Sendung dazu bewegen, sich vorerst über die Grenze nach Ostende zu verfügen, von wo er wieder, sobald Dünkirchen für ihn eingerichtet wäre, nach Frankreich zurückkehren könnte. Durch zwei Ordonnanzen, die er zurückließ, verbot er, der rebelli-

schen Regierung Abgaben zu entrichten, und löste die abgefallene Armee auf. Bis an die Grenze begleitete ihn Macdonald, auch ihm im Unglücke treu, blieb dann aber im Vaterlande. Auch der Herzog von Orleans wollte sich dazu bekennen, daß er es für das Schönere halte, eigentlich dem Vaterland zu dienen, und daß nur die Familienpflicht ihn zur Auswanderung bestimmen könne. Indem er nämlich dem Marschall Mortier das volle Commando abtrat, schrieb er ihm: er entbinde ihn der Befehle, die er ihm gegeben, und empfehle ihm an, so zu handeln, wie er in seinem Patriotismus für die Interessen Frankreichs und nach allen seinen Pflichten handeln zu müssen glaube. Schnell reisten der Graf von Artois und der Herzog von Berry dem Könige nach, dessen Weisung nach Dünkirchen sie verfehlt haben soll, und stellten es den Haustruppen frei, ihnen zu folgen oder sich nach Hause zu begeben. Mit dem Gedanken an Dünkirchen schwand dem Könige so gänzlich die Hoffnung auf Frankreich, daß er in Ostende sich wieder nach England einschiffen wollte. Blacas hielt ihn in Belgien fest, wo bald vom Könige der Niederlande ihm und seinem ganzen Begleite die Stadt Gent angewiesen wurde.

Achtes Kapitel.

Napoleon's zweiter Regierungsantritt.

Napoleon hatte sich ein Ministerium ausgedacht, unter dessen Mitgliedern, lauter Geschäftsmänner von erprobter Treue, sich einige befanden, deren Name für ihn den Werth einer Anerkennung hatte: der weise Cambaceres an der Justiz, der Friedensmann Caulaincourt an den auswärtigen Angelegenheiten, der talentvolle Erbe des großen Namens der Molé am Innern. Die Portefeuilles des Krieges und der Marine hatte er für Davoust und Decrès, die einst in seinem Dienste nicht einmal des eigenen Rufes geschont, das Staatssekretariat wieder für seinen unermüdlichen Bassano bestimmt. Auch den Staatsrath, der es wieder für ihn übernehmen sollte, im Namen Frankreichs zu sprechen, wollte er fast ganz aus den frühern Mitgliedern bilden. Bei seiner Ankunft fand er die meisten dieser Männer in den Tuilerien beisammen. Allein während Caulaincourt und Cambaceres sich ungerne zur Übernahme ihrer Stellen verstanden, und Molé um eine untergeordnete bat, machten ihm einige der Anwesenden sogar Einwendungen gegen seine Wahlen. Es waren Diejenigen, die unter den Bourbonen für ihn gehandelt und in jenen Verschwörungen gestanden hatten, in denen die Bonapartisten den Republi-

kanern manches Grundsätzliche versprochen. Sie verlangten nun die Berufung von Fouché an die auswärtigen Angelegenheiten und von Carnot ans Kriegsministerium, der beiden Häupter der Unzufriedenen der Restaurationszeit. Fouché selbst war zugegen und machte sich ein Verdienst aus seinen Umtrieben, die ihm auch den Verhaftsbefehl des vom Kaiser verabscheuten Bourrienne zugezogen hatten. Napoleon, der den Mann zu mächtig fand, als daß er ihn verstoßen durfte, stellte ihn wieder an die Polizei. Er konnte die Kriegsverwaltung nicht an den von seinem eigenen Systeme eingenommenen Carnot abtreten; hingegen entschloß er sich, diesem aufrecht gebliebenen Republikaner, dessen Zuziehung ihm auch Bassano anrieth, das von Molé ausgeschlagene Portefeuille des Innern zu überlassen und ihm dafür den Grafentitel aufzulegen. Carnot, nachdem er sich versichert zu haben glaubte, daß ihn der Kaiser für die Freiheit wirken lassen werde, schrieb an diesen: er nehme das Ministerium an, weil durch gemeinsames Unglück das Land und der Kaiser so unzertrennlich verbunden worden, daß er sich ihm nicht widmen könne, ohne sich damit auch Frankreich und der Freiheit zu widmen; er schreibe sich dagegen kein Verdienst um die Revolution vom 20. März zu, der Kaiser allein solle dieses Ereigniß auf sich nehmen, als der einzige Mann in Frankreich, bei welchem dies keine Pflichtverletzung gegen den vorigen Machthaber zu bedeuten habe. Doch der Minister überlegte, daß er durch längere Weigerung, den Grafentitel anzunehmen, den Kaiser in der öffentlichen Meinung bloßstellen würde; und da ihn die Erinnerung an seine muthige Laufbahn davon überzeugte, daß Carnot kein Herrendiener sein könne, auch wenn er den Titel annehme, so schrieb er auch dies an den Kaiser. Zum Antritt seines Amtes erließ er ein Circular an alle Präfecten, worin er diese auf die Proclamationen und Beschlüsse des legitimen Souverains, die dessen hochherzige Absichten enthielten, aufmerksam machte, ihnen Vollmacht gab, Municipalbeamte, die wegen ihrer Meinungen

verdrängt worden, wieder anzustellen, und über diejenigen Beamten, die er dem Kaiser vorzuschlagen hätte, Noten verlangte.

Auch Caulaincourt erhielt sogleich einen Auftrag nach seinem Sinne. Es hatten nämlich die beim König beglaubigten Gesandten Östreichs und Rußlands, denen Niemand mehr Pässe gegeben, noch nicht verreisen können. Napoleon ließ seinen Minister die friedlichen Versicherungen, die er den Mächten schon auf anderm Wege zugeschickt, auch hier anbringen und gab ihm für den russischen Gesandten den in den Tuilerien gefundenen Vertrag, den die Bourbonen mit Östreich und England gegen Rußland und Preußen geschlossen. Caulaincourt fand aber bei beiden Gesandten, die seine Besuche nur an drittem Orte angenommen, die Meinung, daß die Allirten Napoleon den Thron nicht würden behalten lassen, wogegen sich der östreichische über den Sohn des Kaisers nicht so bestimmt ausdrückte.

Den 21. März vom frühen Morgen an wogten unzählbare Volksmassen nach den Tuilerien, um den gestern ohne Einzug angekommenen Kaiser zu erblicken. Er hielt im Hofe Nachmittags Musterung über 15,000 Mann, die gegen ihn hätten dienen sollen. Napoleon's Gestalt und die dreifarbige Fahne auf dem Schlosse gaben das Wiedersehen der Vergangenheit. Der Kaiser redete die in Vierecke gebildeten Bataillone an: „Soldaten, mit 600 Mann bin ich nach Frankreich gekommen, weil ich auf die Anhänglichkeit des Volks und auf die Erinnerungen der alten Soldaten zählte. Ich bin in meinen Hoffnungen nicht betrogen worden. Soldaten, ich danke euch dafür. Der Ruhm dieser neuen That kommt nur dem Volke und euch zu, mein ganzes Verdienst ist, daß ich euch gekannt und gewürdigt habe. Soldaten! durch den kaiserlichen Thron allein sind die Rechte des Volks und ist sein höchstes Besitzthum, sein Ruhm, geborgen. Wir wollen uns nicht in die Sache anderer Nationen mischen, aber wehe Dem, der sich

in die unsrige mischt.“ In diesem Augenblicke kamen Cambronne und die Officiere der eben eingerückten Vorhut von Elba; sie brachten die alten Adler der Garde. „Das sind“, fuhr der Kaiser fort, „die Officiere des Bataillons, das mich in mein Unglück begleitet hat; alle sind meine Freunde, alle sind mir lieb geworden. So oft ich sie sah, stellten sie mir die verschiedenen Regimenter der Armee vor, denn unter diesen 600 Tapfern gibt es Leute aus allen Regimentern. Alle erinnerten mich an jene großen Tage, deren Andenken so kostbar ist; denn alle tragen ehrenvolle Wunden, die sie in jenen denkwürdigen Schlachten erhalten. In ihnen liebte ich, Soldaten, euch alle von der ganzen französischen Armee. Sie bringen euch diese Adler zurück, um die ihr euch schaaren möget; indem ich sie der Garde übergebe, übergebe ich sie der ganzen Armee.“ Er forderte die Truppen auf, zu den Adlern zu schwören, und mit Enthusiasmus schwuren die Truppen. Dann zogen sie, indeß die Musik die Lieblingslieder der Revolution und auch die Marseillaise spielte, am Kaiser vorüber, den alle feurig begrüßten.

Über die Frische, womit unmittelbar nach seinem beschwerlichen Zuge Napoleon die Geschäfte angriff, geriethen selbst seine alten Minister in Erstaunen. Er arbeitete, wie in seinen herrlichsten Tagen. Er betrat sein Cabinet am frühen Morgen und verließ es am späten Abend; er schlief ein und erwachte, wie er es wollte. Mit einem Blicke ging er von einem Geschäft zum andern über und hielt, nicht einmal am Kleinen durch das Große zerstreut, auf jedes seine ganze Kraft zusammen. Er behandelte Alles selbst, fertigte Alles ungesäumt ab. Täglich empfing er von allen seinen Ministern und einer großen Zahl anderer Beamten umständliche Berichte, an denen er jede Einzelheit erwog und rasch die verwickelten Fragen löste. Es kostete seinen geübtesten Arbeitern Mühe, die wenigen Gedanken nur aufzufassen, womit er ihnen im Fluge ein Werk von vielen Stunden angab. So arbeitete er sich wieder in die Ge-

schäfte des Reichs hinein und wurde der Masse derselben Meister, die bis zur vollständigen Unterwerfung aller Theile des Landes aufgethürmt vor ihm lag.

Täglich musterte er im Hofe die Truppen, die wieder angekommen. Für die alte Garde war der 24. dieser Freudentag. Wenn nach jeder dieser Musterungen der Kaiser zur Arbeit in sein Cabinet zurückkehrte, so verweilte bis zum späten Abend im Tuileriengarten und auf allen Spaziergängen der Umgebung ein Publicum, dessen enthusiastische Aufregung mit jedem Tage zunahm. An dem Zuge Napoleon's, den dieser nun selbst im Moniteur erzählt hatte, besaß man ein Wunder der Geschichte, das plötzlich aus einem Jahre der Versunkenheit aufgetaucht war. Man schwärmte für das Große und die Freiheit, deren Zeit zugleich erschienen war. Im Palais royal hielten die Officiere Gelage und sangen den Ruhm Napoleon's. Ein Kaffehaus gab es, wo jeden Abend einige hundert Menschen einen Tisch umringten, auf welchen Einer gestiegen war und Lieder auf den Kaiser, Marie Louise, auf den König von Rom, auf die Adler sang; stürmisch sang der Chor den Refrain mit.

Dagegen blieb die Mehrzahl der Einwohner von Paris bei der Gleichgültigkeit, womit sie den 20. März zugebracht hatte. Jedermann war überzeugt, daß der Kaiser doch nicht mehr so werde regieren können, wie früher. Noch niemals war es so deutlich gefühlt worden, als seit er wieder im Schlosse wohnte, daß seine Zeit nicht mehr vorhanden war.

Die Zufriedenheit, welche die Ernennung Carnot's und besonders Fouché's beiden gegen den Kaiser eingenommenen Parteien verursachte, beruhigte jenes weitere Publicum vollends über die neue Herrschaft. Man fand mit den Republikanern, daß die zwei Minister selbständige Männer und daß Carnot ein unbescholtener Charakter sei. Man nahm das Urtheil der Royalisten über Fouché auf, daß nun das Aufkommen der Jacobiner, die dieser Minister schon

einmal zu beseitigen gewußt, nicht mehr zu fürchten sei, und daß die Vollziehung harter Befehle, die der Kaiser gegen Einzelne erließe, unterbleiben oder doch sehr milde ausfallen werde. Man nannte Fouché den besten Kopf des Cabinets und verstand darunter, daß er klug genug wäre, zu bemerken, wo die Sache Frankreichs von der Napoleon's abweiche, und untreu genug, der erstern nachzugehen. Es beruhigte, Jemanden in der Regierung selbst zu wissen, der den Ausgang wahrzunehmen verstehen werde. So äußerte sich der Unglaube an die neue Herrschaft Napoleon's in dem Zutrauen, das Jedermann in Fouché setzte.

Wie das Publicum seine Fassung behielt, so blieben die meisten Beamten an ihren Stellen. Sie hatten nicht am Könige gehangen und glaubten ebenso wenig nun an Bonaparte hängen zu müssen. Da sie der König zu seiner Vertheidigung nicht in Anspruch genommen hatte, so war es keine Gewissenssache für sie geworden, mit ihm abzutreten; es kam vielmehr nur auf die öffentliche Meinung an, die es natürlich fand, daß sie blieben. Denn anstatt noch wie zur Revolutionszeit die Angestellten einer Regierung auch für die Partei derselben zu halten, war das Publicum längst zu einer monarchischeren Vorstellung vom Beamtenstande gekommen, die es sich gerade jetzt nicht mit dem Einwurfe bestreiten lassen wollte, daß wieder eine außerordentliche Zeit vorhanden sei. Die Beamten selbst gaben vor, es sei ein Unterschied zwischen Verwaltungsstellen und politischen zu machen; man diene dem Staate, nicht dem Fürsten; auch dieser sei nur ein Diener des Staats. Sie fanden überhaupt ihren Vortheil bei der Sprache einer liberalen Opposition, was keinen hinderte, einigen Werth auf die Wahrscheinlichkeit zu setzen, daß ihr Aushalten dem Könige lieb sein werde. Auch war das Benehmen der eigentlichen Royalisten unter den Beamten nicht anders; unter dem Schutze der öffentlichen Meinung warteten sie, bis ein Eid von ihnen gefordert würde, und ließen sich leicht auch in diesem Falle an ihren Stellen zurückhalten, wenn ihnen

Bonapartisten, die dem Kaiser überall Anerkennung suchten, den conventionnellen Eid, den die Völker ihren Regierungen leisten, als ein bloßes Zeichen der Huldigung darstellten und die vielen Eide aufzählten, die in Frankreich von der gleichen Generation geleistet werden müssen. Ein Vorbild konnten sich die Beamten an den royalistischen Zeitungen nehmen, die unter der neuen Regierung ihre Farbe zu behalten verstanden, indem sie zwar den größten Theil ihrer Spalten mit officiellen Actenstücken füllten, aber in der Erzählung von Napoleon's Triumphen den Antheil der Gewalt bemerklich machten und genauer, als die übrigen Blätter, die Grenzen angaben, zu denen an jedem Tage die Unterwerfung vorschritt.

Klein war demnach in den Departements, wie in der Hauptstadt, die Zahl der Beamten, die sich aus freien Stücken zurückzogen. Es waren in der Regel solche, die einst zu den Schmeichlern des Kaisers gehört und sich darauf den Bourbonen ergeben hatten; entweder empfanden sie nun das Bedürfniß, einmal treu zu bleiben, und mochten sich nicht mehr dem Schicksal des Kaiserreichs aussetzen, oder sie hatten die Gunst der Bourbonen durch Schmähungen auf Napoleon zu erkaufen gesucht und hielten sich jetzt nicht einmal persönlich für sicher, so lange der Kaiser nicht die Opfer seiner Rache bezeichnet und allen übrigen eine Amnestie ertheilt hätte. Zur Rechtfertigung ihres jetzigen Rücktritts, da sie an einen solchen vor einem Jahre nicht gedacht, führten sie gewöhnlich an, der Kaiser habe sie bei seiner Abdankung ihres Eides entlassen, aber der König habe nicht abgedankt.

Ungeachtet seiner Bereitwilligkeit zum Frieden überlegte Napoleon, ob er nicht sogleich das kleine Heer von Engländern und Preußen überfallen wolle, das noch ohne Befehlshaber in Belgien stand. Excelmans' Reiterei war nur die Vorhut einer größern Truppenmasse gewesen, die er seither von Tag zu Tag nach der Nordgrenze abgeschickt hatte und aus den dortigen Garnisonen auf 36,000 Mann

bringen konnte. Wie unbegreiflich er auch noch immer es fand, daß die Fürsten Europas ihren eigenen Vortheil bei seiner Regierung nicht einsahen, so hatte doch der streitfertige Mann aus der Erklärung des Congresses vom 13. März, die er besaß, und aus dem Benehmen der von Paris abreisenden Gesandten die Überzeugung geschöpft, daß sie ihn angreifen wollten. Das Klügste war nun, den Zauber seines Marsches vom Golfe Juan auf Paris nicht hier zu verlieren, sondern in der Hauptstadt nur seine Anerkennung durch die vornehmsten Behörden zu empfangen, wozu er die nächsten Tage bestimmt hatte, und darauf im günstigsten Augenblicke zu einem raschen Schlage auszurücken, der einmal unvermeidlich geworden. Es würde ihn von diesem Plane nicht abgebracht haben, daß ihm Angouleme noch den Süden streitig machte, und daß auch die Stimmung der Nordgrenze, die er von ihren Garnisonen hätte entblößen müssen, eine unsichere war. Allein die Freiheit, die in seiner nächsten Umgebung sich Jedermann gegen ihn herausnahm, war für Napoleon etwas Neues und Fremdartiges, womit er sich vor Allem mußte abgefunden haben. Auch die Gleichgültigkeit des Publicums, das von der Wiener Erklärung noch nicht einmal unterrichtet war, und jener Trotz der royalistischen Beamten bewiesen, daß man sich auf einen neuen Fuß mit ihm setzen wollte. Wie ernstlich hatten sich Carnot und die meisten Minister, ehe sie ihm dienten, nach seinen friedlichen Absichten erkundigt; nun, da sie sich dieser versichert hatten, glaubten sie auch, Europa werde Frankreich im Frieden lassen, und schienen sogar die allgemeine Meinung zu theilen, daß der Kaiser nur mit der Zustimmung eines Theils des Congresses Elba verlassen habe. Napoleon sah überhaupt, wie sich Alles vorstellte, der Friede hänge nur von ihm ab; mußte es aber zum Kriege kommen, so sollten ihm die Franzosen es mit Händen greifen können, daß die Alliirten die Feinde seien, die ungeachtet aller Zusicherungen, die er ihnen geben mochte, den Vorwand zu einem neuen Kriege benutzten. So kam

Napoleon darauf zurück, von vorne herein seiner neuen Regierung, zum Unterschiede von der ersten, den Charakter einer Friedenszeit aufzudrücken. War doch in Wien, als die Erklärung erlassen wurde, seine Gesinnung noch nicht bekannt gewesen, und es konnte auch sein Triumphzug durch Frankreich die Entschlüsse des Congresses noch ändern.

Zunächst blieb nun die Sorge Napoleon's auf das französische Gebiet beschränkt, wo seine Anerkennung noch größerer Feierlichkeit bedurfte und noch lange nicht einmal allgemein war. Doch liefen die günstigen Nachrichten nun reichlicher ein. Fast alle Marschälle hatten, seit sie den Kaiser wieder in den Tuilerien wußten, ihre Corps die dreifarbige Cocarde nehmen lassen, ohne in die frühere Unterwürfigkeit zurücktreten zu wollen. Auf eine Einladung kam sogar Soult ins Schloß. Die einzigen Marschälle, die dem Könige gefolgt, waren Victor und Mormont; Berthier war nach Deutschland gegangen, Macdonald lebte wieder in seiner Familie zu Paris. Die ersten Adressen, die der Kaiser erhielt, kamen von den überall zerstreuten Truppen und von den Behörden derjenigen Gegenden, durch welche sein Marsch gegangen war. Darauf stellte sich das Elsaß, die Normandie und Bretagne ein. Wie in den Ortschaften Burgunds, waren im Elsaß überall patriotische Clubs schon vor vielen Tagen mit großer Kühnheit aufgetreten; als sich das Glück ihnen zuwandte, gaben dagegen die Royalisten viele Beispiele kühner, herausfordernder Treue; man gelangte so nahe an Anarchie, daß die Commandanten und Behörden, sobald die Flucht des Königs sie dazu berechtigte, durch ihren eigenen Übertritt die Gefahr abkürzten. Es war die Nachricht von dieser Flucht, auf welche, sowie sie sich verbreitete, nach und nach fast in allen Departements die dreifarbige Fahne aufgesteckt wurde. Nur diejenigen standen noch aus, in denen sich die bourbonischen Prinzen hielten. Einen heftigen Verdruß verursachte es Napoleon, daß der König so nahe an der Grenze sich nie-

verließ und ihm dadurch die Nation in eine neue bleibende Spannung versetzte.

Die ungewöhnte Freimüthigkeit, die er in seinem eigenen Palaste von Jedermann erfuhr, hatte Napoleon zu der Einsicht bringen müssen, daß er mit den Lyoner Decreten seinen Zweck, den hauptsächlichen Beschwerden der Nation gegen die Bourbonen abzuhelfen, noch nicht vollständig erreicht hatte. Das neue Mittel, worauf er nun verfiel, war die dem Könige vergebens abgeforderte Preßfreiheit. Sein Selbstvertrauen erlaubte ihm, mit dieser Verläugnung seines Charakters dem ihm fremden Zeitgeiste so weit nachzugehen, obgleich er damit auch seinen Feinden die Sprache gab. Gegen ihn, sagte er, könne nichts Schlimmes mehr aufgebracht werden, da während seiner Abwesenheit schon Alles gedruckt worden sei. So erließ er am 24. März ein Decret, wodurch die Censur und die eigens für die Buchhandlungen aufgestellte Direction abgeschafft und dieses Gewerbe in den Geschäftskreis des Polizeiministeriums gewiesen wurde, dem ein Exemplar jeder Druckschrift vor der Herausgabe zugestellt werden sollte.

Wahrscheinlich glaubte es der Kaiser den Franzosen ebenso gut zu treffen, als er den Tag darauf, wieder im Geiste der Lyoner Decrete, die Angestellten des königlichen Hauses, die Officiere des Bourbonischen Freicorps und die Chouans auf 30 Meilen von der Hauptstadt verwies, wo die Meisten trotzig geblieben waren. Die öffentliche Meinung, die von ihm nichts mehr ertrug, das einer Verfolgung gleich sah, gerieth aber darüber in Aufregung, und Fouché ließ einige der Verwiesenen vor sich kommen und zeigte ihnen den Willen des Kaisers auf eine Weise an, daß sie merkten, sie dürften in Paris bleiben.

Auf Sonntag, den 26. März, war der Empfang der Staatsbehörden angesetzt, welcher der Anerkennung des Kaisers einen feierlichen Charakter geben sollte. Alle Sprecher bereiteten sich vor, dem Kaiser bei diesem Anlasse zu sagen,

was man von ihm erwartete. Thibaudeau verfaßte für den Staatsrath ein Actenstück über die Ungültigkeit der Abdankung von Fontainebleau. Er setzte auseinander, wie die drei Senatsconsulten, durch die einst Napoleon zum Throne berufen worden, durch beinahe drei Millionen Stimmen bestätigt seien; wie die Bourbonen Frankreich fremd geworden und nur durch die Feinde und durch einen zum Beschützer der Reichsverfassungen bestellten Senat zurückgebracht worden seien, an dessen Bedingungen sie sich hernach nicht einmal gehalten. Die Abdankung des Kaisers Napoleon, schrieb Thibaudeau, war nur die Folge der unglücklichen Lage, in welche Frankreich und der Kaiser durch die Kriegsereignisse, durch Verrath und die Einnahme der Hauptstadt versetzt worden waren. Die Abdankung hatte keinen andern Zweck, als den Bürgerkrieg zu verhüten und französisches Blut zu schonen. Wie sie nicht durch den Wunsch des Volks bestätigt war, so konnte diese Verhandlung auch den Vertrag nicht aufheben, der zwischen dem Volke und dem Kaiser bestand, und wenn Napoleon für seine eigene Person der Krone hätte entsagen können, so würde er die Rechte seines Sohnes, der nach ihm zu regieren berufen war, nicht haben preisgeben dürfen. — — Indem nun der Kaiser den Thron wieder besteigt, auf den ihn das Volk erhoben, setzt er auch das Volk in seine heiligsten Rechte wieder ein. Ihm ist es zu Theil geworden (und er hat sich dazu in seinen Proclamationen an die Nation und an die Armee verpflichtet), durch Einrichtungen aufs Neue für alle freisinnigen Grundsätze zu sorgen, für die persönliche Freiheit und Rechtsgleichheit, Preßfreiheit und Abschaffung der Censur, für Freiheit des Gottesdienstes, für alle Nationalgüter, wie sie auch entstanden seien, für Unabhängigkeit und Unentsetzbarkeit der Gerichte, Verantwortlichkeit der Minister und aller Angestellten der Regierung, und dafür, daß von gesetzlich erwählten Repräsentanten der Nation sowohl die Steuern, als die Gesetze beschlossen werden. Zu besserer Begründung der Rechte und der Pflichten des

Volks und des Fürsten sollen die Verfassungsgesetze in einer großen Versammlung der Repräsentanten, die der Kaiser schon angekündigt hat, neu geprüft werden. Bis zum Tage dieser großen Versammlung soll der Kaiser nach den bestehenden Verfassungen und Gesetzen die Gewalt ausüben und ausüben lassen, die ihm dieselben übertragen haben, die ihm nicht hat genommen werden können, die er ohne Einwilligung der Nation nicht hat abdanken können, zu deren Übernahme ihn der Wunsch und das Wohl des französischen Volks neuerdings verpflichten. Diese Erklärung wurde Napoleon vorläufig mitgetheilt, der keine Bemerkung darüber machte; darauf unterzeichneten sie alle Staatsräthe, mit Ausnahme von Molé und zweier andern, die sie für den französischen Thron zu republikanisch fanden. Als sie in der feierlichen Audienz dem Kaiser überreicht wurde, antwortete dieser: „Die Fürsten sind die ersten Bürger des Staats. Ihre Gewalt ist mehr oder weniger ausgedehnt, je nachdem es das Wohl der Nation fordert, die sie regieren. Auch die Souverainetät ist nur zum Wohle der Völker erblich. Ohne diese Grundsätze kenne ich keine Souverainetät. Ich habe den Ideen des großen Reichs entsagt, zu dem ich seit fünfzehn Jahren den Grund gelegt hatte. Fortan wird das Glück und die Befestigung des französischen Reichs der Gegenstand meiner Gedanken sein.“ Wie der Staatsrath, so traten die Minister, der Cassationshof, die übrigen Gerichtshöfe des Reichs vor, und jeder stellte ihn durch einen Vortrag auf die Probe, worin über die Bourbonen der Stab gebrochen und aufs Stärkste ausgedrückt war, was hingegen er zu leisten verheißen. „Frankreichs Sache hat nun gesiegt“, sagte Cambaceres, „dafür bürgt ihm sein Wille und seine theuersten Interessen; es hat dafür alle die Worte zum Pfande, die Ew. Majestät unter dem Volke gesprochen, das bei Ihrer Reise zusammenströmte. Ew. Maj. wird Ihr Wort halten und sich nur der Dienste gegen das Vaterland erinnern; Sie wird zeigen, daß, wie verschieden auch die Meinungen und wie erbittert die Par-

trien gewesen, in Ihren Augen und in Ihrem Herzen alle Bürger gleich sind, wie sie es sind vor dem Gesetze. Ew. Majestät will auch vergessen, daß wir die Gebieter der Nachbarvölker gewesen sind, ein hochherziger Gedanke, der neuen Ruhm dem erworbenen beifügt. Schon hat Ew. Maj. Ihren Ministern den Weg gewiesen, den sie gehen sollen, schon durch Ihre Proclamationen allen Völkern die Maximen genannt, nach denen Ihr Reich in Zukunft regiert werden soll. Nach außen keinen Krieg, es müßte denn ein ungerechter Angriff abgewendet werden; keine Reaction im Innern, keine Willkür, sondern Sicherheit der Personen, Sicherheit des Eigenthums, freien Verkehr der Gedanken, das sind die Grundsätze, die Sie aufgestellt haben." Der Kaiser antwortete: „Die Gesinnungen, die Sie mir äußern, sind die meinigen. Alles der Nation und Alles für Frankreich: das mein Wahlspruch. Ich und meine Familie, welche dies große Volk auf den Thron der Franzosen gehoben und es darauf trotz allen politischen Wechsels und Sturmes erhalten hat, wir wollen, dürfen und können niemals andere Ansprüche machen." Auf eine andere Rede lautete die Antwort: „Nichts zeichnet den Kaiserthron so bestimmt aus, als daß er von der Nation errichtet worden und darum ein natürlicher ist, der allen Interessen zum Schutze gereicht; nur das ist das wahre Kennzeichen der Legitimität. Es ist das Interesse dieses Throns, Alles zu befestigen, was besteht und was in Frankreich seit fünfundzwanzig Jahren gemacht worden ist. Er umfaßt alle Interessen der Nation und hält vorzüglich dasjenige ihres Ruhms fest, das nicht das geringfügigste ist." Auch der Municipalrath von Paris erschien. „Sire", sagte sein Sprecher, „die ersten Worte, die bei Ihrer Rückkehr auf den französischen Boden von Ihnen ausgegangen, enthalten die Zusage einer Verfassung, die Ihrer Selbst und Ihrer Völker würdig sei; dies Versprechen erhöht unsere Freude; denn alle Franzosen, die Sie kennen, wissen, daß eine von Ihnen verbürgte Verfassung nicht das Schicksal haben wird,

gebrochen zu werden, sobald sie erlassen ist." Der Kaiser dankte auch dem Municipalrathe für seine Aufwartung.

Die Hingebung des Kaisers in so vielen feierlichen Antworten, und mehr noch die eigene Freimüthigkeit, womit man insgesammt aufgetreten war, hatte diesen Tag, zumal für die nächsten Umgebungen, zu einem Feste gemacht. Napoleon wandte auch über diesen Kreis hinaus wieder die Mittel an, womit er einst so Viele bezaubert hatte. An dem einen Tage erschien er unversehens zu St. Denys in der Anstalt der Töchter der Ehrenlegion und ließ die jungen Mädchen mit ihm spielen und ihm mit Ringen alle Finger bestecken; an dem andern stattete er der polytechnischen Schule, die er früher ihrer republikanischen Gesinnung wegen in Ungnade gehalten, zum ersten Mal einen Besuch ab, weil sich die Zöglinge letztes Jahr bei der Vertheidigung von Paris hervorgethan hatten. Er erfreute ganz Paris mit dem Befehle, alle angefangenen öffentlichen Bauten, die unter den Bourbonen ins Stocken gerathen waren, wieder fortzusetzen.

Auch über die Nothwendigkeit, die auf das Maifeld zu bearbeitende Verfassung an die Hand zu nehmen, ließ Napoleon mit sich reden. Die Zeitungen theilten es vorläufig als ein Gerücht mit, daß er eine Commission mit einem Entwurfe beauftragt habe.

Dabei stand ihm die Erklärung des Congresses vom 13. März immer vor Augen. Sie wurde in seinen Umgebungen nicht mehr für unecht gehalten und so ängstlich verhandelt, daß der Kaiser nicht länger anstehen durfte, sie zur Sprache zu bringen und seine friedlichen Ansichten auch in dieser Probe zu bezeugen. Er wollte, daß der Staatsrath ein Manifest an diese herausfordernde Erklärung knüpfte, das der französischen Nation das Unrecht der Mächte nachwiese und sie gänzlich für ihn, den Angegriffenen, gewänne; allein mit diesem Manifeste wollte er nicht eher vor die Franzosen treten, als bis er wüßte, daß in Wien seine Anerbietungen verschmäht worden wären, und auch

dann noch sollte die Abfassung desselben zeigen, daß er es nicht aufgegeben, sich mit Europa zu verständigen. Am besten gelang dies, wenn die Annahme, die Erklärung sei unecht, im Manifeste noch festgehalten und aller Unwille darüber nicht an die Mächte, sondern nur an die Gesandtschaft der Bourbonen in Wien gerichtet würde, durch welche dieselbe nach Frankreich geschickt worden war. Zu dem Ende erstattete Fouché dem Ministerrathe einen Bericht über das angebliche Actenstück, worin dessen Unechtheit aus der Roheit, mit der es zum Morde aufforderte, gefolgert und das doppelte Verbrechen falscher Unterschrift und unerhörter Aufstiftung mit Belegen auf Talleyrand zurückgeführt wurde. Am 29. März überwies der Ministerrath auf diesen Bericht hin die ganze Sache an die Sectionspräsidenten des Staatsraths. Der Kaiser hob an demselben Tage, dem englischen Parlamente zu Gefallen, den Negerhandel auf.

Der Kaiser selbst wollte den Bericht des Staatsraths dictiren, den hernach Graf Boulay ausarbeiten sollte. Er hielt sich an folgenden faßlichen Gedankengang, der jeden Bürger mit den nöthigen Gründen versah, seine Rückkehr von Elba auch gegen die Mächte zu rechtfertigen. „Wir behaupten mit dem Polizeiminister, daß diese Erklärung nur das Werk der französischen Bevollmächtigten ist, weil diejenigen von Östreich, Rußland, Preußen, England eine Urkunde nicht haben unterzeichnen können, die ihre Fürsten und ihre Völker verläugnen würden. Denn fürs Erste wissen diese Bevollmächtigten, von denen die meisten am Pariser Vertrage Theil genommen, daß Napoleon dort als Inhaber des Kaisertitels und als Souverain der Insel Elba bezeichnet worden ist; sie würden ihm diese Titel beigelegt und sich weder im Inhalte, noch in der Form über die Achtung hinweggesetzt haben, welche dieselben gebieten. Hingegen darf man sich nicht verwundern, wenn diese Grundsätze von französischen Ministern vergessen werden, denen ihr Gewissen mehr als einen Verrath vorwirft und darum die Besonnenheit rauben muß. Wie an dem zornigen Aus-

druck, so erkennt man auch an dem rohen Inhalte die Organe desselben Hofes, der durch die Ordonnanz vom 6. März Napoleon ebenfalls für vogelfrei erklärte, ihn ebenfalls den Dolchen der Mörder wies, ebenfalls eine Belohnung Demjenigen versprach, der seinen Kopf brächte. Hält man nun die vorgebliche Erklärung des Congresses mit dem Vertrage von Fontainebleau, den die französische Regierung ratificirt hat, zusammen, so wird man finden, daß die Verletzung nur Denen anzurechnen ist, die sie Napoleon vorwerfen. Der Vertrag von Fontainebleau ist von den verbündeten Mächten und vom Hause Bourbon sowohl zum Nachtheile des Kaisers Napoleon, als zum Nachtheile der Rechte und der Interessen der französischen Nation verletzt worden. 1) Der Kaiserin Marie Louise und ihrem Sohne hätten Pässe und ein bewaffnetes Geleite zum Kaiser gegeben werden sollen; statt dessen hat man gewaltsam die Gattin vom Gatten, den Sohn vom Vater getrennt. 2) Die Sicherheit Napoleon's, der kaiserlichen Familie und ihres Gefolgs war von allen Mächten verbürgt worden, und es haben sich Mörderbanden in Frankreich unter den Augen der französischen Regierung, ja auf ihren Befehl gebildet; noch auf Elba haben einzelne Mörder den ihnen versprochenen Schandpreis zu gewinnen versucht. 3) Die Herzogthümer Parma und Piacenza sind Marie Louise, der sie für sie, ihren Sohn und ihre Nachkommen als volles Eigenthum zugesprochen waren, vorenthalten geblieben. 4) Prinz Eugen hat die ihm angemessene Besitzung nicht erhalten, die der Vertrag ihm zugetheilt. 5) Alles, was der Kaiser für die Tapfern der Armee ausbedungen hatte, ist von den Ministern der Bourbonen zurückbehalten worden. 6) Der kaiserlichen Familie sind ungeachtet des Vertrags ihre beweglichen und unbeweglichen Güter theils durch Räuberhand, theils durch Beschlagnahme entrissen worden. 7) Der Kaiser Napoleon hätte jährlich zwei Millionen und seine Familie zwei Millionen fünfhunderttausend Franken beziehen sollen, und die französische Regierung hat sich beständig

geweigert, diese Verpflichtung zu erfüllen. 8) Endlich war dem Kaiser die Insel Elba abgetreten und doch am Congresse auf Anstiften der Agenten der Bourbonen der Entschluß gefaßt worden, ihn seinen Feinden auszuliefern und ihm entweder St. Luzia oder St. Helena zum Gefängniß zu geben. Sollte sich Napoleon Allem gutwillig unterziehen, was man mit ihm vorzunehmen gedachte? Ein solcher Entschluß scheint zu groß für die menschlichen Kräfte, und dennoch hätte Napoleon ihn zu fassen vermocht, wenn Frankreichs Glück und Frieden mit diesem neuen Opfer erkauft gewesen wären. Für Frankreich allein legte er 1814 die Krone nieder. Er gab dem französischen Volke die Rechte zurück, die es ihm abgetreten; er hoffte, die Nation werde nach ihrem Hoheitsrechte eine Dynastie wählen und die Bedingungen festsetzen können, unter denen dieselbe zur Regierung berufen würde. Er erwartete von der neuen Regierung, daß sie den Ruhm der Armee und die Rechte der Tapfern in Ehren halten und der Beschützer aller der neuen Interessen sein werde, die seit einem Vierteljahrhunderte aus den neuen politischen und bürgerlichen Gesetzen hervorgegangen sind. Alle diese Hoffnungen sind getäuscht worden, und daß so die Nation hintergangen worden, ist der einzige Beweggrund, aus welchem der Kaiser Napoleon die Insel verlassen hat. Er hat nach Frankreich keinen Krieg gebracht, sondern er ist dem Kriege zuvorgekommen, den die Eigenthümer von Nationalgütern, welche vier Fünftheile der französischen Eigenthümer ausmachen, alle vom Adel gedemüthigten Bürger, die Protestanten, Juden und Bekenner verschiedenen Gottesdienstes zu erheben gezwungen gewesen wären. Als Befreier ist er in Frankreich auch aufgenommen worden. Er ist beinahe allein ans Land gestiegen, er hat 220 Meilen ohne Gefecht durchzogen und ohne Widerstand mitten in der Hauptstadt sich auf den Thron gesetzt, den die Bourbonen verlassen hatten. Und nun, was will Napoleon? Was das französische Volk will: Frankreichs Unabhängigkeit, den innern Frieden, den Frie-

den mit allen Völkern, die Erfüllung des Vertrags von Paris vom 30. Mai 1814. Was hat sich denn nun geändert im Zustande Europas und in der Hoffnung auf die ihm verheißene Ruhe? Wo erhebt sich nun eine Stimme, um die Hülfe in Anspruch zu nehmen, die nach der Erklärung nur geleistet werden soll, wenn sie verlangt wird? Nichts hat sich geändert, wenn die verbündeten Mächte anerkennen, daß Frankreich, so ansehnlich und unabhängig, daß es weder herrschen, noch gehorchen mag, zum Gleichgewichte der großen Königreiche und zum Schutze der kleinen Staaten nöthig ist. Nichts hat sich geändert, wenn man nicht Frankreich das Gesetz machen, in sein Hauswesen sich einmischen und ihm Herren setzen will, wie sie den Interessen und den Leidenschaften seiner Nachbarn zusagen. Nichts hat sich geändert, wenn, indessen Frankreich an einem neuen Gesellschaftsvertrage arbeitet, durch den die Freiheit seiner Bürger und der Triumph der hochsinnigen Ideen, die in Europa herrschen und nicht mehr zu ersticken sind, gesichert werden wird, man es nicht zwingt, von dieser friedlichen Beschäftigung und von der innern Wohlfahrt, auf welche das Volk und sein Führer sich verlegen wollen, sich hinwegzuwenden zum Kampfe. Nichts hat sich geändert, es müßte denn, während die französische Nation nur im Frieden mit ganz Europa zu bleiben wünscht, eine ungerechte Coalition sie zwingen, wie im Jahre 1792, ihren Willen und ihre Rechte und ihre Unabhängigkeit und den von ihr gewählten Fürsten zu vertheidigen."

Am 2. April erstattete die staatsräthliche Commission diesen Bericht dem Ministerrathe; dem Publicum blieb derselbe noch vorenthalten, bis am Kriege nicht mehr zu zweifeln wäre. Denn der Bericht war doch vorzüglich auf diesen noch nicht eingetretenen Augenblick berechnet, und es nahm sich neben den Vorwürfen gegen die Mächte, die dann zumal die rechte Wirkung auf die Franzosen thun mußten, die Voraussetzung, daß die Urkunde falsch sei, nur wie eine feine Wendung aus. Sollte man noch an einen

ernstlichen Friedensversuch glauben, so hätte der Erklärung vom 13. März gar nicht gedacht werden dürfen. Der Kaiser entschloß sich am 4. April, noch durch einen solchen Brief jedem Monarchen seine Rückkunft anzuzeigen. Eben hatte ihm sein Bruder Lucian aus Italien die Nachricht gebracht, daß Murat gegen Östreich den Krieg erklärt hatte. Vielleicht sollte ihm sein Brief nun dazu dienen, jede Theilnahme an dem ihm ungelegenen Streiche in Abrede zu stellen. Er begann denselben mit rascher Zeichnung der Macht der Dinge und des Willens der Nation, die ihn an die Stelle der Bourbonen getragen, und schrieb dann: „Wie der kaiserliche Thron nothwendig ist zum Glücke der Franzosen, so macht mir kein Gedanke so viel Freude, als daß derselbe auch zur Befestigung der Ruhe in Europa dienen werde. Ruhm genug hat die Fahnen der verschiedenen Nationen eine nach der andern verherrlicht, die Unstetigkeit des Schicksals hat lange genug den Wechsel großer Unfälle und großen Glücks gezeigt; ein schönerer Kampfplatz steht den Fürsten nun offen, und ich selbst will zuerst hineintreten. Nachdem der Welt das Schauspiel größerer Kämpfe geboten, wird es einen schönern Reiz gewähren, keinen andern Wettstreit zu kennen, als um die bessere Benutzung des Friedens, kein anderes Ringen mehr, als das heilige Ringen um die Wohlfahrt der Völker. Freudig gibt Frankreich diesen edeln Gegenstand aller seiner Wünsche an. Wie es auf seine eigene Unabhängigkeit eifersüchtig ist, so wird die größte Achtung vor der Unabhängigkeit der andern Nationen der unveränderliche Grundsatz seiner Politik sein: ist das, wie ich das frohe Vertrauen habe, die persönliche Gesinnung Ew. Majestät, so ist für lange Zeit die allgemeine Ruhe gesichert und die Gerechtigkeit, zur Hüterin der Staaten erkoren, wird jede andere Bewachung der Grenzen entbehrlich machen."

Inzwischen hatten die beiden ihm aufgedrungenen Minister, Carnot und Fouché, die Geschäfte nach ihrem Sinne an die Hand genommen. Fouché suchte sich in der Gunst

der öffentlichen Meinung, die schon seinem bloßen Namen sich zugewendet, dadurch festzusetzen, daß er sich als Denjenigen zu erkennen gab, der die Gewaltthätigkeiten Napoleon's selbst von dessen Feinden abzuhalten wisse. So hatte er den Schrecken, den am 28. März die Einsetzung von sieben, mit übermäßiger Gewalt versehenen Polizeilieutenants, die in den Departements zu beständigen Revolutionscommissairen werden konnten, unter den Royalisten verursachte, durch die Wahlen, die er traf, schnell wieder beruhigt. In einem zur Veröffentlichung bestimmten Kreisschreiben an die Präfecten zeichnete er darauf die Grundsätze der Polizei. Der hassenswürdigen, die unter den Bourbonen bestand, schob er alle die Eigenschaften zu, die er der kaiserlichen benehmen wollte, von der Angeberei und dem Nachsuchen im frühern Leben herunter bis zur geringsten Beunruhigung der bürgerlichen Gesellschaft, die Polizei, schrieb er, könne keine andere Regel befolgen, als die Gerechtigkeit; sie verhüte oder beseitige die Vergehen, welche die Gerechtigkeit nicht strafen und nicht erreichen könne, darum solle sich die Wachsamkeit der Beamten nicht weiter erstrecken, als es die Sicherheit des Staates und des Einzelnen fordere, und sich nicht mit dem kleinlichen Krame einer Neugierde ohne Gegenstand abgeben; nur sorgfältig gesammelte, genau und einfach erhobene Thatsachen mit allen ihren Beziehungen sollten ihm gemeldet werden; doch sollte ihm überhaupt nichts verschwiegen werden, da der einzelne Beamte nicht beurtheilen könne, was ein scheinbar unwichtiger Umstand in einem größern Zusammenhange bedeute. Das ist, schloß der Minister, Ihre einfache und leichte Aufgabe. Frankreich hat im Besitze seiner politischen Rechte, im Glanze seines Ruhmes, unter dem Schutze seines Kaisers, keine Feinde mehr zu fürchten. Die Regierung findet in dem Kreise aller Interessen, in der Anhänglichkeit aller Klassen eine Kraft, die durch die künstlichen Mittel der Gewalt nicht mehr erhöht werden kann. Man soll die Irrgänge jener Angriffspolizei verlassen, die, vom Ver-

dachte umhergetrieben, nur plagt, ohne zu schützen. Man soll sich in den Schranken einer liberalen, auf Thatsachen gerichteten Polizei, jener Beobachtungspolizei halten, die, überall zum Schutze gegenwärtig, für das Glück des Volkes, für jegliches Gewerbe, für die allgemeine Ruhe wacht.

Der Kaiser entbrannte endlich über die Frechheit, womit die Chouans, die er am 25. März verwiesen, unter seinen Augen zu Paris blieben. Er meinte, man spotte seiner, weil er sich noch niemals furchtbar gezeigt. Er wollte die Royalisten zittern machen und nahm dreizehn Personen von der allgemeinen Amnestie aus, die er sich vielleicht seit seiner Rückkehr auf einen Augenblick, wo sie eine besondere Bedeutung gewänne, vorbehalten hatte. Es waren Talleyrand, Marmont, Dalberg, Abbé Montesqiou, Jaucourt, Beurnonville, der Maire Lynch von Bordeaux, Vitrolles, Alexis von Noailles, Bourrienne, der Advocat Bellart, Laroche-Jaquelin und Sosthene de Larochefoucault. Alle diese, die vor seiner Abdankung zum Umsturz der kaiserlichen Regierung beigetragen, sollten als Landesverräther vor Gericht gestellt und ihre Güter sollten eingezogen werden. Dies Amnestiedekret wurde von Lyon datirt, so daß es sich an jene Dekrete seines Regierungsantritts reihete. Als nun Bertrand, dessen Name unter den letzteren stand, auch das neue Dekret unterzeichnen sollte, weigerte er sich. Nicht das hat uns der Kaiser versprochen, sagte er. Napoleon beschied ihn vor sich und erklärte ihm, daß jetzt Strenge für das Staatswohl nöthig sei. Bertrand ließ aber keine außerordentlichen Zeiten gelten und schied vom Kaiser, der sich bis zum freundlichen Ansuchen herabließ, mit der Gegenbitte, ihm seine Bemerkungen schriftlich überreichen zu dürfen. Napoleon ließ es dabei bewenden und gab nun das Decret nur mit seiner eigenen Unterschrift heraus.

Auch gegen Carnot hatte der Kaiser die Nothwendigkeit eines rascheren und ausschließlicheren Verfahrens, als an der Zeit gewesen wäre, wenn man sich auf den Frieden hätte verlassen können, zu behaupten. Es scheint, der

Minister hatte sich einige Tage lang der öffentlichen Meinung, welche alle Beamten an ihren Stellen bleiben ließ, unterzogen. Mit zwei Lieblingsgedanken war er ans Ministerium getreten, die beide wider den Sinn des Kaisers liefen. Er wollte dem Volke die Freiheit dadurch zu kosten geben, daß er den Gemeinden die Wahl ihrer Maires verschaffte. Durch Hebung der Nationalgarde hoffte er die Herrschaft der Armee, auf welche der Despotismus sich stützen könnte, herabzusetzen. Sie sollte zu dem Ende dergestalt ausgebildet werden, daß sie die Landesvertheidigung zum größern Theil übernehmen könnte, und doch sollte ihr, zum Unterschiede von der Linie, der bürgerliche Charakter theils durch geringere Strenge der Disciplin und in der Einförmigkeit der Bekleidung, theils durch die den Soldaten überlassene jährliche Wahl ihrer Officiere bewahrt werden. Anfangs April sah Carnot die Nothwendigkeit eines durchgreifenden Beamtenwechsels in seiner Verwaltung ein und bezog seine Vorschläge dazu auf die Wahrscheinlichkeit, daß man einer Krisis entgegengehe. Was er von einem Beamten verlangte, waren Charakterstärke und die Tugenden des Republikaners. Er wollte die Verwaltung säubern von Denen, die dem Kaiser einst geschmeichelt und nach seinem Fall ihn geschmäht hatten, von den gebrechlichen Charakteren und den haltlosen Meinungen; dagegen war es seine Ansicht, daß, wer dem Vaterlande gedient, unter König oder Kaiser, der rechte Mann für den Kaiser sein solle. Es dauerte ein paar Tage, so überzeugte sich Carnot auch von der verrätherischen Absicht, in der manche royalistische Beamte an ihren Stellen geblieben waren; er war gewissenhaft genug, dem Kaiser anzuzeigen, daß, wenn er nicht wolle die Revolution vom 20. März zum Vortheile der Feinde sich kehren lassen, der Beamtenwechsel rasch und vollständig durchgeführt werden müsse. Bei den einzelnen Anstellungen stieß aber Carnot auf vielfachen Widerstand vom Kaiser und von dem Theile des Schlosses, der, wenn er auch die neue Zeit im Allgemeinen selbst ver-

theidigte, doch über die Personen noch die Urtheile des alten kaiserlichen Hofes behalten hatte. So fiel die vom 6. April datirte Liste der neuen Präfecten sehr ungleichartig aus, indem Napoleon sich eine Anzahl ganz zuverlässiger Leute nicht hatte nehmen lassen, die Republikaner, die sich ihm angeschlossen, von den Ihrigen hineingebracht hatten, und eine andere Klasse von Rathgebern in der Vertheidigung von Leuten, die nur dem Vaterlande zu dienen schienen, auch wenn es Royalisten waren, sich gefallen hatten.

Der Streit erneuerte sich über die Wahlen der höhern Officiere der Nationalgarde, da der Kaiser es nicht über sich bringen konnte, den Bürgern dieselben abzutreten, worauf Carnot seinen Erinnerungen von 1798 gemäß bestand. Napoleon's ganzes Benehmen gegen Carnot war in einem weitern Kreise bekannt geworden, wo es die Besorgniß unterstützte, daß er auf seiner neuen Bahn sich doch nicht werde ändern können. Einen entgegengesetzten Eindruck hatte kurz vorher die Ankunft Lucian's, der nun wirklich zu bleiben schien, gemacht. So unruhig war man, des Kaisers wahren Sinn zu kennen, daß auf die Rückkehr dieses früher entfernt gehaltenen Bruders, die zum voraus Jedermann als ein bedeutendes Zeichen anerkannte, Wetten eingegangen waren, die nun zur allgemeinen Befriedigung gewonnen wurden. Bald waren Lucian und der etwas früher angekommene Joseph die Mittelspersonen geworden, durch welche die Republikaner, oft selbst die Minister, dem Kaiser beizukommen suchten; auch hätte ohne sie der Hof in den Tuilerien, wo Lucian eine neue Erscheinung war, schon ziemlich wieder den ehemaligen Charakter getragen, nur daß er nicht mehr so zahlreich war. Napoleon erfuhr es unter diesen Umständen jeden Tag, daß ihm von Leuten die Hände gebunden waren, die glaubten, zu seiner Rückkehr beigetragen zu haben, und er fühlte, daß deren Ansprüche nicht eher ihr Recht verloren haben würden, als bis er wieder einen Sieg besäße.

Durch ein Decret vom 8. April schenkte der Kaiser dem Volke theils eine Verminderung, theils bequemere Einrichtung der verhaßten Abgabe der vereinten Gebühren.

Zwei Tage darauf wurden die Decrete erlassen, welche die Nationalgarde organisirten. Alle Männer vom 20sten bis zum 60sten Altersjahre blieben wie früher zu diesem Dienste pflichtig. Aus denen zwischen 20 und 40 Jahren sollten Grenadier- und Jägerbataillone erhoben werden, die der Kaiser mobil machen konnte, und deren höhere Officiere ihm selbst zu bezeichnen zustand, indessen für die Besetzung der übrigen Officiersstellen in der Nationalgarde eine zusammengesetzte Weise vorgeschrieben ward. Sogleich stellte wirklich der Kaiser zur Verfügung des Kriegsministers 204 Bataillone der nördlichen und östlichen Departements, wo sie in den festen Plätzen und für den gesammten Grenzdienst verwendet werden sollten. Was man an diesen Decreten auszusetzen fand, war, daß der Kaiser in Dingen, die dem Gesetze zukamen, wieder allein verfügen zu wollen schien.

Es wurden Commissaire mit der Beschleunigung dieser Organisation der Nationalgarde in den verschiedenen Departements beauftragt, sowie mit dem Wechsel der untern Beamten. Sie zogen aber der neuen Regierung den Ruf der Willkür zu, da kein deutliches Gebot des Augenblicks ihr Verfahren erklärte. Man wollte Willkür in der Auswahl der Mannschaft für die mobilen Bataillone sehen, und ebenso willkürlich zusammengesetzt, als das Verzeichniß der Präfecten den Leuten vorkommen mußte, fielen die Änderungen in den untern Beamtenclassen aus.

Damals unterwarfen sich dem Kaiser auch diejenigen Theile Frankreichs, in denen sich die gleich nach seiner Landung ausgesendeten Bourbonischen Prinzen einige Tage länger gehalten hatten, als zu Paris ihr Familienhaupt. Am wenigsten hatten in der Vendée der Herzog von Bourbon ausgerichtet. Anfangs hatte er geglaubt, sich mit dem Herzog von Angouleme in Verbindung setzen zu können,

und darum auch für keinen Aufstand gesorgt, ja die Bataillone von Freiwilligen, die ihm die Royalisten bildeten, den Linientruppen anpassen wollen. Es zeigte sich ohnehin, daß der Eifer der Vendéer für die Bourbonen durch deren schwächliche Regierung gelitten hatte, sodaß, als die Flucht des Königs bekannt wurde, man die Zumuthung zu stark fand, daß wieder allein die Vendée sich dem Zorne des Machthabers aussetzen sollte. Von den Bonapartisten der Städte wurde diese Stimmung mit Gründen unterstützt. Der Herzog von Bourbon traf zwar endlich die Anstalten zum Aufstande, aber nun betheuerten einige der treuesten alten Vendéer, der Augenblick sei noch nicht vorhanden, jetzt würde Alles nicht glücken. Des Herzogs Rathgeber geriethen mit einander in Streit darüber, und diese Erneuerung der einst so verderblichen Zerwürfnisse unter den Häuptern der Vendée versetzte den Prinzen in eine Stimmung, worin er einem Briefe des kaiserlichen Obersten Noireau, der ihn ehrerbietig um seine Entfernung bat, damit der Bürgerkrieg verhütet werde, Folge zu leisten sich entschloß. Er irrte noch einige Tage fast allein in der Gegend herum, ehe er den 6. April, wie es bestimmt worden war, am Gestade von Nantes sich nach Spanien einschiffte. Die Vendée nahm nun die drei Farben an, wovon der Anhang des Kaisers ein außerordentliches Aufsehen machte.

Nach Bordeaux hatte der Kaiser den General Clausel geschickt, das Commando der dortigen Militairdivision zu übernehmen. Clausel fand von Angouleme an, daß das Land, unter dem Einflusse Bordeaux's, dem Vorgegangenen noch fremd war. Er schickte zuverlässige Leute an die Präfecten und in das nahe bei Bordeaux gelegene Fort Blaye, und reiste langsam nach. In der Stadt betrieb die Herzogin von Angouleme umsonst die vollständige Bewaffnung der Freiwilligen und schickte die Ausgerüsteten Clausel entgegen. Sie zählte darauf, daß die Nationalgarde sich schlagen werde, empfing die Eide und die Versicherung der Militairbehörden. Die Hoffnung leuchtete ihr,

als sich den 30. März einige hundert Freiwillige an der Dordogne gegen Clausel's Gensd'armerie schlugen. Doch an demselben Tage pflanzte die Garnison von Blaye die dreifarbige Fahne auf. Auch über die in der Stadt liegenden Regimenter brachten die höhern Officiere der Herzogin üble Berichte, und man wagte es nicht mehr, wie der von Paris zurückgekommene Lainé vorschlug, diese Linientruppen aus der Stadt zu entfernen. Als nun Clausel vor der Stadt, von der ihn nur noch die Garonne trennte, angelangt war, zeigte sich die Herzogin zur Abreise, wenn diese den Einwohnern Unglück ersparen sollte, bereit. Allein die Royalisten entsetzten sich über eine Unterwerfung ohne Gegenwehr; sie schrieben die schlimmen Berichte über die Garnison nur dem Übelwollen der Officiere, die sie brachten, zu, und behaupteten, daß der Anblick der Herzogin die Truppen begeistern würde. Die hohe Frau, die sich an die Entschlossensten hielt, wollte sogleich in die Kasernen fahren. Im Hofe der ersten empfing des Regiment sie stille. Sie fragte, ob es der Nationalgarde Bordeaux vertheidigen helfen wolle. Es schwieg. Sie erinnerte die Truppen an ihren vor wenigen Tagen erneuerten Eid; sie fragte, ob denn Niemand mehr dem Könige treu sei. Nur wenige Degen fuhren aus der Scheide. Bekümmert, indeß man betheuerte, daß ihr kein Leid geschehen dürfe, wandte sie sich nach einer zweiten Kaserne, wo sie noch weniger Eindruck auf die Soldaten machte. Sie besuchte in der dritten noch das Regiment, das den Namen ihres Gemahls trug. In meuterischer, frecher Haltung stand es da, nahm höhnisch ihre Anrede auf. „Kennt Ihr mich denn nicht mehr?" rief sie, und brach in bittern Schmerz aus. „O Gott! wenn man zwanzig Jahre lang unglücklich gewesen, ist es grausam, noch einmal in die Fremde fliehen zu müssen. Immer habe ich meinem Vaterlande alles Glück gewünscht, denn ich bin eine Französin, ich .... und Ihr seid keine Franzosen mehr. Aus meinen Augen! fort!" Die Trommeln fielen ein. Sie verzweifelte nun am Wider-

stande. Auf dem Quai empfing die Nationalgarde sie wieder mit dem Zuruf der Treue. Aber die Herzogin forderte ihr das Versprechen ab, auf den unnützen Kampf zu verzichten. Ein Tumult, den, als sie kaum sich entfernt hatte, der Angriff mistrauischer Royalisten auf einen Theil der Nationalgarde verursachte, nöthigte sie, unverzüglich die Stadt zu verlassen, damit diese nicht gänzlicher Anarchie verfalle. Sie erreichte am folgenden Tage ein englisches Schiff, das sie aufnahm. Mit ihr wanderten der Graf Lynch und Lainé, der Präsident der Deputirtenkammer, aus, der zu Bordeaux noch im Namen seiner Collegen und der ganzen von denselben vertretenen Nation gegen alle Decrete, durch welche Bonaparte die Auflösung der Kammern ausspräche, sich verwahrt und erklärt hatte, daß kein Franzose ihm Steuer zu bezahlen, oder Waffendienst zu leisten gehalten sei. General Clausel nahm an demselben 2. April Besitz von Bordeaux.

Damals war der Herzogin Gemahl, noch voll Hoffnung, beschäftigt mit seiner allgemeinen Bewegung der Streitkräfte des Südens auf Lyon, wo er den Alliirten, die er, nach der Erklärung vom 13. März, schon auf dem Marsche glaubte, die Hand zu bieten gedachte. Baron von Vitrolles, der ihm den Befehl über die fünf Militairdivisionen des Südens von Paris gebracht hatte, richtete ihm unterdessen zu Toulouse eine Centralregierung für das südliche Frankreich ein, die durch einen eigenen Moniteur die Kraft, die damals in den Nachrichten lag, nach Belieben lenkte. Der Herzog durfte indessen nur einem einzigen Linienregiment und einem Regimente Jäger zu Pferde genug trauen, um sie ins Feld zu führen. Die übrigen Regimenter wurden in der Ferne gehalten; jedoch entliefen ihnen viele royalistische Soldaten und ließen sich unter die Freiwilligen der Nationalgarde anwerben. Durch diese war das kleine Heer auf etwa siebentausend Mann gestiegen, die nun theils von Sisteron aus über Grenoble, theils von Pont St. Esprit aus, an der Rohne, dort vom General

Ernouf, hier vom Herzoge selbst befehligt, auf Lyon rückten. Der Letztere bestand bei Loriol ein glückliches Gefecht mit dem General Debelle, der im Departement der Drome befehligte, und zog als Sieger in Valence ein. Weiter gegen Lyon war aber das Volk für den Kaiser eingenommen, dergestalt, daß es den friedlichen Verheißungen desselben mehr glaubte, als der vom Herzog vorgewiesenen Erklärung des Congresses; und auf der Straße von Grenoble ging eine Abtheilung bereits zu Bonaparte's Truppen über. Zu Lyon war nämlich den 3. April, vom Kaiser gesendet, General Grouchy angekommen, der nun die Vertheidigungskräfte der Stadt befeuerte, die Vorstädte bewaffnete und Freischaaren aus der Nähe hereinzog. In die Departements, die Angouleme am Wege oder im Rücken lagen, hatte er Officiere mit dem Auftrage geschickt, die Nationalgarden zu organisiren. Nun traten überall die Bonapartisten und die Patrioten auf, und die Ortsbehörden, die den Bürgerkrieg scheuten, fühlten die Hand der Regierung und folgten dem Beispiele der Unterwerfung, das zuerst von der Stadt Mende gegeben wurde. Nismes, Montpellier hatten ihre Umwälzungen. Angouleme empfand es an den vielen Ausreißern seines kleinen Heeres, daß Bonaparte schon in seinem Rücken herrschte. Er gab Lyon auf; noch einige Unglücksposten, so trat er auch den Rückzug an. Indem er aber den nähern Nachrichten von dem überhandnehmenden Abfall entgegenging, schmolz mehr und mehr sein Corps, man ließ ihn den Übergang ganzer Abtheilungen befürchten, endlich erfuhr er den Verrath der wichtigen Stellung am Pont St. Esprit. Er war nun eingeschlossen zwischen der Drome, über die er zurückgegangen, und der vor ihm fließenden Durance; rechts war ihm die Rhone versperrt worden; nur ins Gebirge zu seiner Linken hätte er durch die Flucht vor dem Aufruhr sowohl als vor den nachsetzenden Feinden seine Person noch retten können. Mit Unwillen fragte er aber Die, welche ihm diese Zumuthung machten, ob denn ein französischer

Ritter seine Gefährten im Stiche lassen dürfe. Um dieser willen wollte er sammt ihnen eine Capitulation eingehen, wie sehr sich auch seine Begleiter um ihn ängstigten, wenn er sich in die Gewalt des Mörders von Enghien begeben sollte. Mit dem zu Pont St. Esprit befehligenden Obersten St. Laurent ließ er nun eine Capitulation unterhandeln, nach welcher, wie man schon übereingekommen war, der Herzog von einer Abtheilung seiner Truppen nach Marseille, wo er sich einschiffen wollte, begleitet, die übrigen theils in die Armee aufgenommen, theils entlassen werden sollten. Statt des Hafens von Marseille wies aber St. Laurent's Oberer, der General Gilly, unter dem Vorgeben, daß dort der Herzog nicht sicher wäre, denjenigen von Cette an; und mit dieser Änderung, sowie, daß des Begleites von eigenen Truppen nicht mehr gedacht wurde, kam die Capitulation den 8. April zu La Palud zu Stande. Sogleich wurden dem Herzog die Linientruppen entführt, die Freiwilligen aufgelöst. Wie bestürzt waren seine wenigen Begleiter, als nun Grouchy bei seinem Eintreffen erklärte, es stehe nicht in seiner Vollmacht, ohne Bewilligung des Kaisers diese Capitulation vollziehen zu lassen. Ihr einziger Zweifel war noch, ob es eine angelegte Verrätherei, oder ob der ehrgeizige General sich damit bei Bonaparte nur habe empfehlen wollen. Der Herzog selbst, nun ein Gefangener, ergab sich gelassen in sein Schicksal.

Durch den Telegraphen war die Capitulation schon von Gilly nach Paris berichtet worden. Der Herzog von Bassano hatte den Kaiser zu einer billigenden Antwort beredet; er schickte dieselbe, als er die Nachricht von Grouchy's Aufschub erhielt, unverzüglich ab und wartete bis zur Dämmerung, ehe er den neuen Fall anzeigte. Der Kaiser verwies dem edlen Minister keineswegs seine List, die er sogleich entdeckte, sondern dictirte ihm einen Brief an Grouchy: er könnte mit dem Herzog von Angouleme verfahren, wie es die Bourbonen mit ihm gewollt; aber der General möge ihn nach Cette führen lassen und für

seine Sicherheit sorgen; nur solle er ihn zur Rückerstattung der Krondiamanten verpflichten und ihn an die wieder in Kraft getretenen Gesetze erinnern, welche die Nationalversammlungen in Betreff der Bourbonen, die sich auf französischem Boden betreten ließen, gegeben hätten. Der Herzog schiffte sich zu Cette am 16. April nach der spanischen Küste ein.

Als sich das Glück im Süden gewendet, hatte Massena, der bisher den Aufschwung der Royalisten nur gelähmt, von Toulon aus seine Division die dreifarbige Fahne nehmen lassen. Seinem Befehle folgte die Stadt Marseille, die letzte von allen, am 12. April.

Der Kaiser erfuhr es, als er eben die bis jetzt verschobene Musterung der Pariser Nationalgarde zu halten im Begriffe stand. In seinen ruhmreichsten Jahren waren ihm gewöhnlich die großen Nachrichten im gelegensten Augenblicke zugekommen. Er zeigte es der Nationalgarde an, daß die dreifarbige Fahne nun im ganzen französischen Gebiete wehe. Hundert Kanonenschüsse verkündeten es der Hauptstadt. Um den Glanz des Ereignisses noch zu heben, ernannte er Grouchy zum Marschall von Frankreich.

Gelungen und ans Ende geführt war nun Napoleon's wundersamstes Unternehmen, ohne daß die wackern Krieger, die ihn von Elba herübergebracht, besondere Auszeichnungen erhalten hätten. Viele hatten nichts Anderes gewünscht, als die Grenadiere von Elba zu heißen. Die Scheu, mit den Bourbonen verglichen zu werden, wenn er den Gefährten seiner Verbannung Vorzüge gäbe, hatte Anfangs den Kaiser aufgehalten. Nun waren ihm vor der Zukunft die Treuen zurückgetreten.

Neuntes Kapitel.

Einsprache des restaurirten Europa.

Auf die ersten Nachrichten von Bonaparte's Rückkunft verstärkte die englische Regierung ihr Beobachtungsheer in Belgien schleunig mit Truppen aller Waffen. Wie man Bonaparte kannte, erwartete in England auch das Publicum, daß er sich, wenn er in Frankreich Sieger bleibe, unverzüglich auf diese Truppen werfen werde. Die Toryblätter verlangten geradezu, ohne sich durch die Flucht des Königs davon abbringen zu lassen, daß die Armee auf Paris marschiere. Ein Verräther sei, wer etwas Anderes wolle, als Krieg! Jedermann fühle nun, daß die Rache unvollständig gewesen. Doch die Oppositionspresse entgegnete: ganz anders sei die Stimmung des englischen Volkes; England habe nicht mehr die Meinungen noch die Mittel, womit es sich 1793 in den Krieg eingelassen. Die Minister wüßten das wohl: doch wenn sie auch wollten, vermöchten sie Europa kaum mehr zu einem Kreuzzuge gegen Frankreich zu bringen. Ein zweites Mal würden die Preußen und die übrigen Völker nicht ihren Fürsten aufs Wort glauben, daß ihnen, wenn sie marschirten, ihre Rechte gewährt werden sollten. Bonaparte's Rückkehr sei eine Strafe der Vorsehung für die Verleugnung der Grundsätze, die man an-

fangs verkündet. Die Restauration, wie sie vom südlichen Europa ausgegangen, mißfiel in der That dem englischen Publicum, sodaß die Opposition die Politik des Cabinets am Congresse mit einigem Erfolge angreifen konnte. In diesem Kampfe war es ihr eine ausgemachte Sache, daß, wenn das Festland wieder den Krieg anhöbe, es nur durch Englands Minister dazu gebracht worden wäre, welche die Fristung ihrer außerordentlichen Gewalt in neuem Unglück suchten. Vom ersten Augenblick an verwahrte sie sich namentlich gegen Erneuerung der Einkommenstaxe, deren Bezug nicht ohne Beeinträchtigung des unabhängigen Bürgers möglich war.

Englands Stellung zu dem von der französischen Revolution beunruhigten Europa war durch das System Sir William Pitt's, das, durch viele Jahre behauptet, endlich den Sieg gegeben hatte, zu fest bestimmt, als daß die Schüler des großen Staatsmanns, die jetzigen Minister, sie hätten ändern sollen. Indeß konnten sie keinen Entschluß fassen, ehe sie die Haltung des Congresses kannten, und ehe die Ereignisse in Frankreich so weit geendigt waren, daß sie sahen, was sie mit einem neuen Krieg unternahmen. Über einen Theil des Cabinets verbreitete sich unter diesen Umständen das Gerücht, daß er wenig Lust habe, den Mächten des Continents wieder Subsidien zu bezahlen. Im Parlamente, wo die Opposition die Hoffnung äußerte, daß England an den neuen Zerwürfnissen in Frankreich keinen Theil nehmen werde, erklärte der streitfertige Castlereagh: es sei auch früher nicht Englands Politik gewesen, Frankreich etwas vorzuschreiben; wie sich aber in dieser außerordentlichen Lage Se. königl. Hoheit in Übereinstimmung mit Ihren Alliirten verhalten würden, darüber werde das Haus keinen Ausspruch von ihm erwarten. Einige Tage später gab er zur Antwort: wenn Bonaparte seine Gewalt in Frankreich wieder befestigen sollte, so müsse am Frieden verzweifelt werden, wenigstens an einem solchen Frieden in Europa, wie man ihn nun

habe erwarten dürfen; ob Europa wieder eine Sammlung bewaffneter Nationen werden, ob auch England aus dem erkämpften glücklichen Zustande wieder heraustreten solle, das hänge von dem unerwarteten Kampfe ab, in welchem die Freiheiten der Welt noch einmal in Gefahr gebracht worden seien; denn es handle sich nicht blos darum, ob das Haus Bourbon über Frankreich, sondern ob Despotismus und Tyrannei wieder über die unabhängigen Völker des Continents herrschen solle. Die Erklärung vom 13. März, das erste Lebenszeichen des Congresses, wurde im englischen Cabinete, dem wegen dieser Ächtung der Person eines Feindes ein Sturm im Parlament bevorstand, mit Tadel aufgenommen. Über das nunmehrige System der Mächte, die am 13. nur erst die Landung Bonaparte's gekannt haben konnten, gab sie noch keinen sichern Aufschluß. Doch bestärkte sie wahrscheinlich das Ministerium in dem Vorsatze, den es nun festhielt, die Angelegenheit als diejenige des restaurirten Europas zu behandeln und sie, jeder Vereinzelung entsagend, an die alte siegreiche Allianz zu knüpfen. Es traf alle Anstalten wie zum Kriege, bereitete die Einkommensteuer vor und schickte an Wellington den Oberbefehl über die englischen Truppen auf dem Continente von Europa.

Der Presse kam die Erklärung des Congresses in den letzten Tagen des März zu. Daß französische Minister, eiferten die Oppositionsblätter, solch ein Papier erdenken können, das läßt sich begreifen; denn es ist von revolutionairem Geiste eingegeben; aber daß der Herzog von Wellington, ohne Instruction, sein Land dermaßen blosgestellt hat, daß er in seinem Namen eine Aufforderung zu Mord unterzeichnet, das ist schrecklich. Und daß er nicht an die Tausende von Engländern gedacht hat, die sich noch in Frankreich befinden! Frisch bliesen dagegen die Zeitungen der Tories zum Kriege, seit sie die Erklärung vom 13. besaßen, und vertrieben alle Bedenken, welche die leichte Thronbesteigung Bonaparte's aufgeregt hatte, mit dem

Vorgeben, daß ihn nur seine Truppen durch ein gleichgültiges Volk geführt, und daß nun Frankreich einer für Europa gefährlichen Prätorianerherrschaft verfallen sei, welcher der Wille der Nation fremd geblieben. Mit dem wunderbaren Glücke des Kaisers suchte die Oppositionspresse Eindruck zu machen; aber der Eifer, womit sie Alles berichtete, schadete diesem Zwecke. Sie machte großes Aufsehen davon, daß Bonaparte das englische Heer nicht angriff, wie man sich eingebildet hatte, und nun vollends von der Reihe feierlicher Anreden und Antworten, worin sich der Kaiser ein System des Friedens, der Verzichtleistung auf frühere Pläne und liberaler Einrichtungen vorsagen ließ und auch selbst bekannte. Allein die Engländer, die über eine Preßfreiheit unter Napoleon gespottet hatten, verhielten sich, um sich nicht zum Besten halten zu lassen, auch jetzt noch ungläubig. Jene Blätter mußten zugeben, daß es auf die Erfüllung ankomme; doch riethen sie, nicht durch einen Angriff Bonaparte zu reizen, daß er sein Versprechen nicht halte, sondern ihn, wenn dies seine Absicht, ganz ins Unrecht zu setzen. Dann benutzten sie die Abschaffung des Sklavenhandels, die ihnen der Kaiser eigens an die Hand gegeben.

Wenn das östreichische Cabinet schon durch die Erklärung vom 13. März die Gesinnung in Europa zu verpönen beabsichtigt hatte, die an Bonaparte wieder eine neue Stütze bekam, so mußte in Wien dieser Gedanke durch die nähere Kenntniß der Proclamationen des Usurpators und der Lyoner Decrete vollends der leitende werden. Auf die Restauration war das Friedenssystem gegründet, das Europa erhalten sollte, sodaß es auch zerrissen war, wenn die Revolution nur in einem einzigen Lande den restaurirten Thron wieder umwarf und frisch und trotzig sich wieder aufstellte. Die Fortschritte Bonaparte's drängten,

der Erklärung vom 13. einen Vertrag über die Beiträge der einzelnen Mächte folgen zu lassen. Man schritt dazu, als der Abfall Ney's voraussehen ließ, daß sich der König wenigstens von Paris für den Augenblick werde entfernen müssen. Ein Grund, dieses Ereigniß selbst nicht abzuwarten, war vielleicht, daß es die Meinung in vielen Kreisen über die einmal festgesetzte Aufgabe ändern konnte; wie sie sich schon jetzt in immer schärferen Urtheilen über die Bourbonen und über Talleyrand äußerte. Indessen konnte der König von Frankreich einstweilen nicht unter die Theilnehmer am Vertrage aufgenommen werden, sondern es mußte seiner darin auf eine Weise gedacht werden, die, ohne ihm schon zu schaden, noch jede Erläuterung zuließ.

Am 25. März schloß jede der vier Mächte, Großbritannien, Östreich, Rußland und Preußen, mit jeder der drei übrigen folgenden Vertrag: „Im Namen der hochheiligen und unzertrennlichen Dreieinigkeit. Se. Maj.... und Maj...., in Betrachtung der Folgen, welche Napoleon Bonaparte's Eindringen in Frankreich und die gegenwärtige Lage dieses Königreichs für die Sicherheit Europas nach sich ziehen können, haben in gemeinsamem Vertrage mit Sr. Maj.... und Sr. Maj.... beschlossen, die durch den Vertrag von Chaumont geheiligten Grundsätze auf dieses wichtige Ereigniß anzuwenden. Demzufolge sind sie übereingekommen, durch einen feierlichen, von jeder der vier Mächte mit jeder der drei übrigen besonders unterzeichneten Vertrag die Verpflichtung zu erneuern, daß sie die so glücklich hergestellte Ordnung der Dinge in Europa gegen jeden Angriff schützen wollen, und die wirksamsten Mittel zum Vollzuge dieser Verpflichtung sowie zu derjenigen Ausdehnung derselben zu ergreifen, welche die jetzigen Umstände so gebieterisch fordern. (Folgen die Namen der Bevollmächtigten.) Genannte Bevollmächtigte, nach ordentlicher Auswechselung ihrer Vollmachten, haben folgende Artikel abgeschlossen.

„Art. 1. Die obgenannten hohen contrahirenden Mächte verpflichten sich feierlich, die Kräfte ihrer betref-

fenden Staaten zu vereinigen, um die Bestimmungen des am 30. Mai 1814 zu Paris geschlossenen Friedens-vertrags, sowie die am Congresse zu Wien zur Vervollständigung der Anordnungen dieses Vertrags festgesetzten und unterzeichneten Punkte in ihrer ganzen Integrität zu behaupten und gegen die Pläne Napoleon Buonaparte's sicher zu stellen. Zu dem Ende verpflichten sie sich, wenn es der Fall erheischen sollte und im Sinne der Erklärung vom 13. März d. J. gemeinschaftlich und in allseitiger Übereinstimmung ihre sämmtlichen Kräfte gegen ihn und gegen alle Diejenigen zu richten, die sich seiner Faction bereits angeschlossen haben, oder in der Folge sich mit ihr verbinden mögen, um ihn zur Verzichtung auf seine Pläne zu zwingen und ihn außer Stand zu setzen, in Zukunft wieder die Ruhe Europas und den allgemeinen Frieden zu stören, unter dessen Schutze das Recht, die Freiheit und die Unabhängigkeit der Nationen noch kürzlich gestellt worden sind."

„Art. 2. Obwohl ein so großer und so wohlthätiger Zweck nicht gestattet, die zur Erreichung desselben erforderlichen Mittel zu messen, und obgleich die hohen contrahirenden Mächte entschlossen sind, die sämmtlichen Mittel darauf zu verwenden, worüber sie in ihrer Lage verfügen können, so sind sie doch übereingekommen, daß jede 150,000 Mann in completem Stande und mit Inbegriff von wenigstens einem Zehntheil Cavallerie und einer verhältnißmäßigen Menge Geschütz, die Besatzungen nicht eingerechnet, beständig im Felde halten und sie thätig und im Zusammenhange gegen den gemeinsamen Feind verwenden solle."

„Art. 3. Die hohen contrahirenden Mächte verpflichten sich wechselseitig, die Waffen nur gemeinschaftlich und nicht eher niederzulegen, als bis der in Art. 1 dieses Vertrages bezeichnete Zweck der Bewaffnung erreicht und Napoleon völlig außer Stand gesetzt sein wird, neue Unruhen zu stiften, und seine Versuche, sich der obersten Gewalt in Frankreich zu bemächtigen, wieder zu erneuern.

„Art. 4. Da sich dieser Vertrag hauptsächlich auf die jetzigen Umstände bezieht, so sollen die Bestimmungen des Vertrags von Chaumont wieder ihre volle Kraft und Gültigkeit haben, sobald der gegenwärtige Zweck erreicht sein wird.“

„Art. 5. Alles, was das Commando der verbundenen Armeen, ihren Unterhalt u. s. w. betrifft, wird durch eine besondere Übereinkunft geordnet werden.“

„Art. 6. Die hohen contrahirenden Mächte behalten sich vor, den Oberbefehlshabern ihrer Armeen gegenseitig Officiere beizugeben, denen es zustehen wird, mit ihren Regierungen zu correspondiren und sie von den Kriegsereignissen und von Allem, was die Operationen der Heere betrifft, zu unterrichten.“

„Art. 7. Da die durch den gegenwärtigen Vertrag bestimmten Verpflichtungen die Erhaltung des allgemeinen Friedens zum Zwecke haben, so kommen die hohen contrahirenden Theile überein, alle Mächte Europas zum Beitritte einzuladen.“

Art. 8. „Da der gegenwärtige Vertrag einzig zum Zwecke hat, Frankreich oder jedes andere überfallene Land gegen die Unternehmungen Buonaparte's und seiner Anhänger sicher zu stellen, so wird S. Allerchristlichste Maj. insbesondere eingeladen werden, Ihre Beipflichtung zu erklären und, im Falle Sie die im zweiten Artikel bestimmten Streitkräfte in Anspruch nehmen müßte, anzugeben, welche Hülfe Ihr die Umstände zu dem Zwecke des gegenwärtigen Vertrags beizutragen erlauben werden.“

„Art. 9. Gegenwärtiger Vertrag soll ratificirt und die Ratificationen sollen in Zeit von zwei Monaten oder wo möglich noch früher ausgewechselt werden.“

„Zu Beglaubigung dieses haben ihn die bevollmächtigten Minister unterzeichnet und mit ihrem Siegel bekräftigt.“

„Gegeben zu Wien, den 25. März im Jahre der Gnade 1815.“

Schon den 28. März erfuhr man am Congresse den Einzug Bonaparte's in Paris; die letzte Hoffnung für den König ruhte nun auf der Stimmung des Volks in den Departements und in der Hauptstadt, auf der Möglichkeit einer Auflehnung. Zunächst war man auf den Eindruck gespannt, den die Erklärung vom 13. in Frankreich hervorbringen würde; man zürnte Bonaparte, daß er sie dem Volke vorzuenthalten suchte, und spöttelte, das werde ihm doch nichts helfen. Günstig lauteten die Nachrichten aus den südlichen und den westlichen Departements, die Briefe aus Paris redeten von einer dumpfen Stille. Nichtsdestoweniger war die Lage anders geworden und man hörte fragen, ob man noch an die Bourbonen gebunden sei, ob auch dann noch, wenn kein Aufstand mehr möglich und der König mit keinerlei Macht mehr den Alliirten sich anschließen könne; ob noch an die Integrität des französischen Gebiets.

Es wird, ohne genaue Zeitbestimmung, erzählt*), Kaiser Alexander, den die eilige Flucht König Ludwig's verletzt, habe plötzlich den Alliirten den Herzog von Orleans zum Könige von Frankreich vorgeschlagen, wenn erst Napoleon nochmals besiegt sein würde. Es scheint, er hielt noch die Constitutionnellen in Frankreich, denen Orleans willkommen sein mußte, für die standhaften und muthigen Gegner Napoleon's, oder es folgte der beleidigte Fürst nur den Eingebungen seines Unmuths. Der Congreß war erstaunt über den Vorschlag, Lord Clancarthy erklärte, daß er keine Vollmacht besitze, in so wichtiger Angelegenheit einen Entschluß zu fassen, wie denn im Pitt'schen System die Herstellung der Bourbonen von jeher für wünschenswerth galt. Durch diesen englischen Widerstand wurde der Einfall des Czars für den Augenblick beseitigt. Nun las Alexander in den fernern Berichten aus Paris über viele Personen, die ihn vor einem Jahre als Frankreichs Befreier gepriesen und auf die er etwas gehalten hatte, auch sie wären in die

*) Von Chateaubriand im Congrès de Vérone.

Gunst des Tyrannen zurückgetreten, ja sie hätten darum angesucht. Es war dies Nahrung für die in ihm keimende Verachtung der Franzosen, die er nicht mehr der Freiheit fähig glaubte; sie wurden ihm gleichgültig, er wehrte nicht mehr ihren Feinden.

Wenn es unverbürgt ist, daß dieser Vorfall gerade in diesen Zeitpunkt fällt, so bot sich doch auch ohne Alexander die Frage dar, ob der Thron der Bourbonen ein nothwendiger Bestandtheil der europäischen Restauration sei; zunächst behauptete man, Ludwig XVIII. habe keinen Anspruch auf den Vertrag vom 25. März mehr, worauf entgegnet wurde, daß hinter diesem Vertrage der Geist der großen Allianz noch immer in seiner Kraft stehe.

So unwiderruflich, so ausdrücklich hatten sich nun die alliirten Mächte gegen Napoleon abgeschlossen, daß sogar die würtembergischen Behörden einen Boten, der mit Briefen für den Kaiser von Östreich reiste, zurückweisen zu müssen glaubten. Die Meinung, daß der Schwiegervater Napoleon's die Vermittelung zwischen diesem und den übrigen Alliirten übernehmen sollte, kam indessen unter den mittlern Bürgerclassen in Östreich vielfach vor, und auch manche höher stehende Personen, die freilich dem Cabinete fremd waren, hielten diese Politik noch immer für diejenige, bei welcher ihr Kaiserstaat eine eigenthümliche Größe und Sicherheit fände. Es wurde dabei vorausgesetzt, daß Napoleon mit den Alliirten und gewiß mit Östreich im Frieden zu bleiben wünsche; aber gerade dagegen zeugte nun der, wie es schien, voreilige Angriff, den Östreich in Italien von Murat erfuhr.

Dieser hatte sich nämlich nicht an die Weisung Napoleon's gehalten, daß er sein Heer nur verstärken solle, bis sie das Weitere verabredet hätten. Er war nicht mehr der abhängige Fürst, der selbst auf dem Throne von Neapel nur ein General seines Schwagers gewesen. Seit dieser gesunken, wandelte er auf einem eigenen Wege, auf welchem er in seiner Zweideutigkeit es dazu gebracht hatte, die ein-

zige Ausnahme unter den legitimen Fürsten Europas zu bleiben. Gerade jetzt mit einem neugesammelten Heere versehen, im Besitze so vieler Verbindungen mit den Unzufriedenen im übrigen Italien, daß er der Letztern freudige Bewegung bei den Nachrichten von Napoleon als eine gute Vorbedeutung für sich selbst aufnahm, wollte er noch seine ehrgeizigen Pläne verwirklichen, ehe sein Schwager der Befreier Italiens würde, oder ehe es die durchziehenden Östreicher besetzten. Reute ihn bei Napoleon's neuverklärter Größe seine Schuld an diesem Helden, so traute er sich nun so große Dinge zu, daß er sich bald wieder dessen Stütze zu werden versprach. Gegen ihn rühmte er sich deshalb des Eifers, womit er ihm nun sein Heer zuführen wolle. Östreich ließ er seiner unveränderten Gesinnung versichern. Seinem eigenen Rathe und seiner Gemahlin, die den Unbedachtsamen zurückzuhalten sich Mühe gaben, übertrieb er die Wichtigkeit seiner geheimen Einverständnisse, stellte die dringende Noth vor, sein übergroßes Heer außer dem Lande auf fremde Kosten zehren zu lassen, schilderte die im Gefolge der Restauration schreitende Barbarei, aus der er Italien zu retten, die Frucht von dreißigjährigen Arbeiten und zweihundertjährigem Denken, die er ihm zu erhalten habe. Und so reiste er, durch Napoleon's Einzug in Lyon über die letzten Bedenken gehoben, zur Armee ab, die etwa 40,000 Mann betrug, zog an Rom vorbei, aus welchem der Papst mit vielen Cardinälen mitten in der heiligen Woche nach Genua floh, und erließ von Rimini aus, den 21. März, an die Italiener einen Aufruf zur Unabhängigkeit, der gleich den Proclamationen vom Golfe Juan ihm alle Wege öffnen sollte. Konnte doch die seinige, indem sie ebenfalls die Fremdherrschaft abzuwerfen mahnte, noch an die alte Größe Italiens erinnern. Sie kündigte den Italienern von Mailand, Turin, Venedig und allen übrigen Theilen ein Heer von achtzigtausend Italienern aus Neapel an und lud alle Tapfern ein zum Zuzug und alle erleuchteten Männer, daß sie in der Stille, wo die Leiden-

schaften schweigen, die Verfassung und die Gesetze vorbereiten, unter denen in Zukunft das unabhängige Italien leben solle. Alsbald stellten sich Italiener in Menge ein, für welche mit dem Worte Unabhängigkeit Alles gesagt war. Rasch und glänzend war Joachim's Marsch, zu Bologna zog er als Befreier ein. Gleichwohl blieb die Wirkung der Proclamation unter seiner Erwartung. Viele vermißten darin den Namen Napoleon's, den er in der That entweder aus Rücksicht auf die englische Flotte oder weil sein eigener Name genügen sollte, übergangen hatte; viele Andere verabscheuten den treulosen Charakter und überhaupt in Norditalien erwartete man die Freiheit nicht von einem neapolitanischen Heere; das ganze Unternehmen schien den Prüfenden vorschnell, nicht im Verhältniß zur östreichischen Macht zu sein.

Hatte das östreichische Cabinet Murat, ehe ihm dessen Proclamation bekannt war, durch Versprechungen auf der Seite der Alliirten zu erhalten gesucht, so mußte es jetzt ihn als Feind behandeln. Es verstärkte sein Heer, das unter General Frimont am Po stand, machte dem provisorischen Zustande seiner italienischen Staaten dadurch ein Ende, daß es sie als lombardisch-venetianisches Königreich mit dem östreichischen Kaiserstaate vereinigte, und übernahm für den Krieg von der Erzherzogin Marie Louise die provisorische Verwaltung von Parma und Piacenza. Wegen des wieder eingetretenen Kriegszustandes wurden öffentliche Gebete und Bittgänge angeordnet.

So war es gerade Östreich, das von einem Fürsten, der als Napoleon's Bundesgenosse zu handeln schien, den ersten Angriff erfuhr. Auch in den Augen seiner Völker ging dadurch seine vermittelnde Stellung verloren, die vom Cabinet längst aufgegeben war, und die neue Stellung, die dieses auf der Warte der Restauration gefunden, schien auf die Proclamation von Rimini hin Jedermann von selbst zu verstehen.

Auch in Preußen und im übrigen Deutschland empfanden die Völker die Bedeutung des Krieges, wie die Fürsten sie auffaßten. Es konnte nicht ohne Wirkung auf die Gemüther bleiben, daß die Freiheit, die man auch für sich gehofft hatte, in Frankreich wieder schuldbar geworden; eine Erfahrung, welche die ältern Männer in Deutschland beim Einbruche der Schreckenszeit schon einmal auf eine unvergeßliche Weise gemacht hatten. Zwar wollten die Eifrigen die deutsche Freiheit, nach der sie sich sehnten, nicht mit der französischen der Constitutionnellen oder gar der Revolutionsmänner verglichen wissen; allein da die Verfechter der Restauration, wie sie aus Süden kam, keinen Unterschied dazwischen machten und auch einige deutsche Fürsten die Wünsche ihrer Unterthanen nur als Regungen des schlimmen Zeitgeistes zu behandeln schienen, so fühlte man, daß sich auch zu Hause die Sache des politischen Fortschritts im Nachtheile befand. Mit dem Congresse, der den Hoffnungen der deutschen Nation so wenig entsprochen, war man unzufrieden; aber bei Vielen war es die schmerzlichste Klage, daß aus ihrem eigenen Innern die große Gesinnung der Befreiungskriege sich verloren hatte, und Alle wurden entzückt und hingerissen von der Wiederkehr jenes heiligen Zornes gegen Bonaparte und die Franzosen, in dem sich auch jetzt wieder, wie in den unvergeßlichen Tagen, die Deutschen einig und groß fühlten. Ganz lebte man wieder im alten Eifer gegen den Erzfeind, als sogar die Bonapartisten, die es einst in Deutschland gegeben, wieder zum Vorschein kamen und alle übrigen einheimischen Gegenstände des Hasses verdrängten. Es waren neben den einst Begünstigten eine Anzahl Kosmopoliten, die an Napoleon glaubten als an den überlegenen, glücklichen, unvergleichlich großen Mann, zur Verwirklichung des Weltreiches ausgerüstet, für dessen unwürdige Werkzeuge freilich Manche von ihnen die Franzosen hielten; oder es waren überhaupt Leute, welche die Vorstellung von seiner Unbesiegbarkeit

nie recht losgeworden; glänzend gerechtfertigt durch Napoleon's Zug auf Paris, lebten die Einen und die Andern wieder auf.

Am 7. April rief der König von Preußen von Wien aus sein Volk von Neuem unter die Waffen. Er verordnete, schleunig das stehende Heer zu ergänzen, die Abtheilungen der freiwilligen Jäger zu bilden, die Landwehr aufzubieten. Ehrenvoll rief er die alten Freiwilligen wieder auf und zeigte an, daß von nun an Niemand, der seit dem Jahre 1790 geboren, ohne gedient zu haben oder jetzt Dienste zu nehmen, zu einem Amte vorgeschlagen werden könne. — „Mit dankbarer Anerkennung Dessen", sagte der König, „was Mein treues Volk in dem großen Kampfe für Mich, für seine eigene Selbständigkeit, für die Sache Europas gethan hat, ist es Mein reges Bestreben gewesen, es vor einem neuen Krieg, selbst wenn dies auch Mir empfindliche Opfer erfordert hätte, so lange als möglich zu bewahren. Diese bis dahin Mich leitende Rücksicht hat aufgehört, seitdem es wieder die Frage ist, ob die übermächtige Treulosigkeit aufs Neue mit dem Erwerb der Länder schwelgen soll. Die Nothwendigkeit eines ernsten Kampfes wird der neue Vereinigungspunkt aller Fürsten und Völker." Nicht anders war die Gesinnung der Preußen, als ihr König sie angab. Sie wollten, der wegen Sachsen erlittenen Unbill zum Trotz, die Vordersten unter den Deutschen sein. Rasch, von oben geregelt, willig überall eingestanden, so bildete sich freudig das Heer. Für wie viele Jünglinge, die vor zwei Jahren zurückgehalten worden, kam die ersehnte große Stunde, wo sie in die nun classischen Reihen eintreten durften!

Die Ausrüstung der Heere war der Anlaß, wobei die Fürsten die am Congresse ihnen zugesprochenen Länder in Besitz nehmen konnten. Der König von Preußen begann mit seinen neuen rheinischen Provinzen. Obgleich ihm die sächsischen vom Könige Friedrich August noch nicht abgetreten worden waren, gab er dem Feldmarschall Blücher

Vorgeben, daß ihn nur seine Truppen durch ein gleichgültiges Volk geführt, und daß nun Frankreich einer für Europa gefährlichen Prätorianerherrschaft verfallen sei, welcher der Wille der Nation fremd geblieben. Mit dem wunderbaren Glücke des Kaisers suchte die Oppositionspresse Eindruck zu machen; aber der Eifer, womit sie Alles berichtete, schadete diesem Zwecke. Sie machte großes Aufsehen davon, daß Bonaparte das englische Heer nicht angriff, wie man sich eingebildet hatte, und nun vollends von der Reihe feierlicher Anreden und Antworten, worin sich der Kaiser ein System des Friedens, der Verzichtleistung auf frühere Pläne und liberaler Einrichtungen vorsagen ließ und auch selbst bekannte. Allein die Engländer, die über eine Preßfreiheit unter Napoleon gespottet hatten, verhielten sich, um sich nicht zum Besten halten zu lassen, auch jetzt noch ungläubig. Jene Blätter mußten zugeben, daß es auf die Erfüllung ankomme; doch riethen sie, nicht durch einen Angriff Bonaparte zu reizen, daß er sein Versprechen nicht halte, sondern ihn, wenn dies seine Absicht, ganz ins Unrecht zu setzen. Dann benutzten sie die Abschaffung des Sklavenhandels, die ihnen der Kaiser eigens an die Hand gegeben.

Wenn das östreichische Cabinet schon durch die Erklärung vom 13. März die Gesinnung in Europa zu verpönen beabsichtigt hatte, die an Bonaparte wieder eine neue Stütze bekam, so mußte in Wien dieser Gedanke durch die nähere Kenntniß der Proclamationen des Usurpators und der Lyoner Decrete vollends der leitende werden. Auf die Restauration war das Friedenssystem gegründet, das Europa erhalten sollte, sodaß es auch zerrissen war, wenn die Revolution nur in einem einzigen Lande den restaurirten Thron wieder umwarf und frisch und trotzig sich wieder aufstellte. Die Fortschritte Bonaparte's drängten,

der Erklärung vom 13. einen Vertrag über die Beiträge der einzelnen Mächte folgen zu lassen. Man schritt dazu, als der Abfall Ney's voraussehen ließ, daß sich der König wenigstens von Paris für den Augenblick werde entfernen müssen. Ein Grund, dieses Ereigniß selbst nicht abzuwarten, war vielleicht, daß es die Meinung in vielen Kreisen über die einmal festgesetzte Aufgabe ändern konnte; wie sie sich schon jetzt in immer schärferen Urtheilen über die Bourbonen und über Talleyrand äußerte. Indessen konnte der König von Frankreich einstweilen nicht unter die Theilnehmer am Vertrage aufgenommen werden, sondern es mußte seiner darin auf eine Weise gedacht werden, die, ohne ihm schon zu schaden, noch jede Erläuterung zuließ.

Am 25. März schloß jede der vier Mächte, Großbritannien, Östreich, Rußland und Preußen, mit jeder der drei übrigen folgenden Vertrag: „Im Namen der hochheiligen und unzertrennlichen Dreieinigkeit. Se. Maj.... und Maj...., in Betrachtung der Folgen, welche Napoleon Bonaparte's Eindringen in Frankreich und die gegenwärtige Lage dieses Königreichs für die Sicherheit Europas nach sich ziehen können, haben in gemeinsamem Vertrage mit Sr. Maj.... und Sr. Maj.... beschlossen, die durch den Vertrag von Chaumont geheiligten Grundsätze auf dieses wichtige Ereigniß anzuwenden. Demzufolge sind sie übereingekommen, durch einen feierlichen, von jeder der vier Mächte mit jeder der drei übrigen besonders unterzeichneten Vertrag die Verpflichtung zu erneuern, daß sie die so glücklich hergestellte Ordnung der Dinge in Europa gegen jeden Angriff schützen wollen, und die wirksamsten Mittel zum Vollzuge dieser Verpflichtung sowie zu derjenigen Ausdehnung derselben zu ergreifen, welche die jetzigen Umstände so gebieterisch fordern. (Folgen die Namen der Bevollmächtigten.) Genannte Bevollmächtigte, nach ordentlicher Auswechselung ihrer Vollmachten, haben folgende Artikel abgeschlossen.

„Art. 1. Die obgenannten hohen contrahirenden Mächte verpflichten sich feierlich, die Kräfte ihrer betref-

fenden Staaten zu vereinigen, um die Bestimmungen des am 30. Mai 1814 zu Paris geschlossenen Friedensvertrags, sowie die am Congresse zu Wien zur Vervollständigung der Anordnungen dieses Vertrags festgesetzten und unterzeichneten Punkte in ihrer ganzen Integrität zu behaupten und gegen die Pläne Napoleon Buonaparte's sicher zu stellen. Zu dem Ende verpflichten sie sich, wenn es der Fall erheischen sollte und im Sinne der Erklärung vom 13. März d. J. gemeinschaftlich und in allseitiger Übereinstimmung ihre sämmtlichen Kräfte gegen ihn und gegen alle Diejenigen zu richten, die sich seiner Faction bereits angeschlossen haben, oder in der Folge sich mit ihr verbinden mögen, um ihn zur Verzichtung auf seine Pläne zu zwingen und ihn außer Stand zu setzen, in Zukunft wieder die Ruhe Europas und den allgemeinen Frieden zu stören, unter dessen Schutze das Recht, die Freiheit und die Unabhängigkeit der Nationen noch kürzlich gestellt worden sind."

„Art. 2. Obwohl ein so großer und so wohlthätiger Zweck nicht gestattet, die zur Erreichung desselben erforderlichen Mittel zu messen, und obgleich die hohen contrahirenden Mächte entschlossen sind, die sämmtlichen Mittel darauf zu verwenden, worüber sie in ihrer Lage verfügen können, so sind sie doch übereingekommen, daß jede 150,000 Mann in completem Stande und mit Inbegriff von wenigstens einem Zehntheil Cavallerie und einer verhältnißmäßigen Menge Geschütz, die Besatzungen nicht eingerechnet, beständig im Felde halten und sie thätig und im Zusammenhange gegen den gemeinsamen Feind verwenden solle."

„Art. 3. Die hohen contrahirenden Mächte verpflichten sich wechselseitig, die Waffen nur gemeinschaftlich und nicht eher niederzulegen, als bis der in Art. 1 dieses Vertrages bezeichnete Zweck der Bewaffnung erreicht und Napoleon völlig außer Stand gesetzt sein wird, neue Unruhen zu stiften, und seine Versuche, sich der obersten Gewalt in Frankreich zu bemächtigen, wieder zu erneuern.

„Art. 4. Da sich dieser Vertrag hauptsächlich auf die jetzigen Umstände bezieht, so sollen die Bestimmungen des Vertrags von Chaumont wieder ihre volle Kraft und Gültigkeit haben, sobald der gegenwärtige Zweck erreicht sein wird.“

„Art. 5. Alles, was das Commando der verbundenen Armeen, ihren Unterhalt u. s. w. betrifft, wird durch eine besondere Übereinkunft geordnet werden.“

„Art. 6. Die hohen contrahirenden Mächte behalten sich vor, den Oberbefehlshabern ihrer Armeen gegenseitig Officiere beizugeben, denen es zustehen wird, mit ihren Regierungen zu correspondiren und sie von den Kriegsereignissen und von Allem, was die Operationen der Heere betrifft, zu unterrichten.“

„Art. 7. Da die durch den gegenwärtigen Vertrag bestimmten Verpflichtungen die Erhaltung des allgemeinen Friedens zum Zwecke haben, so kommen die hohen contrahirenden Theile überein, alle Mächte Europas zum Beitritte einzuladen.“

Art. 8. „Da der gegenwärtige Vertrag einzig zum Zwecke hat, Frankreich oder jedes andere überfallene Land gegen die Unternehmungen Buonaparte's und seiner Anhänger sicher zu stellen, so wird S. Allerchristlichste Maj. insbesondere eingeladen werden, Ihre Beipflichtung zu erklären und, im Falle Sie die im zweiten Artikel bestimmten Streitkräfte in Anspruch nehmen müßte, anzugeben, welche Hülfe Ihr die Umstände zu dem Zwecke des gegenwärtigen Vertrags beizutragen erlauben werden.“

„Art. 9. Gegenwärtiger Vertrag soll ratificirt und die Ratificationen sollen in Zeit von zwei Monaten oder wo möglich noch früher ausgewechselt werden.“

„Zu Beglaubigung dieses haben ihn die bevollmächtigten Minister unterzeichnet und mit ihrem Siegel bekräftigt.“

„Gegeben zu Wien, den 25. März im Jahre der Gnade 1815.“

Schon den 28. März erfuhr man am Congresse den Einzug Bonaparte's in Paris; die letzte Hoffnung für den König ruhte nun auf der Stimmung des Volks in den Departements und in der Hauptstadt, auf der Möglichkeit einer Auflehnung. Zunächst war man auf den Eindruck gespannt, den die Erklärung vom 13. in Frankreich hervorbringen würde; man zürnte Bonaparte, daß er sie dem Volke vorzuenthalten suchte, und spöttelte, das werde ihm doch nichts helfen. Günstig lauteten die Nachrichten aus den südlichen und den westlichen Departements, die Briefe aus Paris redeten von einer dumpfen Stille. Nichtsdestoweniger war die Lage anders geworden und man hörte fragen, ob man noch an die Bourbonen gebunden sei, ob auch dann noch, wenn kein Aufstand mehr möglich und der König mit keinerlei Macht mehr den Alliirten sich anschließen könne; ob noch an die Integrität des französischen Gebiets.

Es wird, ohne genaue Zeitbestimmung, erzählt*), Kaiser Alexander, den die eilige Flucht König Ludwig's verletzt, habe plötzlich den Alliirten den Herzog von Orleans zum Könige von Frankreich vorgeschlagen, wenn erst Napoleon nochmals besiegt sein würde. Es scheint, er hielt noch die Constitutionnellen in Frankreich, denen Orleans willkommen sein mußte, für die standhaften und muthigen Gegner Napoleon's, oder es folgte der beleidigte Fürst nur den Eingebungen seines Unmuths. Der Congreß war erstaunt über den Vorschlag, Lord Clancarthy erklärte, daß er keine Vollmacht besitze, in so wichtiger Angelegenheit einen Entschluß zu fassen, wie denn im Pitt'schen System die Herstellung der Bourbonen von jeher für wünschenswerth galt. Durch diesen englischen Widerstand wurde der Einfall des Czars für den Augenblick beseitigt. Nun las Alexander in den fernern Berichten aus Paris über viele Personen, die ihn vor einem Jahre als Frankreichs Befreier gepriesen und auf die er etwas gehalten hatte, auch sie wären in die

---

*) Von Chateaubriand im Congrès de Vérone.

Gunst des Tyrannen zurückgetreten, ja sie hätten darum angesucht. Es war dies Nahrung für die in ihm keimende Verachtung der Franzosen, die er nicht mehr der Freiheit fähig glaubte; sie wurden ihm gleichgültig, er wehrte nicht mehr ihren Feinden.

Wenn es unverbürgt ist, daß dieser Vorfall gerade in diesen Zeitpunkt fällt, so bot sich doch auch ohne Alexander die Frage dar, ob der Thron der Bourbonen ein nothwendiger Bestandtheil der europäischen Restauration sei; zunächst behauptete man, Ludwig XVIII. habe keinen Anspruch auf den Vertrag vom 25. März mehr, worauf entgegnet wurde, daß hinter diesem Vertrage der Geist der großen-Allianz noch immer in seiner Kraft stehe.

So unwiderruflich, so ausdrücklich hatten sich nun die alliirten Mächte gegen Napoleon abgeschlossen, daß sogar die würtembergischen Behörden einen Boten, der mit Briefen für den Kaiser von Östreich reiste, zurückweisen zu müssen glaubten. Die Meinung, daß der Schwiegervater Napoleon's die Vermittelung zwischen diesem und den übrigen Alliirten übernehmen sollte, kam indessen unter den mittlern Bürgerclassen in Östreich vielfach vor, und auch manche höher stehende Personen, die freilich dem Cabinete fremd waren, hielten diese Politik noch immer für diejenige, bei welcher ihr Kaiserstaat eine eigenthümliche Größe und Sicherheit fände. Es wurde dabei vorausgesetzt, daß Napoleon mit den Alliirten und gewiß mit Östreich im Frieden zu bleiben wünsche; aber gerade dagegen zeugte nun der, wie es schien, voreilige Angriff, den Östreich in Italien von Murat erfuhr.

Dieser hatte sich nämlich nicht an die Weisung Napoleon's gehalten, daß er sein Heer nur verstärken solle, bis sie das Weitere verabredet hätten. Er war nicht mehr der abhängige Fürst, der selbst auf dem Throne von Neapel nur ein General seines Schwagers gewesen. Seit dieser gesunken, wandelte er auf einem eigenen Wege, auf welchem er in seiner Zweideutigkeit es dazu gebracht hatte, die ein-

zige Ausnahme unter den legitimen Fürsten Europas zu bleiben. Gerade jetzt mit einem neugesammelten Heere versehen, im Besitze so vieler Verbindungen mit den Unzufriedenen im übrigen Italien, daß er der Letztern freudige Bewegung bei den Nachrichten von Napoleon als eine gute Vorbedeutung für sich selbst aufnahm, wollte er noch seine ehrgeizigen Pläne verwirklichen, ehe sein Schwager der Befreier Italiens würde, oder ehe es die durchziehenden Östreicher besetzten. Reute ihn bei Napoleon's neuverklärter Größe seine Schuld an diesem Helden, so traute er sich nun so große Dinge zu, daß er sich bald wieder dessen Stütze zu werden versprach. Gegen ihn rühmte er sich deshalb des Eifers, womit er ihm nun sein Heer zuführen wolle. Östreich ließ er seiner unveränderten Gesinnung versichern. Seinem eigenen Rathe und seiner Gemahlin, die den Unbedachtsamen zurückzuhalten sich Mühe gaben, übertrieb er die Wichtigkeit seiner geheimen Einverständnisse, stellte die dringende Noth vor, sein übergroßes Heer außer dem Lande auf fremde Kosten zehren zu lassen, schilderte die im Gefolge der Restauration schreitende Barbarei, aus der er Italien zu retten, die Frucht von dreißigjährigen Arbeiten und zweihundertjährigem Denken, die er ihm zu erhalten habe. Und so reiste er, durch Napoleon's Einzug in Lyon über die letzten Bedenken gehoben, zur Armee ab, die etwa 40,000 Mann betrug, zog an Rom vorbei, aus welchem der Papst mit vielen Cardinälen mitten in der heiligen Woche nach Genua floh, und erließ von Rimini aus, den 21. März, an die Italiener einen Aufruf zur Unabhängigkeit, der gleich den Proclamationen vom Golfe Juan ihm alle Wege öffnen sollte. Konnte doch die seinige, indem sie ebenfalls die Fremdherrschaft abzuwerfen mahnte, noch an die alte Größe Italiens erinnern. Sie kündigte den Italienern von Mailand, Turin, Venedig und allen übrigen Theilen ein Heer von achtzigtausend Italienern aus Neapel an und lud alle Tapfern ein zum Zuzug und alle erleuchteten Männer, daß sie in der Stille, wo die Leiden-

schaften schweigen, die Verfassung und die Gesetze vorbereiten, unter denen in Zukunft das unabhängige Italien leben solle. Alsbald stellten sich Italiener in Menge ein, für welche mit dem Worte Unabhängigkeit Alles gesagt war. Rasch und glänzend war Joachim's Marsch, zu Bologna zog er als Befreier ein. Gleichwohl blieb die Wirkung der Proclamation unter seiner Erwartung. Viele vermißten darin den Namen Napoleon's, den er in der That entweder aus Rücksicht auf die englische Flotte oder weil sein eigener Name genügen sollte, übergangen hatte; viele Andere verabscheuten den treulosen Charakter und überhaupt in Norditalien erwartete man die Freiheit nicht von einem neapolitanischen Heere; das ganze Unternehmen schien den Prüfenden vorschnell, nicht im Verhältniß zur östreichischen Macht zu sein.

Hatte das östreichische Cabinet Murat, ehe ihm dessen Proclamation bekannt war, durch Versprechungen auf der Seite der Alliirten zu erhalten gesucht, so mußte es jetzt ihn als Feind behandeln. Es verstärkte sein Heer, das unter General Frimont am Po stand, machte dem provisorischen Zustande seiner italienischen Staaten dadurch ein Ende, daß es sie als lombardisch-venetianisches Königreich mit dem östreichischen Kaiserstaate vereinigte, und übernahm für den Krieg von der Erzherzogin Marie Louise die provisorische Verwaltung von Parma und Piacenza. Wegen des wieder eingetretenen Kriegszustandes wurden öffentliche Gebete und Bittgänge angeordnet.

So war es gerade Östreich, das von einem Fürsten, der als Napoleon's Bundesgenosse zu handeln schien, den ersten Angriff erfuhr. Auch in den Augen seiner Völker ging dadurch seine vermittelnde Stellung verloren, die vom Cabinet längst aufgegeben war, und die neue Stellung, die dieses auf der Warte der Restauration gefunden, schien auf die Proclamation von Rimini hin Jedermann von selbst zu verstehen.

Auch in Preußen und im übrigen Deutschland empfanden die Völker die Bedeutung des Krieges, wie die Fürsten sie auffaßten. Es konnte nicht ohne Wirkung auf die Gemüther bleiben, daß die Freiheit, die man auch für sich gehofft hatte, in Frankreich wieder schuldbar geworden; eine Erfahrung, welche die ältern Männer in Deutschland beim Einbruche der Schreckenszeit schon einmal auf eine unvergeßliche Weise gemacht hatten. Zwar wollten die Eifrigen die deutsche Freiheit, nach der sie sich sehnten, nicht mit der französischen der Constitutionnellen oder gar der Revolutionsmänner verglichen wissen; allein da die Verfechter der Restauration, wie sie aus Süden kam, keinen Unterschied dazwischen machten und auch einige deutsche Fürsten die Wünsche ihrer Unterthanen nur als Regungen des schlimmen Zeitgeistes zu behandeln schienen, so fühlte man, daß sich auch zu Hause die Sache des politischen Fortschritts im Nachtheile befand. Mit dem Congresse, der den Hoffnungen der deutschen Nation so wenig entsprochen, war man unzufrieden; aber bei Vielen war es die schmerzlichste Klage, daß aus ihrem eigenen Innern die große Gesinnung der Befreiungskriege sich verloren hatte, und Alle wurden entzückt und hingerissen von der Wiederkehr jenes heiligen Zornes gegen Bonaparte und die Franzosen, in dem sich auch jetzt wieder, wie in den unvergeßlichen Tagen, die Deutschen einig und groß fühlten. Ganz lebte man wieder im alten Eifer gegen den Erzfeind, als sogar die Bonapartisten, die es einst in Deutschland gegeben, wieder zum Vorschein kamen und alle übrigen einheimischen Gegenstände des Hasses verdrängten. Es waren neben den einst Begünstigten eine Anzahl Kosmopoliten, die an Napoleon glaubten als an den überlegenen, glücklichen, unvergleichlich großen Mann, zur Verwirklichung des Weltreiches ausgerüstet, für dessen unwürdige Werkzeuge freilich Manche von ihnen die Franzosen hielten; oder es waren überhaupt Leute, welche die Vorstellung von seiner Unbesiegbarkeit

nie recht losgeworden; glänzend gerechtfertigt durch Napoleon's Zug auf Paris, lebten die Einen und die Andern wieder auf.

Am 7. April rief der König von Preußen von Wien aus sein Volk von Neuem unter die Waffen. Er verordnete, schleunig das stehende Heer zu ergänzen, die Abtheilungen der freiwilligen Jäger zu bilden, die Landwehr aufzubieten. Ehrenvoll rief er die alten Freiwilligen wieder auf und zeigte an, daß von nun an Niemand, der seit dem Jahre 1790 geboren, ohne gedient zu haben oder jetzt Dienste zu nehmen, zu einem Amte vorgeschlagen werden könne. — „Mit dankbarer Anerkennung Dessen", sagte der König, „was Mein treues Volk in dem großen Kampfe für Mich, für seine eigene Selbständigkeit, für die Sache Europas gethan hat, ist es Mein reges Bestreben gewesen, es vor einem neuen Krieg, selbst wenn dies auch Mir empfindliche Opfer erfordert hätte, so lange als möglich zu bewahren. Diese bis dahin Mich leitende Rücksicht hat aufgehört, seitdem es wieder die Frage ist, ob die übermächtige Treulosigkeit aufs Neue mit dem Erwerb der Länder schwelgen soll. Die Nothwendigkeit eines ernsten Kampfes wird der neue Vereinigungspunkt aller Fürsten und Völker." Nicht anders war die Gesinnung der Preußen, als ihr König sie angab. Sie wollten, der wegen Sachsen erlittenen Unbill zum Trotz, die Vordersten unter den Deutschen sein. Rasch, von oben geregelt, willig überall eingestanden, so bildete sich freudig das Heer. Für wie viele Jünglinge, die vor zwei Jahren zurückgehalten worden, kam die ersehnte große Stunde, wo sie in die nun classischen Reihen eintreten durften!

Die Ausrüstung der Heere war der Anlaß, wobei die Fürsten die am Congresse ihnen zugesprochenen Länder in Besitz nehmen konnten. Der König von Preußen begann mit seinen neuen rheinischen Provinzen. Obgleich ihm die sächsischen vom Könige Friedrich August noch nicht abgetreten worden waren, gab er dem Feldmarschall Blücher

Befehl, unter dem bei der Armee des Niederrheins befindlichen sächsischen Armeecorps die Ausscheidung vorzunehmen. Hatte nun hier und da in Sachsen die Rückkehr Napoleon's vorlaute Hoffnungen hervorgerufen, so erwarteten im Allgemeinen die Sachsen in dieser neuen Lage wenigstens ein ihre Gesinnungen schonendes Verfahren des Congresses. Ungläubig hörte die sächsische Garnison von Lüttich von jenem preußischen Befehle, und als wirklich zur Vollstreckung, ohne Rücksicht auf die Bitte um einigen Aufschub, bis die Zustimmung des Königs angelangt wäre, geschritten werden sollte, entstand unter Blücher's Fenstern ein Auflauf, der sich, nachdem einmal der militairische Gehorsam bei Seite gesetzt war, bis zum wildesten Ausbruche steigerte. Einzeln wurden die Bataillone, die sich vergangen hatten, nach verschiedenen Seiten ins Freie geführt, von preußischer Übermacht umzingelt und, nachdem sieben Rädelsführer gefallen und ihnen die von der Königin gestickte Fahne verbrannt worden, entwaffnet als Gefangene abgeführt.

In Folge des Vertrags vom 25. März wurde in Wien der Angriffsplan entworfen. Des Fürsten von Schwarzenberg Rath war: dem Feinde doppelte Streitkräfte entgegenzusetzen, der französischen Anarchie den Geist militairischer Ordnung und vollständige Übereinstimmung; er gab es als den Zweck des Krieges an, das französische Heer und seinen Anführer zu vernichten, als den Gegenstand der Operationen Paris und die Masse des französischen Heeres überall, wo dieses angetroffen werde; jeder der alliirten Armeen sei die der Lage ihrer Staaten entsprechende Operationsbasis anzuweisen. Der Herzog von Wellington schlug vor, da der rechte Flügel in Belgien, der vorderste, nicht vorrücken könne, bis ihn die übrigen Corps von einem Theil der Feinde befreit hätten, die Operationen am linken Flügel zu beginnen. Aus politischen Gründen rieth er, sobald man stark genug sei, keine Zeit mehr zu verlieren. Wenig scheint daneben die in einer Denkschrift entwickelte Ansicht

beachtet worden zu sein, Bonaparte nicht gleich anzugreifen, indem ihm dadurch die Franzosen erst recht unterthan gemacht, bei einiger Zögerung hingegen selbst ihn bändigen würden. Von vier Kriegsheeren, außer dem östreichischen in Italien, sollte Frankreich zugleich betreten werden; es waren dasjenige des Oberrheins unter Schwarzenberg, am Mittelrheine ein preußisch-russisches unter Barclay de Tolly, das preußische des Niederrheins unter Blücher und das englische in den Niederlanden, das so lange zurückbleiben sollte, bis die drei andern in gleiche Entfernung von Paris vorgerückt wären. Schon Ende März reiste der Oberfeldherr des englischen Heeres, der Herzog von Wellington, dem auch der Befehl über die niederländischen Truppen von ihrem Fürsten anvertraut worden war, nach den Niederlanden. Er richtete sich zur Vertheidigung ein, zu welchem Zwecke ihm Blücher vom Niederrhein her näher kam. Sorgfältig wurde in Wien, damit Deutschland nicht neuerdings vom Kriege ausgezehrt werde, die Verpflegung der Truppen geordnet. Unterdessen kamen die russischen Heere in Eilmärschen hervor. Man berechnete, daß der Angriff um die Mitte Juni werde beginnen können.

Im englischen Unterhause richtete am 3. April der streitfertige Whitbread an den Minister die Frage, ob das vom 13. März datirte Papier, worin angeblich auch ein englischer Gesandter auf eigene Faust Krieg erkläre und zum Meuchelmord auffordere, etwas Anderes, als ein infames Machwerk sei. Der anwesende Minister bemerkte, daß, wenn es echt sei, die darunterstehenden Namen nur einen ehrenwerthen Zweck anzunehmen erlaubten, und lehnte jede weitere Antwort bis zu einer nahen Gelegenheit ab. Es wollte nämlich das Ministerium die ganze Frage in selbstgewählter Form dem Parlamente vorlegen.

Der Vertrag vom 25. März, der eben noch anlangte, soll von einem Theile des Cabinets, wie die vorangegan-

gene Erklärung, getadelt worden sein. Da die Flucht der Bourbonen schon bekannt war, auf welche der Vertrag noch keine ausdrückliche Rücksicht nahm, so konnte das englische Cabinet eine Verbesserung desselben vorschlagen. Auch dazu mußte es prüfen, wie viel die Stimmung des Parlamentes ertragen möge, dem es aber, um selbst noch freie Hände zu haben, vom Vertrage nicht reden durfte; eine Verheimlichung, die es immerhin mit der Ungewißheit, ob seine Alliirten selbst den Vertrag ratificiren würden, rechtfertigen konnte.

Die Minister brachten also den beiden Häusern eine Botschaft des Prinzen-Regenten, die sagte: Die neulichen Ereignisse in Frankreich, welche die im April des vorigen Jahres mit den alliirten Mächten eingegangenen Verpflichtungen verletzen und in hohem Grade die Ruhe und die Unabhängigkeit Europas bedrohen, hätten ihn bestimmt, die Land- und Seemacht Sr. Maj. zu vermehren; auch habe er sich mit den Alliirten Sr. Maj. in Verbindung gesetzt, um eine solche Übereinstimmung zu treffen, daß für die allgemeine und bleibende Ruhe Europas gesorgt sei.

Gegen diese so mäßig gehaltene Botschaft konnte die Opposition, wie sie die öffentliche Meinung kannte, mit Hoffnung auf Erfolg nichts einwenden. Ihr Verhalten durfte kein anderes sein, als es recht hervorzuheben, daß durch die Vermehrung der Land- und Seemacht und durch die Verbindung mit den Alliirten, welche beide Maßregeln auch die Vorsicht gebieten konnte, der freien Wahl des Parlamentes zwischen dem Kriegs- und dem Friedenssystem nicht vorgegriffen sei, und diese Versicherung auch den Ministern zu entlocken. Was die damit verschobene Hauptfrage betrifft, wenn nicht die Minister den Folgen einer eigenmächtigen Lösung sich aussetzen wollten, so scheint die Opposition theils auf Bonaparte's Friedenssystem in Frankreich, theils auf die Entzweiung des Congresses einige Hoffnung gesetzt zu haben. So benahm sich die Opposition im Oberhause. Lord Liverpool, derjenige Minister, dem man

die Einsprache gegen neue Subsidien nachgeredet hatte, wies aber auf die Anerkennung eines Rechts zum Kriege, die ebenfalls in der Botschaft liege; ob es nun weise sei, äußerte er sich, dieses Recht zu benutzen, sei eine andere Frage, über die er nicht wünsche, daß das Haus sich jetzt erkläre, denn die Frage sei eine europäische; er versichere, daß das englische Cabinet keineswegs die Mächte wider ihren Willen in den Krieg zu treiben suche. Die Opposition empfahl nun, auf völlige Einstimmigkeit der Alliirten zu halten, und ließ nur nebenbei fallen, es sei nicht zweckmäßig, das Recht zum Kriege auszusprechen, da, wenn man diesen vermeiden wolle, man den Schein von Schwäche tragen werde. Nachdem sie oft wiederholt, welchen Sinn allein sie der Botschaft gebe, trat sie der Adresse, wodurch diese gebilligt wurde, selbst bei.

Im Unterhause rückte Castlereagh gleich mit der Erklärung heraus, die Militairherrschaft in Frankreich sei so unverträglich mit der Ruhe Europas, daß er nicht einsehe, wie der Krieg vermieden werden könne; doch darüber bleibe das Urtheil noch frei, jetzt handle es sich nur um die beiden Punkte der Botschaft, die gewiß Jedermann einräumen werde. Er könne, entgegnete der erste Oppositionsredner, für die Adresse stimmen, wenn bloße Vorsichtsmaßregeln dadurch gebilligt werden, nicht aber, wenn sie eine Einleitung zum Kriege sein solle; nur um die Bourbonen wieder einzusetzen, die der Freiheit sich feindselig gezeigt, möchte er nicht neue zwanzig Jahre Krieg. Er dagegen, sagte der zweite Oppositionsredner, stimme zur Adresse, weil es gut sei, daß das Land in Vertheidigungszustand gesetzt werde und sie dem Parlamente ganz freie Hände in Betreff von Krieg und Frieden lasse. Nur der nachsichtslose Whitbread ging dem Cabinet mit allen Fehlern zu Leibe, die nach dem Dafürhalten der Opposition bei den letztjährigen Verträgen, darauf am Congresse, in Bonaparte's Bewachung und durch die Vernachlässigung der ihm gewährten Bedingungen begangen worden, und schlug ein Amendement vor,

das, indem es die den Ministern anvertraute Gewalt auf Vertheidigung beschränkte, den Mißbrauch der Adresse verhüten sollte. Mit 37 Mitgliedern blieb er gegen 210, welche die Adresse gewährten, in der Minderheit.

In diesen Verhandlungen hatten die Minister, mit Zustimmung der Opposition, die Verantwortlichkeit der Politik gegen Frankreich großentheils auf die Alliirten gewälzt. Inzwischen war Bonaparte's Schreiben an den Prinzen-Regenten vom 4. April eingelaufen. Das Cabinet schickte es zur Beantwortung an den Congreß zu Wien.

Was den Vertrag vom 25. März betraf, so kannte das Ministerium die Stimmung der beiden Häuser nun hinlänglich, um denselben, so weit er nur gegen Bonaparte gerichtet war, eingehen zu dürfen. Hingegen war es durch nichts zu einer Verbindlichkeit zu Gunsten der Bourbonen berechtigt worden; vielmehr hatte die Opposition, unter andern Verwahrungen dagegen, von ihm zu wissen verlangt, ob, wie das Gerücht sage, ein geheimer Artikel des Pariser Friedens die Bourbonen auf dem Throne zu erhalten verpflichte. Das englische Cabinet ratificirte demgemäß am 8. April den Vertrag vom 25. März mit der Erklärung, die im Grunde aus dem Pitt'schen System selbst hervorging: daß der Artikel 8, durch den S. Allerchristlichste Maj. unter gewissen Bedingungen zum Beitritte eingeladen werde, zu verstehen sei, als verpflichte er die contrahirenden Theile, nach Grundsätzen gegenseitiger Sicherheit, zu einer gemeinsamen Anstrengung gegen die Macht Napoleon Bonaparte's, wie es der Artikel 3 des Vertrags vorschreibe; aber daß er nicht verstanden werden dürfe, als sei dadurch S. Britannische Maj. gehalten, den Krieg in der Absicht fortzusetzen, irgend eine besondere Regierung Frankreich aufzulegen, daß, wie angelegentlich auch die Theilnahme des Prinzen-Regenten an S. dem Throne wieder geschenkten Allerchristlichsten Maj. sein müsse, und wie sehr er auch wünsche, in Verbindung mit seinen Alliirten zu einem so glücklichen Ereignisse beizutragen, er dennoch diese Erklärung bei der

Auswechselung der Ratificationen geben zu müssen geglaubt, sowohl in Rücksicht auf Das, was die Interessen J. Allerchristlichsten Maj. in Frankreich fordern, als in Übereinstimmung mit den Grundsätzen, nach denen die englische Regierung unwandelbar ihr Benehmen gerichtet habe.

Zehn Tage später gerieth der Vertrag vom 25. März in die Zeitungen und Jedermann sah nun, daß, als die Minister zugegeben, die Kriegsfrage bleibe dem Parlamente noch vorbehalten, und damit einen Sieg erschlichen hatten, der entscheidende Vertrag schon bestanden; ja, es kam heraus, daß ihn die Minister schon besessen hatten. Mit der Klage, sie sei hintergangen worden, zornig und drohend trat in beiden Häusern die Opposition auf, und persönlich beleidigt zeigten sich Diejenigen, die sich in der Berathung der Adresse am zutrauensvollsten gestellt hatten. Die Minister behalfen sich mit der Entschuldigung, daß sie die Urkunde, deren allseitige Ratification noch gar nicht gewiß gewesen, nicht hätten verrathen dürfen, sowie mit ihrer eigenen Erläuterung derselben, und als Whitbread mit dem Antrag drohte, daß dem Ministerium die Credite entzogen würden, fuhr ihn Castlereagh an: das sei pflichtwidrig, er solle die Frage rein vorbringen, solle nicht die Hand der Regierung schwächen, sondern ihr zwar guten Rath geben, aber sie stärken.

Whitbread brachte nun dem Hause eine Adresse an den Prinzen-Regenten: er möchte verhüten, daß England in Krieg verwickelt werde, nur weil diese oder jene Person den französischen Thron inne habe. Er und seine Freunde setzten voraus, daß man in eine neue zwanzigjährige Kriegszeit, ohne dazu die Mittel zu besitzen, treten würde, und führten alle die Zeichen der Veränderung in Bonaparte's Charakter an, deren die letzten Tage wieder neue gebracht. Castlereagh verwies sie auf die Stimmung des Landes. Wenn das Haus, sagte er, dem Rathe gefolgt wäre, den ihm der ehrenwerthe Herr von Jahr zu Jahr gegeben, so würde Napoleon noch jetzt über Europa gebieten. Allzu

lange hätten einzelne Mächte im Anfange der Revolutions-zeit sich eingebildet, in der Absonderung sich bergen zu können, bis endlich Europa die bessere Politik erkannt, gemeinschaftlich sich Sicherheit zu verschaffen. Nun frage es sich nur, ob man Bonaparte die Zeit zu seinen Rüstungen lassen wolle; denn niemals werde man diesem Charakter trauen wollen, noch glauben, daß er sein Heer zu Hause behalten könnte. Übrigens dürften die Alliirten von den Franzosen fordern, denen sie einen überaus glimpflichen Frieden geschenkt hätten, daß sie Bonaparte ausstießen, und sollten sie selbst ihn wollen, so werde der Krieg auch sie treffen und sie im eigenen Lande die Folgen ihrer Doppelzüngigkeit und Schwächlichkeit erfahren. Bonaparte die Regierung zu entwinden, das sei der Zweck des Krieges; die Bourbonen wieder einzusetzen, sei wünschbar, aber nicht unerläßlich. Während nun die Alliirten die äußersten Anstrengungen zu diesem Zwecke machten, wolle die brittische Nation nicht theilnahmlos daneben stehen. Darum stimme er zu keiner Adresse, die den guten Geist des Landes und seiner Alliirten dämpfen und nur die schlechtesten Leute in Frankreich freuen würde.

Ein anderes Mitglied wandte sich zu Whitbread: Es habe sich zu Wien beim Herzog von Wellington befunden, als dieser gelesen, wie der ehrenwerthe Herr die Erklärung vom 13. März für eine Aufforderung zum Mord ausgegeben; nie sei ein Mann so betroffen gewesen, als der Herzog darüber, daß einer seiner Landsleute für möglich gehalten, daß er ein Papier dieser Art unterzeichnet habe; seine Meinung sei nur gewesen, daß Bonaparte alle seine politischen Rechte verwirkt habe. Er zweifle nicht an der Aufrichtigkeit dieses Berichts, versetzte Whitbread. Aber wenn der Herzog von Wellington auch nur im Drang der Geschäfte den Sinn der Erklärung nicht gehörig erwogen, so müsse es doch sein Land schmerzen, daß sein Name, auf den es stolz sei, unter diesem Papier stehe. Wer immer vorher gefragt worden wäre, welcher Mann der letzte sein

werde, eine solche Lehre zu billigen, der würde den Herzog von Wellington genannt haben. Er würde angenommen haben, der Herzog von Wellington denke: Möge Bonaparte erhalten werden für mich, damit er ein Heer befehligen kann gegen mich! Nachdem er ihm der Reihe nach alle seine Hauptleute besiegt, läg all sein künftiger Ruhm, alle Verherrlichung, die ihm noch zu Theil werden konnte, in dem Leben Bonaparte's. Doch er hat das Papier unterzeichnet, und dieses ist der Welt bekannt geworden. Es möge nun ebenfalls der Welt bekannt werden, daß nachher der Herzog von Wellington erklärt hat, von ihm werde die Lehre des Mordes verabscheut.

Whitbread's Freunde suchten es noch als glaubhaft darzustellen, daß eine Veränderung in Bonaparte's Charakter vorgegangen. Sie fragten, ob denn er allein unter den Menschen dem Einflusse der Umstände nicht ausgesetzt sei, und gaben zu bedenken, daß er für große Unternehmen gegen Europa schon etwas alt geworden. Aber in England gab man es nicht zu, daß, was Bonaparte für Freiheit biete, mehr als ein Trugwerk sein könne. Nur 72 Mitglieder stimmten der Adresse Whitbread's bei, 273 standen zum Ministerium.

Dem Vertrage vom 25. März gemäß unterhandelten die Mächte, die ihn geschlossen, den Beitritt aller übrigen. Bald hatte sich beinahe ganz Europa angeschlossen, nur daß der König von Spanien, statt beizutreten, in einem eigenen Manifeste sich über die Nothwendigkeit aussprach, Bonaparte als Feind der Ruhe Europas, ja der christlichen Religion zu bekriegen. Das Cabinet von Stockholm wollte neutral bleiben. Auch die Fürsten der kleinern deutschen Staaten trugen Bedenken, sich noch einmal dem Kriege auszusetzen. Allein die Mächte erklärten den Sturz des Usurpators dermaßen für Europas gemeinsame Sache, daß sie hierin nicht einmal die Neutralität der Schweiz aner-

kannten; im Verhältniß zu Frankreich wohl möge sie bestehen, nicht aber zu Bonaparte. So ließen sich denn die vereinigten souverainen Fürsten und freien Städte Deutschlands versprechen, daß der Zustand ihrer Besitzungen, wie er damals war oder durch den Congreß würde bestimmt werden, nicht mehr ohne die Einwilligung je des betreffenden Staats geändert werden dürfe, und traten unter dieser Bedingung dem Vertrage bei. Die Schweiz übernahm im allgemeinen europäischen Systeme die Vertheidigung ihres Gebiets gegen Bonaparte, das aber nicht vom Kriege überzogen werden durfte und den alliirten Truppen nur auf eine jedesmalige Bewilligung hin zu schnellem Durchzuge sich öffnen sollte.

Das östreichische, russische und preußische Cabinet hatten zu prüfen, ob sie in der Ratification des Vertrags den Vorbehalt Englands auch zu dem ihrigen machen wollten. Man hatte voriges Jahr den Krieg nicht ohne Vortheil mit der Erklärung begonnen, er sei nur gegen Bonaparte, nicht gegen Frankreich gerichtet; nun sollten sie, die erste Hälfte der Versicherung wiederholend, die zweite mit dem neuen Zusatze vertauschen, daß sie keine besondere Regierung aufzudringen gesonnen seien. Sie begaben sich dadurch jeder Verbindlichkeit gegen Frankreich in Beziehung auf seine Integrität und entfernten auch den Einfluß des Hauses Bourbon auf die Unterhandlungen über diesen Punkt. Daß sich dagegen Talleyrand um eine Garantie sowohl für die Integrität des Landes, als für sein Fürstenhaus, oder wenigstens um Zusicherungen bewarb, ist wohl glaublich. Wurden nun von preußischer Seite die Hoffnungen vieler Deutschen auf eine leicht zu rechtfertigende Schwächung des ruhelosen Feindeslandes nicht zurückgehalten, so fand zwar das östreichische Cabinet im Restaurationswerk neue Gründe gegen diese schon vor dem letzten Kriege von ihm bekämpften Anschläge. Aber auch ihm empfahlen Berechnung und Noth die Annahme des englischen Vorbehalts. Es war gedenkbar, daß in Frankreich ein glücklicher Aufstand, der

nicht für die Bourbonen unternommen worden wäre, den Krieg entbehrlich machte. Aus den Umgebungen Bonaparte's kamen wirklich dem Fürsten von Metternich neuerdings Vorschläge oder Fragen über die Regentschaft zu. Er konnte daraus schließen, daß zum Sturze des Kaisers der Name der Bourbonen in den Hintergrund treten müsse. Ob am Ende für dieses Haus oder gegen dasselbe der Vorbehalt dienen solle, das blieb auf die Zukunft verspart. Und diese stand so gewaltig und doch so ungewiß da, daß auch der strengste Wahrer des Restaurationssystems in diesem neben den Hauptheilen, für die er alle Kräfte einsetzen wollte, einen mehr zufälligen Theil zu bezeichnen für klug hielt. Die Erklärung des englischen Cabinets bekam also die Zustimmung der drei mit ihm verbündeten Mächte.

Erhielt nun Talleyrand nichtsdestoweniger für seinen König beruhigende Äußerungen, und namentlich daß einige Mächte ihre Minister zu ihm nach Gent reisen ließen, so konnte er selbst dazu rathen, über den Feldzug den Namen Bourbon aus der Allianz auszusondern. Nicht nur kam bei diesem Verhalten der König auf die Seite seiner Unterthanen zu stehen, sondern der Minister selbst fand seinen Vortheil dabei. Sobald die Nation über ihre Regierung gefragt werden sollte, war die constitutionnelle Partei wieder die einzige, die schicklicherweise als Wortführer der Revolutionszeit auftreten durfte, und auch sie konnte in dem wahrscheinlichen Gedränge der Umstände kaum einen größern Spielraum bekommen, als um bei Ludwig XVIII. auf neue Garantien zu bestehen; eine solche mußte die Entfernung seines Nebenbuhlers, des verhaßten Blacas, sein, die Talleyrand schon jetzt durch seine Agenten in Gent betrieb. Auch konnte der König seine Sache, so lange sie bei den Mächten sich so in der Schwebe befand, Niemandem anvertrauen als ihm, der seit einem Jahre alle europäischen Geschäfte leiten geholfen.

Einer Conferenz der acht Mächte des Pariser Vertrags legte Fürst von Metternich im Auftrage seines Kaisers

einen Brief, den dieser von Bonaparte erhalten, noch unentsiegelt zur Eröffnung vor. Alle fanden, daß man keine Antwort geben und auf die darin enthaltenen Friedensanträge keine Rücksicht nehmen solle. Da indessen von Paris der staatsräthliche Bericht über die Erklärung vom 13. März angekommen war, gaben die Mächte einer Commission die Fragen auf: ob durch Bonaparte's Ankunft zu Paris oder durch sein Anerbieten, den Pariser Vertrag zu sanctioniren, irgend eine Änderung im System der Mächte, wie es in der Erklärung vom 13. März angegeben, begründet werden könne, und ob eine neue Erklärung anstatt derjenigen vom 13. März nöthig geworden sei. Die Commission beantwortete Alles mit Nein und die Mächte beschlossen nur, ihren Bericht zu veröffentlichen. Das Protocoll ward auch von Talleyrand für Frankreich unterzeichnet, der damit seinen König noch jetzt in der Stellung der Erklärung vom 13. März zeigte.

König Ludwig war nach seiner Auswanderung, und nachdem auch die Versuche seiner Prinzen fehlgeschlagen, nichts mehr übrig geblieben, womit er in der Allianz gegen Bonaparte etwas hätte vorstellen können. Nicht einmal eine ansehnliche Emigration hatte sich eingestellt, wie sie einst zu der ritterlichen Zeit von Condé gleichsam als Frankreich in der Fremde aufgetreten war. Der ärmliche Hof zu Gent bestand aus wenigen treuen Gefährten, einigen Geächteten oder Furchtsamen und einer Anzahl Politiker, die hier den Grund zu ihrem Glücke legen wollten. Da wurde freilich, wie zu jener Blütezeit der Emigration, wieder Allen, die in Frankreich geblieben, sowie den Spätlingen, ein geringerer Grad von Royalismus zugestanden. Sie, die nichts hatten, als die Nähe am König, suchten sich eifersüchtig mit der kleinsten möglichen Zahl darin festzusetzen, und sollte von ihnen System und Zusammensetzung der königlichen Regierung für die Zukunft ausgemacht werden, so mußte es hier in Gent geschehen, wo nicht wie um die Tuilerien Frankreich eine störende Umgebung bil-

dete. Die meisten Ansprüche und Meinungen vereinigten sich aber zunächst gegen den Grafen Blacas, den Inhaber aller Gunst des Königs, zu welchem er, ungeachtet man übereingekommen, ihm das ganze Unglück Schuld zu geben, auch hier wieder selbstgefällig den Zugang wehrte. Von den übrigen Ministern befanden sich nur Jaucourt und der Herzog von Feltre in Gent, zu denen noch Chateaubriand und Lally in den Rath des Königs getreten waren. Aber der Mann, mit dem man Blacas verdrängen konnte, war Talleyrand, damals die einzige Stütze des Throns. Dieser ließ es nicht daran fehlen, dem Könige die Fehler anzuzeigen, die man in Wien an seiner bisherigen Regierung rügte, und hatte seine Agenten selbst unter den Ultras, die in Blacas den Schutzredner der Charte verfolgten. Öffentlich forderte man den Günstling auf, seine Stelle niederzulegen, indessen er im ruhigen Vertrauen auf den König nicht einmal Verlegenheit zeigte.

Die Reisenden aus Frankreich, die gegen die Mitte Aprils nach Gent kamen, versicherten alle, die Erklärung vom 13. März sei, obgleich sie Bonaparte noch immer zu verbergen suche, dem Publicum bekannt geworden und habe eine plötzliche unglaubliche Änderung in der zuvor mit Friedensworten von Bonaparte bethörten öffentlichen Meinung bewirkt; überall greife es um sich, daß man es für unerträglich erkläre, für Einen Mann mit ganz Europa in Krieg treten zu müssen. Von jetzt an gaben einige der Ausgewanderten am Hofe, nach dem Beispiele Vitrolles' in Toulouse, einen Moniteur heraus, der wöchentlich zweimal, jedoch auf den Wunsch der niederländischen Regierung nicht unter diesem kecken Titel, sondern als Journal universel erschien. Den Franzosen sollte diese Zeitung, nebst den Erlassen ihres Königs, die Meinungen und Rüstungen des Auslandes, diesem die royalistische Stimmung Frankreichs bekannt machen. Der Hof fing an, wieder in der Auflehnung des Landes gegen Bonaparte die Kraft zu suchen, die der Vertrag vom 25. März vom König forderte. Man

billigte es nun, daß die Royalisten zu Hause geblieben, und setzte sich mit so vielen Punkten als möglich in Verbindung. Schon ließ Blacas den Herzog von Wellington bitten, bald in dieses, bald in jenes Departement einige Truppen zu schicken, indem es dort nur noch dieser Anregung zum unfehlbaren Aufstande bedürfe. Auch in der Vendée sollte die gute Sache nun wieder in Gang kommen. Wellington theilte dagegen seine Besorgnisse über das bevorstehende Maifeld mit; zu Blacas' Befremden erwartete er eine Erklärung der Nation für Bonaparte an dieser Versammlung, und zeigte sich vorzüglich aus diesem Grunde ungeduldig darüber, daß er den Krieg noch nicht eröffnen konnte. Über den englischen Vorbehalt konnte sich der König weder durch den Nutzen, den Talleyrand daraus für das öffentliche Urtheil zog, noch durch die immerhin unsichern geheimen Vorschläge ganz beruhigen lassen, die er vielleicht über dessen Beseitigung erhalten. Wenigstens scheint nun die Ferne, worin sich der Herzog von Orleans vom Hofe hielt, und das Dasein einer französischen Partei unter den Ausgewanderten, die nichts von dem Beistande der Alliirten wissen wollte, sorglich beobachtet worden zu sein; doch verwendete gerade Wellington seinen Einfluß auf den Herzog zu Gunsten des Königs. In Ludwig's Wesen lag es, je weniger sich Andere über seine Rechte aussprechen wollten, desto zuversichtlicher und äußerlich ruhiger für dieselben aufzutreten. So erließ er am 2. Mai, nachdem am Tage zuvor aus Wien ein Mitglied seiner Gesandtschaft angekommen war, eine Erklärung an seine Unterthanen über den bevorstehenden Kriegszug der europäischen Mächte: er habe sich zur Pflicht gemacht, dem Unterschiede zwischen dem Friedensstörer und der französischen Nation Anerkennung zu verschaffen, und da die Fürsten, seine Verbündeten, Frankreichs Unabhängigkeit und die Integrität seines Gebietes achten zu wollen erklärt und ihm die feierlichsten Versicherungen gegeben hätten, daß sie in des Landes innere Regierung sich nicht einmischen wür-

den, so habe er sich entschlossen, unter diesen Bedingungen ihre edelsinnige Hülfe anzunehmen. Der Usurpator, der umsonst die Alliirten zu veruneinigen gesucht und nun ein vorgebliches Maifeld veranstalte, um die Zahl seiner Mitschuldigen zu vermehren, habe kein größeres Verbrechen gegen die Franzosen begehen können, als daß er sie von der Familie der Bourbonen trennen wollen, die, seit Jahrhunderten mit der Nation verwachsen, noch jetzt allein im Stande sei, die Stetigkeit der Legitimität der Regierung, die Rechte und die Freiheit des Volkes, die gegenseitigen Interessen Frankreichs und Europas zu verbürgen; seine Unterthanen könnten die Gefahr nicht verkennen, denen sie ein von dem versammelten Europa mit der Acht belegter Mann aussetze; ihre Gesinnungen seien allen Mächten bekannt, und er habe sich des freundlichen Beistandes derselben versichert; nun sollten sie mit ihrem Muthe sich befreien und an ihren König sich anschließen, um einer Empörung ein Ende zu machen, deren längere Dauer dem Vaterlande verderblich werden könnte, und um durch die Bestrafung des Urhebers so vielen Unheils eine allgemeine Versöhnung zu beschleunigen. Zu eben dem Zwecke verfaßte Chateaubriand als Minister des Innern dem König einen Bericht über den Zustand seines Landes, der sogleich veröffentlicht wurde. „Der letzte Triumph", erklärte der berühmte Schriftsteller, „der die Laufbahn Bonaparte's krönt und damit schließen wird, hat nichts Erstaunliches. Es ist keine *echte* Revolution, es ist ein vorübergehender Einfall. In Frankreich ist keine wahre Änderung vorgegangen, die Meinungen sind unversehrt geblieben. Was wir sehen, ist nicht das unvermeidliche Ergebniß einer langen Folge von Ursachen und Wirkungen. Der König hat sich einen Augenblick weggezogen, die Monarchie ist in ihrem ganzen Umfange stehen geblieben." Zu Begründung dieses Urtheils ließ Chateaubriand den zurückgekommenen Bonaparte mit einem endlosen Lügensystem auftreten, das anhob mit der dreisten Lügen, daß es keinen Krieg mehr geben und

Marie Louise bald mit ihrem Sohne kommen werde, das dann seine Lügen für die Stunde, für den Tag, für die Wochen hatte, und nun zuletzt in der tollen Lüge, daß er die Freiheit bringe und daß die Bourbonen am Despotismus gehalten, immer fort und fort trieb. Alles, worauf sich Bonaparte etwas zu Gute that, wies Chateaubriand im Zusammenhange dieses Lügensystems vor, das ausgespannt, wie es schien, sich über die ganze Nation hin verfolgen ließ, und dann zeigte er darunter die moralische Kraft der Franzosen und den Strom der Meinung, wie sie ganz und gar für den König waren. Er glaubte sie so nahe, die erkannte Lüge zu durchbrechen, daß er dies gerade am Maifelde für möglich hielt. Und noch einmal deutete er auf Bonaparte, wie er in seinem Lügensystem sich verfangen hatte und, nur noch vom Augenblicke berathen, die Agonie des Despotismus ausstand. Dagegen schilderte er den Ruhm der Gesinnung und des Muthes, womit sich die Prinzen des königlichen Hauses und die Tochter Ludwig's XVI. in diesen Leidenstagen verherrlicht, und alle die Treue, die der König nicht nur von den alten Gefährten seines Unglücks, diesen Veteranen des Exils, die auf ihren Posten sich wieder eingefunden, sondern auch von vielen Marschällen, von den beiden Kammern und so vielen edlen Franzosen erfahren habe. Indem er endlich auch die Fehler durchging, die der Regierung der Bourbonen vorgeworfen wurden, verglich er den milden, auf das Glück seiner Unterthanen bedachten Ludwig XVIII. mit Bonaparte, gestand aber, daß sich das Ministerium habe irren können, und öffnete die Aussicht auf eine besser überlegte Zukunft. Er meinte nämlich, daß, da seit fünfundzwanzig Jahren die Franzosen an die thätigste Regierung, die es je gegeben, gewöhnt wären, man vielleicht nicht plötzlich die Federn abspannen dürfe; vielleicht sollte man mit augenfälliger Thätigkeit der Manufacturen, des Handels, des Landbaus, der Wissenschaften und Künste sich annehmen; durch große Unternehmungen und glänzende Auszeichnung der Talente

den Geistern, den Sitten eine andere Richtung mittheilen, und um den militairischen Ruhm den Franzosen gleich einen neuen bieten. Diese beiden Actenstücke wurden den Gesandten an den verschiedenen Höfen zu ihrem Verhalten mit weitern Erläuterungen zugestellt: die Mächte wollen in die innere Regierung Frankreichs nicht eingreifen und ihm nicht einmal die Wahl eines Souverains vorzeichnen, wie auch in der That keine Wahl zu treffen sei; aber alle ihre Wünsche, ihre Entwürfe unterstützen Ludwig XVIII. und seine Dynastie; in den Vertrag, der sie alle binde, sei der König getreten, als Mittler zwischen ihnen und der Nation, als Mäßiger ihres Zornes, als Wächter der Integrität, der Rechte und der Grenzen Frankreichs, kurz als der Schutzengel des Vaterlandes.

Diese Erwartung vom Kriege hatten in Deutschland die entfernten Patrioten nicht. Drei Wochen früher hatte Justus Gruner, der Generalgouverneur von Düsseldorf, einen Aufruf zum bevorstehenden Kriege erlassen, worin er gegen das gottlose Nachbarland einen heiligen Kreuzzug predigte. Darüber hatte der Genter Moniteur die Franzosen zu beruhigen sich unterfangen. Also, rief jetzt auf des Königs Proclamation hin ein deutsches Blatt, also deswegen sollte Europa seine kräftigsten Männer dem Tode entgegenführen, um einen Bourbon wieder gemächlich auf Frankreichs Thron zu heben und diesem Frankreich seine Unversehrtheit zu sichern? Das sei fern von den europäischen Fürsten und Völkern! Sie fechten für sich; die Mächte zu Wien haben erklärt, daß sie nicht dem französischen Volke die Bourbonen aufdringen wollen, aber nirgends haben sie ihren Völkern angekündet, daß sie wieder wie das erste Mal auszuziehen bestimmt seien, um vor den uns abgelisteten Provinzen Flandern, Zweibrücken, zum Theil Elsaß, Lothringen, für Frankreich Schildwache zu stehen. Wie kamen nun diese Bourbonen dazu, gerade im Widerspruche mit den Mächten Erklärungen zu geben? Sie kommen dazu, weil sie Franzosen sind, die sich alle gleichen, Ausgewanderte

und Gebliebene, weil Franzosen sich einbilden, die Welt sei ihretwegen erschaffen. So meinten es in der That die Patrioten mit dem Kriege, so freuten sie sich darauf, und man zweifelte nicht an der Verwirklichung dieser Hoffnungen, da selbst die Cabinete nun eingesehen haben mußten, was daraus entstanden war, daß man voriges Jahr den Franzosen noch Luft gelassen. Die Franzosen gaben vor, erinnerte eine Zeitung, sie wären nicht besiegt worden, sie hätten nur Unglück gehabt; man lachte damals über ihre Eitelkeit, aber nun muß man dieser unruhigen Nation das Gefühl einer gänzlichen Besiegung bis zur Ohnmacht beibringen und ihr auf hundert Jahre die Lust benehmen, Glück durch den Krieg zu machen. Eine andere Stimme sagte dasselbe mit Bitterkeit über die Cabinete, die seit einem Jahre die deutsche Begeisterung verschleift hätten. Nun ist es bewiesen, daß die Franzosen Bonaparte wollen, nun schwäche man Frankreich. Man braucht ihm nur viele Fürsten zu geben, ohne einen Kaiser, wie den Deutschen; man braucht nur ein burgundisches, ein neustrisches und ein aquitanisches Volk daraus zu machen, die alle übereinander herrschen wollen. Der Krieg gilt nun einmal den Franzosen, nicht mehr nur Napoleon. Aber dazu bedarf es der Einigkeit unter den Deutschen; seit einem Jahre sind so viele Zerreißungen und Zerschneidungen deutscher Völker vorgenommen worden, daß es in Deutschland kaum noch drei Staaten gibt, zwischen denen nicht die Erbitterung aufs Höchste gestiegen wäre. Darum ist es am besten, wieder alle deutschen Länder gemeinsam zu verwalten, so auf den Feind loszugehen und sie hernach mit größerer Schonung der Völker aufs Neue zu vertheilen. Für den Krieg aber werde uns eine Kraft, die uns verbindet! Es werde uns ein Kaiser!

Wenn diese deutschen Meinungen wie die Ansprüche der Bourbonen sich im Augenblicke des Sieges den Cabineten aufdrängen wollten, so könnten diese doch einigermaßen die verschiedenen Kräfte berechnen, die dann den

Ausschlag geben würden; auch wollten sie noch durch den Abschluß des deutschen Bundes vorbauen. Aber vom Kriege, auf welchen vorher noch Alles ankam, besaßen die Diplomaten nicht einmal die Leitung.

Der König von Neapel hatte im ersten Anlauf den Po erreicht. Sollten die Städte und Völker Italiens, denen seine Proclamation ans Herz geredet, den Muth bekommen, ihm zu helfen, so mußte er erst einen Sieg erfochten haben. Nun willfahrte er Lord Bentink, dem Befehlshaber der englischen Flotte, der sich für das Gebiet des Königs von Sardinien bei ihm verwendet, und wählte außer demselben den schwierigen Paß von Ochiobello zur Überschreitung des Flusses. Er traf aber dort auf eine überlegene östreichische Macht und, ungeachtet er seine herrliche Tapferkeit aufbot, wurde er abgeschlagen. Erst jetzt dachte er daran, sich auf einen längern Krieg einzurichten, wozu ihm sogar eine Reserve fehlte. Zum Rückzuge entschied ihn vollends die unvermuthete Kriegserklärung Lord Bentink's, der ihm mit dem Namen des Königs Ferdinand sein eigenes Land in Unruhe setzen konnte. Indem er diesem sich näherte, ging der König ja seinen Verstärkungen entgegen, indessen die Östreicher, je weiter sie ihm nachrücken würden, sich schwächen zu müssen schienen. Allein es kam ihnen Zuzug nach, dessen Marsch auf seine Proclamation von Rimini hin beschleunigt worden war. General Bianchi, der mit etwa 25,000 Mann in Eilmärschen die Straße von Florenz herzog, suchte vor ihm den Eingang in sein Land zu erreichen. General Neipperg rückte ihm mit 13,000 Mann auf dem Fuße nach, um seinen Marsch zu verzögern. Er war Neipperg überlegen und Bianchi gewachsen; er prüfte, wo er diesen einzeln, ohne daß ihm jener zu Hülfe komme, antreffen werde, und setzte

mit diesem Plane seinen Rückzug bis Macerata fort. Seinem Heere, das nicht den militairischen Geist zu einem solchen Rückzuge besaß, zeigte er es an, daß derselbe auf eine Schlacht berechnet sei. Von Macerata aus sah er die beiden Heere des Feindes in den gewünschten Entfernungen; er besaß eine Stellung, in welcher Napoleon und Friedrich der Große die erstaunlichsten Siege davon getragen hatten, und fühlte dabei, daß er über das Schicksal des Feldzugs, ja seiner Herrschaft kämpfen werde. Zwei Tage lang dauerte bei Tolentino die Schlacht. Zu seinem Heldenmuthe an der Spitze der Schwadron, dem Ruhme seines Lebens, bekam hier Murat den Blick und die Geschicklichkeit des Feldherrn, aber seine Befehle wurden übel vollzogen, und sein in der Zucht heruntergekommenes Heer brach sich an der kaltblütigen Tapferkeit und an der zunehmenden Stärke der Östreicher. Von nun an erhielt er jeden Tag neue Beweise der üblen Gesinnung mancher Generale, und in seinem Lande erfuhr er viele Zeichen des Aufruhrs, den Trotz der Carbonari, das Erscheinen der Engländer und zu Allem noch das Mißfallen Napoleon's über seinen nun wirklich verunglückten Zug. Er schickte nach Neapel eine liberale Verfassung, die er von Rimini und von dem Tage seiner Proclamation an die Italiener datirte. In Neapel schloß aber seine Gemahlin einen Vertrag mit den Engländern über den Hafen der Stadt, der ihr den Rückzug auf ein englisches Schiff sicherte und vorerst noch Zeit ließ, die Vertheidigung zu Lande fortzusetzen. Am 19. Mai kam der König, dessen Truppen nirgends mehr Stand gehalten, in seiner Hauptstadt an, und übergab am 20. durch den Vertrag von Casalanzi sein Reich, das schon in offenem Übergange zu Ferdinand begriffen war, gegen eine allgemeine Amnestie und andere politische Bürgschaften für seine bisherigen Unterthanen an die Östreicher. Darauf fuhr Murat nach der französischen Küste ab.

Dieser erste Waffenentscheid in der erneuerten Welt-

schlacht, der eine Unebenheit des Restaurationswerkes entfernte, gewährte den schwankenden Ahnungen des europäischen Publicums einen Ruhepunkt; bei dem allgemein verbreiteten Irrthum, daß Murat auf Anstiften Napoleon's gehandelt, meinte man, sein hülfloses Dahinfallen verrathe des Letzteren Schwäche.

Zehntes Kapitel.

Napoleon und Frankreich vor dem Kriege.

Als der Kaiser die Erneuerung des Kriegsbundes unter den Mächten erfuhr und die Boten mit seinem Brief an die Fürsten überall abgewiesen sah, ehe sie denselben an Ort und Stelle gebracht, durfte er die Erklärung vom 13. März, deren Dasein doch schon bekannt war, mit der Beleuchtung seines Staatsraths nicht länger zurückhalten. Er wollte aber, um in den Augen Frankreichs nichts zu versäumen, mit seinen friedlichen Schritten gegen die Mächte fortfahren, die durch seine Besitznahme von Paris und nun vollends aller Provinzen immerhin auf andere Gedanken gebracht worden sein konnten. In seiner Umgebung hingegen sahen Die, welche ihm zugethan waren, mit Beklommenheit dem Augenblicke entgegen, wo das Land statt der schönen Täuschung, worin es den Kaiser empfangen, die Gewißheit bekommen werde, daß es mit ihm die Heere Europas wieder auf sich gezogen habe; Einigen stieg der Wunsch auf, daß Napoleon als Generallieutenant des Reiches aufträte, um für seinen Sohn zu unterhandeln. Dachten diese dabei an Östreich, so hatte sich Fouché, der seine frühere Verbindung mit Metternich unterhielt, des

Geschäfts schon bemächtigt, und rückte aus sich selbst, nicht zweifelnd an Napoleon's Unterliegen, in die Stellung eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, die ihm jener versagt hatte. Er suchte eine Regierung, der er am ehesten den Geist der Revolution, wozu sich Frankreich wieder bekannte, verbunden mit der Nüchternheit, die dieser Geist in ihm selbst erreicht hatte, beibringen konnte; er hielt sich bereit zum Empfange jeder Regierung, die von den Umständen begünstigt wurde, um ihr diese Politik zum Gesetze zu machen, deren Unverträglichkeit mit Napoleon's Charakter theils Europa, theils das Land gegen diesen einnahm: so lange es aber noch möglich war, daß sich der Kaiser selbst mit den Mächten über einen Nachfolger verständigte, konnte es nur die Regentschaft sein, wofür Fouché auch unter den Partien auf einen Anhang zählen durfte. Er soll dem Kaiser davon gesprochen haben. Napoleon selbst wollte aber die Beruhigung, die Frankreich und die Fürsten über seinen Herrschergeist, die letztern wohl auch über das Aufkommen der Republik bedürfen mochten, durch die Verfassung geben, die er sich entschlossen hatte nicht erst die Versammlung des Maifelds an die Hand nehmen zu lassen, sondern sogleich dem Volke vorzulegen. Das Fest, gleich vor dem Kriege, sollte dann durch die Verkündigung der von ihm gegebenen, vom Volke angenommenen Verfassung verherrlicht werden, anstatt, wie er früher angezeigt hatte, durch die Krönung Marie Louise's und seines Sohnes. Sollte Napoleon jemals auf den Nothfall an die Regentschaft seiner Gemahlin gedacht haben, so hatte er sich dessen entschlagen müssen. Eine Mittheilung aus Wien ließ ihm beinahe keinen Zweifel mehr, daß die Arglist auch der Erzherzogin beigekommen war, sodaß sie ihn nun floh, ihm nicht mehr angehörte. Nur seine Nächsten bemerkten, wie diese Entdeckung am Kaiser nagte, bei dem sich ohnehin ein Körperleiden eingestellt zu haben schien.

Am Tage, nachdem die Erklärung vom 13. März

sammt der Beleuchtung im Moniteur erschienen war, lud der Kaiser Benjamin Constant in die Tuilerien, um sich mit ihm von Freiheit und Verfassung zu unterhalten. Von ihm selbst, der, so oft er die Freiheit organisiren wollte, vielmehr in die Lehre von der Gleichheit einen Griff that, die constitutionnelle Freiheit hingegen nicht schöpferisch zu verarbeiten das Geschick fand, konnte die Verfassung nicht ausgehen. Sein Tausch der Alleinherrschaft mit dieser Art von Freiheit hatte auch bisher nicht anders geschehen können, als daß er darauf einging, was ihm Andere vortrugen. Wie nun konnte Napoleon großartiger die Zweifel an seine Aufrichtigkeit widerlegen, als wenn er gerade den Mann, der nicht nur gezweifelt, sondern ihm den Vorwurf der Lüge entgegengeschleudert hatte, zu seinem Rathgeber wählte? Die Wirkung konnte zunächst auf Constant selbst um so weniger verfehlt werden, als dessen Zweifel nun auf die Furcht sich gründen mußten, daß sich der Kaiser wegen seines Artikels vom 19. März noch an ihm rächen werde.

Wirklich überlegte Benjamin Constant, ob er nicht geirrt haben könne, als er es für unmöglich gehalten, daß ein Mann, der einmal despotisch geherrscht hatte, noch der Freiheit zu dienen fähig sei. Warum sollte er es ablehnen, mit eigenen Augen zu prüfen? Wenn er einem einzigen guten Grundsatze beim Kaiser Eingang verschaffen konnte, so war sein Schritt mehr als gerechtfertigt. Immer hatte er ja aus dem Vorhandenen das Beste zu ziehen sich bemüht, eine Maxime, mit der für die Consequenz seines Charakters keine Gefahr mehr verbunden war. Denn seit er den Muth gehabt hatte, einer bestehenden Ordnung, worin er schon gestanden, aufzusagen, durfte er wenig Bedenken tragen, mit neuen Regierungen sich anfangs einzulassen. Indessen bangte ihm für seine Selbständigkeit, als er vor Napoleon trat. Allein dieser ließ ihm das volle Gefühl derselben. Anstatt sich gänzlich zu ihm zu bekennen und ihm jede Gelegenheit zum Widerspruch zu entziehen, kehrte er vielmehr die Ecken seiner Meinungen wie seines

Charakters hervor, wodurch er ihm zugleich die Grenze seines Einflusses vorzeichnete. Er behauptete, daß seine frühere Regierungsweise für jene Zeit die rechte gewesen, erklärte sich aus dem Bedürfniß nach Thätigkeit, das in der Nation nach einjährigem Ausruhen vom Kriege erwacht sei, den Wunsch, den sie jetzt nach Versammlungen mit einer Tribüne besitze, oder zu besitzen glaube, ließ indessen diese Richtung nur von der Minderheit und keineswegs vom eigentlichen Volke gelten, das nur ihn wolle, und wiederholte mehrmals, daß seine Rückkehr auf den Thron nicht so fast das Werk der Armee als dieses Volkes sei, dessen Zusammenströmen auf seiner Reise er Constant schilderte, daß er der Kaiser der Bauern, der Plebejer Frankreichs, ebenso sehr als derjenige der Soldaten sei. Übrigens hasse er die Freiheit nicht. Er habe sie aus seinem Wege geschafft, so lange sie ihm darauf hinderlich gewesen: für die Weltregierung habe es unbeschränkter Macht bedurft; um Frankreich allein zu regieren, tauge vielleicht eine Verfassung besser. Auch wolle er ihm nicht verbergen, daß er sich den Frieden erst werde erkämpfen müssen, und zwar durch einen langen ernsten Krieg, worin ihn die Nation unterstützen müsse, die dafür mit Freiheit werde belohnt sein wollen. Bringen Sie mir also Ihre Ideen hierüber, sagte er: öffentliche Verhandlungen, freie Wahlen, verantwortliche Minister, Preßfreiheit, das Alles ist mir nun recht; ich kann mich zu der Ruhe eines constitutionnellen Königs bequemen, man ist im fünfundvierzigsten Jahre nicht mehr, wie man im dreißigsten gewesen, noch besser wird sich mein Sohn dabei befinden. Aus diesen Äußerungen, von denen er manche durch seine eigenen Bemerkungen hervorrief, konnte Benjamin Constant die Schwächen des Kaisers, sowie die Vortheile auffassen, worin er sich selbst befand. Um so leichter nahm ihn Napoleon ein, der, wenn er für die Ansichten eines Andern keinen Sinn hatte, sich doch auf die Geistesart verstand und der es sich angelegen sein ließ, den Zauber, den der bloße Verkehr mit ihm, dem

Helden des Zeitalters, auf Männer von einigem literarischen Namen auszuüben pflegte, bei Benjamin Constant mit Geist und Liebenswürdigkeit zu würzen.

Constant hatte sich gehütet, in der Zusammenkunft selbst irgend etwas einzugehen. Aber Napoleon kam ihm jetzt um vieles menschlicher vor; nachdem er ihn gesprochen, konnte er Manches, womit er sich sonst in seinen Haß gegen ihn hinein geredet hatte, nicht mehr vorbringen. Er hatte noch einen besondern Genuß, dessen er sich nicht mehr zu begeben im Stande war; es war ein Triumph für Frau von Stael, wenn Napoleon, der sie auf den Tod verfolgt hatte, sich jetzt, da er sein Leben von vorne anfangen konnte, bei ihrem Zögling Raths erholte; der Kaiser hatte selbst diese Saite berührt, indem er ihm einige schmeichelhafte Worte zu ihren Handen gesagt. Für die Sache der Freiheit hatte Constant hinlängliche Hoffnung in der Stimmung des Herrschers geschöpft, mehr aber bestimmte ihn die Möglichkeit von Rückfällen, die er daneben wahrgenommen, über die gemachten Zugeständnisse die Hand zu schlagen. Er begründete in einem Briefe an Lafayette, dessen Achtung für seinen Entschluß er bedurfte, seine nunmehrige Überzeugung, daß sich die neuen Interessen des Kaisers mit denen der Freiheit vertrugen. Am Tage nach seiner Audienz in den Tuilerien erhielt er seine Ernennung zum Staatsrath.

Neben Constant ließ der Kaiser die Commission des Staatsraths, die er früher dazu bestellt hatte, an der Verfassung ungestört fortarbeiten. Sie soll zur Beruhigung Europas einen Artikel aufgenommen haben, der den Krieg von einer Erklärung der Nationalversammlung abhängig machte. Auch aus dem Publicum hatten sich, seit die Zeitungen von diesen Anstalten gemeldet, eine Menge Rathgeber an den Kaiser gewandt, der bald eine reiche Auswahl von Entwürfen für alle gedenkbaren Regierungsformen, sogar für die unbeschränkteste Gewaltherrschaft zu besserem Schutze der Freiheit, beisammen hatte, ein Beweis, daß die

neue Richtung, die er selbst einschlagen wollte, noch Niemandem klar war. Auch Benjamin Constant war noch unruhig, da er unter seinen Freunden verschiedenartigen Urtheilen über seinen Schritt begegnet war; schonend hatte ihm Lafayette von ihm selbst geschrieben, man habe ihm sonst seinen Hang zum Zutrauen vorgeworfen, nun wisse er nicht, warum sein Charakter gerade jetzt, da seine ungläubigsten Freunde Vertrauen gefaßt, in umgekehrtem Sinne sich geändert habe. Indessen wurden ihm vom Kaiser alle Grundlagen seines Entwurfs ohne Einrede zugestanden; es fiel ihm nur die Leichtigkeit auf, womit dies auch bei dem Wichtigsten geschah, die ebensowohl von der Absicht, sich nicht lange daran zu halten, als von einem geringern Anschlage solcher Grundsätze herrühren konnte. Im Verfolge glaubte Benjamin Constant am Kaiser einen gewissen Leichtsinn zu bemerken, womit er überhaupt dem Schicksale seines gigantischen Unternehmens entgegenging, und der sich sogar in augenblicklichem Mangel an seinem gewohnten Geschäftsernst und an der Kraft seiner Selbstbeherrschung äußerte; aus dem frühern Leben Napoleon's konnte Constant diesen Zug nicht hinlänglich erklären; er rieth nur auf jene Menschenverachtung, die den Kaiser früher zum Despoten gemacht und ihm nun, durch die Erfahrungen eines Regierungswechsels erneuert, die Kunst des Regierens entleidet haben konnte.

Frankreich war von dem Tage an verändert, an dem es die Anzeige des Krieges vom Kaiser selbst erhielt. Die, welche schon über den kaum begonnenen Friedensgenuß durch die Rückkehr Napoleon's in Unruhe versetzt worden waren, fanden sich gerechtfertigt, ohne um so weniger bestürzt zu sein. Der Traum einer neuen Zeit mit einem neuen Napoleon war für Alle zerstört. Mit dem Manne, welches nun sein eigener Sinn auch sein mochte, stellte sich der alte Krieg wieder ein. Wohl zürnte man dafür den Mächten und hielt sie für die Feinde Frankreichs; aber die Regierung des Kaisers konnte Niemand mehr für ein Glück hal-

ten. Das Verhalten gegen ihn ließ man zunächst auf die Parteien der Patrioten ankommen, um deren Beistand willen er gerade seine Anstalten zu einer Verfassung traf. Aus der Mitte derselben traten Schriften für die Einrichtungen der Freiheit auf, die mit dem Kaiser eine zudringlichere, bestimmtere Sprache führten. Die Stimmung wurde dadurch wenigstens noch in Spannung auf seine Entschlüsse erhalten. Es theilten indessen selbst die Constitutionnellen, die, seit ihnen die Charte genommen war, sich nicht mehr geschlossen und von den übrigen Parteien der Revolutionszeit gesondert hielten, keineswegs alle Benjamin Constant's Meinung; man sollte die Versprechungen des Kaisers im Ernste nehmen und ihm an die Seite treten; manche blieben bei ihrer Ansicht, Napoleon sei an seine Vergangenheit gefesselt, sei, je tiefer sein Wesen der Zeit sich eingeprägt, enger und enger von einem Kreise umzogen worden, außer dem er seine Kraft nicht finden könne; sie wollten ihm nicht einmal auf eine Verfassung hin trauen, seit ihm die Gelegenheit bevorstand, neue Schlachten zu gewinnen.

In diesen Tagen rüsteten Comte und Dunoyer einen neuen Band des Censeur, den sie fortsetzten, um ihre Sache gegen Bonaparte zu schützen, wie gegen die Bourbonen. Auch wirkte nun die ungewisse, aber drohende Stimmung aller Petrioten so, daß sie kühn, beinahe herausfordernd, die constitutionnellen Vorschriften zur Verfassungsarbeit brachten und dieselben, je mehr der Kaiser noch zu prüfen war, je schärfer stellten. Sie beleuchteten die Trennung der gesetzgebenden Gewalt von der vollziehenden und, in Beziehung auf diese, die Verantwortlichkeit der Minister, woneben der Begriff eines Kaisers dahin schwand; auch verhehlten sie es nicht, daß der Titel König für das Haupt einer constitutionnellen Monarchie der passendere sei. Die Preßfreiheit nahmen sie sogleich selbst in Anspruch, indem sie sogar die dem Kaiser verhaßte Philosophie zur Sprache brachten und ihr nachrühmten, daß sie im Menschen das Gefühl seiner Würde entwickele. Hatte es unter den Bour-

bonen gegolten, den Einfluß des Clerus und der Emigrirten zu bekämpfen, so griffen jetzt die Publicisten des Censeur um so bitterer, da der Krieg wieder nahte, die Soldatenherrschaft an. Statt des Ordens vom Löschhütchen, den der gelbe Zwerg zur Fastnachtszeit verschenkt hatte, schlugen sie nun einen Orden vom Säbel vor. Sie ließen aus allem Ruhme nichts gehen, der nicht durch Verdienste um die Menschheit erworben sei; und indem sie voraussetzten, Napoleon sei erst von der Armee ausgerufen worden, erklärten sie geradezu, da Frankreich nicht den Soldaten gehöre, die Regierung für eine provisorische. Wenn Napoleon's Thron einst legitim gewesen durch die Anerkennung des souverainen Volkes, so habe dieses hinwieder seinem Sturze allgemeinen Beifall gegeben; was die Rückkehr Ludwig's XVIII. Illegitimes an sich getragen, das sei durch die Annahme der Charte ersetzt worden, und wenn sich die Nation von den Bourbonen wieder abgewendet, so habe dies noch keinem Andern ein Recht gegeben; über Alles habe die Nation noch zu sprechen.

Dieser Band des Censeur war noch nicht erschienen, als Napoleon die Vorarbeiten zur Verfassung an die Hand nahm. Er hatte sich bis jetzt geduldig von den Kennern, die er zu Rathe gezogen, Alles vorsagen lassen, was zur Freiheit in einer Verfassung bedurfte; wenn ihm Vieles davon nicht einging, so erschien ihm vielleicht das Werk, das er einmal zu ertheilen entschlossen war, nur als ein provisorisches. Was aber seine Geduld erschöpfte, war, daß alle Kunst der Rathgeber eigentlich darauf gerichtet war, ihn soviel als möglich zu verdrängen, ihm nur eine Stellung zu lassen, wohin ebenso gut ein Anderer und er selbst nur dann passe, wenn er seine frühere Regierung sorgfältig verläugnen wolle. Er durfte sich wohl zum Vorwurf machen, daß er schon zu viel über sich ergehen lassen, wenn er die mit jedem Tage übler gelaunte öffentliche Stimmung bemerkte; wie herrlich war sie gewesen, als er noch allein dagestanden mit seinem Namen! Doch auch bei der Fest-

stellung aller Punkte der Verfassung, die nun vorgenommen wurde, markte der Kaiser an den einzelnen nicht. Er willigte, was Constant die Hauptsache war, in eine vom Volke zu wählende, alle fünf Jahre zu erneuernde Repräsentantenkammer von 629 Mitgliedern, ausgestattet mit der von ihm nur zu bestätigenden Wahl ihres Präsidenten, mit Öffentlichkeit ihrer Sitzungen, mit kostbaren Garantien der persönlichen Sicherheit und Unabhängigkeit ihrer Mitglieder, von der alle Steuern, Anleihen, Truppenaushebungen abhingen, und der die Regierung durch ihre Minister jeden mit dem Staatswohl verträglichen Aufschluß geben sollte. Von einer erblichen Pairie, die Constant ebenfalls zur Beschränkung des Kaisers wünschte, wollte dieser anfangs nichts wissen; der jetzige Eifer für Gleichheit würde dadurch verletzt, wandte er ein; auch sei außer den *alten* Familien, die ihm jetzt fern ständen, der Stoff dazu nicht vorhanden, fünf oder sechs große Namen genügten nicht. Allein Jedermann redete einer Pairskammer das Wort; er ließ sie sich endlich als ein Mittel gefallen, eine Menge Erwartungen zu befriedigen und einst vielleicht auch den alten Adel wieder an sich zu ziehen. Die Gesetzgebung wurde zwischen den Kaiser und die beiden Kammern so vertheilt, daß nur von jenem der Antrag ausgehen, die Kammern aber ihn um einen solchen ersuchen und ihm Amendements vorschlagen konnten. Die Verantwortlichkeit der Minister für die Vollziehung der Gesetze und für die Unterschrift, womit jede Regierungsacte durch einen von ihnen versehen sein sollte, wurde mit allen Garantien der Umständlichkeit eingerichtet, die Constant in seiner Schrift angerathen hatte. Die Unentsetzbarkeit der auf Lebenszeit gewählten Richter, die Geschwornengerichte, die Öffentlichkeit der Verhandlungen in Criminalfällen, die Beschränkung der Militairgerichte auf Militairvergehen, Alles wurde aufgenommen. Der Kaiser gab sogar zu, daß keine Verhaftung, keine Verweisung außer den vom Gesetze bezeichneten Fällen und ohne die vorgeschriebenen Formen erlaubt sein solle. Aber

die Strafe der Confiscation ließ er sich nicht nehmen. Alle seine Räthe erschraken darüber, da die Abschaffung dieser Strafe der königlichen Charte zum Ruhme gereicht hatte; sie wollten nicht ablassen. Man stößt mich, brach Napoleon aus, in einen Weg, der nicht der meinige ist. Frankreich sucht mich und findet mich nicht mehr; Frankreich will wissen, was aus dem alten Arme des Kaisers geworden, den es wieder braucht, um Europa zu bändigen. Ich soll zugeben, daß Leute, die ich mit Gütern ausgestattet, mir damit Feinde suchen. Das kann, das wird nicht sein. Ist der Friede geschlossen, so wollen wir sehen. Alles hat seine Zeit, Jeder hat seine Natur. Mir ist es nicht gegeben ein Engel zu sein; ich wiederhole, man muß den alten Arm des Kaisers wieder sehen. Man gab es auf, in ihn zu dringen.

Die übrigen Grundsätze, die anerkannt wurden, waren: die Gleichheit der Franzosen vor dem Gesetze, gleiche Belastung, gleiche Berechtigung zu allen Ämtern, die Freiheit des Gottesdienstes, die Preßfreiheit ohne Censur, mit Geschwornen zu Richtern, endlich das Recht zu Petitionen an den Kaiser, die auch den Kammern zur Empfehlung bei ihm übergeben werden durften. Der letzte Artikel, vom Kaiser beigefügt, erklärte: das französische Volk untersage für alle Zeiten der Regierung, den Kammern und den einzelnen Bürgern jeden Antrag auf Einsetzung der Bourbonen, auf Herstellung des alten Adels, der Lehensrechte oder eines bevorrechteten Cultus, auf irgend eine Bestreitung des Verkaufes der Nationalgüter. Nun theilte aber der Kaiser seinen Entschluß mit, diese Verfassung dem Volke sogleich und zwar als eine Zusatzacte zu den Constitutionen des Reichs zur Annahme vorzulegen. So hatten Benjamin Constant und seine Mitarbeiter es nicht verstanden; nach den Lyoner Decreten hatten sie an einem bloßen Entwurfe für die Versammlung des Maifeldes zu arbeiten geglaubt, und durch die Anreihung an die alten Constitutionen der Kaiserzeit ging alle ihre Mühe verloren, Napoleon

auf einen neuen Boden zu stellen. Dieser zeigte ihnen, daß in den kaiserlichen Constitutionen die ganze bürgerliche und Strafgesetzgebung verflochten war, die doch nicht mit Einem Male abgeschafft und ersetzt werden könne. Allein Constant, den der Tadel seiner Partei ängstlich gemacht, sah das Mißtrauen voraus, das die bloße Erwähnung dieser Urkunden des Despotismus erregen würde. Seine Vorstellungen blieben wirkungslos. Ihr wollt mir meine Vergangenheit nehmen, ich will sie behalten, erklärte Napoleon. Was soll denn aus meiner eilfjährigen Regierung werden? Ich glaube einigen Anspruch darauf zu besitzen. Die neue Verfassung soll an die alte sich anschließen, die Erinnerung an mehrjährigen Ruhm wird ihr einigen Werth geben. Umsonst bemühte sich Benjamin Constant, dem Kaiser begreiflich zu machen, daß ihm Popularität jetzt nöthiger wäre, als ruhmreiche Erinnerungen, daß ihm diese sogar schädlich werden könnten; er mußte befürchten, ihn durch fernere Zudringlichkeit zu einem unglücklichen Worte über die herrlichen Freiheiten zu reizen, die er ihm abgewonnen hatte; an diesen besaß er seine Rechtfertigung und hätte sich sogar mit der Errichtung einer ungehemmt verhandelnden Deputirtenkammer begnügen können, die von jeher auch unter seinen constitutionnellen Freunden für das unfehlbare Mittel gegen jede Verkümmerung der Freiheit gegolten hatte. Alle, die mit dem Kaiser über die Verfassung zu sprechen Gelegenheit hatten, waren aber gleich bekümmert über seinen Entschluß; sie erneuerten ihre Vorstellungen bei jedem Schritte, den die Verfassung machte, aber nach kurzen Verhandlungen im vollständigen Staatsrathe und im Ministerrathe erschien sie den 23. April im Moniteur mit folgender Einleitung:

„Zusatzacte zu den Constitutionen des Reichs. Napoleon, von Gottes Gnaden und durch die Constitutionen des Reichs Kaiser der Franzosen, allen Gegenwärtigen und Zukünftigen Gruß.“

„Seit Wir vor funfzehn Jahren durch Frankreichs Wunsch zur Regierung des Reichs berufen worden sind, haben Wir zu verschiedenen Zeiten die Verfassungsformen nach dem Bedürfniß und nach dem Verlangen der Nation und mit Benutzung der Lehren der Erfahrung zu vervollkommnen gesucht. Die Reichsverfassungen haben sich demnach aus einer Reihe von Acten gebildet, die mit der Annahme des Volks versehen worden sind. Wir hatten damals zum Zwecke, ein großes europäisches Bundessystem zu organisiren, für das Wir uns entschieden hatten, weil es dem Geist der Zeit gemäß und dem Fortschritte der Gesittung günstig zu sein schien. Um dasselbe vervollständigen und ihm die ganze Ausdehnung und die Festigkeit geben zu können, hatten Wir mehrere innere Einrichtungen verschoben, die vorzugsweise die Freiheit des Bürgers zu schützen geeignet waren. Jetzt haben Wir keinen andern Zweck mehr, als Frankreichs Wohlfahrt durch die Befestigung der öffentlichen Freiheit zu vermehren; daraus fließt die Nothwendigkeit mehrerer wichtiger Abänderungen in den Verfassungen, Senatusconsulten und andern Acten, welche dieses Reich regieren. Um aus diesen Gründen einerseits von dem Vergangenen beizubehalten, was gut und heilsam ist, andrerseits die Verfassung in allen Stücken nach den Wünschen und Bedürfnissen der Nation und nach dem Friedensfuße, worauf Wir mit Europa zu bleiben wünschen, einzurichten, haben Wir Uns entschlossen, dem Volke eine Reihe von Verfügungen vorzuschlagen, die seine Verfassungsacten abändern und zu dem Zwecke vervollkommnen werden, den Rechten der Bürger völlige Sicherheit zu verleihen, dem Repräsentativsysteme seine ganze Ausdehnung zu geben; die Zwischencorps mit der wünschbaren Achtung und Gewalt auszustatten, kurz den höchsten Grad politischer Freiheit und persönlicher Sicherheit mit der Kraft und Centralisirung zu verbinden, die nöthig sind, wenn das Ausland die Unabhängigkeit des französischen Volkes und

die Würde unserer Krone achten soll. Demgemäß sollen die nachfolgenden Artikel, als eine die Reichsverfassungen ergänzende Acte, der freien und feierlichen Annahme aller Bürger im ganzen Umfange Frankreichs unterworfen werden."

Ein der Acte mitgegebenes Decret bestimmte die Auflegung von Registern, wo jeder Bürger seine Stimme darüber einzeichnen konnte, und setzte die Versammlung des Maifeldes, an der das Ergebniß aus den gesammten Registern gezogen werden sollte, auf den 26. Mai fest.

Der erste Blick auf Titel und Einleitung zeigte den Patrioten, daß der Kaiser noch der Alte war. Getäuscht war ihre Hoffnung auf ihn. Sie lasen gleichgültig den Inhalt der Verfassung selbst, überlegten argwöhnisch die vielen auf ihren Beifall berechneten Artikel; wenn sie auch die Treulosigkeit, die sie suchten, nicht herausfanden, so enthielt der Titel doch Alles, was sie zu wissen brauchten. Sie spotteten, daß, wie die Bourbonen, nun auch Bonaparte während seiner Abwesenheit ununterbrochen regiert zu haben behaupte. Sie sprachen einer Verfassungsannahme zum Voraus alle Wahrheit ab, der keine öffentliche Verhandlung, keinerlei Abstimmung über die einzelnen Theile vorangegangen sein werde. In je ihrem heftigsten Tadel trafen sie mit den Royalisten zusammen, deren Angriffe auf den Kaiser seit der Wahrscheinlichkeit des Krieges und besonders seit dem Auftreten des Moniteur von Gent an Munterkeit und Kraft mit jedem Tage zunahmen. Wie sie dazu bis jetzt die vom Kaiser bewährte Preßfreiheit benutzt hatten, so war für ihre gescheidten Köpfe, die jede Art von Freiheit für Napoleon's Verderben hielten, die neue Verfassung ein Triumph. Muthwillig stimmten sie in die Klagen der Patrioten über die Unaufrichtigkeit der freisinnigen Artikel ein und jene gaben ihnen darin Recht, daß in allen guten Theilen der Kaiser nur die Charte Ludwig's XVIII. ausgeschrieben habe, und daß der charakteristische Unterschied der beiden Verfassungen in der Beibehal-

tung der Confiscation liege. Da sich die tyrannischen Absichten des Kaisers augenscheinlich zunächst auf die Royalisten bezogen, so flößten diese allen Eiferern für die Freiheit ein persönliches Interesse ein. Sie redeten am lautesten in dem Sturm wider die Zusatzacte, und allgemein wurde es als eine Hauptbeschwerde anerkannt, daß sich Napoleon vermessen hatte, der Nation die Berufung der Bourbonen für immer zu untersagen. Die Masse der Pariser Bürger hatte nun ebenfalls die Sprache für ihren Mißmuth über den wiederkehrenden Krieg gefunden. Die Klage, daß Napoleon doch nur der Alte sei, war auch die ihrige; sie hatten dabei an den Kriegsfürsten gedacht, und da nun auch der Despotismus gekommen war, so hatte das Bild des Kaisers für die Pariser, die es so längst vor Augen gehabt und sich überdies jener Zeit schon etwas entrückt fühlten, keinen Reiz mehr.

Schon als die Einsprache Europas gegen den neuen Kaiserthron wahrscheinlich geworden war, mögen vorsichtige Politiker für rathsam gehalten haben, mit den Erlassen des Königs zu Gent sich bekannt zu machen und sich wenigstens vor auffallenden Verstößen dagegen zu hüten Durch einen Anfang persönlicher Berührungen, durch diese oder jene kleine Intrigue hatten sie bereits auf die verschiedenen Wendungen der Zukunft hin, eine Stellung eingenommen, über die sie bei jedem Wechsel der Aussicht aufs Neue mit sich zu Rathe gingen. In der jetzigen Aufregung durfte sich dies Alles hervorwagen; bei den hundert Gelegenheiten, sich mitzutheilen, sich zu finden, wurde Vielerlei angeknüpft, Manches beinahe schon gezeitigt. Klugheit und Furcht, wie die geheime Feindschaft und die durch das Beispiel aufgetriebene Unzufriedenheit, Alles warf sich in den bösartigen, einstimmigen Verdammungslärm der öffentlichen Meinung über die mißrathene Urkunde, durch welche Napoleon seine neue Regierung von der frühern hatte unterscheiden wollen.

Es traf sich, daß der eben fertige Band des Censeur ohne des Kaisers Vorwissen mit Beschlag belegt wurde.

Dies zog den ganzen Sturm des Publicums auf sich. Ein eigener Abdruck des verwegenen Artikels, worin Napoleon's Säbelherrschaft als provisorisch sich dargestellt fand, wurde tausendfältig verbreitet und prägte sich der öffentlichen Meinung ein. Auf die Verwendung einiger Staatsräthe, unter denen sich besonders Constant die Sache angelegen sein ließ, befahl der Kaiser, den Beschlag aufzuheben.

Einen Tag später als die Zusatzacte hatte der Moniteur das Decret veröffentlicht, wodurch die Mitglieder aller Wahlcollegien und eine Abordnung von jedem Armeecorps aufs Maifeld eingeladen wurden. Weder diese Bürgschaft, daß die Versammlung statt finden werde, noch der darin vorgeschriebene Eid des Kaisers beschwichtigten aber die zornige Stimmung im geringsten. Die Pariser hatten an dem Maifelde, das Napoleon wieder aus seinen Erinnerungen an Karl den Großen gegriffen zu haben schien, niemals Geschmack gefunden; man hatte sich stets vor einem Truge gefürchtet, den man darin voraussetzte, und schon in der Unfähigkeit einer solchen Menschenmasse zu einer tüchtigen Verhandlung fand. Jetzt würde man es lieber gesehen haben, der Kaiser hätte seine Zusatzacte aus eigener Machtvollkommenheit ertheilt, als daß er sie in die Formen einer freiwilligen Annahme durchs Volk zu kleiden trachtete.

Das Unglück der Verfassung drückte Benjamin Constant nieder, dessen Gemüth von der Gunst der Freunde der Freiheit lebte. Wenn er sich vorgestellt hatte, man werde in den Kammern das Hülfsmittel gegen den Mißbrauch der äußern Form der Acte erkennen, so fand er jetzt, daß ein Geheimniß sich nicht einer ganzen Nation anvertrauen läßt. Er mußte in aller Eile versuchen, durch Zeitungsartikel das Publicum, das nicht weiter gelesen zu haben schien, als bis ans Ende der Einleitung, auf die vielen schönen Freiheiten in der Verfassung aufmerksam zu machen. Die ausgezeichnetsten Publicisten halfen ihm. Sie stellten Vergleichungen der Zusatzacte mit der Charte und mit der Verfassung vom Jahre VIII. an, die zu Gunsten der erstern

ausfielen; sie zeigten an, daß ihr keiner der Vorzüge der englischen Verfassung fehlte, sie unterstützten mit Belegen aus Blackstone, Delolme, Montesquieu die Behauptung, es habe noch kein neuerer Staat so liberale Gesetze besessen. Das Publicum ließ sich zwar über manchen Punkt aufklären, allein es war kein Mangel an Prüfung gewesen, woraus der Sturm hervorgebrochen. Die tiefste Ursache war vielmehr, daß das Räthsel, wie es sich mit der Änderung von Napoleon's Wesen verhalte, die ihm den Anspruch auf eine neue Regierung hätte geben sollen, eine unbefriedigende Lösung erhalten hatte. Er war noch der der Alte, wie es die Patrioten ihm nun zum Vorwurfe machten. Aber er hatte die zwingende Kraft seines Wesens aufzugeben; das bemerkten nicht nur die Royalisten, sondern auch die Männer aus seiner eigenen Schule, von denen einige, die ihm bis jetzt in Allem an der Seite gestanden, nach einem solchen Vertrage mit der Anarchie sich plötzlich von ihm abwandten.

Napoleon selbst war betreten über das Schicksal seiner Zusatzacte. Er hatte noch bis im letzten Augenblicke erwartet, sie werde den günstigen Eindruck machen, auf den er es abgesehen. Er hielt sogar eine mit Lust von ihm entworfene Proclamation bereit, womit er die Freude der Nation auffangen wollte. Nun sah er sich auf ein ihm fremdes Feld gerathen, wo ihn seine glückliche Kraft im Stiche gelassen. Man will ihn um jene Zeit mehrmals klagen gehört haben, daß er nicht mehr der gleiche sei, daß er gealtert habe.

Carnot hatte ihm einen Bericht erstattet, der als ein schönes Zeugniß seiner neuen Regierung aufgenommen werden mußte. Es untersuchte nämlich der Minister, wie man dahin gelangen könne, daß die größtmögliche Zahl von Kindern in Frankreich einen tüchtigen Primairunterricht erhielte, und empfahl das Mittel des gegenseitigen Unterrichts. Der Kaiser erließ nun am 27. April ein Decret, das, jene Aufgabe anerkennend, eine noch vielseitigere Ver-

gleichung der besten Methoden und namentlich die Errichtung einer Probeschule verordnete.

In die Niederlage, die den Kaiser betroffen, waren seine Minister und Alle, die für ihn sich bloßgestellt, mit ihm verwickelt. Um ihrer selbst willen traten sie zusammen und suchten auch die angesehensten Patrioten auf, um auszumachen, auf welche Art der Kaiser helfen müsse. Das gewichtigste Wort stand jetzt Denen an, deren Stellung neben Napoleon die unabhängigste war. Carnot hatte aber durch die Wirkung der Zusatzacte an Bedeutsamkeit verloren: denn er hatte übernommen, für den Kaiser, der die Streitkräfte Frankreichs sammelte, den Aufstand der Patrioten in Bereitschaft zu halten, und konnte nun diese, bis sie durch neue Mittel wieder gewonnen wären, nicht mehr fassen. Hingegen zog Fouché's geheimnißvolle Macht in dieser Noth wieder an. Er selber sah, nachdem der Versuch des Kaisers fehlgeschlagen war, etwas Namhaftes zur Beruhigung zugleich des Landes und Europas durch eine Verfassnng auszurichten, die Zeit für seine Pläne gekommen. Er erklärte den Verlegenen, man müsse vom Kaiser die Berufung der Kammern verlangen, diese würden ihm die Mittel zum Kriege verleihen können, die ihm selbst nicht mehr zu Gebote ständen, und in dem Falle, daß der Krieg eine unglückliche Wendung nähme, daß Napoleon gestürzt würde, oder daß er einem Friedensschlusse im Wege stände, könnten die Kammern für die Rechte und die Interessen Frankreichs eintreten. Da nur die Berufung der Kammern den Argwohn des Publicums, der Kaiser wolle mit seinen alten Constitutionen ein Despot bleiben, niederschlagen konnte, so war man darüber einverstanden, daß er seinen Ministern diese Rechtfertigung schuldig sei. Benjamin Constant, Lafayette, die Constitutionnellen, die unter dem aufgebrachten Publicum standen, wie Diejenigen, die von dem Sturme betroffen wurden, erklärten einstimmig die Berufung der Kammern für das einzige Auskunftsmittel. Sie stießen sich daran nicht, daß dieselbe der Ab-

stimmung des Volkes über die Zusatzacte vorgriff; im Gegentheile war es ihnen erwünscht, wenn der Kaiser diese Urkunde auf sich nahm, das Maifeld als eine bloße Ceremonie vorüberging, und unmittelbar darauf die Kammern zur Verbesserung der Constitution schritten. Napoleon widersprach; aber er fand Niemanden mehr, der ihm nicht dieselbe Sprache führte. Er unterzeichnete am 30. April das Decret. Er habe gehofft, hieß es darin, aus den Wahlcollegien zum Maifelde eine allgemeine Commission bilden und damit in einigen Monaten seinen großen Zweck erreichen zu können; als er aber an den feindlichen Absichten der fremden Mächte nicht mehr zweifeln dürfen, habe er sich dazu entschließen müssen, entweder die Dictatur zu verlängern, welche die Umstände und das Vertrauen des Volks ihm übertragen hätten, oder die Bearbeitung der Verfassungsacte abzukürzen. Das Interesse Frankreichs habe ihn auf das Letztere angewiesen; er habe dem Volke eine Acte vorgelegt, die theils seine Freiheit und seine Rechte verbürge, theils die Monarchie vor aller Umwälzung sicher stelle; indem dieselbe das Verfahren bei der Gesetzgebung bestimme, enthalte sie die Grundlage jeder Verbesserung, die den Wünschen der Nation entsprechen möge, wobei indessen alle Verhandlung über eine gewisse Anzahl unwiderruflich festgestellter Hauptpunkte untersagt sei; er habe nur die Annahme des Volkes erwarten wollen, ehe er die Wahl der Deputirten veranstalte, doch abermals beherrscht von den Umständen, mache des Staates höchstes Interesse ihm zur Pflicht, sich sobald als möglich mit den Nationalbehörden zu umgeben. Die Deputirten, deren Wahl das Decret den Wahlcollegien aufgab, sollten sich in Paris zur Versammlung des Maifeldes einstellen, um die Repräsentantenkammer bilden zu können, die der Kaiser unmittelbar nach der Verkündigung der Annahme der Verfassungsacte zu berufen gedenke.

Benjamin Constant war eine Last vom Herzen genommen, und in seiner Freude schrieb er wieder an Lafayette

und drang in ihn, daß nun er sich wählen lasse. Auch Lafayette war ganz zufrieden und ließ sich Napoleon als provisorischen Dictator gefallen.

Dem Publicum war der Gegenstand seines Unwillens entzogen. Die Patrioten, denen es damit Ernst gewesen, behandelten nun die Zusatzacte als etwas Provisorisches, dessen Annahme oder Verwerfung von keinem großen Belange wäre. Sie sahen die Kammern vor sich, die das Verfassungswerk von vorne beginnen würden; Napoleon's sämmtliche Gegner besaßen an denselben das Mittel, seiner Meister zu werden. Man nannte sie schon eine Convention. Allein bis zur Eröffnung dauerte es noch einige Wochen. Man schaute sich wieder um, da jeder der großen Kräfte, die sich in Thätigkeit befanden, Zeit vergönnt war, einzugreifen; vielleicht trat vorher der Krieg ein, und der Gedanke an diesen brachte wieder Unsicherheit in allen Glauben, den man sonst den Worten Napoleon's schenken zu dürfen meinte.

An einem der letzten Apriltage wurde ein Handelsreisender aus Wien verhaftet, der Fouché einen Brief von Metternich gebracht hatte, von dessen Inhalt er nichts wußte als daß der Minister einen Agenten am 1. Mai nach Basel zur Unterredung mit einem Baron von Werner schicken sollte. Da Fouché bei einem Geschäfte, wozu ihn der Kaiser eilig beschied, die Sache nicht berührte, faßte dieser, den der bösartige Sturm des Publicums verfinstert haben mag, den Argwohn, daß eine Verschwörung gegen seinen Thron, vielleicht gegen sein Leben angezettelt werde. Den Minister fest zu nehmen, war die erste Regung. Aber war es nicht wahrscheinlich, daß derselbe die Belege seines Verraths schon beseitig thatte? Und war es rathsam, dem Lande zu zeigen, daß dieser feine Kopf mit seinen Gegnern sich eingelassen? Napoleon wünschte aber in das Geheimniß von Basel zu dringen. Zu allem Verdruß der letzten Tage hatte er sich überzeugen müssen, daß, ungeachtet die Befestigung seiner Macht in Wien nun vollständig bekannt war, das öst-

reichische Cabinet jede Berührung mit ihm abwies. Es fiel ihm ein, diejenige zu benutzen, die seinem Minister angeboten war, durch einen angeblichen Agenten Fouché's mit dem östreichischen Baron, insofern dieser nur vorläufige Erläuterungen über eine Regentschaft dem intriganten Minister brachte oder von ihm holte, selbst einzutreten. Er vertraute diese Sendung Fleury de Chabulou, seinem Secretair, und trug ihm auf, am Ende noch zu forschen, ob die Alliirten Eugen an der Spitze der Regentschaft dulden würden. Baron von Werner wartete in Basel. Die Antworten, die er dem ausfragenden Fleury gab, brachten diesen auf die Voraussetzung, Metternich hoffe durch Fouché noch vor dem Kriege den Kaiser stürzen und den Bourbonen zum Throne verhelfen zu können, aber ein Anschlag sei noch nicht vorhanden. Sobald er sich darüber beruhigt, redete Fleury dem Östreicher von der friedlichen Gesinnung Napoleon's und ging dann auf den Sohn desselben und auf Eugen über. Werner verbarg ihm nicht, daß der Fürst von Metternich andere Gedanken bei Fouché vermuthet habe, und wurde wortkarg; doch griff er die Erwähnung des Sohnes Napoleon's auf und verabredete mit Fleury eine neue Zusammenkunft.

Inzwischen hatte Fouché selbst, der Alles erfahren, dem Kaiser mit dem Tone der Offenheit und Leichtfertigkeit von seinem Briefe erzählt. Napoleon, der seinen Hang kannte, auch die Geschäfte, die er mittheilen durfte, als eine Intrigue zu behandeln, glaubte nicht länger an die Absicht, ihn gewaltsam zu stürzen, welchen Verdacht auch Fleury's Bericht nicht unterstützte. Er beauftragte nun selbst seinen Minister, dessen Schritte er doch nicht bewachen konnte, seine geheime Unterhandlung mit Metternich zu dem Zwecke fortzusetzen, Östreich von der Coalition zu trennen. Wahrscheinlich hoffte er, daß es ihm Fouché mittheilen würde, wenn er für die Regentschaft etwas ausrichten konnte. Hatte doch der Thron für ihn selbst nicht mehr den frühern Sinn, so lange es ungewiß war, ob sein Sohn ihn bestei-

gen könnte! Von Anzeichen fernerer Verbindungen Fouché's mit England, sogar mit Gent, wandte er die Augen ab; je furchtbarer seine Rüstungen wurden, je näher er dem Kriege stand, desto gleichgültiger konnten ihm alle nur auf dessen Mißlingen angelegten Intriguen sein; Fouché aber sah den Geist der Revolution dermaßen erstarken, daß, welches auch die künftige Regierung war, seinen Rathschlä- zur Beherzigung derselben sie sich nicht entziehen konnte; er wurde freier in seinen Verbindungen.

Napoleon hatte bei seiner Ankunft in Frankreich nicht mehr die Armee gefunden, die er hinterlassen hatte. Obgleich seit dem Frieden die aus den Festungen Deutschlands und aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrten Soldaten dazu gestoßen, war sie in Folge des Systems der Bourbonen und der Vernachlässigung, die sie erfuhr, auf 150,000 Mann heruntergekommen, von denen kaum 100,000 unter den Waffen standen. Darunter betrug die Cavallerie 25,000 Mann mit etwa 16,000 Pferden. In den Magazinen befanden sich nur 150,000 neue Gewehre und 300,000, die ausgebessert werden konnten. Für die Bekleidung war seit einem Jahre nichts mehr gethan worden. Nur der Vorrath an Geschütz war groß genug für die stärksten Heere. Napoleon hatte alle seine alten Soldaten wieder zu ihren Corps eingeladen, aus den verabschiedeten Officieren die Cadres zu einem dritten, vierten und fünften Bataillon jedes Regiments gebildet, die Conscription von 1815 einberufen. Er hatte den Regimentern ihre *alten Ehrennamen*, das unbesiegbare, das unvergleichliche, Eins gegen Zehn! zurückgegeben, die Infanterie der alten Garde verdoppelt, ihre Cavallerie verdreifacht. 10,000 Pferde waren der Cavallerie von der Gensd'armerie abgetreten worden, die darauf das Geld bekommen, sich selbst zu versehen. Carnot beschleunigte die Aushebung der Grenadiere und Jäger der Nationalgarde, im Schwunge war der Eifer der Präfecten, sie zu fördern und in allen Stücken den Beitrag ihrer Departements zu liefern; alle Soldaten, alle

Nationalgarden erschienen pünktlich, freudig; unausgerüstet wie sie waren, wurden sie meist über Paris, wo der Kaiser sie musterte, nach den festen Plätzen abgeführt, in denen ihre Bewaffnung, Bekleidung, Organisation vervollständigt werden sollte.

Rückten nun aber die Heere von ganz Europa gegen Frankreich, so erforderte dessen Vertheidigung 800,000 Mann. Napoleon getraute sich, die Armee mit Hülfe einer Aushebung von 250,000 Mann, die von den Kammern begehrt werden sollte, bis zum 1. October so hoch zu bringen. Wahrscheinlich waren aber die Feinde schon um die Mitte Juli zum Einmarsch gerüstet. Zur Vertheidigung aller Grenzen war dann die französische Armee noch zu schwach, und der Krieg mußte vor Paris und Lyon entschieden werden. Napoleon hatte den Plan, seine Hauptstadt zu befestigen, nach dem herrlichen Feldzuge von 1805 gefaßt, in welchem ihm das unbefestigte Wien in Folge der einzigen Schlacht von Ulm in die Hände gefallen war; theils um der Einwohner willen, theils zu sehr von seinen neuen Kriegen in Anspruch genommen, hatte er die Ausführung unterlassen und sich dadurch im letzten Jahre die voreilige Übergabe der Stadt zugezogen. Nun übertrug er die Befestigung von Paris, wozu er selbst den Plan entwarf, dem General Haxo, diejenige von Lyon dem General Lery. Darauf konnte ein Defensivplan für den bevorstehenden Krieg gestützt werden. Nach Carnot's militairischen Ansichten sollte er von Anfang an der Offensive vorgezogen werden. Bis die Alliirten den Weg von der Grenze bis zum Schauplatze des Entscheidungskampfes zurückgelegt hätten, würden die französischen Rüstungen um Vieles weiter geschritten, Paris und Lyon befestigt sein. Zur Sicherheit innerhalb des Kreises der französischen Grenzfestungen müßten die Alliirten beträchtliche Streitkräfte zurücklassen, wogegen in Frankreich, wenn die Feinde alle Schuld an dem Kriege zur Schau trügen, neue Bataillone aus den Provinzen sich aufraffen und alle Wunder

der Nationalvertheidigung spielen würden. Carnot redete stets dem Defensivplane beim Kaiser das Wort. Aber wenn er die größtmögliche Zahl von Bürgern unter die Fahnen zu sammeln bedacht war, so faßte Napoleon den im Felde stehenden Soldaten ins Auge, dessen Muth die Offensive befeuerte. Er war eingenommen gegen einen Plan, nach welchem das Elsaß, Lothringen, die Freigrafschaft, Burgund und die übrigen Grenzprovinzen ohne Noth preisgegeben werden sollten. Er hatte noch nicht darauf verzichtet, den Krieg mit einem Überfalle der englisch-preußischen Armee in Belgien zu eröffnen; aber der Augenblick dazu ging spätestens einen Monat, bevor die übrigen Heere der Alliirten an der Grenze angekommen sein würden, verloren. Der moralische Nachtheil des ersten Angriffs sollte zwar durch die deutliche Feindseligkeit der europäischen Diplomatie verringert worden sein; allein er richtete sich nun nach den Launen der öffentlichen Meinung in Frankreich und konnte in den ersten Tagen des Mai noch nicht gering angeschlagen werden. Was diesem Plane bei Napoleon einen besondern Werth gab, war die Hoffnung, daß ein Schlag auf die englischen Truppen der um den Frieden bemühten Opposition im Parlamente aufhelfen würde.

Die Thätigkeit zur Ausrüstung der Armee hatte den gleichen Schwung erreicht, wie im Jahre 1793; nur war sie geregelter, mit keiner Verschleuderung verbunden, und lieferte die bessere, gleichförmigere Waare. Napoleon, als er zurückkam, hatte in Frankreich noch jeden Vorrath gekannt und die Übersicht aller Kräfte des Landes zur Verfertigung von Tuch und Gewehren vor Augen gehabt. Er hatte sie alle für Das in Anspruch genommen, worin er jede zur höchsten Ergiebigkeit zu bringen vermochte. Dadurch, daß er den kaiserlichen Gewehrfabriken die leichtere Arbeit abnahm und einfachere Muster angab, hatte er sie befähigt, anstatt 20,000 neue Waffen, ihm monatlich 40,000 zu liefern. Für die Ausbesserung der alten Gewehre konnte in allen festen Plätzen gesorgt werden. In Paris waren für diese

verschiedenen Bedürfnisse die Arbeiter aller verwandten Handwerke in ungeheure Werkstätten vereinigt worden, wo sie unter der Leitung von Officieren der Artillerie jeden Tag eine größere Fertigkeit erreichten. Das Geld dazu war vorhanden: nach der eiligen Flucht der Bourbonen hatte sich das sämmtliche Silberzeug der Krone und in den Cassen eine Summe von funfzig Millionen vorgefunden. Aus der Amortisationscasse waren vier Millionen zurückgekaufte Renten zu 50 Procent abgesetzt worden. Alles wurde baar bezahlt, mit Vorschüssen den Fabriken nachgeholfen. Pünktlich wurden die Zinsen der öffentlichen Schuld, die Pensionen entrichtet; ja Napoleon machte einen Anfang mit der Wiederaufnahme der großen Bauten, welche die Regierung der Bourbonen unterbrochen hatte. Auch das Volk einiger Gegenden schien helfen zu wollen, indem die Steuern schneller einliefen als gewöhnlich; von einzelnen Bürgern kamen dem Kaiser patriotische Gaben zu; es verging keine Musterung, ohne daß sich Unbekannte ihm näherten, um ihm Päckchen mit Bankbillets zu überreichen.

Während Napoleon sich eine Armee schuf, gingen andere Rüstungen von den Bürgern aus. Das erste Beispiel gaben die patriotischen Bürger von Nantes, Rennes und der übrigen Städte der Bretagne, die während der Restauration in beständiger Unruhe vor den Chouans gelebt hatten und durch die kurze Erscheinung des Herzogs von Bourbon in der Vendée aufgeschreckt worden waren. Wie sie das Land kannten, hielten sie die Gefahr auch nach der Abreise des Herzogs nicht für überstanden. In der Mitte des Aprils, als die Feindschaft Europas bekannt wurde, und ihre Gegenden zu einem Bürgerkriege ausgewählt zu sein schienen, der derselben zu statten käme, schlug die Jugend von Nantes der von Rennes vor, den bretagnischen Föderationsact zu erneuern, den 1790 ihre Väter zu Pontivy geschlossen. Da die Hauptstadt einwilligte, kamen aus vielen andern Städten der Bretagne Abordnungen auf den 22. April zusammen. Ein Bundesvertrag wurde entworfen,

worin nirgends der Name des Kaisers stand. Nur auf die Vorstellung, daß er in dieser Fassung von der Regierung nicht zugegeben werden würde, schaltete man den Namen noch ein; es sollte der Bund nun dazu dienen, alle Freunde des Vaterlandes, der Freiheit und des Kaisers enger zu vereinigen. Man verpflichtete jedes Mitglied, sich nach den Vorschriften des eben erschienenen Decrets über die Nationalgarde zu bewaffnen; man wollte, daß die Föderation zur Nationalgarde gehöre, nur daß sich Jedermann, den nicht schlechte Sitten ausschlössen, einzeichnen könnte. Anstatt den allgemeinen Pflichten des Bürgers sich zu entziehen, sollten die Mitglieder dieses Ehrenbundes vor Allem, bei Strafe der Ausstoßung, zur Erfüllung derselben gehalten sein. Nicht eher sollte die Föderation handeln, als bis sie von der öffentlichen Behörde dazu aufgefordert oder bevollmächtigt worden, und nur so lange bestehen, bis der Kaiser erklärt haben werde, daß alle Gefahren des Vaterlandes vorüber seien. Zur Aufgabe wurde ihr gemacht, aus allen Kräften die liberalen Grundsätze zu behaupten, die öffentliche Stimmung nach dem Bedürfniß der gegenwärtigen Umstände zu erhalten, im Lande die öffentliche Sicherheit zu schützen, bedrohten Städten und Dörfern beizuspringen und jeden Anschlag gegen Verfassung, Freiheit und Kaiser zu vereiteln. Von Rennes aus, wo ein Centralcomité seinen Sitz aufschlug, wurde der Bund durch alle fünf Departements der alten Bretagne organisirt und faßte nach wenigen Tagen die jüngern Männer der gebildeten Stände in sich. Auf die Zusatzakte hin wollten Viele den Namen des Kaisers wieder gestrichen wissen; sie ließen sich zeigen, daß dies nicht anging, aber ihr Eifer nahm etwas ab.

Dem Kaiser wurde dieser bretagnische Pact an einem jener letzten Apriltage vorgelegt, wo Jedermann von ihm Nachgiebigkeit forderte, und zwar aus Besorgniß, durch die unglückliche Zusatzacte möchte er bereits die Hülfe der Nation im Kriege verscherzt haben. Die Widerlegung, welche

diese Erklärung aus der Bretagne brachte, ließ ihn wohl über die Selbständigkeit hinwegsehen, womit ihre Urheber neben ihm gehandelt. Wichtig konnte gerade auf jenem Punkte der militairische Vortheil sein, und so gestattete Napoleon, daß, zur Warnung für die Alliirten, die Urkunde der Föderation mit Erläuterungen in den Moniteur gesetzt wurde, worin an den Föderirten hervorgehoben wurde, daß sie ihrem Stande nach die Freiheit von der Ungebundenheit zu unterscheiden wüßten.

Die Royalisten zu Paris rächten sich für den Streich, der ihnen im Westen gespielt wurde, durch die Versicherung, die kaiserlichen Commissaire hätten dort die Anarchisten organisirt. Mit Tadelsüchtigen, die dem Kaiser nur allgemeine Zugeständnisse an die Freiheit für etwas anrechnen wollten, hielten sie sich über die zweideutige Stellung der Föderirten neben der Nationalgarde auf. Gegen wen sich diese Leute denn eigentlich verbündet hätten? Gegen die Feinde des Staats seien ja alle Franzosen verbunden und ein besonderer Bund eines Theils habe keinen Sinn oder werfe einen Verdacht auf die übrigen; eine Regierung, die auf Alle zählen könne, dürfe partielle Bündnisse nicht dulden, wenn sie nicht den Keim des Bürgerkriegs pflegen wolle. Die Royalisten stimmten noch immer muthwillig in den Ton ein, den manche Eiferer gegen den Kaiser angenommen hatten, und machten zugleich für ihre eigene Sache einen bis zur Herausforderung gehenden Gebrauch von der neugewährten Preßfreiheit. Die Nachfrage nach royalistischen Schriften war so stark, daß jene Menge derselben, die vor einem Jahre nach dem Sturze Bonaparte's sich über ihn hergeworfen, im Preise stieg und vergriffen wurde, und die Verleger in neuen Stücken mit den frechsten Titeln wetteiferten. Der Schade, den sich der Kaiser durch seine Freiheitsgeschenke zugefügt hatte, kam den Royalisten in ihrem Eifer so groß vor, daß sie anfingen, die Umwege, auf denen sie bis jetzt für den König gearbeitet

hatten, zu verlassen. Ein muthiger Bretone, *Herr von Kergorlay*, war vorangegangen; er hatte veröffentlicht, daß er nicht für die Zusatzacte gestimmt habe, weil sie den Bürgern die Freiheit nicht lasse, die Herstellung der Dynastie der Bourbonen vorzuschlagen, worin er das einzige Mittel zum Glücke Frankreichs sehe. Es durften die Royalisten seit einigen Tagen aber auch wieder glauben, eine *Macht* zu sein. Die Verbindungen mit ihrer Partei in den südlichen Provinzen und in der Vendée, die durch die Unfälle der Prinzen unterbrochen worden, waren hergestellt. Des Königs Gewalt war ihnen durch den Bericht Chateaubriand's gleichsam gegenwärtig geworden. Eine königliche Regierung schien im Lande neben der kaiserlichen schon hin und wieder spürbar zu werden; mit dem Eifer der Loyalität verbreiteten sie selbst die Erlasse derselben, wie sie *ihnen von* Gent zukamen. Auswanderungen dahin waren plötzlich in Aufnahme gekommen, in Paris hatten die royalistischen Kreise neues Leben durch Chateaubriand bekommen, der ihnen angegeben, dem Lügensysteme Bonaparte's nachzugehen; neues jagte ihnen die Befestigung der Stadt ein, woraus der Kaiser diesmal Ernst zu machen schien.

Wenn Napoleon aus seinen Zimmern, wo er immer nur nachgeben mußte, vor die Glieder eines Regiments hinauseilen konnte, fand er da wieder den alten Gehorsam, und in ihm erschloß sich die alte Zutraulichkeit zum Soldaten, der nun seine einzige Hoffnung war. Aber auch hieher trug er in sich das Gefühl einer Veränderung, die mit seiner Lage vorgegangen. Die Aufmerksamkeit, die er den Truppen selbst in Kleinigkeiten erwies, schien etwas vom Unglück an sich zu haben. Er erlaubte sich keinen Vorzug, keine Gemächlichkeit mehr. Von der Militairmusik durften die alten Weisen des Nationalkriegs gespielt werden, die seit den Zeiten der Republik in Paris nicht mehr gehört worden waren. Der Umfang der Rüstungen, die Napoleon in den sechs Wochen seit seiner Ankunft un-

ternommen und gefördert hatte, fing in den ersten Maitagen sichtbar zu werden an; er ließ durch die Zeitungen die Franzosen und die Alliirten darauf aufmerksam machen.

Als die bretonische Föderation vom Kaiser anerkannt worden war, beeilten sich die Patrioten von Angers, und im östlichen Frankreich gleichzeitig die von Burgund und Lyon, die ihrigen zu stiften. In diesen Grenzprovinzen wollten sie nicht so fast gegen innere Feinde, als mit Napoleon gegen die von Neuem anziehenden Alliirten auftreten. Da sie ihn auf seiner Reise vom Golfe Juan selbst gesehen und seine ersten Verheißungen angehört hatten, so waren sie um der Zusatzacte willen nicht abtrünnig geworden; es genügte ihnen nun, daß er die Patrioten sich föderiren ließ, und sie nannten den Bund, den sie stiften wollten, einen Pact der Treue mit dem Kaiser, der ihnen die Freiheit geben werde. Die von Dijon redeten zu allen Völkern des östlichen Frankreichs: Wer hat ohne Entrüstung die Proclamationen der Alliirten und eines Königs lesen können, der unser Vater sich nennt und uns zwölfhunderttausend Feinde verspricht? Föderiren wir uns! denn in ihren Augen sind wir Alle mit Schuld beladen. Ihr aus Dauphiné, die ihr den Helden, der uns befreit hat, zuerst empfinget; Lyoner, die ihr so stolz darauf seid, daß ihr ihm noch theurer geworden; alte Freunde der Franche Comté; Elsasser, des französischen Namens so würdig, den man uns rauben möchte; Lothringer, vor deren drohender Kraft der Feind gezittert hat, und ihr unglückliche Bewohner der Champagne: föderiren wir uns! Es meinen die alliirten Herrscher, uns zu veruneinigen, indem sie vorgeben, nur den Helden wollen sie stürzen. Die Thörichten! Frei wie unsere Väter haben wir, den sie geächtet, zu dem unsrigen gemacht, mit uns haben sie es zu thun! Stolz auf unsere Wahl, hat der Held unsere Wünsche gehört: sein edles und dankbares Herz wird sie gewähren. Allein die Lyoner hatten sich schon selbst an die Bewohner der sie umgebenden Departements gewendet: Um den Kriegersinn in uns zu ersticken,

der uns von jeher die Kraft gegeben, Freiheit und Ruhm höher als Ruhe zu achten, wollen die Könige Europas uns auseinander reißen. Ausgeschieden unter den Benennungen jener alten Völkerschaften, deren barbarische Kriege einige dunkle Jahrhunderte unserer Geschichte füllen und welche die wohlthätige Politik in eine einzige Nation verschmolzen hat, würden wir nicht mehr das gleiche Vaterland, die gleichen Gesetze, den gleichen Fürsten haben. Wir würden unter das Joch von schwachen und herrschsüchtigen Fürsten, die selbst wieder fremden Mächten dienstbar sind, uns beugen müssen, nachdem wir so stolz auf unsere Freiheit gewesen, daß wir nur Den als unsern Fürsten anerkennen wollen, den alle Völker für den Tapfern unter den Tapfern, den Helden des Jahrhunderts, den größten Mann der Erde erklärt haben. Aber dagegen steht die Nation, die immer kriegerische, immer furchtbare, auf. Die Könige wollen uns auflösen: nun so wollen wir uns, wenn es möglich ist, noch enger verbinden; die Lyoner schlagen euch einen heiligen Bruderbund vor. Sendet eure Abgeordneten zu uns: wir wollen jenes Bündniß erneuern, das zum Schrecken der Könige am Morgenroth der Freiheit geschlossen ward, das Beispiel unserer Väter befolgen, jener nie gebändigten Völker Galliens und des alten Germaniens, die damit der römischen Macht widerstanden. Erst einige Tage später kamen die Patrioten von Straßburg mit ihrer Föderation zu Stande: sie sollte die Ehre des französischen Namens, die Unabhängigkeit und die politischen Institutionen unter der Regierung des großen Mannes stützen helfen gegen einen aller Civilisation feindlichen Krieg. An jedem beträchtlichen Orte bildeten nun die Föderirten einen Club, wo sie durch Freiheitsreden einander begeisterten. Ihre Freude war es, wenn sich die Föderation über neue Departements ausdehnte und wenn sie im Innern wuchs. Besonders sahen sie darauf, daß die vornehmsten Beamten des Kaisers einträten, wogegen dieselben wirklich kein Verbot erhalten zu haben schienen, und daß ihre Urkunden und

Aufrufe im Moniteur erschienen, was auch jedesmal erfolgte. Doch fehlte es an Zeichen der Ungunst beim Kaiser nicht, wie z. B. die Bürger, die schon in der Nationalgarde standen, nicht mehr Föderirte werden durften.

Auch unter den Arbeitern der Vorstädte von Paris, von denen viele in den rasch errichteten Werkstätten Gewehre verfertigen halfen, und wovon seit einigen Tagen eine neue Menge zur Befestigung der Stadt verwendet wurde, entstand der Wunsch, sich zu föderiren. Mächtige Patrioten der Vorstädte, die schon in den Zeiten der Republik dieselben geleitet hatten, sollen nun dem Kaiser ihren Beistand angeboten haben. Sie handelten dabei kaum anders, als im Einverständniß mit Fouché, der in den Vorstädten ebenfalls seinen alten Anhang hatte. Napoleon ging auch darauf ein. Wenn er an eine Vertheidigung der Hauptstadt dachte, so mußte er sich dieser Bevölkerung dazu bedienen; denn von den hablichen Bürgern, wenn sie nicht wie die Royalisten schrien, zeigte sich doch der größte Theil über die Anstalten erschrocken. Am 6. Mai ritt Napoleon in den Frühstunden allein mit drei Adjutanten nach der Vorstadt St. Antoine, besichtigte die großen Gewehrfabriken, nahm der sich um ihn drängenden Bevölkerung freundlich ihre Bittschriften ab und kehrte auf Umwegen, die ihn durch die ganze Vorstadt führten, durch den volkreichsten Theil der innern Stadt nach dem Schlosse zurück. Sogleich zog er aus der Vorstadt eine größere Anzahl Arbeiter für die Befestigung und ließ den Moniteur erzählen: Bei dem Besuche des Kaisers hätten sich viele Einwohner beklagt, daß ihnen 1814 die Waffen abgeschlagen worden seien; der Kaiser habe geantwortet: er hoffe, daß dieses Jahr die Fremden nicht über die Grenze kommen werden, aber daß man jedenfalls zu Paris 40,000 Flinten und 1000 Officiere von der Linie haben werde, damit die Bevölkerung bewaffnet und angeführt werden könne. Diesen Augenblick ergriff Fouché, um dem Kaiser einen Bericht über die zunehmenden Umtriebe der Royalisten vorzulegen,

gegen welche die bisherige Nachsicht der Polizei aufhören müsse. Um von der erstarkenden Partei des Königs nicht übersehen zu werden, bedurfte er eines neuen Mittels, sich ihr furchtbar zu machen. Der Kaiser verfügte, daß alle Franzosen, die sich beim Grafen von Lille oder im Dienste desselben außer Frankreich befänden, in Monatsfrist zurückkehren sollten, und daß gegen jeden verdächtigen Verkehr mit Gent, sowie gegen das Tragen anderer Kennzeichen, als die dreifarbige Cocarde, eingeschritten werde.

Nun bildeten sich Clubs nicht nur in den Faubourgs von Paris, sondern durch die ganze Stadt. Männer der alten revolutionairen Gerichte und Clubs fanden sich hier unter den jüngern Patrioten zum ersten Mal seit der Republik wieder öffentlich zusammen. Wenig war hier von der Zusatzacte die Rede, welche die Constitutionnellen durch ihre Kammerwahlen beseitigen mochten; wenig von dem ganzen Verfassungsspotte, der im Vaudeville noch fortgetrieben wurde; weniger überhaupt vom Kaiser, als von der Freiheit und von den Königen, worüber die ersten Tage der Republik die rechte, ewig wahre Sprache geführt hatten. Zugleich föderirten sich die Vorstädte St. Antoine und St. Marceau und erklärten in einer Proclamation: Sie Alle verlangten, bewaffnet und organisirt zu werden, weil sie Alle dasselbe Recht ansprächen und dieselben Pflichten hätten; sie wollten die Plänkner desjenigen Theiles der Nationalgarde sein, der außerhalb der Mauern streite; auch wollten sie durch ihre Haltung den Verräthern Schrecken einjagen, die zum zweiten Male das Vaterland schänden möchten; sie schwüren, daß die Hauptstadt nicht wieder von Fremden das Gesetz bekommen solle; ihr Pact sei: es widmen alle waffenfähigen Einwohner der beiden Faubourgs sich der Vertheidigung der Hauptstadt und stellen sich unter die Behörde und unter die Chefs der Nationalgarde; sie nähmen mit Freuden jeden Bürger der Hauptstadt auf, der nicht unter der Nationalgarde sei; sie schwüren dem Kaiser unbedingten Gehorsam und unverbrüchliche Treue;

die Losung ihres Bundes sei und bleibe: es lebe die Nation! es lebe die Freiheit! es lebe der Kaiser! Der Plan einer eigentlichen Föderation von Paris wurde alsbald in einer Legion der Nationalgarde gefaßt, die darüber mit den übrigen Legionen in Unterhandlung trat. Noch hatten die Föderirten der Faubourgs, von denen viele, seit sie an den großen Revolutionstagen vor das Schloß gezogen waren, in den kaiserlichen Armeen sich geschlagen, den Wunsch, ihren Bund dem Kaiser überbringen zu dürfen: er gewährte es ihnen auf nächsten Sonntag, den 14. Mai. Mit solcher Herablassung, solcher Achtung vom Kaiser behandelt zu werden, war ein Triumph für die alten Jacobiner, die er einst als Ruhestörer aus dem Felde getrieben. Aber auch sie lebten in dem Feuereifer, der alle Patrioten ergriffen hatte. Vom frühen Morgen an wurden in den hundert Werkstätten der Faubourgs bald die Lieder der Republik, bald die von der Armee, bald ein neues gesungen, das Freiheit und Kaiser verband, und im Takte förderten die Hämmer die Werkzeuge des Krieges. Mit Fahnen marschierten des Morgens Züge der Föderirten zu den Erdarbeiten am Montmartre und des Abends ins Faubourg zurück. Auf der Straße sammelte man sich bald um den Ausrufer eines Flugblattes, bald um einen Redner, und immer war der Inhalt: wieder ein 1793, aber keine Gewaltherrschaft!

Dagegen war in die höhere Gesellschaft auch die unheimliche Öde dieses Schreckensjahres eingezogen. Den Royalisten zwar diente die Auferweckung der Jacobiner mitten in ihrer Furcht zu neuen Lästerungen auf den Kaiser. Aber unter den Anhängern desselben schätzte man ihn, schon lange zaghaft und ohne Glauben an den Bestand seines Thrones, für unrettbar verloren, nachdem er sich an die Factionen gewendet hatte, denen er Frankreich einst entrissen. Niemand nahm mehr für ihn Partei, als Diejenigen, die ihn nichtsdestoweniger noch den Einzigen nannten,

der das Land vor Anarchie bewahren könne; Die, welche aus Interesse oder Gewohnheit an ihm hielten, führten ebenfalls diesen Grund dafür an, wenn sie nicht bereits mit den Patrioten vorgaben, nur um des Krieges willen ihn zu unterstützen; denn es war so weit unter dem Kaiser gekommen, daß sich Jeder über seine Partei mit Gründen zu rechtfertigen wissen mußte. Welch ein Abstand gegen jene Zeit, da Napoleon nicht nur die Factionen und alle Kraftmänner der Republik und die ganze Nation gehorchen lehrte, sondern nach seinem eigenen, damals so frischen, so unwiderstehlichen Vorbilde sie umschuf! Jetzt, anstatt wieder voranzugehen, fragte er, gab er Gehör und beherrschte so wenig mehr, daß überall die alte Natur, die er niedergehalten hatte, sich wieder frei fühlte und ihm über den Kopf wuchs. Sogar unter seinen Marschällen und Generalen war Moreau's alte Partei von Republikanern wieder leicht von den Gefährten seiner ersten Feldzüge zu unterscheiden und auch die Letztern hatten sich seither den Bourbonen angeschlossen. Um zu zeigen, daß sie nur wegen des Vaterlandes wieder beim Kaiser Dienste genommen, suchte Jeder die Unabhängigkeit seines Urtheils zur Schau zu tragen. Sie erörterten die Vorzüge der Defensive und der Offensive, als ob nicht Alles auf Napoleon ankäme. Wenige waren für einen Ausfall in Belgien, theils weil die Eroberung dieses Landes den Frieden erschweren mußte, theils weil es schien, ein Vertheidigungskrieg würde den Einfluß, den jetzt Viele neben dem Kaiser hatten, weniger aufheben. In der Unsicherheit aller Dinge war die Freiheit, sich vorzusehen, zu wählen, die Napoleon dadurch, daß er nicht mehr hinriß, Jedem gewährt hatte, Dasjenige, vor dessen Verlust man sich am meisten fürchtete. Die wenigen Personen, deren Treue am Kaiser niemals leiden konnte, wie Lavalette, Bassano, waren muthlos und glaubten doch von Einem zum Andern gehen zu müssen, um den Eifer nicht überall entweichen zu lassen. Cambaceres und andere

Talente ohne Charakterstärke, die einst am sichern Kaiserthrone hoch gestanden, wurden gar nicht mehr in Anschlag gebracht.

Wenn Napoleon beim Anblick des feurigen Treibens der Föderirten den alten Spott wiederfand, womit er einst die Factionen zur Ruhe gebracht hatte, so war doch auch er nicht guten Muthes dabei. Der Empfang vor den Tuilerien, womit er sie am Sonntag unterhalten sollte, konnte ihn indessen von ihrem Mißtrauen befreien, und er hatte sein Vergnügen an dem Schrecken, den die royalistische Gesellschaft, vielleicht auch an dem, den manche alte Verehrer seines Absolutismus deshalb ausstanden. Um die Föderirten an dem Feste in Ordnung zu erhalten, schrieb er ihnen einen militairischen Aufzug vor, der ihnen schmeichelte, und ließ zu gleichzeitiger Musterung einige Regimenter Linientruppen aufrücken. Er hatte im Sinne, hernach nur vierundzwanzig Bataillone Plänkler der Nationalgarde aus ihnen organisiren zu lassen und ihnen nur an ein paar Wachtposten, die sie beziehen sollten, eine Anzahl Gewehre in die Hände zu geben. Vom Bastillrplatz, wo die Züge aus den beiden Vorstädten zusammengestoßen waren, kamen die Föderirten, ihre wilden Freiheitslieder singend, über die Boulevards heraufgerückt. Es mochten an fünfzehntausend sein, die alle mit einem dreifarbigen Bande geschmückt waren. An ihrer Gesichtsfarbe, an ihrer Haltung, an ihren berußten oder mit Mehl bestäubten Kleidern unterschied man leicht die verschiedenen Arbeiterclassen, und hie und da blickte aus einem Gliede eine jener entsetzlichen Höllengestalten, die seit den Schreckenstagen nicht mehr in der Stadt gesehen worden waren. Im Hofe der Tuilerien trat Napoleon vor sie. Ihr Wortführer sprach ihn in finsterer republikanischer Sprache um Waffen an und versicherte ihn, daß sie dessen würdig seien. „Ist dann der Sieg erfochten durch unsern Muth und Ihr Genie", sagte er, „dann kehren wir freudig an unsere Arbeit zurück und bleiben um so friedlicher daran, als wir zum Lohne für die

Opfer von fünfundzwanzig Jahren eine Verfassung, die Freiheit und einen Fürsten unserer Wahl erhalten haben werden.“ Napoleon richtete einige kurze Sätze an sie. Er versprach ihnen Waffen und Officiere mit ehrenvollen Narben. „Ich werde keine Angst um die Hauptstadt haben, wenn die Nationalgarde und Ihr mit der Vertheidigung beauftragt seid, und sollten wirklich die Fremden den treulosen Plan ausführen wollen, unsere Unabhängigkeit und unsere Ehre anzutasten, so werde ich von der Benutzung des Sieges aus keiner Besorgniß abstehen müssen. Soldaten der Föderation, wenn es in den höhern Classen der Gesellschaft Leute gibt, die dem französischen Namen Schande gemacht haben, so hat die Vaterhandsliebe und das Gefühl der Nationalehre sich doch unversehrt in dem Volk der Städte, den Bewohnern der Landschaft und den Soldaten der Armee erhalten. Es freut mich, Euch zu sehen. Ich habe Zutrauen zu Euch. Es lebe die Nation!“ Indem die Föderirten dafür seinen Namen ausriefen, ritt er ihre Glieder entlang und ließ sie endlich vor sich abziehen, worauf die Truppen einrückten, die außerhalb des Hofes aufgestellt gewesen. Sie waren ergrimmt darüber, daß man sie für eine Ehrenwache dieser Horde hatte ansehen können. Napoleon war verstimmt, seine Freunde seinetwegen bestürzt. In allen royalistischen Gesellschaften jubelte man, nachdem der Tag überstanden war: nun habe sich der Kaiser gemein gemacht.

Die in der Nationalgarde entworfene Föderation von Paris war so weit zu Stande gekommen, daß sie auf eben diesen Sonntag, den 14., einen Aufruf an alle Einwohner der innern Stadt veranstalten konnte. Da sich Carnot und einige angesehene Patrioten an die Spitze gestellt, so hatte Eifer für die Sache die Studirenden, die Schreiber und andere bewegliche Classen ergriffen; bei ihnen aber war es bis jetzt stehen geblieben, so daß man für nöthig hielt, in dem Aufrufe zu zeigen, daß es zu baldigem Frieden des Zusammenhaltens aller Bürger und des Anschlusses an den

großen Mann, der ihr Führer sei, bedürfe. Von Beamten, die man in die Föderation einlud, erfuhr man aber Abschläge, die sich nur mit der Gesinnung des Kaisers erklären ließen. Der Eindruck, den die Scene vom Sonntag auch auf das Publicum gemacht, mag die Einschreibungen noch mehr ins Stocken gebracht haben. Die Eifrigen fanden, daß Napoleon seine Stellung nicht begriff, in der mit Halbheiten nichts ausgerichtet, sondern ein freies Hinaustreten an die Spitze der Nation das einzige Große und Wirksame sei.

Seit einigen Wochen war die Empörung der Vendée, worauf man in Gent den Plan einer Befreiung mit eigenen Kräften zu bauen schien, unter den mächtigsten Häuptern der verschiedenen Landschaften, dem feinen und erfahrenen Marquis von Autichamp, den tapfern Herren von Suzannet und Sapineau und August von Larochejaquelin in neue Überlegung genommen worden. Zugleich erbat sich der Bruder des Letzten, der kühne Marquis Louis von Larochejaquelin, vom Könige, dem er gefolgt war, die Erlaubniß, in die Vendée zurückzukehren, die seine Familie von jeher im Dienste ihres Fürstenhauses zu leiten den Ehrgeiz hatte. Er reiste über London und konnte seiner heimathlichen Küste mit englischen Subsidien und einer Ladung Gewehre zusteuern. Die Nachricht davon entschied die Großen des Landes: Sie ließen am 15. Mai die Sturmglocke läuten und Jeder brachte, da sich theils unter den Bauern selbst noch einige Lust dazu fand, theils das Verfahren bei Aufständen durch seine Regelmäßigkeit nöthigte, mehrere tausend Mann zusammen, denen, nachdem der Marquis von Larochejaquelin seine Landung bewerkstelligt hatte, die englischen Waffen unter starker Begleitung zugeführt wurden. Allein der im Lande stehende General Travot überfiel dieselbe und nahm ihr einen Theil des Transportes ab. Dem Kaiser rieth dieser General, der sich auf die Beschwichtigung der Vendée von den Kriegen mit der Republik her verstand, die Anwendung gütlicher Mittel; denn

er erkannte die Abneigung der meisten Bauern gegen einen neuen Krieg und sah einen Rangstreit zwischen dem ehrgeizigen, auf England pochenden Louis Larochejaquelin und den alten landschaftlichen Häuptern der königlichen Armee voraus. Wirklich erhob sich ein solcher über den Oberbefehl, den der junge Held dem Marquis von Autichamp, dem ältern Manne, streitig machte und an sich riß, da er seine Aufträge vom Könige selbst empfangen.

Napoleon richtete unverzüglich beträchtliche Streitkräfte aus den umliegenden Divisionen gegen die Vendée und übertrug das Commando dem General Lamarque mit der Anweisung, rasch zu handeln, aber zugleich in Verbindung mit Travot gütliche Versuche anzustellen, damit auf die eine oder die andere Weise bis zur Eröffnung des Feldzugs die Truppen wieder verfügbar würden. Auch Fouché half ein Unternehmen beseitigen, das die Rückkehr der Bourbonen vorbereiten konnte, ohne daß ein namhaftes Verdienst darum ihm zu Theil geworden wäre: er beredete mit der Einwilligung des Kaisers drei angesehene Vendéer, die sich zu Paris befanden, heimzureisen und ihren alten Waffengefährten vorzustellen, durch das französische Blut, das sie vergießen wollten, würde die Sache des Königs nicht gefördert werden; der Streit um die Regierung werde nur an den Grenzen entschieden werden können, und bis derselbe beginne, würden sie erdrückt worden sein.

Es war aber nicht die Vendée allein, wo der Kaiser seine Streitkräfte sich verstricken sah. Im östlichen Frankreich, wie in allen Provinzen des Westens, trat jener royalistische Widerstand erst jetzt hervor, den die königliche Regierung gegen Napoleon's Vorrücken zu spät zu organisiren unternommen hatte. Kleine Abtheilungen Parteigänger hintertrieben auf einzelnen Punkten die Aushebung der Truppen und die Entrichtung der Steuern, fingen den Briefwechsel der Behörden auf und behaupteten sich hie und da eine kurze Zeit auf einer Strecke der Landstraße. Der ganze Süden aber hatte sich von seiner Überraschung durch

Napoleon's Durchmarsch und durch die Feldzüge gegen die Prinzen erholt, und in allen seinen größern Städten, voraus in Marseille und Bordeaux, trug die Jugend der höhern Gesellschaft, sowie die Masse der Bevölkerung, trotzig und kühn ihren Royalismus zur Schau. Wie in der Vendée, mußte Napoleon in Marseille und Toulon ein Heer von 15,000 Mann stehen lassen, das er dem alten Republikaner Marschall Brune übergeben hatte. Doch kaum dieser, noch weniger die schwachen Besatzungen der übrigen Städte würden das Land unterworfen gehalten haben, wenn sie nicht überall zu ihrer Hülfe die Leidenschaft einiger Volkstheile gegen die übrigen hätten richten können, das Landvolk gegen das Stadtvolk, oder die Protestanten gegen die Katholiken, oder die ehemaligen Jacobiner gegen die Royalisten. Diese Schreckensmittel vereinigten vollends die höhern Stände des Südens gegen den Kaiser, dessen Herrschaft ihnen auch im übrigen Fraukreich nur auf die Föderirten gestützt erscheinen konnte. Ein allgemeiner Aufstand war vorauszusehen, sobald die Feinde auf französischem Boden ständen, und es bedeutsam für den König würde, daß sich ein Theil seines Volks für ihn erhöbe. Diese Gefahr verbot, nach dem Defensivplane die Alliirten ins Innere des Landes herankommen zu lassen: Napoleon mußte seine Truppen aus der lähmenden Umgebung eines um sich greifenden Abfalls hinauswerfen auf den Feind; er entschied sich für seinen Offensivplan.

Wenn die Royalisten in Paris sich nun dem Zorne des Kaisers mehr als bisher ausgesetzt glauben mußten, so flüsterten sie einander dagegen Beispiele von Fouché's Nachsicht gegen einzelne unter ihnen zu. Anstatt sich zu mäßigen, überließen sie sich also geradezu dem Übermuthe über das kriegerische Auftreten ihrer Partei, und jeder trotzige Einfall gewährte ihnen den Reiz eines Unerlaubten, das ihnen der Feind ihres Königs doch nicht mehr verwehren konnte. Ausdrücklich waren andere Erkennungszeichen, als die nationalen drei Farben, untersagt; allein

die royalistischen Pariserinnen, denen man den Namen des Kaisers nicht mehr aussprechen durfte, seit er mit den Föderirten umgegangen, hatten in den Moden des Sommers das Blau als royalistische Farbe aufgebracht und legten im Gespräche, wie in flüchtigen Bemerkungen, es um die Wette auf ein: „Er kommt zurück", unversehens und lieblich an. Das ernsthafte Geheimniß ihrer Gesellschaft war, daß Napoleon's Geist nicht mehr derselbe sei, wie früher, sondern abgenommen habe, worüber eigene Worte des Kaisers, wie auch Wahrnehmungen naher Zeugen im Umlauf sich befanden. Auch an Caricaturen fehlte es den Royalisten nicht. An seinen Thron lehnte sich hier der Kaiser, in der Hand einen Spieß mit aufgesteckter rother Mütze, zu der er hinaufblickte; unter ihm stand: man komme doch immer wieder zu seiner ersten Liebe zurück. Zwei andere Blätter zeigten ihn unter seinen Föderirten; auf dem einen schlendert er mit zwei Betrunkenen am Arme, denen er die Weinflasche trägt, auf dem andern wandelt er als Lumpensammler einher, mit Laterncheu, Miststocker und einem Korb auf dem Rücken, worein ihm von allen Seiten Bittschriften geworfen werden. Auch Pandora war abgebildet, wie sie aus ihrem Füllhorn einen Bonaparte mit einer Menge Schlangenköpfe, Fledermäuse, Kanonenläufe und Kugeln über Frankreich ausschüttet. Andere Caricaturen erinnerten an die Verbrechen der frühern Regierung des Kaisers.

Am 22. Mai wurde den beiden englischen Parlamentshäusern der Vertrag vom 25. März mit einer Botschaft des Prinzen-Regenten vorgelegt, die dessen Hoffnung aussprach, sie würden ihn in den Stand setzen, die darin bezeichneten Verpflichtungen in Übereinstimmung mit seinen Alliirten zu erfüllen. Die öffentliche Meinung in England hatte seit den letzten Verhandlungen der Häuser im Kriege ohne Widerrede die Nationalsache erkannt, so daß die Opposition selbst nicht mehr einig dagegen war. Man hatte sich

sogar mit dem Wunsche, daß die Bourbonen wieder eingesetzt werden möchten, vertraut gemacht, auf welchen Fall hin man voraussetzte, daß die Alliirten noch eine Zeit lang Besatzungen in den französischen Festungen lassen würden. Gegen eine in der Eile zusammengelesene Verfassung mußten die Engländer eingenommen sein, wenn sie auch etwas darauf hielten, daß die ihrige zum Muster gedient hatte. Vor den Verhandlungen des Parlaments trafen die ersten Nachrichten von dem Aufstande der Vendée ein, wozu die Minister zur rechten Zeit die Hand geboten. Die Minister schlugen den beiden Häusern eine Adresse vor, die das Echo der Botschaft war. Lord Castlereagh erklärte geradezu: Nicht zwischen Krieg und Frieden sei zu wählen, denn England befinde sich längst im Kriege; in Folge der bloßen Rückkehr Bonaparte's, welche den Vertrag von Paris verletzt habe, sei der vorhergeführte Krieg wieder eingetreten, und es könne sich nur fragen, ob England, seine Alliirten im Stiche lassend, in Unterhandlungen mit Bonaparte treten wolle. So kamen auch die übrigen ministeriellen Redner, mit neuen Berufungen auf die vielen an Napoleon gemachten Erfahrungen, immer auf den Satz zurück, man habe nur die Auswahl, den Krieg entweder jetzt mit den Alliirten oder später allein zu führen, da eine so uneigennützige, nur auf das allgemeine Interesse gerichtete Allianz, durch Unterhandlung einzelner Glieder einmal gestört, sich kaum mehr bilden würde. Für die Bourbonen sprachen sie sich unverholener aus, als früher, und standen nur vor dem Grundsatze stille, daß kein Volk das Recht habe, einem andern vorzuschreiben, welche Regierung es sich geben solle, wogegen der Umsturz einer mit dem Frieden unverträglichen Regierung den Nationen Europas zustehe. Die Opposition setzte die Absicht der Minister, die Bourbonen wieder aufzudringen, als gewiß voraus. Sie erinnerte an die noch frische Erfahrung, daß Frankreich unter diesem Fürstenhause nicht minder ein revolutionaires Land sei, gegen welches die übrigen Staaten in einem kostspieligern Kriegsstande

verharren müßten, als unter Bonaparte, zu dessen Gunsten sie neuerdings behaupteten, ein von so ungeheuren Thaten aufgezehrtes Leben müsse frühe zu dem der Ruhe bedürftigen Alter gelangen. Übrigens ergriffen nur wenige Redner der Opposition das Wort; in der Abstimmung aber erhoben sich gegen die Adresse 44 Pairs und 92 Mitglieder der Gemeinen, von denen viele die Abkömmlinge der bekanntesten Patrioten waren, die einst das Haus Braunschweig auf den Thron gesetzt hatten.

Am Tage darauf nannte Castlereagh dem Unterhause die Subsidien, die England übernommen: es waren für das am 1. April begonnene Jahr fünf Millionen Pfund Sterling an die drei großen Mächte zu bezahlen; den kleinern kamen die Entschädigungen zu, die England für *jeden Mann* schuldig war, den es an den 150,000 fehlen ließ, die der Vertrag von ihm wie von den übrigen Großmächten forderte. Der Minister gab die Heere, welche die sämmtlichen Mächte ins Feld stellen würden, auf 1,011,000 Mann an. Das Haus bewilligte die Gelder.

Wellington's Armee in den Niederlanden war aus 40,000 Engländern, 20,000 Hanoveranern, 30,000 Niederländern und einigen tausend Braunschweigern und Nassauern zusammengesetzt. Er bildete daraus mit der Kunst, womit er in Spanien die noch ungleicher gearteten spanischen, portugiesischen und englischen Truppen zusammengehalten hatte, zwei gemischte Corps, von denen er das eine dem Prinzen von Oranien, das andere Lord Hill anvertraute, und eine Reserve, womit er selbst sich in Brüssel hielt; den Officieren jeder Nation blieb dagegen Alles, was Disciplin und Versorgung ihrer Truppen betraf, überlassen. Die Cavallerie vereinigte er unter dem Befehle des Grafen von Uxbridge. Alle festen Plätze des Landes ließ er ausbessern und mit Geschütz versehen. Blücher hatte sein Hauptquartier zu Namur; der Maas entlang lag sein Heer, an 117,000 Mann stark, von Lüttich bis Charleroi. Die Stellungen beider Armeen waren zu besserer Verpflegung weit

auseinander gerückt. Der preußischen Armee war Fleurus auf ihrem rechten Flügel zum Vereinigungspunkt angewiesen, der niederländischen Nivelles auf ihrem linken. Wellington rechnete auf frühzeitige geheime Berichte aus Paris über Tag und Richtung eines Angriffs Bonaparte's.

Am Hofe von Gent hatte sich beinahe das ganze diplomatische Corps wieder eingefunden, das in den Tuilerien vom Könige beglaubigt worden war. Auch Wellington erschien mehrmals zum Besuche. Alle wurden in den Streit über das künftige System und die künftigen Minister hereingezogen.

In angestrengten Märschen rückten durch Deutschland die russischen Truppen, bis zu deren Ankunft am Rheine die Eröffnung des Feldzugs verschoben blieb. Alexander hatte den Polen, die er nicht abtreten müssen, durch den Grafen Ostrowsky eröffnen lassen, daß er den Titel eines Königs von Polen annehme. Bis in den Krieg hinein durfte der König von Sachsen seinen Widerstand nicht fortsetzen, um so weniger, als das Verhalten seiner Truppen in Lüttich, die von den Preußen schon als Empörer behandelt worden, ihm den Verdacht sträflicher Hoffnung auf Napoleon zugezogen hatte. Am 18. Mai unterzeichnete er die Abtretung des ihm abgeforderten Gebietes und entließ am 22. durch eine schmerzliche Urkunde die Bewohner desselben ihres Eides, wogegen der König von Preußen in ermunternder Anrede sie versicherte, daß nur Deutschland gewonnen habe, was Preußen erworben. Da kein wesentlicher Theil der dem Wiener Congreß aufgegebenen Staatenverordnung unentschieden bis nach dem Kriege bleiben durfte, so wurde zu Wien am 23. Mai noch eine Reihe von Conferenzen über den deutschen Bund eröffnet, für den man sich freilich, wie sich Metternich äußerte, nun mit Grundzügen der politischen Föderation begnügen mußte. Am Tage vorher, den 22., verordnete der König von Preußen für seine eigenen Staaten eine Repräsentation des Volks durch zeitgemäß eingerichtete Provinzialstände in allen Provinzen,

aus denen eine Versammlung der Landrepräsentation gewählt würde; eine Commission sollte am 1. September eine Verfassungsurkunde nach diesen Grundsätzen auszuarbeiten anfangen. Am 26. reiste der König von Wien nach Berlin ab, die beiden Kaiser von Rußland und Östreich unmittelbar ins Hauptquartier zu Heidelberg.

Seit dem Abbruche der frühern Conferenzen über den deutschen Bund hatten Östreich und besonders Preußen in ihrem Bestreben, den deutschen Staaten mehr Gemeinsamkeit in der Leitung und in den Volksrechten zu verleihen, eine Reihe von Bundesentwürfen mitgetheilt. Der jetzige Augenblick drängte aber nur zu einem Sicherheitsbunde gegen Napoleon, sodaß die beiden großen Mächte theils den mittlern in manchem Punkte nachgaben, theils der künftigen Bundesversammlung die Erlassung der Grundgesetze des Bundes übertrugen. Zu den Conferenzen wurden die Bevollmächtigten der freien Städte Deutschlands zugezogen. Anstatt des entworfenen Bundesgerichtes wurde nur eine Austrägalinstanz eingeführt. Daß es in allen Bundesstaaten Landstände geben solle, war hierüber die einzige Bestimmung. Dagegen wurde den Unterthanen jedes Staates der Genuß einiger Rechte im ganzen Umfange des Bundes zugesichert. Der Bundeszweck wurde in Behauptung theils der äußern und innern Sicherheit Deutschlands, theils der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen Bundesstaaten gesetzt. Am 8. Juni unterzeichneten die Bevollmächtigten aller Bundesgenossen mit Ausnahme derer von Würtemberg und Baden die Artikel des Bundes. Den folgenden Tag erhielt die Haupt- und Schlußacte, welcher die Ergebnisse sämmtlicher Unterhandlungen des Congresses einverleibt waren, die Unterschriften der Bevollmächtigten derjenigen Mächte, mit Ausnahme von Spanien, welche den Pariser Vertrag unterzeichnet hatten. Der Congreß löste sich auf.

Gegen das Ende des Mai trafen die französischen Wahlmänner, die dem Maifelde beiwohnen wollten oder hernach die Kammer zu bilden bestimmt waren, in der Hauptstadt ein. Sie wurden sogleich in die Clubs der Patrioten wie in die Salons der Constitutionnellen und ähnlich gesinnter Großen, Carnot's, Lucian's, gezogen. Es waren größtentheils Männer aus den Revolutionsparteien der Departements, die der Freiheit und der Unabhängigkeit Frankreichs vor Allem sich zugethan zeigten, übrigens den Kaiser für das nothwendige Haupt der Nation erklärten und den Fremden zu beweisen versprachen, daß die Franzosen nichts mehr von den Bourbonen wissen wollten. Zu einigem Schrecken für Viele, die sich der ersten Nationalversammlung erinnerten, machte sich unter den künftigen Repräsentanten eine ebenso starke Zahl redseliger Advocaten wie 1789 bemerkbar.

Die Wahlcollegien, deren Mitglieder angekommen waren, im Jahr 1802 auf Lebenszeit besetzt, faßten vermögliche, beinahe nur ältere Männer, und zwar aus allen Parteien in sich, die sich der erstarkten Macht des ersten Consuls unterzogen hatten. Von den eben abgehaltenen Versammlungen war die Menge Derer, die zu ruhigen Bürgern geworden, wegen der Ungewißheit der Zukunft ausgeblieben; die Royalisten hatten sich und Andern die Theilnahme untersagt und zum Voraus sich gefreut, an den Wählern von 1815 eine straffällige Classe zu bekommen, und die Wenigen aus ihnen selbst, die an einzelnen Orten hingegangen, waren ausgeschlossen worden, da sie das gewöhnliche Gelübde, den Reichsverfassungen und dem Kaiser zu gehorchen, verweigert. Der Wahlplatz war also Denen geblieben, die, obgleich sie mit spärlichen Ausnahmen dem Kaiser einige Jahre lang unterthan gewesen, seit dem vorjährigen Sturze desselben wieder einigen Muth für ihre frühern revolutionairen Meinungen gefunden hatten. Doch auch von ihnen hatte da, wo, wie im Süden, die Royalisten herrschten, nur eine geringe Zahl sich zu zeigen gewagt. Sie hatten an den

einen Orten, den Royalisten zum Trotze, vorzüglich Besitzer von Nationalgütern gewählt; an andern mehr die Selbständigkeit der Kammer neben dem Kaiser ins Auge gefaßt, und da es von den Veteranen von 1789 bis zu den Bewunderern Napoleon's keine Revolutionspartei gab, deren Bekenner im Laufe der letzten zwölf Monate nicht einen Augenblick im Vordergrunde gestanden hätten, so war die neue Kammer ein Ausschuß aus allen denselben, die nun dem Schicksale, das Frankreich beschieden war, sich bloßgestellt fand.

Es ergab sich bald, daß die Mehrzahl sowohl dieser Deputirten, als der eifrigen Wahlmänner, die sie auf eigene Kosten begleitet hatten, den Constitutionnellen näher kamen, als den eigentlichen Patrioten; diese vermißten an ihnen den freudigen Glauben an die Nationalkraft, die aus der Masse der Bevölkerung gezogen werden konnte, und fanden dadurch das Vorurtheil bestätigt, das sie gegen eine auf Lebenszeit gewählte vermögliche Classe gehabt hatten. Die Constitutionnellen dagegen gewannen die Ankömmlinge theils durch manche ebenso patriotische und doch ganz ungetrübte Namen, theils durch ihre Erfahrungen im parlamentarischen Auftreten neben einer Regierung. Nicht mehr um ihrer bestimmten Ideen willen, die ja ziemlich vollständig in die Verfassung aufgenommen worden, war die constitutionnelle Partei verbunden, sondern weil sich in ihr der Widerstand der höhern Stände gegen den Kaiser organisirte. Die neuen Repräsentanten und die Constitutionnellen brauchten also ihre Grundansichten nicht gegen einander zu erörtern, man wollte nur keine Senatsconsulten mehr, keine stummen Kammern, keine Willkür, keinen Gebieter mehr; die einzige Rolle, worin diese Reste der verschiedenen Revolutionsparteien sich bewußt waren, Napoleon nicht entbehren zu können, war die eines Moderators. Man redete von ihm gewöhnlich als einem großen Manne und drückte damit, wenn man nicht gerade an den Krieg dachte, seine Verlegenheit über ihn aus. Das Urtheil der meisten Deputir-

ten über Frankreichs Lage, auf welche das unzweifelhaft gewordene Ausbleiben der Kaiserin das stärkste Licht fallen ließ, war, daß sich der Kaiser nicht werde behaupten können. Der Gedanke an eine Regentschaft, der mit dem Gerüchte, daß Fouché darüber unterhandle, unter die Leute gekommen war, wurde von einem Theile derselben freilich unter starkem Widerspruche aufgegriffen; Manche fanden, das wahrhaft Große, was Napoleon thun könnte und sollte, wäre eine freiwillige Abdankung; ja, man erwartete diesen oder einen andern außerordentlichen Schritt an dem sonst bedeutungslosen Maifelde.

Die Freunde des Kaisers setzten den Deputirten an ihrem Vorhaben, die Verfassung umzuarbeiten, nichts aus, und suchten ihnen nur begreiflich zu machen, daß vorerst der Feind geschlagen werden müsse. Allein gerade dies weckte das tiefe Mißtrauen der Deputirten und der Wahlmänner, daß Napoleon nur auf einen Sieg warte, um wieder zu befehlen. Wie überzeugte Patrioten, versicherten sie, Frankreich sei stark genug, um den Feind zu schlagen, wenn es angegriffen werde; jedes Departement würde eine Vendée werden; sie setzten keinen andern Krieg voraus, als einen defensiven.

Wie viele Unterschiede es auch in der großen Masse der Wähler und der Patrioten von Paris gab, so wurden doch alle hingerissen von diesem Zusammenflusse freidenkender Franzosen, diesem kecken Leben der Clubs, diesem noch immer muthig scheinenden Trotze gegen die Bourbonen, diesen Zügen von Arbeitern, hier nach den Schanzen am Montmartre, dort nach dem zum Amphitheater sich gestaltenden Marsfelde, an das, in Ermangelung einer deutlichen Vorstellung vom nahen Feste, sich die Erinnerungen ans Föderationsfest von 1790 knüpften, endlich von diesem Enthusiasmus der Soldaten. Um einige Tage mußte die Feier verschoben werden, da noch aus manchen Departements die Wähler eintreffen sollten. Versammlungen der Angekommenen fanden aber zur Untersuchung der Abstimmung

über die Zusatzacte statt. Die meisten Stimmen der Hauptstadt kamen aus den Faubourgs; nach allem Spotte, den die Zusatzacte erfahren, hatte man in der Stadt nicht mehr stimmen mögen. Die Patrioten der Departements hatten diesen Grund nicht in gleichem Grade gekannt, doch waren auch bei ihnen viele, um nicht für die Reichsverfassung zu stimmen, weggeblieben, und überall stand die Stimmenzahl weit unter derjenigen früherer Verfassungen, was von den Royalisten nun freilich als Beweis ausgelegt wurde, daß Frankreich dem Könige zugethan sei. Nun verlangte die Regierung von den Wahlmännern ein öffentliches Zeugniß der Gesinnungen Frankreichs gegen die Pläne des Auslandes. Auch in den constitutionnellen Kreisen war man nach verschiedenen Vorschlägen, was die Repräsentanten Frankreichs am Maifelde unternehmen sollten, auf nichts Anderes als eine Rede gekommen. Feurige Entwürfe dazu wurden in der Zusammenkunft von einigen Mitgliedern vorgelesen. Derjenige, der den Vorzug erhielt, verwies auf den Willen des Volkes, der dem Kaiser die ohne Erlaubniß niedergelegte Krone wieder aufzunehmen zur Pflicht mache, der von den alliirten Königen verletzt werde, und der ihnen doch für die Beobachtung der Verträge bürge. Den Bourbonen wurde gesagt, sie könnten ebenso wenig mehr an die Eide der Franzosen glauben, als diese an ihre Versprechungen; ihnen haben sich entfremdet eine Million Beamte, die seit fünfundzwanzig Jahren nach denselben Ansichten gehandelt und unter denen nun die Repräsentanten des Landes gewählt worden seien, fünfhunderttausend Soldaten, sechs Millionen Bürger, welche die Revolution zu Eigenthümern gemacht, und eine noch größere Zahl aufgeklärter Bekenner der Grundsätze, die in Frankreich zu politischen Dogmen geworden seien. Dem Kaiser wurde die Zusicherung aller Opfer, die Frankreichs Ehre und Unabhängigkeit erheische, bei jeder neuen Wiederholung mit rauher republikanischer Begründung verbittert, und ihm in Gemeinschaft mit den beiden andern Theilen der gesetzgebenden Gewalt

die Vervollkommnung des constitutionnellen Systems aufgegeben. Der stimmfertige Dubois übernahm den Vortrag.

Allgemein unter den Eifrigen war der Wunsch, daß am Nationalfeste der Kaiser selbst mit der größten Einfachheit erschiene. Allein Napoleon wollte im Gegentheil an diesem Tage, wo den Fürsten Europas gezeigt werden sollte, wie sein Thron vom französischen Volke anerkannt war, alle kaiserliche Pracht entfalten. Die Pariser hatten ihr fertiges Urtheil über die kalten Feste des Kaiserthums, wogegen die Wähler mit ihrer Rede von einer Feier, wie das unvergeßliche Föderationsfest, eine große Vorstellung behalten zu müssen glaubten. So umfangreich waren indessen die Anstalten gewesen, daß an dem schönen Morgen des 1. Juni neugierig Alles hinausströmte.

Die Zuschauer besetzten die Wälle, wovon die weite Ebene des Marsfeldes eingefaßt ist. Vor ihnen stellten die kaiserliche Garde und die Nationalgarde sich auf. Von der im Hintergrunde befindlichen Militairschule aus, an welche das Throngerüst mit seinen reich behangenen Nebengerüsten gelehnt stand, lief ein Amphitheater von Sitzen, vorne gegen den Fluß hin offen, auf welchem theils die Abordnungen der Armee, theils die Wahlmänner nebst den zur Ausfüllung eingeladenen Personen Platz nahmen. Einzeln in der Mitte des Feldes stand ein zweites Throngerüst und auf halbem Wege zwischen beiden ein Altar. Die höchsten Staatsbehörden bezogen die Seitengerüste am Throne. Eine Geschützsalve kündigte des Kaisers Abfahrt von den Tuilerien an, eine zweite die Ankunft der Spitze seines Begleites am vordern Eingange des Feldes. Es war die Reiterei der Garde, die sich vor ihre Infanterie reihete. In einem langen Zuge von bräunen Sechsgespannen, vierzehn an der Zahl, fuhren die Großen des Hofes herein. Im letzten Wagen saßen des Kaisers Brüder, die gefallenen Könige, in kostbaren prinzlichen Gewändern. Es dauerte eine Weile, bis, nach einer neuen Schwadron und vielen Adjutanten

und Pagen, gezogen von acht geschmückten feurigen Schimmeln, der Wagen des Kaisers erschien. Ein Beifallrufen, von den zu äußerst sitzenden Abordnungen der Armee ausgegangen, lief hier stärker, dort schwächer durch das Amphitheater. Der Wagen, von mehrern Lakaien vorn wie hinten bestiegen, trug eine ungeheure Krone, war vergoldet und mit Glaswänden versehen, durch die Napoleon in einer Mütze mit Federbusch und im kaiserlichen Mantel sichtbar wurde. Von der Militairschule herab sprang eine Schaar von Pagen, zwischen denen der Kaiser den Thron bestieg. Nachdem der Geschützdonner, der ununterbrochen gedauert, aufgehört hatte, wurde am Altar von einem Erzbischof und fünf Bischöfen eine Messe gelesen. Man fing an, ungeduldig zu werden. Darauf eilte eine Abordnung von nahe an fünfhundert Wahlmännern an die Stufen des Thrones, und Dubois hielt die Rede. Gegen den Kaiser gewandt, wurde er rückwärts, ungeachtet er lebhaft sprach, nicht weit verstanden, der lange Vortrag ging verloren; man beobachtete nur Napoleon, der, bedeckten Hauptes, unter dessen Federbusch ein großer Diamant strahlte, saß, und einige Verdrossenheit von Anfang an zu zeigen geschienen hatte. Es folgte die Eröffnung der Verfassungsannahme. Cambaceres, im fürstlichen Kleide eines Reichskanzlers, legte dem Kaiser die Stimmenzahlen vor. Es waren 1,288,357 bejahende Stimmen von Bürgern, 4207 verneinende; von der Armee 222,000 Ja, 320 Nein; von der Marine 22,000 Ja, 275 Nein. Auf einen Wink des Kaisers rief ein Waffenherold, nachdem die Trommeln gerührt worden, die Zusatzacte sei vom französischen Volke angenommen worden. Einiges Rufen aus der Versammlung und eine Geschützsalve feierte diesen Augenblick. Ein Kämmerer stellte ein Tischchen vor den Kaiser, Prinz Joseph empfing aus der Hand des Reichskanzlers eine Feder und reichte sie dem Kaiser, der schnell die Acte unterzeichnete. Darauf sprach er sitzend, mit in etwas größerer Ferne vernehmlicher Stimme

und ausdrucksvollen Mienen, auf die alle Blicke gerichtet waren, folgende Worte:

„Meine Herren Wahlmänner der Departements und Arrondissementscollegien; meine Herren Abgeordnete der Land- und Seearmeen zum Maifelde! Als Kaiser, Consul, Soldat, habe ich Alles vom Volke erhalten. Im Glücke, in der Widerwärtigkeit, auf dem Schlachtfelde, im Rathe, auf dem Throne, im Exil ist Frankreich der einzige und beständige Gegenstand meiner Gedanken und meiner Handlungen gewesen. Wie jener König von Athen, habe ich für mein Volk mich geopfert und gehofft, es werde dann das gegebene Wort gehalten werden, daß der Vollbestand Frankreichs, seine Ehre und seine Rechte ihm gesichert bleiben sollten. Mein Unwille, als ich diese Rechte, die heilige Erwerbung von fünfundzwanzig Siegesjahren, verkannt und hingeworfen sah, der Schrei der geschändeten französischen Ehre, der Wunsch der Nation haben mich zu diesem Throne zurückgeführt, der mir theuer ist, weil er das Palladium der Unabhängigkeit, der Ehre und der Rechte des Volkes ist. Franzosen! als ich unter dem Jubel der Einwohner die verschiedenen Provinzen des Reichs, die zu meiner Hauptstadt führten, durchreiste, habe ich auf einen langen Frieden zählen müssen; die Nationen sind gebunden durch die Verträge, die von ihren Regierungen, wer auch diese seien, geschlossen worden sind. Mein Augenmerk richtete sich jetzt ausschließlich auf die Mittel, einen festen Grund der Freiheit durch eine Verfassung zu legen, die dem Willen und dem Vortheil des Volkes entspräche. Ich habe das Maifeld berufen. Bald erfuhr ich, daß die Fürsten, die alle Grundsätze verkannt, den Meinungen und den Interessen so vieler Völker Hohn gesprochen haben, uns angreifen wollen. Sie beabsichtigten, das Königreich der Niederlande zu vergrößern, ihm eine Grenze aus allen unsern festen Plätzen im Norden zu machen und die Ansprüche, worüber sie unter sich noch im Streite liegen, bei der Vertheilung

Lothringens und des Elsasses zu befriedigen. Es wurde nöthig, sich zum Kriege zu rüsten. Aber da ich meine Person den ungewissen Kämpfen aussetzen sollte, so habe ich darauf bedacht sein müssen, unverzüglich die Nation zu Rathe zu ziehen. Das Volk hat die Acte angenommen, die ich ihm vorgelegt habe. Franzosen, wenn wir diesen ungerechten Überfall abgeworfen haben werden, und Europa belehrt worden sein wird, was man den Rechten und der Unabhängigkeit von achtundzwanzig Millionen Franzosen schuldig ist, wird ein feierliches Gesetz, in den von der Zusatzacte vorgeschriebenen Formen erlassen, die verschiedenen Bestimmungen unserer jetzt zerstreuten Constitutionen vereinigen. Franzosen! Ihr kehrt in Eure Departements zurück. Sagt den Bürgern, daß die Lage groß ist, daß wir mit einiger, angestrengter Kraft als Sieger treten werden aus diesem Kampfe eines großen Volkes gegen seine Unterdrücker, daß die künftigen Geschlechter eine strenge Prüfung unsers Benehmens anstellen werden, daß eine Nation Alles verloren hat, wenn sie der Unabhängigkeit verlustig worden. Sagt ihnen, daß die fremden Könige, die ich auf den Thron gehoben habe, oder die es mir verdanken, daß sie ihre Krone behalten haben, die zur Zeit meines Glückes insgesammt um mein Bündniß und um den Schutz des französischen Volkes angehalten haben, alle ihre Streiche jetzt gegen meine Person richten. Sähe ich nicht, daß sie dem Vaterlande zu Leibe wollen, so würde ich ihnen dieses Dasein gönnen, auf das sie so grimmig zu sein scheinen. Aber sagt ebenfalls den Bürgern, daß, so lange die Franzosen mir die liebreiche Gesinnung bewahren, wovon sie mir so viele Beweise gegeben, diese Wuth unserer Feinde eine ohnmächtige sein wird. Franzosen, mein Wille ist der des Volkes, meine Rechte sind die seinen, meine Ehre, mein Ruhm, mein Glück können nicht verschieden sein von der Ehre, dem Ruhme und dem Glücke Frankreichs."

Oft war diese Rede von den am Fuße des Thrones

sitzen gebliebenen fünfhundert Wählern mit eifrigem Zurufe unterbrochen worden, stürmischer brauste der Ruf am Schlusse und wurde nun von immer weitern Kreisen bis von den Wällen her wiederholt. Ein Erzbischof hielt knieend die heilige Schrift in die Höhe, auf welcher der Kaiser den Eid den Constitutionen des Reichs leistete. Im Namen des französischen Volkes leistete Cambaceres den Eid des Gehorsams gegen die Verfassungen, der Treue gegen den Kaiser. Ein Tedeum erscholl. Die Trommeln fielen ein, an die Stufen des Thrones wurden die Adler der Nationalgarden aller Departements und derjenigen der Armee getragen. Rasch entschlug sich Napoleon des kaiserlichen Mantels, stieg herab, nahm von Carnot den Adler der Nationalgarde der Seine, von Davoust den des ersten Regimentes von der Linie, von Drecres den des ersten Marinecorps, ließ sie schwören, diese Adler gegen die Feinde des Vaterlandes und des Thrones zu vertheidigen, gab sie ihnen zurück. Er schritt mit seinem ganzen Gefolge, das von den Tribunen aufgebrochen war, durch die herrliche Schaar, und bestieg den freistehenden hohen Thron, auf dessen ringsabfallende Stufen die Marschälle, der Hof und die Adler traten; eine von Gold strahlende Pyramide, in der Mitte zwischen den Reihen der alten Garde und denen der Nationalgarde von Paris und einer aus zahllosen Menschenköpfen geschichteten Borte. Mit klingendem Spiele setzten die beiden Garden sich in Bewegung und drängten sich nahe um den Thron zusammen. Napoleon ließ die Nationalgarde von Paris schwören, es nicht geschehen zu lassen, daß der Feind noch einmal die Hauptstadt der großen Nation beflecke; er ließ die Soldaten der kaiserlichen Garde schwören, im nahen Feldzuge sich selbst zu übertreffen. Nun zogen die Truppen, die Marseillaise singend, am Throne den Kaiser grüßend, vom Maifelde ab. Napoleon kehrte nach der Tribune an der Militairschule zurück und verschwand in diesem Gebäude.

Die Wahlmänner beklagten sich, daß der Kaiser statt

des Nationalcongresses, den er berufen, eine unfruchtbare Fahnenvertheilung gehalten; sie hatten nun gesehen, wie ferne er dem Volke stand. Die Pariser ergingen sich in Epigrammen und Wortspielen über das durchgefallene Stück.

Napoleon ließ diese üble Wirkung des Maifeldes auf die Wahlmänner nicht auf sich beruhen. Des Zaubers gewiß, der seiner persönlichen Anrede an den Einzelnen inwohnte, wollte er sie nächsten Sonntag in den Tuilerien versammeln. Den Vorwand dazu gab ihm die am Maifelde übergangene Darreichung der den einzelnen Departements gehörigen Fahnen. Nicht so leicht war das Mittel zur Leitung der Kammer gefunden. „Dergleichen Versammlungen", äußerte er, „haben Siege nöthig." Er baute viel auf seinen Bruder Lucian, der ihm zu St. Cloud als Präsident der Fünfhundert geholfen und jetzt vom Departement der Isère zum Repräsentanten gewählt war. Eine andere Stütze mußte er sich an der Pairskammer zu verschaffen suchen, deren Zusammensetzung sein nächstes Geschäft war. Unter dem alten Adel fand er nur wenige patriotische Männer, die nicht entweder die Rücksicht auf die zweite Kammer ausschloß, oder von denen er nicht einen Abschlag zu gewärtigen hatte. Ein solcher erfolgte auf mehrere vorläufige Anfragen, die er behutsam bei selbständigen Charakteren halten ließ, und keiner war ihm so unangenehm, als derjenige des hochsinnigen Macdonald. Daneben fehlte es nicht an Leuten, die, ungeachtet des allgemeinen Unglaubens an Napoleon's Zukunft, sich um die Pairswürde bewarben, sei es, daß sie darin auch einer Regentschaft nahe zu stehen hofften, oder daß der Reiz des Titels so mächtig war. Am Abend des 2. Juni kam eine Pairskammer zu Stande, die zur einen Hälfte aus Militairs, zur andern aus hohen Beamten und ehemaligen Senatoren zusammengesetzt war. Napoleon verkannte nicht, daß sie seines Beistandes neben der Repräsentantenkammer viel eher selbst bedurfte, als einen solchen für ihn abgeben konnte. Um noch Lucian aufnehmen zu können, wenn ihn die Re-

präsentanten nicht zu ihrem Präsidenten wählen sollten, machte er das Verzeichniß der Mitglieder noch nicht bekannt.

Am 3. traten die Repräsentanten zusammen. Die bedeutsamsten wurden für Lucian angegangen. Alsbald galt die Präsidentenwahl für die Frage, auf welche die Selbständigkeit der Kammer ankam. Obgleich man nun insgesammt einig war, bis auf die zu etwa sechszig Köpfen geschätzten Bonapartisten, den Bruder des Kaisers nicht zu wählen, zagte man doch vor dieser Herausforderung Napoleon's. Man fand, daß Lucian von Rechtswegen Pair sei; man erhob diese Einwendung bei der Prüfung der Vollmachten, legte die Vollmachten des Departements der Isère bis nach Constituirung der Kammer zurück, indessen man unter einem andern Vorwande den Kaiser um das Verzeichniß der Pairs ersuchen ließ. Der berühmteste Mann der Kammer war der alte Lafayette, der seit dem schönen Anfang der Revolution erst jetzt wieder den politischen Schauplatz betrat; auf diese Eigenthümlichkeit stützten Viele ihre hohe Meinung von dieser neuen Kammer und dachten nicht anders, als daß Lafayette deren Vorsteher würde. Neben ihm eignete sich der Graf Lanjuinais dazu wegen seines großen Rufs von Unbescholtenheit und von Gewissenhaftigkeit gegen die eigene Meinung. Als einer der strengsten Bekenner des constitutionnellen Rechts konnte er über die Wünsche der zahlreichen Partei der königlichen Charte weniger als Lafayette hinausgehen, während für die einmal ergriffene Sache sein Muth mit dem Widerstande zunahm. Lafayette empfahl Lanjuinais ebenfalls, da er selbst sich scheute, noch ungewiß über den Charakter der Majorität, seinen Namen als Präsident zu Unterthänigkeiten herzugeben. Die Sitzung vom 4. wurde durch den Antrag eines Mitgliedes unterbrochen, sich in den Verhandlungen der Titel zu begeben. Die abgelesene Rede verfehlte ihren Eindruck, obgleich sie an den Enthusiasmus erinnerte, womit die ersten Nationalrepräsentanten Frankreichs in der Nacht vom 4. August sich ihrer Vor-

rechte entledigt hatten. Die meisten Titel der jetzigen Mitglieder waren erworbne, und gerade die mancherlei Revolutionsnamen, die in dieser Kammer sich zusammengefunden, machten ihre Zierde aus. Das Verzeichniß der Pairs war abgeschlagen worden. Ohne daß über Lucian's Anerkennung mehr eingetreten worden wäre, wurde Lanjuinais, den Drohungen mit Auflösung der Kammer zum Trotze, die einige Bonapartisten herumboten, von einer großen Mehrheit zum Präsidenten gewählt. Ebenso wenig berücksichtigte man den Kaiser bei der Wahl der vier Vicepräsideuten, unter welche Lafayette aufgenommen wurde.

In denselben Stunden fand in den Tuilerien der Empfang der Mitglieder der Wahlcollegien statt. Sie zogen am Kaiser, der auf seinem Throne saß, vorüber und überreichten ihm Adressen. In der Gemäldegalerie des Louvre stellten sie sich darauf der rechten Seite entlang nach ihren Departements auf, ihnen gegenüber standen die Abordnungen der Armee. Napoleon schritt durch diese herrlichen Glieder, reichte dem Präsidenten jedes Collegiums den Adler, sagte jedem ein glückliches Wort über sein Departement, nahm überall Bittschriften ab. Doch während er die Einzelnen gewann, ermüdete die vielgliedrige Versammlung und rauschte nur im stürmischen Nachrufe auf, als der Kaiser hinaustrat. Er selbst hatte sich durch diesen Umgang mit zehntausend eifrigen und hochstehenden Franzosen ermuthigt. Anstatt die Wahl von Lanjuinais zu verwerfen, wie es ihm zustand, entschloß er sich, nach dem ersten Unmuthe, auch mit diesem Manne sich zu unterhalten und ihn darauf anzuerkennen. Lanjuinais entging dieser persönlichen Annäherung nicht, da ihm der Kaiser keine Gelegenheit zum Widerspruche gab.

Das Benehmen dieser Repräsentantenkammer bestärkte Napoleon in dem Entschlusse, den Krieg nicht ins Innere des Landes herankommen zu lassen. Gleich am folgenden Tage griff sie einen kleinen Verstoß gegen ihre Selbständigkeit wieder auf, um ihm einzuschärfen, daß er sie als

einen ihm zur Seite gesetzten Staatskörper, nicht etwa als einen bloßen Rath zu behandeln habe. Er mußte sich schon fragen, ob er sich zum offensiven Kriege auch nur ruhig von ihr entfernen dürfe. Denn sowohl Lucian's Präsidentschaft als die Aufsicht einer kräftigen Pairskammer, worauf er sich hätte verlassen können, waren verfehlt worden, so daß er bereits mit seiner Persönlichkeit eingreifen mußte. Er wollte darum auch noch eine kaiserliche Sitzung der beiden Kammern halten.

Nun gab es Deputirte, die an dem bei dieser Feierlichkeit üblichen Eide Anstoß nahmen. Andere warnten davor, durch öffentliche Erörterung dieser Frage den Feinden einen Streit zwischen Nation und Kaiser zu zeigen; und Lafayette entwarf mit König Joseph, der sich an ihn zu wenden pflegte, eine Übereinkunft, wonach der Eid nicht von jedem einzelnen Deputirten, sondern im Chore von der ganzen Kammer geleistet werden sollte. Allein der junge Advocat Dupin stellte von der Tribune den Antrag, theils solle ein Eid, damit es ein constitutionneller sei, nur in Kraft eines Gesetzes geleistet werden, theils solle er das Recht nicht schmälern, die Verfassung zu verbessern. Rasch erhoben sich dagegen vorzüglich die Oppositionsredner der vorigen königlichen Kammer: die Zusatzacte sei nun einmal vom Volke angenommen, der Kaiser der erste Repräsentant der Nation; man schwöre dieser, wenn man jene beiden nenne; ein Glück, daß die Sache öffentlich zur Sprache gebracht sei, da nun der förmliche Beschluß eines von jedem Deputirten zu leistenden Eides den Fremden die Einigkeit in Frankreich beweisen könne. Die Kammer war für diese patriotischen Rücksichten ebenso leicht erregbar, als für ihre Selbständigkeit, und da noch keine Parteien in ihr bestanden, deren Stärke auch in diesem Falle hätte geprüft werden müssen, so verlangte Niemand eine Abstimmung.

Den 7. Juni erschien der Kaiser mit seinem Hofe in der Repräsentantenkammer, wo auch die Pairs versammelt waren. Alle leisteten den Eid. Als die Reihe an Lafayette

kam, merkte neugierig die ganze Versammlung auf und Napoleon selbst betrachtete den berühmten Gegner. In seiner Rede pries er sich glücklich, daß er nach dreimonatlicher unbeschränkter Gewalt endlich heute die constitutionnelle Monarchie beginnen könne: erwähnte der Verschmelzung der zerstreuten Constitutionen, kündigte Berichte seiner Minister über die Lage der Staatsgeschäfte an und deutete auf seine baldige Abreise. „Die Armee und ich werden unsere Pflicht thun. Gehen Sie, Pairs und Repräsentanten, der Nation voran in Zuversicht, in Energie und Patriotismus und fassen Sie den Entschluß, gleich dem Senate des großen Volks des Alterthums, lieber zu sterben, als die Entehrung und Erniedrigung Frankreichs zu erleben. Die heilige Sache des Vaterlandes muß *obsiegen.*" Eine unwillkührliche Bewegung mit der Hand begleitete diese letzten, mit plötzlich erhobener Stimme gesprochenen Worte. Enthusiastisch erhoben sich die Kammern, mit immer verstärktem Nachrufe ermunterten sie den abtretenden Kaiser, der mehrmals dankend sich umwendete. In der Sitzung des folgenden Tages wünschte ein Mitglied, daß die Gesinnung, welche die Kammer durch den Eid bezeugt, noch bestimmter durch die Adresse ausgedrückt werde. Felix Lepelletier, der ehemalige Jacobiner, stellte den Antrag, Napoleon den Namen eines Retters des Vaterlandes zuzuerkennen! Lärmend unterbrach ihn die unwillige Versammlung. Nichts half es, daß er einen solchen Beschluß die beste Antwort auf die Verläumdung der Cabinete der Könige nannte; nichts, daß er auch ans französische Volk zur Huldigung gegen seine Souverainetät eine Adresse zu richten vorschlug. Dupin rief: er hoffe, daß sich die Kammern vor jener Anbetung hüten werde, welche frühere Kammern nur zu sehr irre geführt habe. Lepelletier konnte vor dem Rufen zur Tagesordnung nicht mehr zum Worte kommen.

Napoleon hatte seine Linientruppen in sieben Armeecorps und vier Beobachtungscorps vereinigt, die Anfangs Juni die festen Plätze der mobilen Nationalgarde zu über-

lassen und ins Feld zu rücken bereit waren. Sammt Lamarque's Armee in der Vendée waren es 217,000 Mann. Jedes Armeecorps bestand aus drei oder vier Divisionen Infanterie, einer Division Cavallerie und fünf oder sechs Batterien. Das fünfte Corps unter Rapp hatte sich im Elsaß zusammengezogen, das siebente unter Suchet bei Chambery; durch sie und die vier Beobachtungscorps waren die östlichen und südlichen Grenzen gedeckt. Die übrigen Armeecorps standen im nördlichen Frankreich. Napoleon richtete die vier ersten unter den Generalen d'Erlon, Reille, Vandamme und Gerard nach der Nordgrenze zwischen Sambre und Maas; als Reserve ließ er eben dahin das sechste Corps unter Lobau und eine für die entscheidenden Schläge des Feldzugs aus vier Corps gebildete Cavallerie-Reserve unter Marschall Grouchy marschiren. Dem Feinde verbarg er den Ort dieses Zusammenzugs dadurch, daß er die Nordgrenze in ihrer ganzen Länge bis Dünkirchen theils durch Freiwillige, theils durch Abtheilungen der Garnisonen besetzen ließ, deren vorzügliche Stärke auf dem linken Flügel das Urtheil irre führen sollte. Wie die Corps neugebildet waren, so konnte Napoleon diesen Feldzug auch nicht mehr mit den an ihn gewöhnten Marschällen unternehmen. Zum Chef des Generalstabs, wo der ihm untreu gewordene Berthier während so vieler Jahre genau und unverdrossen seine Gedanken verarbeitet, hatte er den selbständigen Soult gewonnen, der nur das Maifeld hatte vorübergehen lassen, um in einem Tagsbefehle, auf den Nationalwillen sich berufend, der Armee das wieder geöffnete Feld des Ruhms zu weisen. Auch in der Auswahl der übrigen Chefs sah Napoleon auf die Zuverlässigkeit, die durch Fehltritte gegen die Bourbonen verbürgt zu sein schien. Um die Mitte des Juni mußte er den Feldzug eröffnen, wenn er das Heer in Belgien noch vereinzelt aufreiben wollte. So ließ er seine Garden am 8. Juni von Paris ausrücken. Durch sie stieg die Armee, die sich an der Nordgrenze zusammenzog, auf etwa 115,000 Mann

über die Zusatzacte statt. Die meisten Stimmen der Hauptstadt kamen aus den Faubourgs; nach allem Spotte, den die Zusatzacte erfahren, hatte man in der Stadt nicht mehr stimmen mögen. Die Patrioten der Departements hatten diesen Grund nicht in gleichem Grade gekannt, doch waren auch bei ihnen viele, um nicht für die Reichsverfassung zu stimmen, weggeblieben, und überall stand die Stimmenzahl weit unter derjenigen früherer Verfassungen, was von den Royalisten nun freilich als Beweis ausgelegt wurde, daß Frankreich dem Könige zugethan sei. Nun verlangte die Regierung von den Wahlmännern ein öffentliches Zeugniß der Gesinnungen Frankreichs gegen die Pläne des Auslandes. Auch in den constitutionnellen Kreisen war man nach verschiedenen Vorschlägen, was die Repräsentanten Frankreichs am Maifelde unternehmen sollten, auf nichts Anderes als eine Rede gekommen. Feurige Entwürfe dazu wurden in der Zusammenkunft von einigen Mitgliedern vorgelesen. Derjenige, der den Vorzug erhielt, verwies auf den Willen des Volkes, der dem Kaiser die ohne Erlaubniß niedergelegte Krone wieder aufzunehmen zur Pflicht mache, der von den alliirten Königen verletzt werde, und der ihnen doch für die Beobachtung der Verträge bürge. Den Bourbonen wurde gesagt, sie könnten ebenso wenig mehr an die Eide der Franzosen glauben, als diese an ihre Versprechungen; ihnen haben sich entfremdet eine Million Beamte, die seit fünfundzwanzig Jahren nach denselben Ansichten gehandelt und unter denen nun die Repräsentanten des Landes gewählt worden seien, fünfhunderttausend Soldaten, sechs Millionen Bürger, welche die Revolution zu Eigenthümern gemacht, und eine noch größere Zahl aufgeklärter Bekenner der Grundsätze, die in Frankreich zu politischen Dogmen geworden seien. Dem Kaiser wurde die Zusicherung aller Opfer, die Frankreichs Ehre und Unabhängigkeit erheische, bei jeder neuen Wiederholung mit rauher republikanischer Begründung verbittert, und ihm in Gemeinschaft mit den beiden andern Theilen der gesetzgebenden Gewalt

die Vervollkommnung des constitutionellen Systems aufgegeben. Der stimmfertige Dubois übernahm den Vortrag.

Allgemein unter den Eifrigen war der Wunsch, daß am Nationalfeste der Kaiser selbst mit der größten Einfachheit erschiene. Allein Napoleon wollte im Gegentheil an diesem Tage, wo den Fürsten Europas gezeigt werden sollte, wie sein Thron vom französischen Volke anerkannt war, alle kaiserliche Pracht entfalten. Die Pariser hatten ihr fertiges Urtheil über die kalten Feste des Kaiserthums, wogegen die Wähler mit ihrer Rede von einer Feier, wie das unvergeßliche Föderationsfest, eine große Vorstellung behalten zu müssen glaubten. So umfangreich waren indessen die Anstalten gewesen, daß an dem schönen Morgen des 1. Juni neugierig Alles hinausströmte.

Die Zuschauer besetzten die Wälle, wovon die weite Ebene des Marsfeldes eingefaßt ist. Vor ihnen stellten die kaiserliche Garde und die Nationalgarde sich auf. Von der im Hintergrunde befindlichen Militairschule aus, an welche das Throngerüst mit seinen reich behangenen Nebengerüsten gelehnt stand, lief ein Amphitheater von Sitzen, vorne gegen den Fluß hin offen, auf welchem theils die Abordnungen der Armee, theils die Wahlmänner nebst den zur Ausfüllung eingeladenen Personen Platz nahmen. Einzeln in der Mitte des Feldes stand ein zweites Throngerüst und auf halbem Wege zwischen beiden ein Altar. Die höchsten Staatsbehörden bezogen die Seitengerüste am Throne. Eine Geschützsalve kündigte des Kaisers Abfahrt von den Tuilerien an, eine zweite die Ankunft der Spitze seines Begleites am vordern Eingange des Feldes. Es war die Reiterei der Garde, die sich vor ihre Infanterie reihete. In einem langen Zuge von bräunen Sechsgespannen, vierzehn an der Zahl, fuhren die Großen des Hofes herein. Im letzten Wagen saßen des Kaisers Brüder, die gefallenen Könige, in kostbaren prinzlichen Gewändern. Es dauerte eine Weile, bis, nach einer neuen Schwadron und vielen Adjutanten

und Pagen, gezogen von acht geschmückten feurigen Schimmeln, der Wagen des Kaisers erschien. Ein Beifallrufen, von den zu äußerst sitzenden Abordnungen der Armee ausgegangen, lief hier stärker, dort schwächer durch das Amphitheater. Der Wagen, von mehrern Lakaien vorn wie hinten bestiegen, trug eine ungeheure Krone, war vergoldet und mit Glaswänden versehen, durch die Napoleon in einer Mütze mit Federbusch und im kaiserlichen Mantel sichtbar wurde. Von der Militairschule herab sprang eine Schaar von Pagen, zwischen denen der Kaiser den Thron bestieg. Nachdem der Geschützdonner, der ununterbrochen gedauert, aufgehört hatte, wurde am Altar von einem Erzbischof und fünf Bischöfen eine Messe gelesen. Man fing an, ungeduldig zu werden. Darauf eilte eine Abordnung von nahe an fünfhundert Wahlmännern an die Stufen des Thrones, und Dubois hielt die Rede. Gegen den Kaiser gewandt, wurde er rückwärts, ungeachtet er lebhaft sprach, nicht weit verstanden, der lange Vortrag ging verloren; man beobachtete nur Napoleon, der, bedeckten Hauptes, unter dessen Federbusch ein großer Diamant strahlte, saß, und einige Verdrossenheit von Anfang an zu zeigen geschienen hatte. Es folgte die Eröffnung der Verfassungsannahme. Cambaceres, im fürstlichen Kleide eines Reichskanzlers, legte dem Kaiser die Stimmenzahlen vor. Es waren 1,288,357 bejahende Stimmen von Bürgern, 4207 verneinende; von der Armee 222,000 Ja, 320 Nein; von der Marine 22,000 Ja, 275 Nein. Auf einen Wink des Kaisers rief ein Waffenherold, nachdem die Trommeln gerührt worden, die Zusatzacte sei vom französischen Volke angenommen worden. Einiges Rufen aus der Versammlung und eine Geschützsalve feierte diesen Augenblick. Ein Kämmerer stellte ein Tischchen vor den Kaiser, Prinz Joseph empfing aus der Hand des Reichskanzlers eine Feder und reichte sie dem Kaiser, der schnell die Acte unterzeichnete. Darauf sprach er sitzend, mit in etwas größerer Ferne vernehmlicher Stimme

und ausdrucksvollen Mienen, auf die alle Blicke gerichtet waren, folgende Worte:

„Meine Herren Wahlmänner der Departements und Arrondissementscollegien; meine Herren Abgeordnete der Land- und Seearmeen zum Maifelde! Als Kaiser, Consul, Soldat, habe ich Alles vom Volke erhalten. Im Glücke, in der Widerwärtigkeit, auf dem Schlachtfelde, im Rathe, auf dem Throne, im Exil ist Frankreich der einzige und beständige Gegenstand meiner Gedanken und meiner Handlungen gewesen. Wie jener König von Athen, habe ich für mein Volk mich geopfert und gehofft, es werde dann das gegebene Wort gehalten werden, daß der Vollbestand Frankreichs, seine Ehre und seine Rechte ihm gesichert bleiben sollten. Mein Unwille, als ich diese Rechte, die heilige Erwerbung von fünfundzwanzig Siegesjahren, verkannt und hingeworfen sah, der Schrei der geschändeten französischen Ehre, der Wunsch der Nation haben mich zu diesem Throne zurückgeführt, der mir theuer ist, weil er das Palladium der Unabhängigkeit, der Ehre und der Rechte des Volkes ist. Franzosen! als ich unter dem Jubel der Einwohner die verschiedenen Provinzen des Reichs, die zu meiner Hauptstadt führten, durchreiste, habe ich auf einen langen Frieden zählen müssen; die Nationen sind gebunden durch die Verträge, die von ihren Regierungen, wer auch diese seien, geschlossen worden sind. Mein Augenmerk richtete sich jetzt ausschließlich auf die Mittel, einen festen Grund der Freiheit durch eine Verfassung zu legen, die dem Willen und dem Vortheil des Volkes entspräche. Ich habe das Maifeld berufen. Bald erfuhr ich, daß die Fürsten, die alle Grundsätze verkannt, den Meinungen und den Interessen so vieler Völker Hohn gesprochen haben, uns angreifen wollen. Sie beabsichtigten, das Königreich der Niederlande zu vergrößern, ihm eine Grenze aus allen unsern festen Plätzen im Norden zu machen und die Ansprüche, worüber sie unter sich noch im Streite liegen, bei der Vertheilung

Lothringens und des Elsasses zu befriedigen. Es wurde nöthig, sich zum Kriege zu rüsten. Aber da ich meine Person den ungewissen Kämpfen aussetzen sollte, so habe ich darauf bedacht sein müssen, unverzüglich die Nation zu Rathe zu ziehen. Das Volk hat die *Acte* angenommen, die ich ihm vorgelegt habe. Franzosen, *wenn* wir diesen ungerechten Überfall abgeworfen haben werden, und Europa belehrt worden sein wird, was man den Rechten und der Unabhängigkeit von achtundzwanzig Millionen Franzosen schuldig ist, wird ein feierliches Gesetz, in den von der Zusatzacte vorgeschriebenen Formen erlassen, die verschiedenen Bestimmungen unserer jetzt zerstreuten Constitutionen vereinigen. Franzosen! Ihr kehrt in Eure Departements zurück. Sagt den Bürgern, daß die Lage groß ist, daß wir mit einiger, angestrengter Kraft als Sieger treten werden aus diesem Kampfe eines großen Volkes gegen seine Unterdrücker, daß die künftigen Geschlechter eine strenge Prüfung unsers Benehmens anstellen werden, daß eine Nation Alles verloren hat, wenn sie der Unabhängigkeit verlustig worden. Sagt ihnen, daß die fremden Könige, die ich auf den Thron gehoben habe, oder die es mir verdanken, daß sie ihre Krone behalten haben, die zur Zeit meines Glückes insgesammt um mein Bündniß und um den Schutz des französischen Volkes angehalten haben, alle ihre Streiche jetzt gegen meine Person richten. Sähe ich nicht, daß sie dem Vaterlande zu Leibe wollen, so würde ich ihnen *dieses Dasein* gönnen, auf das sie so grimmig zu sein scheinen. Aber sagt ebenfalls den Bürgern, daß, so lange die Franzosen mir die liebreiche Gesinnung bewahren, wovon sie mir *so* viele Beweise gegeben, diese Wuth unserer Feinde *eine* ohnmächtige sein wird. Franzosen, mein Wille ist der des Volkes, meine Rechte sind die seinen, meine Ehre, mein Ruhm, mein Glück können nicht verschieden sein von der Ehre, dem Ruhme und dem Glücke Frankreichs."

Oft war diese Rede von den am Fuße des Thrones

sitzen gebliebenen fünfhundert Wählern mit eifrigem Zurufe unterbrochen worden, stürmischer brauste der Ruf am Schlusse und wurde nun von immer weitern Kreisen bis von den Wällen her wiederholt. Ein Erzbischof hielt kniend die heilige Schrift in die Höhe, auf welcher der Kaiser den Eid den Constitutionen des Reichs leistete. Im Namen des französischen Volkes leistete Cambaceres den Eid des Gehorsams gegen die Verfassungen, der Treue gegen den Kaiser. Ein Tedeum erscholl. Die Trommeln fielen ein, an die Stufen des Thrones wurden die Adler der Nationalgarden aller Departements und derjenigen der Armee getragen. Rasch entschlug sich Napoleon des kaiserlichen Mantels, stieg herab, nahm von Carnot den Adler der Nationalgarde der Seine, von Davoust den des ersten Regimentes von der Linie, von Decres den des ersten Marinecorps, ließ sie schwören, diese Adler gegen die Feinde des Vaterlandes und des Thrones zu vertheidigen, gab sie ihnen zurück. Er schritt mit seinem ganzen Gefolge, das von den Tribunen aufgebrochen war, durch die herrliche Schaar, und bestieg den freistehenden hohen Thron, auf dessen ringsabfallende Stufen die Marschälle, der Hof und die Adler traten; eine von Gold strahlende Pyramide, in der Mitte zwischen den Reihen der alten Garde und denen der Nationalgarde von Paris und einer aus zahllosen Menschenköpfen geschichteten Borte. Mit klingendem Spiele setzten die beiden Garden sich in Bewegung und drängten sich nahe um den Thron zusammen. Napoleon ließ die Nationalgarde von Paris schwören, es nicht geschehen zu lassen, daß der Feind noch einmal die Hauptstadt der großen Nation beflecke; er ließ die Soldaten der kaiserlichen Garde schwören, im nahen Feldzuge sich selbst zu übertreffen. Nun zogen die Truppen, die Marseillaise singend, am Throne den Kaiser grüßend, vom Maifelde ab. Napoleon kehrte nach der Tribune an der Militairschule zurück und verschwand in diesem Gebäude.

Die Wahlmänner beklagten sich, daß der Kaiser statt

des Nationalcongresses, den er berufen, eine unfruchtbare Fahnenvertheilung gehalten; sie hatten nun gesehen, wie ferne er dem Volke stand. Die Pariser ergingen sich in Epigrammen und Wortspielen über das durchgefallene Stück.

Napoleon ließ diese üble Wirkung des Maifeldes auf die Wahlmänner nicht auf sich beruhen. Des Zaubers gewiß, der seiner persönlichen Anrede an den Einzelnen inwohnte, wollte er sie nächsten Sonntag in den Tuilerien versammeln. Den Vorwand dazu gab ihm die am Maifelde übergangene Darreichung der den einzelnen Departements gehörigen Fahnen. Nicht so leicht war das Mittel zur Leitung der Kammer gefunden. „Dergleichen Versammlungen", äußerte er, „haben Siege nöthig." Er baute viel auf seinen Bruder Lucian, der ihm zu St. Cloud als Präsident der Fünfhundert geholfen und jetzt vom Departement der Isère zum Repräsentanten gewählt war. Eine andere Stütze mußte er sich an der Pairskammer zu verschaffen suchen, deren Zusammensetzung sein nächstes Geschäft war. Unter dem alten Adel fand er nur wenige patriotische Männer, die nicht entweder die Rücksicht auf die zweite Kammer ausschloß, oder von denen er nicht einen Abschlag zu gewärtigen hatte. Ein solcher erfolgte auf mehrere vorläufige Anfragen, die er behutsam bei selbständigen Charakteren halten ließ, und keiner war ihm so unangenehm, als derjenige des hochsinnigen Macdonald. Daneben fehlte es nicht an Leuten, die, ungeachtet des allgemeinen Unglaubens an Napoleon's Zukunft, sich um die Pairswürde bewarben, sei es, daß sie darin auch einer Regentschaft nahe zu stehen hofften, oder daß der Reiz des Titels so mächtig war. Am Abend des 2. Juni kam eine Pairskammer zu Stande, die zur einen Hälfte aus Militairs, zur andern aus hohen Beamten und ehemaligen Senatoren zusammengesetzt war. Napoleon verkannte nicht, daß sie seines Beistandes neben der Repräsentantenkammer viel eher selbst bedurfte, als einen solchen für ihn abgeben konnte. Um noch Lucian aufnehmen zu können, wenn ihn die Re-

präsentanten nicht zu ihrem Präsidenten wählen sollten, machte er das Verzeichniß der Mitglieder noch nicht bekannt.

Am 3. traten die Repräsentanten zusammen. Die bedeutsamsten wurden für Lucian angegangen. Alsbald galt die Präsidentenwahl für die Frage, auf welche die Selbständigkeit der Kammer ankam. Obgleich man nun insgesammt einig war, bis auf die zu etwa sechszig Köpfen geschätzten Bonapartisten, den Bruder des Kaisers nicht zu wählen, zagte man doch vor dieser Herausforderung Napoleon's. Man fand, daß Lucian von Rechtswegen Pair sei; man erhob diese Einwendung bei der Prüfung der Vollmachten, legte die Vollmachten des Departements der Isère bis nach Constituirung der Kammer zurück, indessen man unter einem andern Vorwande den Kaiser um das Verzeichniß der Pairs ersuchen ließ. Der berühmteste Mann der Kammer war der alte Lafayette, der seit dem schönen Anfang der Revolution erst jetzt wieder den politischen Schauplatz betrat; auf diese Eigenthümlichkeit stützten Viele ihre hohe Meinung von dieser neuen Kammer und dachten nicht anders, als daß Lafayette deren Vorsteher würde. Neben ihm eignete sich der Graf Lanjuinais dazu wegen seines großen Rufs von Unbescholtenheit und von Gewissenhaftigkeit gegen die eigene Meinung. Als einer der strengsten Bekenner des constitutionnellen Rechts konnte er über die Wünsche der zahlreichen Partei der königlichen Charte weniger als Lafayette hinausgehen, während für die einmal ergriffene Sache sein Muth mit dem Widerstande zunahm. Lafayette empfahl Lanjuinais ebenfalls, da er selbst sich scheute, noch ungewiß über den Charakter der Majorität, seinen Namen als Präsident zu Unterthänigkeiten herzugeben. Die Sitzung vom 4. wurde durch den Antrag eines Mitgliedes unterbrochen, sich in den Verhandlungen der Titel zu begeben. Die abgelesene Rede verfehlte ihren Eindruck, obgleich sie an den Enthusiasmus erinnerte, womit die ersten Nationalrepräsentanten Frankreichs in der Nacht vom 4. August sich ihrer Vor-

rechte entledigt hatten. Die meisten Titel der jetzigen Mitglieder waren erworbne, und gerade die mancherlei Revolutionsnamen, die in dieser Kammer sich zusammengefunden, machten ihre Zierde aus. Das Verzeichniß der Pairs war abgeschlagen worden. Ohne daß über Lucian's Anerkennung mehr eingetreten worden wäre, wurde Lanjuinais, den Drohungen mit Auflösung der Kammer zum Trotze, die einige Bonapartisten herumboten, von einer großen Mehrheit zum Präsidenten gewählt. Ebenso wenig berücksichtigte man den Kaiser bei der Wahl der vier Vicepräsideuten, unter welche Lafayette aufgenommen wurde.

In denselben Stunden fand in den Tuilerien der Empfang der Mitglieder der Wahlcollegien statt. Sie zogen am Kaiser, der auf seinem Throne saß, vorüber und überreichten ihm Adressen. In der Gemäldegalerie des Louvre stellten sie sich darauf der rechten Seite entlang nach ihren Departements auf, ihnen gegenüber standen die Abordnungen der Armee. Napoleon schritt durch diese herrlichen Glieder, reichte dem Präsidenten jedes Collegiums den Adler, sagte jedem ein glückliches Wort über sein Departement, nahm überall Bittschriften ab. Doch während er die Einzelnen gewann, ermüdete die vielgliedrige Versammlung und rauschte nur im stürmischen Nachrufe auf, als der Kaiser hinaustrat. Er selbst hatte sich durch diesen Umgang mit zehntausend eifrigen und hochstehenden Franzosen ermuthigt. Anstatt die Wahl von Lanjuinais zu verwerfen, wie es ihm zustand, entschloß er sich, nach dem ersten Unmuthe, auch mit diesem Manne sich zu unterhalten und ihn darauf anzuerkennen. Lanjuinais entging dieser persönlichen Annäherung nicht, da ihm der Kaiser keine Gelegenheit zum Widerspruche gab.

Das Benehmen dieser Repräsentantenkammer bestärkte Napoleon in dem Entschlusse, den Krieg nicht ins Innere des Landes herankommen zu lassen. Gleich am folgenden Tage griff sie einen kleinen Verstoß gegen ihre Selbständigkeit wieder auf, um ihm einzuschärfen, daß er sie als

einen ihm zur Seite gesetzten Staatskörper, nicht etwa als einen bloßen Rath zu behandeln habe. Er mußte sich schon fragen, ob er sich zum offensiven Kriege auch nur ruhig von ihr entfernen dürfe. Denn sowohl Lucian's Präsidentschaft als die Aufsicht einer kräftigen Pairskammer, worauf er sich hätte verlassen können, waren verfehlt worden, so daß er bereits mit seiner Persönlichkeit eingreifen mußte. Er wollte darum auch noch eine kaiserliche Sitzung der beiden Kammern halten.

Nun gab es Deputirte, die an dem bei dieser Feierlichkeit üblichen Eide Anstoß nahmen. Andere warnten davor, durch öffentliche Erörterung dieser Frage den Feinden einen Streit zwischen Nation und Kaiser zu zeigen, und Lafayette entwarf mit König Joseph, der sich an ihn zu wenden pflegte, eine Übereinkunft, wonach der Eid nicht von jedem einzelnen Deputirten, sondern im Chore von der ganzen Kammer geleistet werden sollte. Allein der junge Advocat Dupin stellte von der Tribune den Antrag, theils solle ein Eid, damit es ein constitutionneller sei, nur in Kraft eines Gesetzes geleistet werden, theils solle er das Recht nicht schmälern, die Verfassung zu verbessern. Rasch erhoben sich dagegen vorzüglich die Oppositionsredner der vorigen königlichen Kammer: die Zusatzacte sei nun einmal vom Volke angenommen, der Kaiser der erste Repräsentant der Nation; man schwöre dieser, wenn man jene beiden nenne; ein Glück, daß die Sache öffentlich zur Sprache gebracht sei, da nun der förmliche Beschluß eines von jedem Deputirten zu leistenden Eides den Fremden die Einigkeit in Frankreich beweisen könne. Die Kammer war für diese patriotischen Rücksichten ebenso leicht erregbar, als für ihre Selbständigkeit, und da noch keine Parteien in ihr bestanden, deren Stärke auch in diesem Falle hätte geprüft werden müssen, so verlangte Niemand eine Abstimmung.

Den 7. Juni erschien der Kaiser mit seinem Hofe in der Repräsentantenkammer, wo auch die Pairs versammelt waren. Alle leisteten den Eid. Als die Reihe an Lafayette

kam, merkte neugierig die ganze Versammlung auf und Napoleon selbst betrachtete den berühmten Gegner. In seiner Rede pries er sich glücklich, daß er nach dreimonatlicher unbeschränkter Gewalt endlich heute die constitutionnelle Monarchie beginnen könne: erwähnte der Verschmelzung der zerstreuten Constitutionen, kündigte Berichte seiner Minister über die Lage der Staatsgeschäfte an und deutete auf seine baldige Abreise. „Die Armee und ich werden unsere Pflicht thun. Gehen Sie, Pairs und Repräsentanten, der Nation voran in Zuversicht, in Energie und Patriotismus und fassen Sie den Entschluß, gleich dem Senate des großen Volks des Alterthums, lieber zu sterben, als die Entehrung und Erniedrigung Frankreichs zu erleben. Die heilige Sache des Vaterlandes muß obsiegen.“ Eine unwillkührliche Bewegung mit der Hand begleitete diese letzten, mit plötzlich erhobener Stimme gesprochenen Worte. Enthusiastisch erhoben sich die Kammern, mit immer verstärktem Nachrufe ermunterten sie den abtretenden Kaiser, der mehrmals dankend sich umwendete. In der Sitzung des folgenden Tages wünschte ein Mitglied, daß die Gesinnung, welche die Kammer durch den Eid bezeugt, noch bestimmter durch die Adresse ausgedrückt werde. Felix Lepelletier, der ehemalige Jacobiner, stellte den Antrag, Napoleon den Namen eines Retters des Vaterlandes zuzuerkennen! Lärmend unterbrach ihn die unwillige Versammlung. Nichts half es, daß er einen solchen Beschluß die beste Antwort auf die Verläumdung der Cabinete der Könige nannte; nichts, daß er auch ans französische Volk zur Huldigung gegen seine Souverainetät eine Adresse zu richten vorschlug. Dupin rief: er hoffe, daß sich die Kammern vor jener Anbetung hüten werde, welche frühere Kammern nur zu sehr irre geführt habe. Lepelletier konnte vor dem Rufen zur Tagesordnung nicht mehr zum Worte kommen.

Napoleon hatte seine Linientruppen in sieben Armeecorps und vier Beobachtungscorps vereinigt, die Anfangs Juni die festen Plätze der mobilen Nationalgarde zu über-

lassen und ins Feld zu rücken bereit waren. Sammt Lamarque's Armee in der Vendée waren es 217,000 Mann. Jedes Armeecorps bestand aus drei oder vier Divisionen Infanterie, einer Division Cavallerie und fünf oder sechs Batterien. Das fünfte Corps unter Rapp hatte sich im Elsaß zusammengezogen, das siebente unter Suchet bei Chambery; durch sie und die vier Beobachtungscorps waren die östlichen und südlichen Grenzen gedeckt. Die übrigen Armeecorps standen im nördlichen Frankreich. Napoleon richtete die vier ersten unter den Generalen d'Erlon, Reille, Vandamme und Gerard nach der Nordgrenze zwischen Sambre und Maas; als Reserve ließ er eben dahin das sechste Corps unter Lobau und eine für die entscheidenden Schläge des Feldzugs aus vier Corps gebildete Cavallerie-Reserve unter Marschall Grouchy marschiren. Dem Feinde verbarg er den Ort dieses Zusammenzugs dadurch, daß er die Nordgrenze in ihrer ganzen Länge bis Dünkirchen theils durch Freiwillige, theils durch Abtheilungen der Garnisonen besetzen ließ, deren vorzügliche Stärke auf dem linken Flügel das Urtheil irre führen sollte. Wie die Corps neugebildet waren, so konnte Napoleon diesen Feldzug auch nicht mehr mit den an ihn gewöhnten Marschällen unternehmen. Zum Chef des Generalstabs, wo der ihm untreu gewordene Berthier während so vieler Jahre genau und unverdrossen seine Gedanken verarbeitet, hatte er den selbständigen Soult gewonnen, der nur das Maifeld hatte vorübergehen lassen, um in einem Tagsbefehle, auf den Nationalwillen sich berufend, der Armee das wieder geöffnete Feld des Ruhms zu weisen. Auch in der Auswahl der übrigen Chefs sah Napoleon auf die Zuverlässigkeit, die durch Fehltritte gegen die Bourbonen verbürgt zu sein schien. Um die Mitte des Juni mußte er den Feldzug eröffnen, wenn er das Heer in Belgien noch vereinzelt aufreiben wollte. So ließ er seine Garden am 8. Juni von Paris ausrücken. Durch sie stieg die Armee, die sich an der Nordgrenze zusammenzog, auf etwa 115,000 Mann

mit 350 Geschützen, worunter die Infanterie etwa 85,000 Mann, die Cavallerie 21,000 betrug.

Im Laufe des Monats mußte die Ausrüstung von Linientruppen, die Mobilisirung der Nationalgarden, die Ausscheidung von Tirailleurs aus Paris noch viele Fortschritte machen. Um die Hauptstadt und um Lyon näherte sich die Befestigung mit jedem Tagewerk der vielen tausend Arbeiter ihrem Ende, und an den Straßen, auf welchen der Feind anrücken konnte, wurde jede vortheilhafte Stelle zu seinem Empfange zugerüstet. Wenn ihm der Schlag in Belgien mißrieth, so fand Napoleon einen Reichthum an neuen Streitkräften und konnte sich dann noch auf den Vertheidigungskrieg verlegen, dem er nur aus politischen Gründen vorgriff. Dies war sein Plan, allein er ordnete nichts zum Voraus an. Mißtrauisch gegen die Regierung, die er in Paris zurückließ, wollte er nichts von Dem, was er nach einem Fehlschlag thäte, aus seinen Händen geben, behielt Alles sich selbst vor und setzte im Grunde sein Glück ganz auf den Zug, der ihn einer Lage entrücken sollte, worin er nicht mehr den freien Gebrauch seiner Glieder hatte, und deren er vor den Fürsten Europas sich schämte. Er glaubte an Fouché's Verrätherei, an Intriguen desselben in der feindlichen Repräsentantenkammer, an Verabredungen für den Fall seiner Niederlage. In seinen übrigen Ministern, Carnot ausgenommen, fand er keine Kraft dagegen: vielmehr schienen die einen in der dunklen Zeit ihre Verantwortlichkeit als fügsame constitutionnelle Minister leichter zu finden, als wenn sie allein mit dem Kaiser ausgesetzt wären. Im Kriege mußte sich Napoleon seine Macht wieder holen. Das Einzige, was er für seine Abwesenheit vorkehrte, war, daß er der Regierung, die aus seinen Brüdern Joseph und Lucian und den verantwortlichen Ministern bestand, noch die Grafen Defermon, Regnault, Boulay und Merlin, auf deren Treue er zählen konnte, als Staatsminister ohne Portefeuille beigab und insbesondere mit dem Verkehr der Regierung mit den Kammern beauftragte; er gab vor, daß seine verantwort-

lichen Minister des parlamentarischen Auftretens nicht so gewohnt seien, als diese vier Männer, deren Äußerungen es auch weniger auf sich hätte zurückzunehmen.

Was Napoleon die Zukunft noch verdüsterte, war das Schicksal seines Schwagers Murat; er hatte diesem, als er an der französischen Küste gelandet, die Reise nach Paris untersagt, um den Anblick eines den Feinden schon erlegenen Fürsten von dessen Publicum abzuhalten. Es ist wahrscheinlich, daß er es in einzelnen Augenblicken für einen siegreichen Ausgang ansah, wenn er seinem Sohne den Thron erhalten konnte, an dessen künftiges Genie er mit derselben Zuversicht geglaubt haben soll, womit er sonst seinem Glücke vertraut hatte.

Am 11. Juni empfing der Kaiser noch die Adressen der beiden Kammern. Der Pairskammer schien an nichts Anderem gelegen zu haben, als jedem Scheine von Unterthänigkeit zu entgehen. Durch Kälte suchte sie zu verleugnen, daß sie vom Kaiser gewählt worden. Sie versicherte ihn übrigens, daß sogar das Unglück ihre Beharrlichkeit nicht schwächen, ihre Anhänglichkeit an ihn verdoppeln würde, sowie die Institutionen des Landes Europa dafür bürgten, daß niemals die französische Regierung von den Lockungen des Sieges hingerissen werden könne. „Daß das Glück uns zu weit führe", versetzte der Kaiser, „das ist nicht die Gefahr, wovon wir bedroht sind. Unter dem caudinischen Joche wollen die Fremden uns hindurchtreiben. Die Gerechtigkeit unserer Sache, der Hochsinn der Nation und der Muth der Armee geben Hoffnung auf den Sieg; aber wenn uns Unfälle träfen, dann, vorzüglich dann wünschte ich die ganze Thatkraft dieses großen Volkes zu sehen, dann würde ich von der Pairskammer den Beweis ihrer Anhänglichkeit an das Vaterland und an mich erhalten. In der Noth offenbaren die großen Nationen, wie die großen Männer, die ganze Energie ihres Charakters und erwerben die Bewunderung der Nachwelt."

Die Repräsentanten gedachten in ihrer Adresse wie

des Momentes, wo der Kaiser den Anfang der constitutionellen Monarchie angezeigt, so seiner Äußerung über die Verschmelzung der Constitutionen, und versprachen ihren Theil der Arbeit zu übernehmen. Worüber Frankreich sich verwundere, fuhren sie fort, sei, daß fremde Fürsten mit den Waffen von ihm Rechenschaft über eine innere Änderung forderten, die, vom Volkswillen ausgegangen weder die Verhältnisse zu andern Regierungen, noch deren Sicherheit gefährde. Vom französischen Volke werde kein ehrgeiziger Plan gehegt; ja, nicht einmal der Wille des siegreichen Fürsten vermöchte die Nation über die Erfordernisse ihrer eigenen Vertheidigung hinauszuführen; aber um ihr Gebiet zu schützen, ihre Freiheit, ihre Ehre, ihre Würde zu behaupten, sei sie bereit zu allen Opfern. Wohl sei es eine vergebliche Hoffnung, daß diese gewaltigen Rüstungen zum Kriege dem allgemeinen Friedensbedürfniß noch weichen würden. Die Kammer erwarte nur die ihr angekündigten Documente, worin sie ohne Zweifel die Beweise von J. Maj. Bemühungen für den Frieden finden werde, um aus allen Kräften zu den Mitteln zum Kriege beizutragen, und während der Kaiser im Siege nur ein Mittel zu dauerhaftem Frieden suche, glaube die Kammer an demselben Werke zu arbeiten, wenn sie der Vervollkommnung des Vertrages obliege, der die Einheit von Volk und Thron noch verstärken und für Europa die Institutionen Frankreichs zu einem noch bessern Pfande machen solle. — Napoleon erwiederte nach einem Worte der Zufriedenheit: „Der nahe bevorstehende Krieg nimmt alle meine Gedanken in Anspruch. Ich werde diese Nacht abreisen, um mich an die Spitze meiner Armee zu setzen. Es wäre mir lieb, wenn während *meiner* Abwesenheit eine Commission von jeder Kammer unsere Constitutionen in Überlegung nähme. Die Verfassung ist unser Polarstern in diesen Stürmen. Jede öffentliche Verhandlung, wodurch das Vertrauen darauf geschwächt würde, wäre ein Unglück für den Staat; wir würden uns unter Klippen ohne Compaß befinden. Der Augenblick ist ernst.

Nehmen wir ein Beispiel am Untergange des römischen Reichs, das dem Spotte der Nachwelt verfallen ist, weil es sich in abstracten Verhandlungen erging, während der Sturmbock die Thore der Stadt brach. Helfen Sie mir das Vaterland retten. Als der erste Repräsentant habe ich die Verpflichtung eingegangen, die ich nochmals bekenne, in ruhigern Zeiten mit allen Vortheilen der Krone und mit der kleinen Erfahrung, die ich erworben habe, Ihnen in der Verbesserung unserer Constitutionen behülflich zu sein."

Bei jener Erinnerung an das römische Reich hatte Napoleon einen scharfen, forschenden Blick an die Deputirten, denen die Warnung galt, gerichtet. Sie erklärten hernach seine Worte für ungeziemend gegen die Kammer.

Von der Abreise Napoleon's an schwebten die Deputirten in Angst vor seiner siegreichen Rückkunft. Sie wußten nicht, ob sie ihm Glück im Kriege oder Unglück wünschen sollten. Sie beschäftigten sich aber nur mit den Gefahren seiner Triumphe; denn daß auch eine Niederlage möglich sei, daran dachten sie kaum; dem widersprach das Bild des Kaisers. Ein Aufsatz indessen, der vor wenigen Tagen im Censeur erschienen war, gestand nur denjenigen Fürsten wahre Macht zu, die vom Geist ihres Zeitalters getragen würden, und meinte damit jeden Zweifel niederzuschlagen, theils daß Frankreich, wie von so mancher frühern Regierung, so von dem Gemenge von Despotismus und Demagogie der jetzigen werde befreit werden, theils daß es auch aller Coalitionen spotten dürfe.

Die Royalisten rührten sich mit frischem Muthwillen, nachdem der Kaiser abgereist war. Zwar erwarteten auch sie zunächst einige Siege desselben, aber sie vertrauten für die Folge des Feldzugs auf die große Überlegenheit der alliirten Streitmassen.

In ihrer Abhängigkeit von dem Kampfe der großen Parteien im Lande und noch mehr von den Schlägen des Krieges wußte die Repräsentantenkammer auf keine Weise einzugreifen, ja nirgends recht zu stehen. Die Anträge,

die ihr von einzelnen Mitgliedern gestellt wurden, waren darum in der Regel kleinlich, zumal da sie zuweilen nur zufälligen Erinnerungen früherer Revolutionsjahre entnommen waren. Denn welchen Vorzug der Kammer auch das Beisammensein vorzüglicher Männer aus allen Epochen der Revolution gab, besaßen diese doch nicht mehr die schöpferische Frische der Überzeugung, und Jeder hielt sich, gerade weil er die Andern neben sich sah, in seinen Erlebnissen an Das, was in dieser Verhandlung ihm eigen war. Der junge Dupin eignete sich den Ruhm zu, den Antrag zuerst zu bringen, den die Kammer vorzugsweise behandeln wollte: daß nämlich eine Commission die Zusatzacte mit den kaiserlichen Constitutionen verschmelze und die Wünsche zu deren Verbesserung sammle. Er empfahl diesen Antrag als das der Kammer zuständige Mittel, während des Feldzugs den Nationalgeist zu heben; einmüthig erklärte ihn die Kammer für erheblich. Ebenso günstig nahm sie den Antrag eines andern Mitgliedes auf Abschaffung der Confiscation auf. Als hingegen der furchtlose Leguevel aus Morbihan den Entwurf eines scharfen Verfahrens gegen die Räuber vorlas, die als königliche Banden einige Departements durchstreiften, unbekümmert um die Rache, die sie dafür an seinem heimathlichen Orte nehmen konnten, entstand bei dem Vorschlag, sie mit ihren Ascendenten und Descendenten für vogelfrei zu erklären, ein Tumult, in welchem die Kammer zur Tagesordnung schritt; vergnügt erzählte man, daß auch die ehemaligen Schreckensmänner, die es in der Kammer gab, an diesem Ausbruche der Entrüstung Theil genommen hätten.

Es konnte Fouché nicht schwer fallen, dieser Kammer, in welcher er den Stoff zu einer Gegenregierung gegen Napoleon zu suchen hatte, unschlüssig und unbeholfen wie sie war, die Beschäftigungen und Leidenschaften beizubringen, die auf solches Auftreten sie vorbereiten mußten. Er hatte dazu seine Leute in der Kammer. Seine persönliche Einwirkung freilich war durch die Dazwischenkunft der

neuen Staatsminister unmöglich geworden. Jeder Minister hatte einen an den Kaiser gestellten Bericht über seinen Geschäftskreis ausgearbeitet, dessen Mittheilung an die Kammern der außerordentlichen Hülfe, die Napoleon von ihnen erwartete, zur Grundlage dienen sollte. Carnot's Bericht, Alles umfassend, zählte insbesondere die bisherigen Rüstungen auf; derjenige Caulaincourt's belegte mit Actenstücken die Hartnäckigkeit wie die Vergeblichkeit der Friedensversuche. Nach Verlesung des letztern fragte ein von Fouché geleitetes Mitglied, von wem die Kammer fernern Aufschluß über einzelne Punkte erhalten könnte, und beklagte sich darüber, daß nicht der Minister selbst, der allein solchen geben könnte, erschienen war. Er reihete sich dadurch unter die Eiferer für die Würde der Kammer, die es eigentlich erforderte, daß die für sie bestimmten Berichte nicht dem Kaiser, sondern ihr erstattet würden. Die Kammer gab die Streitfrage einer Commission auf. In seinem eigenen Berichte schilderte Fouché mit grellen Farben die Macht, zu der es die Royalisten und Unzufriedenen in vielen Departements gebracht, und erörterte die Zulässigkeit der alten Schreckensmaßregeln, zwar in mildem Tone, aber mit der größten Kaltblütigkeit, ohne am Ende seine Meinung darüber gesagt zu haben. Er mußte voraussetzen, daß die meisten Mitglieder darin nur die geheimen Wünsche des Kaisers sehen und aufs Neue das stärkste Mißtrauen gegen diesen fassen würden. War das seine Absicht, so hoffte er doch vermuthlich ebenfalls, die Kammer werde der Versuchung zur Initiative für einige schreckende Maßregeln, die in der Unbestimmtheit seines Berichtes lag, nicht widerstehen können, und eine Commission bestellen, die, in unmittelbarer Verbindung mit ihm, eine Art Beruf hätte, in außerordentlichen Fällen zu handeln. Groß war in der That die Aufregung der Kammer über die Absichten des Kaisers; die Deputirten aus den Departements, die als Beute der Royalisten geschildert waren, zeugten gegen die Übertreibungen des Berichtes. Auch die Ernennung einer

Commission fand eifrige Verfechter an Denen, die gerne überall die Initiative der Kammer begründet hätten; aber theils aus Mißtrauen gegen Fouché, theils damit in der mißlichen Sache die Regierung sich auszusprechen genöthigt werde, widersprachen Andere, und die Kammer unterließ es.

Elftes Kapitel.

Der Feldzug in Belgien.

Napoleon erreichte Avesnes am 13. Juni. Pünktlich waren alle Corps eingetroffen; der Zusammenzug war geglückt und dem Feinde, wie es schien, ganz unbekannt geblieben. Denn jenseits der Sambre lagen sowohl die Preußen als Wellington's Truppen noch immer in so weit getrennten Cantonnirungen, daß der Zusammenzug jedes einzelnen preußischen Corps und jeder englischen Division einen halben Tag, die ganze vereinte Armee aber zwei volle Tage kosten mußte. Es war nun der Plan Napoleon's: die Sambre bei Charleroi zu überschreiten, von wo eine Landstraße durch den linken englischen Flügel nach Brüssel, eine andere rechts über Namur und Lüttich in der Operationslinie der Preußen lief, auf diesen Straßen rasch mit seinen beiden Flügeln die noch zerstreuten feindlichen Heere auseinander zu treiben und mit Hülfe der Garden das eine vollends aus der Verbindung zu werfen und unfähig zu machen, zur Entscheidungsschlacht, die er dem andern liefern würde, sich einzustellen. Da Blücher in Namur seinen Angriff früher erfahren mußte, als Wellington in Brüssel, so bot sich das preußische Heer dem ersten Schlage dar. Napoleon urtheilte auch nach dem Charakter der beiden Feldherrn, daß der bedächtige Wellington Blücher'n weniger

schleunig beispringen werde, als er selbst, wenn er zuerst angegriffen würde, von diesem Hülfe bekäme, und daß Blücher sich leichter als Wellington vor der vollständigen Vereinigung seiner vier Corps zu einer Schlacht werde reizen lassen. Schlug er darauf auch das englische Heer, so fiel ihm Brüssel als Preis dieses Zuges zu.

Am 14. erinnerte Napoleon in einem Tagsbefehl die Soldaten daran, daß es der Jahrestag von Marengo und Friedland war; hieß sie Jenas gedenken, wo sie gegen diese anmaßlichen Preußen wie einer gegen zwei gestanden, und von Denen, die in englischer Kriegsgefangenschaft gelebt, ihre Qualen sich erzählen lassen; kündigte ihnen einen theuer mit Eilmärschen, Schlachten und Gefahren jeder Art zu erkaufenden Sieg an.

An diesem Tage entwich der Chef von Gerard's Generalstab, General Bourmont, mit zwei andern Officieren zum Feinde, doch waren ihm die Bewegungen der übrigen französischen Corps wenig bekannt.

Am Abend lag das Herr nur eine Meile von der Grenze hinter einer Hügelreihe. Die Soldaten verbargen ihre Feuer hinter Gehölzen oder Anhöhen. Sorgfältig war der ganze Lauf der Sambre bewacht. Spione brachten dem Kaiser die Nachricht, daß in Charleroi, Namur, Brüssel Alles ruhig sei.

Blücher erhielt jedoch einige Angaben über feindliche Truppenmassen. Ohne gerade auf den nächsten Tag einen Angriff zu erwarten, schickte er in der Nacht an Ziethen, der mit dem ersten Corps an der Sambre stand, den Befehl, sich langsam, wenn er angegriffen würde, auf Fleurus zurückzuziehen; an die drei übrigen Corps, von denen das vierte unter Bülow noch in Lüttich lag, dem Versammlungspunkte Fleurus sich zu nähern. In Brüssel hingegen störte noch nichts die Meinung der Engländer, man werde noch frühzeitig genug von dem Zusammenzuge Bonaparte's unterrichtet sein, da er viermal mehr Zeit dazu bedürfe, als die Alliirten zu dem ihrigen.

Vor Tagesanbruch den 15. Juni marschirte das französische Heer in drei Colonnen, die feindlichen Vorposten werfend, meist durch Wald auf schlechten Nebenwegen, nach der Sambre, welche die mittlere Colonne auf der Brücke von Charleroi, die Seitencolonnen links bei Marchienne, rechts bei Chatelet überschreiten sollten. Überrascht, wie Ziethen war, konnte er die Vereinigung seines Corps nur noch rückwärts gegen Fleurus bewerkstelligen; dahin richtete er seine dritte und vierte Brigade und befahl dem Brigadechef von Pirch, mit der zweiten Brigade an den Flußübergängen Widerstand zu leisten und dadurch der ersten, die noch in der Gegend von Picton stand, zum Rückzug über Gosselies, quer über die Brüsseler Straße, Zeit zu verschaffen. Der kürzeste der Wege, auf denen sich die Franzosen der Sambre näherten, war der nach Thuin; um neun Uhr erzwang hier eine Abtheilung der Linken den Übergang und drängte die Preußen nach Marchienne hinunter, von dessen Brücke sie um 10 Uhr der Rest der Colonne vertrieb. Noch hielten sie sich in Charleroi. Vandamme, der schon dort sein sollte, hatte sich verirrt, aber gegen elf Uhr setzte Pajol's leichte Reiterei über den Fluß, und gleich darauf zog der Kaiser ein. Er ließ seine Truppen und jede neue Abtheilung, die ankam, unverzüglich dem Feinde nachrücken, theils auf der Brüsseler Straße nach Gosselies, theils auf der Straße nach Namur. Alle waren erfrischt von der glücklichen Eröffnung des Feldzugs.

Als Blücher am Vormittag den Angriff der Franzosen erfuhr, gab er die nöthigen Befehle, um Ziethen bei Fleurus aufzunehmen und die Vereinigung der drei übrigen Corps zwischen Fleurus und Namur, bei Sombref, wo er Wellington am nächsten stand, zu beschleunigen.

Napoleon bekleidete den Marschall Ney, der eben ankam, mit dem Commando über den linken Flügel der Armee. Er gab ihm dazu die Corps Reille und d'Erlon, die leichte Cavallerie der Garde unter Lefebvre Desnouette's und

Kellermann's herrliches Cuirassiercorps, das sich noch hinter der Sambre befand, zusammen 47,800 Mann. Er befahl ihm, auf der Brüsseler Straße Alles zurückwerfend, über Gosselies vorzudringen, bis zu dem Dörfchen Quatrebras am Kreuzwege von Nivelles nach Sombref und Namur, dem Punkte, durch dessen Besetzung die Vereinigung der von Nivelles und von Brüssel anrückenden Engländer verhindert und Wellington's ganze Armee von der Unterstützung Blücher's abgehalten werden mußte; noch am Abend sollte Ney vorwärts von Quatrebras eine Stellung beziehen und starke Posten, theils gegen Nivelles, theils gegen Namur ausstellen. Vandamme, der nun anlangte, und Grouchy mit der Cavallerie erhielten Befehl, auf der Straße nach Namur vorzurücken.

Hier hatte die Brigade von Pirch bei Gilly, eine Stunde von Charleroi, an einem mit Gehölz versehenen Abhang eine Stellung bezogen, in der sie hoffen konnte, sowohl ihrer ersten Brigade als der ganzen preußischen Armee die ihnen nöthige Zeit zu verschaffen. Ihr linker Flügel, bis gegen Chatelet gestreckt, hielt noch die dortige Brücke besetzt; denn gleich Vandamme, hatte sich auch die Colonne Gerard's hinter der Sambre verirrt. So kräftig beantworteten die Preußen das französische Feuer, daß Grouchy und Vandamme die feindliche Hauptmacht angerückt glaubten und sich zwei Stunden lang aufhalten ließen. Der Kaiser kam herbeigeeilt, erkannte den Irrthum der Marschälle und befahl einen neuen Angriff, der, mit Gerard's gleichzeitigem Eintreffen, die Preußen zum Rückzuge nöthigte. In geschlossenen Vierecken wurde dieser angetreten; unter unausgesetzten Verlusten, die ihnen die heftig nachdrängenden Franzosen beibrachten, setzten ihn die beherzten Truppen mit vieler Ordnung gegen den Wald von Fleurus fort. Ungeduldig hieß Napoleon den General der Cavallerie, Letort, der es, wie Keiner, verstand, Mann und Roß zu befeuern, mit vier Schwadronen sich auf die Nachhut werfen. In zwei Vierecke brach der Tapfere ein,

vernichtete ein ganzes Bataillon; aber er selbst erhielt die Todeswunde. Die Verfolgung ging bei Lambusart, wo sich die Preußen, von ihrer dritten Brigade aufgenommen, in einer neuen Stellung zur Wehr setzten, aus der sie am späten Abend über Fleurus sich zurückzogen. Eben dahin hatte die erste Brigade sich über Gosselies durchgeschlagen. Ziethen's Corps hatte dem preußischen Heere diesen Tag mit einer Einbuße von etwa zweitausend Mann erkauft.

Napoleon, nach Charleroi zurückgekehrt, wo er sein Hauptquartier hatte, erfuhr: auf der Brüsseler Straße sei das Corps Reille, nachdem eine zu Wellington's Armee gehörige Brigade sich zurückgezogen, im Marsche auf Quatre-bras begriffen gewesen; aber der Marschall habe wegen der Stärke des Feuers, das er in der Richtung des Waldes von Fleurus gehört, ein weiteres Vorrücken für unklug gehalten, sodaß die Truppen die Nacht zwischen Gosselies und Frasnes zubrächten und nur Vedetten bis nach Quatre-bras ausgestellt seien. Napoleon schickte an Ney den Befehl, die Stellung bei Tagesanbruch zu beziehen, die er bereits einnehmen sollte. In der Voraussetzung, daß es geschehen werde, glaubte er die Aufgabe des ersten Tages, die feindlichen Heerführer auseinander zu halten, erreicht zu haben, wenn nur dieselben sich nicht besännen, rückwärts in der Gegend von Brüssel ihre Vereinigung zu bewerkstelligen.

Die französischen Truppen waren ermüdet von den beschwerlichen Märschen der vorigen Nacht und des ganzen Tages. Was sie von dem Plane des Kaisers errathen hatten, gab ihnen frohen Muth. Aber die Verstöße und Zögerungen, die so manche Abtheilung ihrem Commandanten Schuld zu geben hatte, bestärkten das allgemeine Mißtrauen, das die Truppen vor diesem Feldzuge in den Eifer der Marschälle und Generale für den Kaiser gesetzt hatten.

Unvorbereitet bekam der Herzog von Wellington den 15. Abends um fünf Uhr die erste Anzeige von dem Über-

fall auf die Preußen. Da es ein Scheinangriff sein konnte, zog er vorerst einen Bericht von Mons ein, von welcher Seite her er Brüssel eher bedroht geglaubt hatte. Indessen schickte er den Befehl an alle Corps, sich marschfertig zu halten. Wellington stand in der Ansicht, daß, in dem ihm unwahrscheinlichen Falle einer Offensive gegen Belgien, die Einnahme von Brüssel Napoleon's politischer Zweck wäre, und hatte darum sein Heer, gleich wachsam auf alle Ausgänge aus Frankreich, in einem concentrischen Kreise um diese Stadt verlegt. Um so fester mag in ihm jener Gedanke geworden sein, als die Gerüchte über den französischen Geist vieler Einwohner und die Anhänglichkeit, die dagegen seinen Truppen von andern bewiesen wurde, ihn täglich mit der politischen Bedeutung der Stadt beschäftigten.

An jenem Abend gab die Herzogin von Richmond einen Ball, dem die Herzoge von Wellington und von Braunschweig mit ihren Officieren beiwohnten. Um Mitternacht empfing hier Wellington die noch erwartete Auskunft und ließ nun die Befehle an alle Truppen versenden, sich schleunig nach Quatrebras in Bewegung zu setzen. Vor wenigen Stunden war General Picton aus England angekommen, der die englische Division in Brüssel, den Kern der Reserve, zu befehligen hatte. Stille wurden die höhern Officiere vom Balle gemahnt und entfernten sich stille. Generalmarsch wurde durch Brüssel geschlagen und im Parke sammelte sich die Reserve. Die Soldaten erhielten Rationen für vier Tage. Bei Tagesanbruch marschirten sie ab aus der Stadt, die theils über den Ausbruch des Krieges schon in Bewegung war, theils an dem Scheiden der lange gepflegten Hausgenossen Antheil nahm. Zwei hochländische Regimenter, die man den ganzen Winter besessen, sangen nun ein Kriegslied ihrer Heimath. Auch die schwarzen Braunschweiger zogen aus mit ihrem Herzoge. Wellington selbst eilte dieser schönen Reserve, die rasch durch den Wald von Soignes marschirte, nach Quatre-

bras voraus. Am Ausgang jenes Waldes beim Dorfe Waterloo befand sich die Stellung, die er schon voriges Jahr bei seiner Durchreise sich für den Fall, daß er jemals Brüssel zu vertheidigen hätte, zum Schlachtfeld ausgewählt hatte. Die Pflicht, den Preußen beizustehen, verwies ihn nun aber auf seinen äußersten linken Flügel.

Der englische Feldherr fand Quatrebras, wo er um 11 Uhr ankam, von den Seinigen besetzt. Der Prinz von Oranien hatte aus dem linken Flügel an neuntausend Mann daselbst gesammelt und war vom Feinde noch nicht angegriffen worden. Da Blücher's Berichte vermuthen ließen, die französische Hauptmacht sei gegen ihn im Anmarsche, so hielt der Herzog Quatrebras für hinlänglich geschützt, um den einzeln anlangenden Abtheilungen seines Heeres zum Vereinigungspunkte zu dienen. Inzwischen begab er sich zu Blücher, mit ihm die Art zu verabreden, wie er ihm helfen sollte.

Er traf den Preußen auf den Höhen zwischen Bry und Sombref, rechts von der Landstraße nach diesem letztern Orte. Es war die Stellung, die schon lange der preußischen Armee als Sammelpunkt und Schlachtfeld angewiesen war. Hier stand der muthige Blücher seit mehrern Stunden bereit, sich zu schlagen, um dem Heere Wellington's Zeit zu verschaffen, wie gestern Ziethen dem seinigen. Theils sein Charakter hatte ihn festgehalten und die Rücksicht auf Wellington, dessen Truppen bei Quatrebras durch seinen Abzug ausgesetzt worden wären, theils hatte er den Angriff Bonaparte's, und zwar mit großer Übermacht, so frühe und so rasch erwartet, daß ihm die Zeit zum Rückzug gemangelt hätte. Er hatte hier seine drei ersten Corps beisammen und erwartete nach Bülow's Berichten, dem in Lüttich seine Befehle nicht zu rechter Zeit zugekommen, einen Theil des vierten noch auf den Abend. So lange glaubte er, wenn ihn dann auch die Engländer unterstützen könnten, sich in der festen Stellung halten zu können. In der Fronte zog sich, von Sombref aus, die vom Lignybach

Commission fand eifrige Verfechter an Denen, die gerne überall die Initiative der Kammer begründet hätten; aber theils aus Mißtrauen gegen Fouché, theils damit in der mißlichen Sache die Regierung sich auszusprechen genöthigt werde, widersprachen Andere, und die Kammer unterließ es.

Elftes Kapitel.

Der Feldzug in Belgien.

Napoleon erreichte Avesnes am 13. Juni. Pünktlich waren alle Corps eingetroffen; der Zusammenzug war geglückt und dem Feinde, wie es schien, ganz unbekannt geblieben. Denn jenseits der Sambre lagen sowohl die Preußen als Wellington's Truppen noch immer in so weit getrennten Cantonnirungen, daß der Zusammenzug jedes einzelnen preußischen Corps und jeder englischen Division einen halben Tag, die ganze vereinte Armee aber zwei volle Tage kosten mußte. Es war nun der Plan Napoleon's: die Sambre bei Charleroi zu überschreiten, von wo eine Landstraße durch den linken englischen Flügel nach Brüssel, eine andere rechts über Namur und Lüttich in der Operationslinie der Preußen lief, auf diesen Straßen rasch mit seinen beiden Flügeln die noch zerstreuten feindlichen Heere auseinander zu treiben und mit Hülfe der Garden das eine vollends aus der Verbindung zu werfen und unfähig zu machen, zur Entscheidungsschlacht, die er dem andern liefern würde, sich einzustellen. Da Blücher in Namur seinen Angriff früher erfahren mußte, als Wellington in Brüssel, so bot sich das preußische Heer dem ersten Schlage dar. Napoleon urtheilte auch nach dem Charakter der beiden Feldherrn, daß der bedächtige Wellington Blücher'n weniger

schleunig beispringen werde, als er selbst, wenn er zuerst angegriffen würde, von diesem Hülfe bekäme, und daß Blücher sich leichter als Wellington vor der vollständigen Vereinigung seiner vier Corps zu einer Schlacht werde reizen lassen. Schlug er darauf auch das englische Heer, so fiel ihm Brüssel als Preis dieses Zuges zu.

Am 14. erinnerte Napoleon in einem Tagsbefehl die Soldaten daran, daß es der Jahrestag von Marengo und Friedland war; hieß sie Jenas gedenken, wo sie gegen diese anmaßlichen Preußen wie einer gegen zwei gestanden, und von Denen, die in englischer Kriegsgefangenschaft gelebt, ihre Qualen sich erzählen lassen; kündigte ihnen einen theuer mit Eilmärschen, Schlachten und Gefahren jeder Art zu erkaufenden Sieg an.

An diesem Tage entwich der Chef von Gerard's Generalstab, General Bourmont, mit zwei andern Officieren zum Feinde, doch waren ihm die Bewegungen der übrigen französischen Corps wenig bekannt.

Am Abend lag das Heer nur eine Meile von der Grenze hinter einer Hügelreihe. Die Soldaten verbargen ihre Feuer hinter Gehölzen oder Anhöhen. Sorgfältig war der ganze Lauf der Sambre bewacht. Spione brachten dem Kaiser die Nachricht, daß in Charleroi, Namur, Brüssel Alles ruhig sei.

Blücher erhielt jedoch einige Angaben über feindliche Truppenmassen. Ohne gerade auf den nächsten Tag einen Angriff zu erwarten, schickte er in der Nacht an Ziethen, der mit dem ersten Corps an der Sambre stand, den Befehl, sich langsam, wenn er angegriffen würde, auf Fleurus zurückzuziehen; an die drei übrigen Corps, von denen das vierte unter Bülow noch in Lüttich lag, dem Versammlungspunkte Fleurus sich zu nähern. In Brüssel hingegen störte noch nichts die Meinung der Engländer, man werde noch frühzeitig genug von dem Zusammenzuge Bonaparte's unterrichtet sein, da er viermal mehr Zeit dazu bedürfe, als die Allirten zu dem ihrigen.

Vor Tagesanbruch den 15. Juni marschirte das französische Heer in drei Colonnen, die feindlichen Vorposten werfend, meist durch Wald auf schlechten Nebenwegen, nach der Sambre, welche die mittlere Colonne auf der Brücke von Charleroi, die Seitencolonnen links bei Marchienne, rechts bei Chatelet überschreiten sollten. Überrascht, wie Ziethen war, konnte er die Vereinigung seines Corps nur noch rückwärts gegen Fleurus bewerkstelligen; dahin richtete er seine dritte und vierte Brigade und befahl dem Brigadechef von Pirch, mit der zweiten Brigade an den Flußübergängen Widerstand zu leisten und dadurch der ersten, die noch in der Gegend von Picton stand, zum Rückzug über Gosselies, quer über die Brüsseler Straße, Zeit zu verschaffen. Der kürzeste der Wege, auf denen sich die Franzosen der Sambre näherten, war der nach Thuin; um neun Uhr erzwang hier eine Abtheilung der Linken den Übergang und drängte die Preußen nach Marchienne hinunter, von dessen Brücke sie um 10 Uhr der Rest der Colonne vertrieb. Noch hielten sie sich in Charleroi. Vandamme, der schon dort sein sollte, hatte sich verirrt, aber gegen elf Uhr setzte Pajol's leichte Reiterei über den Fluß, und gleich darauf zog der Kaiser ein. Er ließ seine Truppen und jede neue Abtheilung, die ankam, unverzüglich dem Feinde nachrücken, theils auf der Brüsseler Straße nach Gosselies, theils auf der Straße nach Namur. Alle waren erfrischt von der glücklichen Eröffnung des Feldzugs.

Als Blücher am Vormittag den Angriff der Franzosen erfuhr, gab er die nöthigen Befehle, um Ziethen bei Fleurus aufzunehmen und die Vereinigung der drei übrigen Corps zwischen Fleurus und Namur, bei Sombref, wo er Wellington am nächsten stand, zu beschleunigen.

Napoleon bekleidete den Marschall Ney, der eben ankam, mit dem Commando über den linken Flügel der Armee. Er gab ihm dazu die Corps Reille und d'Erlon, die leichte Cavallerie der Garde unter Lefebvre Desnouette's und

22 *

Kellermann's herrliches Cuirassiercorps, das sich noch hinter der Sambre befand, zusammen 47,800 Mann. Er befahl ihm, auf der Brüsseler Straße Alles zurückwerfend, über Gosselies vorzudringen, bis zu dem Dörfchen Quatrebras am Kreuzwege von Nivelles nach Sombref und Namur, dem Punkte, durch dessen Besetzung die Vereinigung der von Nivelles und von Brüssel anrückenden Engländer verhindert und Wellington's ganze Armee von der Unterstützung Blücher's abgehalten werden mußte; noch am Abend sollte Ney vorwärts von Quatrebras eine Stellung beziehen und starke Posten, theils gegen Nivelles, theils gegen Namur ausstellen. Vandamme, der nun anlangte, und Grouchy mit der Cavallerie erhielten Befehl, auf der Straße nach Namur vorzurücken.

Hier hatte die Brigade von Pirch bei Gilly, eine Stunde von Charleroi, an einem mit Gehölz versehenen Abhang eine Stellung bezogen, in der sie hoffen konnte, sowohl ihrer ersten Brigade als der ganzen preußischen Armee die ihnen nöthige Zeit zu verschaffen. Ihr linker Flügel, bis gegen Chatelet gestreckt, hielt noch die dortige Brücke besetzt; denn gleich Vandamme, hatte sich auch die Colonne Gerard's hinter der Sambre verirrt. So kräftig beantworteten die Preußen das französische Feuer, daß Grouchy und Vandamme die feindliche Hauptmacht angerückt glaubten und sich zwei Stunden lang aufhalten ließen. Der Kaiser kam herbeigeeilt, erkannte den Irrthum der Marschälle und befahl einen neuen Angriff, der, mit Gerard's gleichzeitigem Eintreffen, die Preußen zum Rückzuge nöthigte. In geschlossenen Vierecken wurde dieser angetreten; unter unausgesetzten Verlusten, die ihnen die heftig nachdrängenden Franzosen beibrachten, setzten ihn die beherzten Truppen mit vieler Ordnung gegen den Wald von Fleurus fort. Ungeduldig hieß Napoleon den General der Cavallerie, Letort, der es, wie Keiner, verstand, Mann und Roß zu befeuern, mit vier Schwadronen sich auf die Nachhut werfen. In zwei Vierecke brach der Tapfere ein,

vernichtete ein ganzes Bataillon; aber er selbst erhielt die Todeswunde. Die Verfolgung ging bei Lambusart, wo sich die Preußen, von ihrer dritten Brigade aufgenommen, in einer neuen Stellung zur Wehr setzten, aus der sie am späten Abend über Fleurus sich zurückzogen. Eben dahin hatte die erste Brigade sich über Gosselies durchgeschlagen. Ziethen's Corps hatte dem preußischen Heere diesen Tag mit einer Einbuße von etwa zweitausend Mann erkauft.

Napoleon, nach Charleroi zurückgekehrt, wo er sein Hauptquartier hatte, erfuhr: auf der Brüsseler Straße sei das Corps Reille, nachdem eine zu Wellington's Armee gehörige Brigade sich zurückgezogen, im Marsche auf Quatre-bras begriffen gewesen; aber der Marschall habe wegen der Stärke des Feuers, das er in der Richtung des Waldes von Fleurus gehört, ein weiteres Vorrücken für unklug gehalten, sodaß die Truppen die Nacht zwischen Gosselies und Frasnes zubrächten und nur Vedetten bis nach Quatre-bras ausgestellt seien. Napoleon schickte an Ney den Befehl, die Stellung bei Tagesanbruch zu beziehen, die er bereits einnehmen sollte. In der Voraussetzung, daß es geschehen werde, glaubte er die Aufgabe des ersten Tages, die feindlichen Heerführer auseinander zu halten, erreicht zu haben, wenn nur dieselben sich nicht besännen, rückwärts in der Gegend von Brüssel ihre Vereinigung zu bewerkstelligen.

Die französischen Truppen waren ermüdet von den beschwerlichen Märschen der vorigen Nacht und des ganzen Tages. Was sie von dem Plane des Kaisers errathen hatten, gab ihnen frohen Muth. Aber die Verstöße und Zögerungen, die so manche Abtheilung ihrem Commandanten Schuld zu geben hatte, bestärkten das allgemeine Mißtrauen, das die Truppen vor diesem Feldzuge in den Eifer der Marschälle und Generale für den Kaiser gesetzt hatten.

Unvorbereitet bekam der Herzog von Wellington den 15. Abends um fünf Uhr die erste Anzeige von dem Über-

fall auf die Preußen. Da es ein Scheinangriff sein konnte, zog er vorerst einen Bericht von Mons ein, von welcher Seite her er Brüssel eher bedroht geglaubt hatte. Indessen schickte er den Befehl an alle Corps, sich marschfertig zu halten. Wellington stand in der Ansicht, daß, in dem ihm unwahrscheinlichen Falle einer Offensive gegen Belgien, die Einnahme von Brüssel Napoleon's politischer Zweck wäre, und hatte darum sein Heer, gleich wachsam auf alle Ausgänge aus Frankreich, in einem concentrischen Kreise um diese Stadt verlegt. Um so fester mag in ihm jener Gedanke geworden sein, als die Gerüchte über den französischen Geist vieler Einwohner und die Anhänglichkeit, die dagegen seinen Truppen von andern bewiesen wurde, ihn täglich mit der politischen Bedeutung der Stadt beschäftigten.

An jenem Abend gab die Herzogin von Richmond einen Ball, dem die Herzoge von Wellington und von Braunschweig mit ihren Officieren beiwohnten. Um Mitternacht empfing hier Wellington die noch erwartete Auskunft und ließ nun die Befehle an alle Truppen versenden, sich schleunig nach Quatrebras in Bewegung zu setzen. Vor wenigen Stunden war General Picton aus England angekommen, der die englische Division in Brüssel, den Kern der Reserve, zu befehligen hatte. Stille wurden die höhern Officiere vom Balle gemahnt und entfernten sich stille. Generalmarsch wurde durch Brüssel geschlagen und im Parke sammelte sich die Reserve. Die Soldaten erhielten Rationen für vier Tage. Bei Tagesanbruch marschirten sie ab aus der Stadt, die theils über den Ausbruch des Krieges schon in Bewegung war, theils an dem Scheiden der lange gepflegten Hausgenossen Antheil nahm. Zwei hochländische Regimenter, die man den ganzen Winter besessen, sangen nun ein Kriegslied ihrer Heimath. Auch die schwarzen Braunschweiger zogen aus mit ihrem Herzoge. Wellington selbst eilte dieser schönen Reserve, die rasch durch den Wald von Soignes marschirte, nach Quatre-

bras voraus. Am Ausgang jenes Waldes beim Dorfe Waterloo befand sich die Stellung, die er schon voriges Jahr bei seiner Durchreise sich für den Fall, daß er jemals Brüssel zu vertheidigen hätte, zum Schlachtfeld ausgewählt hatte. Die Pflicht, den Preußen beizustehen, verwies ihn nun aber auf seinen äußersten linken Flügel.

Der englische Feldherr fand Quatrebras, wo er um 11 Uhr ankam, von den Seinigen besetzt. Der Prinz von Oranien hatte aus dem linken Flügel an neuntausend Mann daselbst gesammelt und war vom Feinde noch nicht angegriffen worden. Da Blücher's Berichte vermuthen ließen, die französische Hauptmacht sei gegen ihn im Anmarsche, so hielt der Herzog Quatrebras für hinlänglich geschützt, um den einzeln anlangenden Abtheilungen seines Heeres zum Vereinigungspunkte zu dienen. Inzwischen begab er sich zu Blücher, mit ihm die Art zu verabreden, wie er ihm helfen sollte.

Er traf den Preußen auf den Höhen zwischen Bry und Sombref, rechts von der Landstraße nach diesem letztern Orte. Es war die Stellung, die schon lange der preußischen Armee als Sammelpunkt und Schlachtfeld angewiesen war. Hier stand der muthige Blücher seit mehrern Stunden bereit, sich zu schlagen, um dem Heere Wellington's Zeit zu verschaffen, wie gestern Ziethen dem seinigen. Theils sein Charakter hatte ihn festgehalten und die Rücksicht auf Wellington, dessen Truppen bei Quatrebras durch seinen Abzug ausgesetzt worden wären, theils hatte er den Angriff Bonaparte's, und zwar mit großer Übermacht, so frühe und so rasch erwartet, daß ihm die Zeit zum Rückzug gemangelt hätte. Er hatte hier seine drei ersten Corps beisammen und erwartete nach Bülow's Berichten, dem in Lüttich seine Befehle nicht zu rechter Zeit zugekommen, einen Theil des vierten noch auf den Abend. So lange glaubte er, wenn ihn dann auch die Engländer unterstützen könnten, sich in der festen Stellung halten zu können. In der Fronte zog sich, von Sombref aus, die vom Lignybach

durchflossene Schlucht, in welcher das Dorf Ligny und das weiter rechts nahe vor Fleurus gelegene St. Amand mit ihren Bauernhöfen, steinernen Häusern und engen Gäßchen als Vorwerke dienen konnten. Ein Theil des ersten Corps hielt dieselben besetzt, der Rest stand als Reserve dahinter. Die vielfach durchschnittenen Abhänge waren für das Geschütz benutzt worden; am Windmühlenberge bei Bry, von welchem höchsten Punkte der Stellung Blücher die Schlacht leiten wollte, standen zwei Batterien, welche die hintern Ausgänge der beiden Dörfer beherrschten. Auf den Höhen bei Sombref hielt sich im zweiten Treffen das zweite preußische Corps. Das dritte war, noch den Rückzug an den Rhein zu sichern, auf der Landstraße von Sombref gegen Namur aufgestellt und besetzte vor seiner Fronte die Dörfer Tongrines und Tongrenelle und einige Höfe. In das zweite Treffen hinter diesem linken Flügel sollten die Truppen Bülow's einrücken. In dieser Stellung konnte St. Amand von Quatrebras aus in den Rücken genommen werden. Aber Wellington versprach, seine Truppen, wie sie gegen Abend dort einrücken würden, heranzuführen, indem er nach Blücher's Mittheilungen nicht annahm, daß Bonaparte, ihn selbst zu drängen, sich vieler Truppen begeben hätte. Jede Stunde, die verging, ohne daß der französische Angriff erfolgte, kürzte übrigens nicht nur die Zeit ab, welche die Engländer noch ausbleiben konnten, sondern verringerte auch die Möglichkeit, daß selbst eine große feindliche Übermacht noch einen vollständigen Sieg erfochte und in bedenklichem Grade benutzte. Nachdem Alles verabredet war, kehrte Wellington nach Quatrebras zurück.

Napoleon zog in der Frühe dieses Tages die noch jenseits der Sambre stehenden Truppen herüber und ließ sowohl den rechten Flügel, der gestern die Preußen vor sich her getrieben, nebst dem dazu gehörigen Corps Gerard, als die Garden auf Fleurus rücken. Nur das zur Reserve bestimmte Corps Lobau sollte, so lange die Entschlüsse der alliirten Befehlshaber unbekannt waren, in Charleroi blei-

ben. Sei es nun wegen der Pflege, deren die Truppen nach dem gestrigen strengen Tage bedurften, oder durch irgend eine Schuld ging die Bewegung so langsam vor sich, daß die Armee und Napoleon selbst erst um Mittag aus dem Walde von Fleurus hervortrat. Auf dem Wege hatte er zu seinem Verdrusse erfahren, daß Ney noch immer nicht Quatrebras angegriffen. Ihn selbst beengte die vorgerückte Tagesstunde in der Wahl des Zweckes, den er der Schlacht, die immerhin die Preußen für einige Tage vom Schlachtfelde entfernen sollte, noch geben konnte. Er stieg auf mehrere Höhen, um die feindliche Stellung zu untersuchen. Die Generale, die ihn begleiteten, urtheilten, hinter dem rechten Flügel, der bei St. Amand in die Luft gestellt zu sein schien, müsse die englische Armee vereinigt stehen. Napoleon hingegen, nach dessen Berechnung der englischen Märsche dies unmöglich war, nahm sich die Vernichtung dieses rechten Flügels vor, wozu Ney, nachdem er bei Quatrebras sich aufgestellt hätte, einen Theil seiner Truppen nach Bry entsenden sollte, durch welches derselbe sich zurückziehen mußte; er selbst wollte zu gleicher Zeit mit den Garden das feindliche Centrum bei Ligny durchbrechen, bis dahin aber die ganze feindliche Linie beschäftigen und durch die Bewegung gegen St. Amand die Streitkräfte Blücher's vom Centrum auf diesen verlorenen Flügel herüberziehen. Mit seinen 60,000 Mann, die er herangeführt, hoffte er diese Schlacht über die Preußen, die er auf 90,000 schätzte, zu gewinnen. Unverzüglich ließ er durch einen Obersten dem Marschall Ney sein Mißfallen ausdrücken, daß er noch nicht auf Quatrebras vorgedrungen, den Befehl dazu erneuern und ihm nun auch die Entsendung von dort aus in den Rücken der Preußen mit dem Bedeuten auftragen, daß Frankreichs Loos in seinen Händen liege. Durch eine Frontänderung brachte er seinen rechten Flügel, zwei Cavalleriecorps unter Grouchy, vor Sombref, Gerard's Corps vor Ligny, indessen Vandamme vor dem nahen St. Amand stand, auf seiner Linken unterstützt durch die zum Flügel

Ney's gehörige Division des tapfern Gerard, die in den gestrigen Bewegungen herüber gekommen war. Seine Garden hielt Napoleon hinter Fleurus und ließ nun Lobau von Charleroi nachkommen. Um drei Uhr begann der Angriff.

Auf das Geschützfeuer, das ihm diesen anzeigen würde, hatte Ney den ganzen Tag gewartet, um seinerseits auf den Feind, der vor ihm stand, loszugehen. Vielleicht daß am Morgen seine Truppen sich erst Lebensmittel hatten verschaffen müssen. Aber auch nachher scheint er auf der Vorsicht bestanden zu haben, ungeachtet der Befehle Napoleon's, nicht weiter vorzurücken, so lange das preußische Heer unangegriffen in seinem Rücken stand. Seit Ney eine Schuld auf dem Gewissen trug, war er des heitern Gehorsams im Felde nicht mehr fähig. Er hatte diese Richtschnur seines Verhaltens verloren und mußte jeden Entschluß in seinem eigenen Urtheile suchen. Die Behutsamkeit aber war in diesem Feldzuge ihm mit den meisten Anführern gemein, da sie der kleinste Fehler ins Verderben führen konnte, und sie dafür vielleicht nicht mehr dem Kaiser, sondern Jeder dem Vaterlande verantwortlich waren. Selbst als er den neuen Befehl Napoleon's erhielt, ließ Ney bei Frasnes das erste Corps unter d'Erlon und Lefebvre Desnouette's Reiterei zur Beobachtung der Preußen stehen und rückte nur mit drei Divisionen des zweiten Corps und mit Kellermann's Cuirassieren auf Quatrebras vor, wo er wahrscheinlich noch keinen starken Feind vermuthete. Die Plänkler geriethen bald ins Gefecht, und als das Feuer von Fleurus her vernehmlich wurde, ordnete Ney, nun wieder der feurige Krieger, auch seinen Angriff.

Unter dem Schutze einer starken Kanonade drangen Vandamme's Truppen, wüthend, da es den verhaßten Preußen galt, in das Dorf St. Amand durch alle Eingänge zugleich und, da die Gegenwehr ebenso hartnäckig war, links durch die Gärten, über die Hecken, so daß sie das Dorf, das schon in Brand gerathen, bis an den Bach eroberten. Die am jenseitigen Ufer stehende Division Girard schickte

sich an, das Dorf zu umgehen, und dehnte sich immer weiter durch die Alleen und Hohlwege aus, die gegen Bry und die Landstraße hinführen. Da diese Bewegung nicht nur die Absicht anzeigte, St. Amand zu nehmen, dessen Verlust denjenigen Ligny's nach sich ziehen mußte, sondern auch die Verbindung der Preußen mit den Engländern zu unterbrechen, so schickte Blücher von der Höhe, indessen alle hinter St. Amand stehenden Truppen für dieses verwendet wurden, zwei Brigaden des zweiten Corps ab, die Umgehung zu vereiteln. Bald standen die Preußen mit den Franzosen auf allen diesen Punkten im Handgemenge. Beide haßten einander wie keinen andern Feind. Voll persönlicher Erbitterung kämpften die Einzelnen mit Bajonet und Kolben. Aus den erhitzten französischen Schaaren, wo Vandamme's bedächtige Leitung den Argwohn gegen die Chefs des Heeres aufregte, rannte ein Officier zum Kaiser: der Marschall verrathe ihn. Zu wiederholten Malen drangen die Preußen ins Dorf, einmal eroberten sie es bis an den ummauerten Kirchhof; aber mit neuen Massen schlugen die Franzosen sie wieder hinaus. Gegen große Übermacht stritt Girard's schwache Division mit Vortheil, standhaft ungeachtet jeden Verlustes; ihr tapferer Führer selbst sank tödtlich verwundet; er besaß einen Heldennamen in der französischen Armee, die von ihm Züge aus mancher Schlacht zu erzählen wußte.

Auch die auf Ligny gerückten Franzosen hatten sich bald des Dorfes bis an den Bach bemächtigt. Aber geschützt durch die hier steilen Ufer hielten sich die Preußen in der jenseitigen Hälfte, und der hartnäckige Kampf blieb Stunden lang stehen, während welcher ganzen Zeit an zweihundert Stücke Geschütz von den beiderseitigen Höhen das Dorf beschossen, das überall in Flammen stand. Nie gelang es den Preußen, nie den Franzosen, die gegenüberliegende Dorfhälfte auch nur auf Augenblicke einzunehmen; nur um einige Häuser drängten sie einander bald auf diese, bald auf jene Seite, und an jedes stützte sich wieder das

mörderische Gefecht. So verzehrten sich an einander die Streitkräfte, doch viel schneller die preußischen; denn es standen theils ihre gesammten Massen auf den ansteigenden Wegen so offen da, daß die französischen Kugeln, wenn sie über die Kämpfenden selbst weggingen, in die Reserven schlugen, wogegen die in Reserve gehaltenen Truppen Gerard's in Vertiefungen standen; theils unterhielt dieser geschickte General das Gefecht, wahrscheinlich vom Kaiser zu dessen Verlängerung angewiesen, immer nur mit den nöthigen Kräften. Die preußischen Officiere hingegen, welche die Vorstellung von der überlegenen Stärke des französischen Heeres, die sie mit Blücher theilten, beunruhigt zu haben scheint, riefen voreilig nach Hülfe, und leicht wurde sie ihnen von den Brigadechefs gewährt, so daß schon um fünf Uhr nicht nur vom ersten, sondern auch vom zweiten Armeecorps alle Truppen, die nicht nach St. Amand verwendet worden, auf Ligny herangezogen waren. Mit wachsender Besorgniß harrte nun Blücher, dessen Heer eine Reserve unter des Feldherrn unmittelbaren Befehlen mangelte, der Ankunft der Engländer oder seines vierten Corps. Das dritte zu schwächen, das Grouchy vor Sombref beschäftigte, dazu entschloß er sich nicht. Ebenso ungeduldig erwartete Napoleon die Entsendung Ney's von Quatrebras her, auf die er den Stoß seiner Reserve gegen Ligny hatte versparen wollen. Als Gerard's ganzes Corps in den Kampf verwickelt war, hielt er seine Garden bereit.

Im Anrücken gegen Quatrebras, auf welches die Vorposten Oraniens zurückgeworfen wurden, besetzte Ney zuerst den südlichen Theil des Bossuholzes, das sich zur Linken der Brüsseler Straße bis an den Kreuzweg von Nivelles hinaufzieht, darauf den an der Landstraße selbst gebauten Pachthof Gemioncourt, einen Kanonenschuß von Quatrebras. Rechts dehnte er seine Stellung gegen den auf Sombref führenden Arm des Kreuzweges aus und warf einige Truppen in das nahe an demselben gelegene Dorf Piermont. Eben traf die Division Picton in Quatrebras

ein. Ohne auszuruhen von ihrem langen Marsch in der brennenden Sonne, mußte sie unter dem Feuer des französischen Geschützes und den Anfällen leichter Reiterei auf dem Wege nach Sombref aufmarschiren und ihren linken Flügel an Piermont lehnen. Von der feindlichen Reiterei wurden ihr zwei Compagnien Schotten zusammengehauen, aber sie nahm Piermont den Franzosen wieder ab. Kurze Zeit nach Picton langten die Braunschweiger an und bildeten das zweite Treffen. Vorgeschoben am Bossuholze zur Seite der Brüsseler Straße standen die zu Oranien gehörigen Nassauer. Den Raum zwischen beiden Stellungen behauptete die französische Reiterei und schlug einen Angriff der belgischen ab. Wellington ließ vier braunschweigische Battaillone auf der Landstraße, an die Nassauer gelehnt, gegen Gemioncourt vorrücken. Allein sie geriethen in das Feuer einer französischen Batterie, gegen welche nur vier englische Kanonen aufgeführt werden konnten. Ohne seine Artillerie und seine Cavallerie, die noch einen weiten Weg zu machen hatten, konnte Wellington nicht siegen. Ney bedurfte dazu seiner Reserve bei Frasnes. Beide Anführer waren auf einen viel stärkern Feind getroffen, als sie erwartet hatten, und behielten wenig Hoffnung mehr, noch an der Hauptschlacht, deren Donner sie hörten, Theil nehmen zu können.

Von der Reserve bei Frasnes hatte aber d'Erlon's Corps einen Seitenweg auf St. Amand eingeschlagen. Es ist ungewiß, ob d'Erlon aus eigenem Antriebe nach dem starken Geschützfeuer hinmarschirt ist, oder ob der Oberste, der an Ney den Befehl zur Absendung von Quatrebras aus gebracht, auch dieses noch verfügbare Corps dem Kaiser zugeschickt hat, oder ob ein Mißverständniß die Schuld getragen. Als Ney die Bewegung erfuhr, sandte er zornig an d'Erlon den gemessenen Befehl, auf ihn zurückzukommen.

Die bei St. Amand kämpfenden Franzosen wurden unruhig über das befremdliche Erscheinen eines Truppencorps von Frasnes her. Sogleich hielten sie es für ein

feindliches. Die Division Girard räumte, um es zu empfangen, einen Theil des Dorfes. Vandamme's Truppen waren erschüttert. Der Marschall meldete die Ankunft des neuen Feindes dem Kaiser. Auch dieser konnte eine Bewegung für keine französische halten, die nicht von Quatrebras herkam und anstatt auf Bry, das er Ney bezeichnet hatte, auf St. Amand gerichtet war. Er schickte einen Adjutanten das Corps zu beobachten aus und wandte seine Garden, die er eben gegen Ligny zu führen im Begriffe gestanden, links nach St. Amand hin. Vandamme's Truppen ließen sich einen Theil dieses Dorfes von den Preußen entreißen. Es hatte sich nämlich Blücher selbst an die Spitze einer der Brigaden gesetzt, die dort im Kampfe gestanden. Kühn, da ihm der Angriff geglückt und sogar an den französischen Garden eine rückgängige Bewegung bemerklich wurde, wollte er jetzt die Schlacht dadurch entscheiden, daß er auf Fleurus vorrückte und das Gefecht bei Ligny in den Rücken nähme; er zog für diesen Schlag alle Truppen an sich, die hinter Ligny in jenem Augenblick entbehrlich waren. Allein was Blücher an den französischen Garden bemerkt hatte, war deren Umkehr zum Stoße auf Ligny gewesen, den Napoleon, sobald er erfahren, daß d'Erlon der angebliche Feind gewesen, aber wieder verschwunden sei, um eine Stunde versäumt, eilig noch ordnete. Während die Truppen auf beiden Flügeln, sowohl zu St. Amand und vor Sombref als zu Ligny selbst, gleichzeitig ihren Angriff erneuerten, gingen rechts von dem letztern Dorfe acht Bataillone der Garde, zwanzig Schwadronen Cuirassiere und achtundvierzig Geschütze reitender Artillerie über den Bach. Schleunig mußten die Preußen im Dorfe, in die Flanke genommen, zurückweichen, ohne noch eine Reserve zu finden, die sie aufnähme. Nirgends ließ die französische Reiterei diese erschöpften Truppen, wie wacker sie sich auch hielten, sich wieder aufstellen. Die frischen Garden, unwiderstehlich, räumten im Sturmschritt die ganze Stellung bis hinauf gegen Bry. Blücher an der Spitze von sechs in Eile gesammelten Schwadronen

kam den Cuirassiren entgegengestürzt; auch sein Angriff wurde abgeschlagen. Des Feldmarschalls Pferd, von einer Kugel getroffen, rannte im Schmerze dahin, bis es todt zu Boden fiel. Er selbst lag betäubt unter dem Thiere. Ohne ihn zu bemerken, jagten die letzten der Seinigen vorüber. Es sprengten auch die verfolgenden Cuirassiere alle vorbei. Nur Graf Nostiz, sein Adjutant, erwartete sein Schicksal mit ihm, über den er seinen Mantel gebreitet. Noch einmal jagten die wieder geworfenen Franzosen daher; als endlich die Preußen nachkamen, wurde Blücher hervorgezogen und bestieg ein Dragonerpferd. Unterdessen hatte, da Blücher nicht zu finden gewesen, General von Gneisenau die Befehle zu dem dringlich gewordenen Rückzug, und zwar auf Wavre, um von den Engländern sich nicht zu trennen, an die Corps versandt. In der eingebrochenen Dunkelheit gelang es, die Zugänge zum Dorfe Bry zu decken, durch welches sich der preußische rechte Flügel, nur von einer vorgeschobenen Batterie beschossen, aus seiner Stellung von St. Amand glücklich hinwegzog. Die Franzosen setzten die Verfolgung nicht fort, um 10 Uhr hörte auch ihr Geschützfeuer auf. Ohne beunruhigt zu werden, räumte die preußische Nachhut Bry um ein Uhr Nachts und schloß sich dem Rückzuge des Heeres über Tilly an. Um dieselbe Stunde marschirte das dritte Corps, das sich in Sombref immer behauptet hatte, rechts auf Gembloux ab, wo es die Truppen Bülow's fand.

Herrliche, aber vergebliche Angriffe waren von Ney auf Quatrebras in den letzten Abendstunden unternommen worden. Hinter seinem Geschütze bei Gemioncourt bildete er zwei Colonnen, welche die wachsende Macht der Britten überwältigen sollten. Die eine zog sich durch den mannshohen Roggen ungesehen ins Bossuholz, vertrieb daraus die Belgier, die ihr widerstanden, in der Richtung von Nivelles und näherte sich der bis an Quatrebras reichenden Spitze des Waldes. Auf der Landstraße drängte die andere Colonne, dreitausend Mann nebst Kellermann's Cui-

rassiercorps,, die Braunschweiger bis an Wellington's zweite Linie zurück, in welcher jedes Regiment schleunig ein Viereck schloß. In einem Versuche, mit seinen wieder gesammelten Ulanen die Division Jerome Bonaparte's zu werfen, sank der tapfere Herzog von Braunschweig, durch Hand und Unterleib geschossen, und wurde sterbend aus der Schlacht weggetragen. Ein Angriff der Franzosen folgte dem andern auf die feindlichen Vierecke. Umsonst wurden alle Waffen versucht gegen die von Reiterei und Geschütz beinahe entblößten Engländer. Wild betrachteten einander diese unerschütterlichen Truppen und die mit Eisen bepanzerten Cuirassiere; aber es mochte diese noch so wüthend hinanstürzen, von zwei, drei Seiten zugleich, sie fanden die Vierecke felsenfest. Mit jeder Stunde wuchs der Ungestüm dieser Kämpfe. An der Spitze eines Cuirassierregiments stürmte Kellermann mitten in das Kreuzfeuer der Engländer, ritt hinter den Vierecken durch mehrere Infanterielinien und fand sich, als der Rauch sich hob, mit wenigen Reitern allein inmitten der Feinde. Sie suchten den Rückweg; er selbst, dem das Pferd erschossen wurde, zog sich zu Fuß heraus. Von einem schottischen Regimente, das ein Wort des Herzogs von Wellington zum Löwenmuthe entflammt, waren die Cuirassiere getrennt und die Hintern unaufhaltsam zurückgetrieben worden, bis die Division Jerome's sie aufnahm. Allein so weit waren die Schotten nachgestürmt, daß sie den Rückzug mit dem Verlust ihrer Fahnen und dreihundert Mann erkauften.

Inzwischen war das Dorf Piermont in die Hände der Franzosen gerathen und auf dem entgegengesetzten Flügel zeigte sich an der Waldecke die Spitze der ersten französischen Colonne. Wellington, der ermaß, daß der nächste Angriff auf sein Centrum nun glücken konnte, trug der ersten englischen Gardebrigade, die eben bei Quatrebras eingetroffen war, die Räumung des Waldes auf. Diese geübten Truppen trieben von Baum zu Baum die in solchen Gefechten für unüberwindlich gehaltenen Franzosen, über-

wanden die hartnäckigste Gegenwehr, die diese an einem den Wald durchfließenden Bache leisteten, schlugen sie hinaus aus dem Walde und setzten auch außer demselben die Verfolgung fort; doch von dieser, die sie den Anfällen der Reiterei bloßstellte, mußten sie unter starker Einbuße in das Gehölz zurückweichen, wo sie sich behaupteten. Bei Quatrebras war auch die zweite englische Gardedivision und im scharfen Trabe die braunschweigische Artillerie angelangt. Mit dieser Verstärkung ging Wellington auf der Landstraße zum Angriff über. Vor der Übermacht wichen die Franzosen. Von der Fronte, vom besetzten Walde, von der Rechten her, wo Piermont wieder verloren ging, wurden sie zugleich angegriffen. Sie fingen an zu wanken. Den Marschall, der sich vergebens nach seiner entwichenen Reserve umsah, erfüllte ein finsterer Todesmuth, worin er mit den wildesten Reiterangriffen den Kampf herzustellen sich bemühte; es gelang aber nur, den Ungestüm der Verfolgung etwas zu hemmen. Das französische Heer bezog wieder seine Stellung bei Frasnes.

Der Mangel an Geschütz und Reiterei hatte den Herzog von Wellington manches Menschenleben gekostet. Mehr als zweitausend vierhundert Britten waren todt oder verwundet, und der ganze Verlust seines Heeres mit Einschluß der Hanoveraner und der übrigen Truppen belief sich auf fünftausend Mann, während die geschlagenen Franzosen mit einer Einbuße von dreitausend und einigen hunderten davon gekommen waren. Unter den Todten wurden tapfere Officiere genannt, die der Feldmarschall in Spanien schätzen gelernt hatte. Auch die Engländer bedauerten den Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der gegen die Franzosen ebenso gerne, wie einst sein Vater, das Leben einzusetzen pflegte und nun durch einen ähnlichen Tod frühe unvergeßlich geworden war. Oranien war an der Schulter verwundet. Einen Augenblick hatte er sich mitten unter den Feinden befunden; durch ein belgisches Bataillon gerettet, warf er seinen Orden unter dasselbe und rief: „Kin-

der, ihr habt ihn alle verdient!“ Nun trugen sie den Orden an ihrer Fahne. Der standhafte Picton verheimlichte eine Wunde, die er empfangen.

Eine immer zunehmende Angst herrschte in Brüssel seit dem Beginn der Schlachten, deren Donner Einzelne zu hören oder eher zu empfinden behaupteten. Wie derselbe in der Stille des Abends hörbarer wurde, schien er sich zu nähern. Die Straßen blieben den größten Theil der Nacht mit Menschen gefüllt, unter welche abenteuerliche Gerüchte von einer verlornen Schlacht geriethen. Hier und da fuhr eine Kutsche nach Antwerpen ab. Die Gerüchte, die der Morgen brachte, waren zwar minder schrecklich, als diejenigen der Nacht, aber bestimmter, und die Aufforderung, Bettstücke und Leinen den Verwundeten entgegenzuschicken, nahm für das Unglück die Stadt selbst schon in Anspruch.

Es regnete bei Tagesanbruch. Wellington, dessen Armee in der Nacht durch die Ankunft des Corps Hill und der Cavallerie unter Uxbridge vollständig geworden, war nun stark genug, um, sobald sich die Truppen theils vom Marsche, theils von der Schlacht erholt hätten, mit Blücher in Verbindung zu treten; er kannte den Ausgang von dessen Schlacht noch nicht, er wußte nur, daß ein preußischer Officier mit Depeschen an ihn des Nachts auf der Landstraße erschossen worden war; aber wenn nicht Blücher seine Stellung behauptet hätte, so wäre wohl Ney, der sich ganz ruhig verhielt, bereits gegen Quatrebras vorgerückt. Durch einen Zufall erfuhr er um sieben Uhr den Rückzug Blücher's gegen Wavre; schnell war sein eigener zur Deckung von Brüssel beschlossen, denn in Quatrebras, getrennt von den Preußen, durfte er sein erschöpftes Heer dem vereinten Angriff Napoleon's und Ney's nicht aussetzen. Er gab nur die Zeit zum Abbrechen, bestimmte Uxbridge und die Division Alten zur Nachhut, den Rückzug zu decken, und wies für diesen dem Corps Oranien und der Reserve die große Landstraße auf Waterloo, dem Corps Hill den Weg

über Nivelles auf Braine la Leud an; eine Entsendung von neunzehntausend Mann nach Hal sollte Brüssel auch gegen eine Umgehung des Waldes von Soignes decken. Vor dem Abmarsche kam ein günstiger Bericht von Blücher aus Wavre; er wünsche nur so viel Zeit, meldete der rüstige Preuße, als nöthig sei, um seine Truppen mit Patronen und Lebensmitteln zu versehen. Wellington antwortete, er würde bei Waterloo die Schlacht annehmen, wenn ihn Blücher mit zwei Corps unterstützen könnte. Um zehn Uhr marschirte Alles, nur die Nachhut war in Quatrebras geblieben.

Die ersten Befehle Napoleon's am frühen Morgen waren, daß die leichte Reiterei Pajol's die Preußen verfolge und daß Ney der englischen Nachhut heftig zusetze; er vermuthete nämlich, Wellington werde den Rückzug schon begonnen haben. Napoleon mußte sich gestehen, daß die Niederlage, die er Blücher'n beigebracht, nicht so vollständig war, daß er sorgenfrei von ihm ablassen und den Engländern nachrücken durfte. Von einem Charakter, wie derjenige Blücher's, mußte er auf diesen Fall hin sogar erwarten, daß er, anstatt an den Rhein zurückzugehen oder hinter Brüssel die Verbindung mit Wellington zu suchen, dem eigenen Unfalle zum Trotz auf Charleroi vordringen und seinen Rücken bedrohen würde. Sollte er nun Blücher'n eine zweite Niederlage zufügen, oder war es möglich, auf je kürzere Zeit die erste die Preußen vom Schauplatze entfernen konnte, desto rascher gegen Wellington zu handeln? Durfte er hoffen, diesen, noch diesseits Brüssel, noch heute zur Schlacht zu nöthigen? Er schickte Truppen auf Kundschaft gegen Quatrebras aus. Einen mächtigen Reiz mag übrigens auch die Aussicht auf Napoleon geübt haben, wenn ihm Wellington entginge, am Abend schon in Brüssel einzurücken; denn um wie viel stärker müßte in Frankreich der Eindruck der Schlacht von Ligny sein, wenn die Eroberung Brüssels die unmittelbare Folge davon wäre!

Er selbst fuhr aus Fleurus, wo er die Nacht zugebracht hatte, auf das Schlachtfeld hinaus und hielt Musterung über die Truppen, die ihn mit Jubel empfingen. Am meisten hatte das Corps von Gerard gelitten, das bei Ligny gekämpft, nächst demselben das von Vandamme, die Garde nur wenig. Der Verlust des Heeres betrug sieben bis achttausend Mann; aber viel dichter lagen überall die verwundeten oder todten Preußen im Regen herum, die Schätzung überstieg zwanzigtausend. Der Kaiser gab Befehl zur Verpflegung der Verwundeten und verweilte geraume Zeit im Gespräche mit Grouchy und Gerard über die Wichtigkeit der siegreichen Eröffnung des Feldzuges, über Paris und die dortigen Parteien. Ein Bericht von Quatrebras her, daß das ganze englische Heer noch dort stehe, entschied ihn zum Aufbruche mit den Garden, den Cuirassieren Milhaut's und dem Corps Lobau, das sich gestern nicht geschlagen hatte.

Die Verfolgung der Preußen übertrug er dem Marschall Grouchy, dem er dazu nebst den Truppen, die schon unter Pajol abgegangen, die Corps Gerard und Vandamme und Exelmans' Dragoner zurückließ, zusammen etwa vierunddreißigtausend Mann. Der Marschall fragte nach der Richtung Blücher's und stellte dem Kaiser vor, daß die Soldaten der beiden Corps, die an der Schlacht Theil genommen, auf einen Marsch nicht gefaßt wären, indem sie die Waffen auseinander genommen und sich zerstreut hätten. Napoleon entgegnete Grouchy ungehalten: es sei an ihm, die Preußen zu suchen, sie schleunig anzugreifen und ihre Niederlage zu vervollständigen. Zweifelhaft ist, ob in den Befehlen die dem Marschall gegebenen Truppen als der rechte Flügel des Heeres bezeichnet waren, der zwischen der Brüsseler Straße und den Preußen sich beständig in der Mitte zu halten hatte; Napoleon behauptete es in der Folge, der Marschall schien seinen Auftrag nicht so verstanden zu haben. Er wählte nur zwischen der Richtung auf Namur, woher Pajol einige erbeutete Kanonen gesandt,

und der auf Gembloux, in welcher das dritte preußische Corps sich entfernt hatte, gegen das er selbst in der Schlacht gestanden, und schlug endlich den letztern Weg ein. Doch währte es lange, bis alle Truppen sich auf dem Marsche befanden.

In strömendem Regen zog der Kaiser auf Quatrebras. Von Gefangenen, die seine Vorposten machten, erfuhr er, daß Wellington nicht mehr dort war. Auch die Nachhut trat, als er näher kam, ihren Rückweg an. Er ließ sie durch zwei reitende Batterien beschießen. Aber auf die Truppen Ney's mußte er in Quatrebras eine Stunde lang warten. Wetter und Nachhut hatten dem Marschall den Abzug des Feindes verborgen, den er hätte beunruhigen und aufhalten sollen; daß er hingegen denselben beschleunige durch voreiligen, vielleicht auch gefährlichen Angriff auf die Stellung selbst, das hatte nicht die Meinung des Kaisers sein können. Er stammelte eine Entschuldigung des Fehlers, auf dem er immerhin betreten worden war, und blieb dem Zorne des Kaisers über sein gestriges Benehmen bloßgestellt. Aus dem Corps Erlon und Cavallerie ward eine Vorhut gebildet, die den Engländern hastig durch den Koth nachrückte und in Verbindung mit den vorausgesandten Batterien der Nachhut starken Abbruch that. Mehrere Male mußte sich diese zur Wehr setzen. Auf der verdorbenen Straße und in den tief erweichten Feldern kamen die Angegriffenen und die Angreifer nur langsam vorwärts. So befand sich, mit Ausnahme der Nachhut, das ganze englische Heer in ungestörtem Marsche. Wellington erhielt von Blücher zur Antwort: Nicht nur mit zwei Corps, sondern mit allen seinen Kräften wolle er morgen zur Schlacht kommen, wenn der Feind bei Waterloo angreife; sei dies nicht der Fall, so wollten sie ihm übermorgen mit vereinten Kräften auf den Leib gehen. Der ehrenfeste Blücher hatte schon in der Frühe des Tages daraus, daß er so wenig verfolgt wurde, geschlossen, Napoleon sei Wellington auf der Ferse, und war gegen die gewöhnlichen

Regeln in der Richtung weiter gezogen, worin er dem weichenden Gefährten sobald als möglich nahe kommen mußte. Nun hatte er um Wavre, wenige Meilen von Waterloo, alle seine vier Corps beisammen, zwei schon diesseits der Dyle, dem Walde von Soignes *zugekehrt*, zwei noch jenseits vor dem nachsetzenden Feinde. Die *alliirten* Heere sollten also, nachdem jedes sich zusammengezogen, rückwärts der voraus bestimmten Sammelplätze Fleurus und Quatrebras, einen neuen Versuch machen, ihre Vereinigung während einer Schlacht zu bewerkstelligen, und zwar auch jetzt wieder so, daß das eine gegen den Feind Stand hielte, bis ihm das andere zu Hülfe käme; die Rollen waren aber getauscht, vielleicht daß sie den Charakter der Heere richtiger trafen.

Die französische Vorhut erfuhr bei Planchenoit, in der Nähe des Waldes von Soignes, stärkern Widerstand. Der herbeigeeilte Kaiser hielt dafür, daß die Nachhut vermehrt worden sei, um den Rückzug des Heeres durch den Wald, durch den es ihm in diesem Augenblicke entgehe, zu beschützen, doch auf die Annäherung einiger Reiterei eröffneten wohl sechszig Schlünde ihr Feuer; die ganze englische Armee mußte noch da sein, aber es war zu spät am Abend, ihr die Schlacht zu liefern. Mißmuthig ließ Napoleon die Bivouacs beziehen. Den ganzen Tag hatte er kein Gefecht zu seiner Rechten gehört, das ihm die Richtung der Preußen und Grouchy's angezeigt hätte. Er schickte nun, wie nachher versichert worden, einen Officier mit *dem Befehle* an diesen Marschall aus, wo Blücher sich auch befinden möge, morgen zur Schlacht sich über St. Lambert an die Rechte der französischen Armee anzuschließen. *Als er ein* paar Stunden später einen Bericht von Grouchy erhielt, wornach dieser die Preußen noch nicht entdeckt und sich am Abend nur bis Gembloux, zwei Meilen von Sombref, hervorgewagt hatte, ließ er ihm denselben Befehl nach Gembloux zugehen. Es beunruhigte ihn aber die Wahrscheinlichkeit, daß Wellington diese stürmische Regennacht zu

seinem Abzuge benutze. Konnte er denselben doch hinter dem Walde nicht mehr an der Vereinigung mit Blücher'n hindern, durch die aller Erfolg seiner Berechnungen und bisherigen Anstrengungen verloren ginge. Ja, es brauchten ihm die beiden feindlichen Anführer nur eine kurze Zeit auszuweichen, bis die übrigen alliirten Heere zum Einmarsch in Frankreich auf andern Punkten bereit ständen, um seinen ganzen Feldzug nach Belgien zu vereiteln. Unruhig ging der Kaiser Nachts um ein Uhr, von Soult begleitet, aus. Er war entschlossen, wenn die englische Armee aufbräche, sie ungeachtet der Dunkelheit anzugreifen. Der Wald von Soignes war ganz beleuchtet von den Feuern der Bivouacs. Kein Geräusch unterbrach die nächtliche Stille. Die beiden Armeen lagen im tiefen Schlafe. Noch gegen Morgen brachten Officiere die Versicherung, der Feind rühre sich nicht. Napoleon's einzige Besorgniß war jetzt, daß ihm das Wetter am Morgen nicht frühzeitig genug den Angriff erlauben werde.

Brüssel verbrachte die Nacht in Verwirrung. Man hielt die Niederlage der Preußen für grenzenlos, seit man den darauf erfolgten Rückzug der Engländer kannte, den Niemand von einer Flucht unterschied. Um neue Auskunft redete man auf der Straße, unbekannt oder bekannt, einander an, theilte Das, was man gehört, dem Ersten Besten mit. Nun wurde der Leichnam des Herzogs von Braunschweig hereingefahren, der vor nicht vollen achtundvierzig Stunden vom glänzenden Ball zum Treffen hinausgeeilt war. Die ganze Nacht stahlen sich Ausreißer aus der Stellung vor Waterloo in die Stadt und erschreckten mit ihrer Rechtfertigung die Volkshaufen, auf die sie stießen. Einzelne Anhänger der Franzosen wagten es, durch vorschnelle Prahlereien sich auszuzeichnen. Nur noch auf Stunden verschoben die englisch gesinnten Familien ihre Abfahrt nach Antwerpen und zögerten endlich nicht länger. Fuhrwerke waren keine mehr zu bekommen.

Steif vom Schlafe in den nassen Bivouacs, rüsteten

sich die brittischen Soldaten in noch regnerischer Morgenstunde zu der Schlacht, die ihnen an diesem Sonntag aufgegeben war. Hätten sie nicht allezeit dem sichern Blicke ihres Führers vertraut, so würden sie einen übeln Ausgang gefürchtet haben. Denn auch sie hatte der Rückzug verstimmt, den sie wegen der Niederlage der Preußen nach dem theuer erkauften Siege von Quatrebras hatten antreten müssen. Zur Bezwingung von Ney nur durch Übermacht gelangt, glaubten sie jetzt neben den Truppen dieses Marschalls noch beinahe vollständig des Kaisers Heer, dem die Preußen erlegen, vor sich zu haben, und gering war ihre Meinung von der Tüchtigkeit, ja von der Treue der vielen fremden Truppen in ihrem Heere, namentlich der belgischen, wegen deren doch die Behauptung dieser Stellung vor Brüssel ihnen nöthig zu sein schien. Doch Jeder bereitete sich zur Schlacht und zur Aufopferung vor.

Wellington war von Tagesanbruch an mit Blücher durch die buschigen Pässe von St. Lambert in Verbindung und kannte dessen Aufbruch von Wavre; nur war es möglich, daß die fast unwegsam gewordenen Pfade den Marsch der Preußen lange aufhielten. Von Grouchy wußte der Herzog nichts, der vielmehr, wie seine Truppen, im Angesichte der ganzen französischen Armee zu stehen glaubte. Es bestand also seine Aufgabe darin, bis zur Ankunft der Preußen sich gegen die französische Übermacht zu halten. Dazu diente ihm ein schmaler Höhenzug mit sanften wellenförmigen Abdachungen, der vor dem Waldrande sich unregelmäßig etwa eine Stunde hinschlängelte. Die Landstraße von Charleroi überschritt den Rücken in der Mitte, rechts in der Entfernung einer Viertelstunde kam die Straße von Nivelles; beide trafen an der hintern Abdachung beim Dorfe Mont St. Jean zusammen, von wo nur noch Eine Straße sich nach Brüssel hinunterzog, stark mit Häusern und Gärten besetzt, welche die Vertheidigung erleichtern konnten, bis sie beim Dörfchen Waterloo sich in den Wald vertiefte. Auf dem Höhenzug wies der Herzog die Strecke

zwischen den beiden Straßen, als Centrum seiner Stellung, dem Corps Oranien und den Braunschweigern an; sie ordneten sich in zwei Treffen, von denen das hintere tiefer stand, im dritten Treffen hielt sich der größte Theil der Cavallerie von Uxbridge. Den linken Flügel bildeten die Truppen Picton's; sie dehnten sich auf der Höhe von der Straße nach Charleroi eine Viertelstunde weit aus und besetzten vor ihrer äußersten Linken die Dörfer La Haie und Papelotte; noch etwas verstärkt ward ihre Stellung theils durch das Buschwerk des in dieser Gegend hervorreichenden Waldes, theils vor der Fronte durch einen Hohlweg mit Hecken, über die man wegfeuern konnte. Als rechten Flügel nahm Wellington das Corps Hill von Braine la Leud auf den Höhenzug herüber, dessen zurückgebogenes Ende es bis an ein tiefes Thal besetzte; Vorposten blieben in Braine la Leud und noch weiter rechts aufgestellt, theils auf den Fall, daß Napoleon die Straße von Nivelles zu seiner Operationslinie wählen sollte, theils um, gleich der Entsendung nach Hal, jede Umgehung nach Brüssel zu verhüten. Ins erste Treffen hatte Wellington überall seine Kerntruppen gerückt und den vordern Rand der Höhen stark mit Geschütz versehen. Durch Schleppverhaue waren die beiden Landstraßen der feindlichen Reiterei versperrt, die Stärke des dazwischen liegenden Centrums war durch die Besetzung zweier Vorwerke erhöht. Hanoversche Scharfschützen lagen nämlich in dem massiv gebauten Pachthofe Haie Saincte am Fuße des Hügels, hart an der Straße nach Charleroi, und eine starke Besatzung von Nassauern und englischen Garden hatte der Herzog in das vor dem rechten Centrum mitten im Thalgrunde liegende Hougoumont gelegt, eines Edelmannes Landhaus mit Thurm und Zinnen nach alter fränkischer Bauart; der weite Garten war von einer Ziegelmauer umgeben, in welche die Engländer Schießscharten gebrochen, und davor dehnte ein strauchloser Lustwald sich noch weithin aus. Außer diesen zwei Punkten war der ganze Grund vor den Höhen offe-

nes Kornfeld mit tief erweichtem Boden. So erwartete Wellington mit ungefähr 70,000 Mann und 230 Geschützen den Angriff des Kaisers Napoleon.

Zweitausend Schritte von der englischen Stellung hebt sich der Boden gelinde wieder. Auf diesen Gegenhöhen hatten die zwei ersten französischen Corps, weiter rückwärts die Garden und das sechste die Nacht zugebracht. Frühe ging von Grouchy der neue Bericht ein, daß er des Marsches der Preußen auf Wavre nun gewiß sei und mit Tagesanbruch dahin nachrücken werde. Aus sich selbst hatte er diesen Entschluß gefaßt, der ihn wenigstens dem Schlachtfelde näher bringen mußte, ohne den Befehl auf St. Lambert, wenn anders ein solcher abgegangen, schon zu kennen. Der Kaiser verließ sich nun darauf, daß Grouchy seinen Auftrag an diesem Tage lösen werde, und scheint eine weitere Rücksicht auf die erwähnte Nähe der Preußen für den Augenblick nicht genommen zu haben. Es war fünf Uhr. Das Wetter heiterte sich auf. Napoleon prüfte die feindliche Stellung. Er triumphirte über die Unvorsichtigkeit des englischen Anführers, nicht nur die Schlacht ihm liefern zu wollen, sondern sich mit dem Rücken an einen Wald zu stellen, der sein ganzes Heer, wenn es geschlagen wurde, auf die Landstraße beschränkte. An Zahl der Truppen kam er Wellington ungefähr gleich, und vertraute darauf, daß die seinen selbst einem viel stärkern Feinde überlegen wären. Großes erwartete Napoleon auch heute von der Meisterschaft seiner alten Soldaten und redete im Kreise der Generale, in den er zurückkehrte, mit Zuversicht und Hochgefühl von dem so lange ersehnten Siege, wozu ihm der Feind fast unverhoffterweise noch stehen geblieben, und in die Generale kehrte für diesen Tag, an welchem unter den Befehlen des Kaisers selbst keine weitere Verantwortlichkeit sie störte, das Feuer der schönsten Schlachten zurück. Um acht Uhr wurde gemeldet, der Boden werde bald befahrbar sein. Napoleon ritt noch einmal zur Besichtigung der feindlichen Linie aus. Um einen großen Sieg zu er-

reichen, wie die Lage Frankreichs es erforderte, mußte er das englische Centrum durchbrechen und durch rasche Besetzung der Landstraße es dazu bringen, die beiden Flügel vernichten zu können. Leichter schien freilich ein Angriff auf die schwächere Linke zu sein, aber nicht so erfolgreich; indessen ließ der Kaiser die Ausführung in manchem Stücke auf die Bewegungen der feindlichen Flügel und wohl auch auf Grouchy und die Preußen ankommen. Nach seinen Befehlen bezog das Corps Reille eine Stellung zwischen den Straßen, gegenüber dem Centrum der Engländer, das Corps Erlon gegenüber ihrer Linken; jedem ordnete sich die Reiterei auf den äußern Flügel. In zweiter Linie hielt das Corps Lobau sich neben der Straße von Charleroi in geschlossenen Colonnen zum Durchbrechen des Centrums, die Cuirassiere Milhaut's zur Rechten, die von Kellermann zur Linken; in derselben Linie stellten zwei leichte Reiter-Divisionen, Suberwic und Daumont, sich ein. Als Reserve in der Hand des Kaisers trat in die dritte Linie die Garde, ihre Reiterei auf den Flügeln. Die Straße von Charleroi blieb für das Geschütz der Reserve in ihrer ganzen Länge frei. Unter dem Spiele der alten bekannten Weisen der Kaiserschlachten war jede Colonne an ihre Stelle marschiert; rasch gereihet, war nach zehn Uhr die Ordnung fertig. Prachtvoll war nun der Anblick des französischen Heeres, wie es ganz, sichtbar bis auf den letzten Mann, dem Feinde vor Augen stand. Die alten Soldaten beriethen sich über den Plan des Kaisers. Er selbst ritt mit Wohlgefallen an seinen herrlichen Colonnen vorüber, die in wildem Jubel ihn begrüßten, die Infanterie ihre Tschacos am Bajonete, die Reiter am Säbel emporhaltend. Er verfügte sich hinter seine Garde, wo er auf hohem Punkte sein Heer und den Feind übersah. Allem mußte die Eroberung von Hougoumont vorangehen, das jeden Angriff auf das Centrum in die Flanke nahm, hingegen zur Schutzmauer sich eignete, hinter welcher die Angriffe

sich bilden konnten. Um elf Uhr gab Napoleon dem Marschall Ney den Befehl dazu.

Auf der ganzen ersten Linie eröffneten Schwärme von Plänklern das Gefecht. Von den äußersten Flügeln riß die leichte Reiterei sich los; ihre Entwickelung auf der Straße von Nivelles bedrohte des Feindes rechten Flügel mit einem ernsten Angriff. Jetzt tauchte aus der Vertiefung vor Hougoumont die Spitze von Jerome's Division hervor und stürmte gegen den Lustwald. Zwei englische Batterien sandten ihr ganz aus der Nähe ihr Feuer; sie barg sich durch eiligen Rückzug. Unter dem Schutze französischen Geschützes kamen aber der General Foy und wieder Jerome herauf und schlugen in wildem Angriff die Nassauer aus dem größern Theile des Waldes. Am Eingange des Schloßhofes entbrannte ein heißer Kampf zwischen den englischen Garden und verwegenen Franzosen, von denen ein Officier und wenige Mann bis ins Innere gelangten, aber Alle erlagen; in furchtbarem Ringen glückte es den Garden, zu schließen. Nun wogte der Kampf noch im Walde von Baum zu Baum und zugleich um die drei Seiten des Schlosses, in das Wellington noch ein frisches englisches Bataillon geworfen; er verzehrte den Franzosen kostbare Kräfte und rieb immer mehr die Belagerten auf.

Die übrige französische Linie wartete auf die Eroberung von Hougoumont, als Napoleon rechts in der Ferne Truppen bemerkte, die aus dem Engpasse von St. Lambert hervorkamen. Er schickte ihnen, Freund oder Feind, die leichte Reiterei von Daumont und Subervie entgegen. Ein eingebrachter preußischer Husar trug den Bericht an Wellington bei sich, daß es Bülow's viertes preußisches Corps war. Der Kaiser erfuhr von dem Gefangenen, daß die drei übrigen Corps bei Wavre standen. Er berechnete, um diese Stunde werde Grouchy eben daselbst angelangt sein. Soult mußte demselben die Bewegung Bülow's melden, damit er ohne Verzug diese Preußen in den Rücken

fasse und zu ihrer Vernichtung sich mit dem rechten Flügel des Heeres in Verbindung setze. Sie von vorne anzugreifen, trug Napoleon nebst den zwei Reiter-Divisionen dem Marschall Lobau auf, der alsbald sein sechstes Corps vom Centrum des zweiten Treffens wegzog und sich eine für seine neue Aufgabe geeignete Stellung wählte. Umsonst richtete man die Fernröhre gegen Wavre hinauf; auch kein Kanonenschuß gab Grouchy's dortige Ankunft vor den Preußen zu erkennen. In Bülow's Bewegung war ein Stillstand eingetreten: er schien sein Geschütz zu erwarten.

Napoleon überlegte, ob er seine Operationslinie von der Straße von Charleroi auf die von Nivelles übertragen und den Preußen, deren Eingreifen er zu erwarten hatte, entrücken wolle. Er verzichtete darauf, weil Grouchy's Bewegung dadurch gefährdet und die Verbindung der Preußen mit dem englischen Heer erleichtert würde. Hingegen beschloß er, da Hougoumont nach zweistündigem Kampfe noch nicht erobert war, durch das Corps Erlon einen Angriff auf die Linke des Feindes unternehmen zu lassen, der ihm theils den Pachthof Haie Sainete, zum Angriff auf das Centrum ebenso unentbehrlich, als jenes Schloß, theils auf der äußersten Linken La Haie verschaffen sollte, das die Engländer von den Preußen schied. Er überließ dazu Ney die Cuirassiere Milhaut's und verstärkte sein Geschütz aus der Reserve bis auf achtzig Stücke. Schloß Hougoumont befahl er in Brand zu stecken.

Die achtzig Schlünde eröffneten ihr fürchterliches Feuer auf den linken englischen Flügel, vor welchem eilends die Schwärme der Plänkler zerstoben. Wellington zog einen Theil der Infanterie etwas hinter die Höhe. Auf der Straße nach Brüssel begann die Flucht des Gepäcks. Um das linke Centrum an jeder Bewegung gegen den bevorstehenden Infanterie-Angriff zu hindern, jagte ein Theil von Milhaut's Cuirassieren links um Haie Sainete hinauf. Schnell verließen die englischen Kanoniere, nur noch feuernd, ihre Stücke und flüchteten sich in die Vierecke. Durch die

erste Linie hindurch stürmten die Cuirassiere auf die schwarzen braunschweigischen Regimenter, die als Vierecke schachbretartig aufgestellt waren; unscheinbare Häufchen gegen den schweren gepanzerten Reiterstoß. Kaltblütig behielten sie aber ihr Feuer; erst wann der Feind in ein Zwischenfeld gerathen, schossen zugleich das Regiment im Hintergrunde und die zwei von den Seiten. Mit einer englischen Cavalleriebrigade warf Lord Sommerset die französischen Reiter ganz in die Flucht, und hurtig sprangen die Kanoniere aus den Vierecken an ihre Stücke heraus und sandten ihnen eine Ladung nach.

Unter der Rauchdecke, die in der schwülen Mittagsstunde nur langsam aufstieg, rückten aus dem Corps Erlon vier tiefe Divisionscolonnen vom linken Flügel staffelweise vor. Am Pachthofe vorbei, stiegen die Spitzen, rasch alle belgischen Truppen zurückdrängend, an den Hohlweg hinan und bis hart vor die Öffnungen des brittischen Geschützes, dessen volle Ladung sie zum Stillstand brachte. Auf diesen Augenblick gefaßt, führte Picton zwei schottische Regimenter heran; als er selbst, an der Schläfe getroffen, dahinsank, stürzten diese Hochländer mit so unwiderstehlicher Wuth auf die Franzosen, daß diese wankten und, nicht gehörig unterstützt von dem noch unentwickelten Hintertheile ihrer Colonnen, in Verwirrung zurückgingen. Zwar kam ihnen der Theil von Milhaut's Cuirassieren zu Hülfe, der hinter dem Fußvolke geblieben. Allein aus der Tiefe des englischen Heeres stürmte Ponsonby mit schwerer Reiterei herüber. Sie traf auf die Cuirassiere, als diese verwegen über den Hohlweg setzten, warf sie und hieb in die hülflose Flanke der nächsten Colonne ein; zwei Adler wurden erbeutet, an tausend Gefangene rückwärts geschickt, und indem die englischen Reiter die Verfolgung durch den Rauch unaufhaltsam fortsetzten, begegneten sie fünf festgefahrenen Batterien ohne Bedeckung und erstachen die Rosse, an der Fortschaffung des Geschützes auch selbst verzweifelnd.

Napoleon war in diesen grauenhaften Kampf herun-

tergestiegen und hatte, seine Truppen zu ermuntern, der Kugeln nicht geachtet, von denen ihm eine den tapfern General Devaux von der Seite nahm. Endlich führte er die leichte Cavallerie der Garde, die Lefebvre Desnouettes befehligte, hinter die sich sammelnden Cuirassiere Milhaut's; neu gestärkt, warfen diese nun die englischen Reiter und hieben, den ganzen Rückweg sie verfolgend, einen großen Theil nieder. Auch Sir William Ponsonby erlitt den Tod; er sah, mit dem Pferde eingesunken, polnische Lanzen ansprengen, und wollte nur noch seine Uhr und das Portrait seiner Geliebten dem Adjutanten reichen, als die Lanzen sie Beide durchbohrten.

Sobald Ney das Fußvolk wieder ordnen können, führte er es unmittelbar gegen Haie Saincte und bemächtigte sich des Hofes, dessen Besatzung sich verfeuert hatte. Hougoumont stand in Flammen. Um vier Uhr waren diese Vorwerke erobert, und der Angriff auf das Centrum konnte beginnen, wenn Lobau's Truppen vom rechten Flügel weggezogen oder die Garde dazu verwendet werden durfte.

Aber es hatte dem Kampfe der Feldmarschall Blücher am Engpasse von St. Lambert zugesehen. Von Anfang an hatte er sich dort bei Bülow's Vorhut befunden und ungeduldig auf die Ankunft des übrigen Corps geharrt, dessen Marsch zu Wavre durch eine Feuersbrunst Stunden lang aufgehalten worden und darauf durch die verschwemmten Hohlwege des Dylethals nur langsam von statten gegangen war. Das zweite Armeecorps mußte nach dem vierten noch denselben Paß durchziehen, das vierte kam durch den nicht minder unwegsamen, der rechts von St. Lambert bei Ohain mündete, und das dritte sollte nach den Befehlen, die Blücher hinterlassen, noch zu Wavre als Reserve bleiben. Die Ungeduld des Feldmarschalls war durch den Anblick der Schlacht aufs Höchste gespannt, als General von Thielemann, der diese Nachhut befehligte, den Bericht schickte, daß er angegriffen sei. Ohne Bedenken antwortete Blücher, er solle sich wehren, so gut er könne,

denn die übrigen Corps müßten erst Napoleon schlagen. Wäre doch überall die Sammlung der zwischen zwei Feinden zerstreut marschirenden Truppen noch gefährlicher gewesen, als auf dem Schlachtfelde! Als Blücher, mit unverwandtem Blick auf dieses, den Augenblick voraussah, wo Napoleon, in seinen Angriffen siegreich, seine besten Truppen gegen Wellington führte, ließ er endlich den Donner seines Geschützes über die Gegend rollen und die angesammelten Truppen, etwa zwanzigtausend Mann, aus dem Gehölze, wo er sie verborgen gehalten, sich entwickeln. Durch die Besetzung des Waldes bei Frichemont wurde die Verbindung mit Wellington gewonnen. Rechts an diesen Punkt gelehnt, streckte sich die Fronte der Preußen parallel mit der Straße von Charleroi gegen Planchenoit hin, und nun rückte sie langsam, da unaufhörlich Verstärkung nachkommen mußte, das Geschütz voraus, den wellenförmig sich hebenden Grund gegen jene Straße hinan, an welcher das Wirthshaus Belle Alliance den Schlüssel der französischen Stellung so deutlich zu bezeichnen schien, daß Blücher es allen Truppenführern als Ziel ihrer Angriffe nennen ließ. Bald kamen die Preußen mit Lobau ins Gefecht.

Napoleon schickte an Ney den Befehl, auf die Behauptung von Haie Saincte sich zu beschränken, da vorerst der Erfolg des Gefechts gegen Bülow abgewartet werden mußte. Um dieselbe Zeit erfuhr er, daß Grouchy erst spät am Vormittage von Genappes aufgebrochen war. Dieser Marschall hatte in der Nacht keinen Befehl vom Kaiser erhalten. Die unbestimmte Weisung, die Preußen zu verfolgen, war noch die einzige, die er hatte, und wie es scheint, drückte ihn die Verantwortlichkeit, die ihm damit aufgelegt war, dermaßen nieder, daß er sich so lange als möglich an die Vermuthungen, die der Kaiser selbst über Blücher's Entschlüsse geäußert, zu halten suchte. Um so nöthiger mag er dies gefunden haben, als mehrere Generale darüber unwillig waren, unter ihm stehen zu müssen, und mit An-

sprüchen auf Überlegenheit jeden seiner Schritte beurtheilten. So fürchtete er noch an diesem Morgen einen Marsch der Preußen über Quatrebras in den Rücken des Kaisers und die Rücksicht auf diese Gefahr mußte, nebst dem Wetter und den üblen Wegen, seinen Marsch verzögern. Als gegen Mittag der Donner der Schlacht vom Walde von Soignes herkam, und Gerard und Exelmans den Rath gaben, dorthin einen Theil der Truppen zu entsenden, hielt es Grouchy im Gegentheil für seine Aufgabe, die Preußen, die nach seinen Berichten in Wavre standen, von der Schlacht entfernt zu halten. Freilich konnte Blücher bereits dahin abgezogen sein! Der muthige Grouchy, dem in der Schlacht wieder leicht geworden wäre, soll endlich geschwankt haben, als seine Vorhut meldete, daß sie bei Wavre das preußische Heer getroffen und angegriffen habe. Er blieb in diesem Irrthum, da er zu spät nach Wavre kam, um die schon abgezogenen Corps noch zu bemerken. Das, was Napoleon von allem Dem erfuhr, war genug, um ihm die Hülfe Grouchy's ganz ungewiß zu machen.

Das Corps Lobau, wie geschickt es auch manövrirte, war zu klein gegen die Übermacht der Preußen. Immer weiter überflügelten sie seine rechte Flanke und drückten es so nahe heran, daß ihre Kugeln schon auf die Straße von Charleroi fielen, auf welcher der Kaiser mit den Garden stand. Obgleich seinen Befehlen zuwider auch im englischen Centrum der Kampf aufs Neue entbrannt war, ließ Napoleon die junge Garde und bald darauf noch vier Bataillone der alten Garde sich rechts an Lobau anschließen. Ein neuer Angriff auf La Haie unterbrach wieder die Verbindung der feindlichen Heere.

Wellington hatte die Zeit, die ihm der Stillstand in den französischen Angriffen gegönnt, dazu benutzt, überall die Ordnung herzustellen. Zur Verstärkung des Centrums hatte er einen Theil seines wenig beschäftigten rechten Flügels herübergezogen und war dann zu einem Angriffe auf Haie Saincte geschritten. Länger ertrugen es Milhaut's

Cuirassiere nicht, unthätig zu bleiben, während rechts das Feuer der Preußen so nahe gerückt war; gebrochen wurde der englische Angriff, und sie und Lefebvre's Reiterei der Garde verfolgten die Fliehenden zur Stellung hinauf. Am englischen Geschütze, das den Rand bekränzte, warteten die Kanoniere bis zum letzten Augenblick, brannten los und eilten, die unbespannten Stücke den Franzosen überlassend, in die hohlen Vierecke. Die Reitermassen stürmten durch die Infanterie bis zur dritten Linie, und ihnen nach fuhren die französischen Batterien auf und spieen ihr mörderisches Feuer in die Vierecke der Engländer.

Ein Freuderuf entfuhr bei diesem Anblicke mehr als einem der den Kaiser umstehenden Officiere, die bisher mit sorglichem Auge den Bewegungen der Preußen gefolgt waren. Auch die Soldaten von der Garde schauten den Kaiser an, ob man Sieger oder in Gefahr sei. Sein Antlitz zeigte ruhige Zuversicht. Er sah jedoch, da die Cavalerie zu frühe angegriffen, bevor ihre Infanterie ihr zu folgen bereit war, eine rückgängige Bewegung voraus; und da in diesem Augenblick jede üble Wirkung auf das Heer verhindert werden mußte, so schickte er dem Cuirassiercorps Kellermann's, das noch nicht im Feuer gewesen, den Befehl, den Angriff zu unterstützen. Zur Rechten hatte indessen Lobau sammt der Verstärkung aus der Garde die Preußen aufgehalten, und ihre Linie fing wieder an zu weichen. Links aber, als Kellermann's Corps im starken Trabe dahinstürmte, folgte demselben in vorschnellem Muthe, von der Seite des Kaisers sich trennend, auch die schwere Gardecavalerie von Guyot. Es war Napoleon's Reiterreserve, die in allen Schlachten nur auf seinen mündlichen Befehl an den Chef vorrücken durfte. Nun waren die Grenadiere der Garde das einzige Corps, das er noch in seiner Hand behielt.

Schauerlich wurde die Schlacht, als die frischen Cuirassiere in die englische Stellung trabten. Auf den stärksten und muthigsten Pferden waren es abgestählte Männer, mit

langen Schwertern und mit Pistolen. An ihren Helmen brachen die Säbel, an der gewölbten eisernen Brust prallten die Kugeln ab. Keine Reiterei war ihnen gewachsen, nicht die brittische leichte, nicht einmal die deutsche Legion. Nur das Fußvolk in seinen Vierecken hielt auch ihnen Stand, unentwegt, selbst wenn sie so wüthend anstürmten, daß manches Pferd an den Bajonetten sich spießte. Dann sprengten die Cuirassiere plötzlich in die Ferne, und die französischen Batterien beschossen fortwährend die Vierecke mit ihren Feuerschlünden; aber die Engländer standen, kam der Feind zum Angriff zurück, über den Leichen ihrer Cameraden so fest, wie auf der schwarzen Erde. Inzwischen entwickelte sich das dreißigste Regiment, so oft die Feinde sich entfernten, zur Verfolgung, um ihnen all sein Feuer nachzuschicken, und auf den Ruf: nun wieder ins Feuer! stand es jedesmal im rechten Augenblicke fertig. Zornig sprengten die Cuirassiere manches Mal um dieses kühne Regiment herum und ritten dann zu einem andern. Wo sie zur Seltenheit eine Verwirrung erblickten, jagten sie spornstreichs hinein und hieben nieder. So kamen oft die Cuirassiere, ein Viereck nach dem andern versuchend, zu demselben zurück, daß man die Gesichter wieder erkannte. Langsam ritten sie um jedes herum und spähten, wie der kreisende Adler, wo sie einfallen könnten. Einige der Cuirassiere waren so verwegen, daß sie zuweilen das Pferd aus den Gliedern wendeten und ihre Pistole hart an den Britten losdrückten, um diesen ihr Feuer zu entlocken; und hie und da wurde ein französischer Reiter bemerkt, der, um den Seinigen einen Sieg zu bahnen, sich wissentlich aufopferte, ohne daß sein Name je genannt werden konnte. Der Verlust war groß, den diese Reiterei in dem ununterbrochenen Kreuzfeuer der englischen Vierecke erlitt; denn diese sparten und verwandten ihr Feuer aufs Trefflichste und gehorchten mitten in dem entsetzlichen Getöse der Schlacht der Stimme ihrer Officiere pünktlich, wie auf der Parade, sodaß diese, wenn kein Feuer befohlen war, ruhig außen

herumreiten durften. Auf die schwachen Punkte eilte Wellington selbst herbei, befestigte die Ordnung, wo sie litt, ermunterte jedes Viereck mit einem kurzen Zuspruch.

Nachdem sich alle übrige Reiterei als zu schwach gegen die französischen Cuirassiere erwiesen hatte, brachte Sir John Elley die Leibgarde, die Oxforder Blauen und die Schottischen Grauen zum Angriffe eines Theils derselben herauf. In diesem Reitergefechte, dem blutigsten des Tages, wurden die Cuirassiere in fürchterlicher Verwirrung gegen ihr Fußvolk hinuntergeworfen, das endlich vorgerückt war. Allein da die brittische Cavalerie ohne Unterstützung von ihrer eigenen geschwächten Infanterie blieb, mußte auch sie wieder zurückgehen, und die Cuirassiere behaupteten sich in der englischen Stellung. Schon anderthalb Stunden hatte das Fußvolk unter den Anfällen der Cuirassiere zugebracht. An Gefallenen, an Leuten, welche dieselben vom Schlachtfelde trugen, an Ausreißern aus den jüngern Truppen, vornehmlich den fremden, war der Abgang so groß, daß nur noch etwa dreißigtausend Mann im Gefechte standen. Selbst Unerschrockenen schien die Schlacht auf der Neige zu sein, und sie blickten unruhig bald nach den Preußen, deren Bewegung wieder rückgängig geworden, bald sahen sie sich nach der Straße auf Brüssel um, wo sich das fliehende Gepäck und die Wagen mit Verwundeten dergestalt gestockt hatten, daß an keinen Rückzug zu denken war. In einigen Vierecken, wo es an Mannschaft zu gebrechen anfing, um die zu dünnen Stellen zu verstärken, setzten die Sergeanten den Soldaten ihre Piken an den Rücken, um ihnen die Festigkeit der Verzweiflung zu geben. Die Truppen, die Wellington aus der zweiten Linie heraufnehmen konnte, waren die geringern. Ein belgisches Regiment, das er selbst holte, brachte er nicht weiter als bis an den Rand der Höhe, wo es in das französische Geschützfeuer gerieth. Ein General mußte dem Herzog anzeigen lassen, daß seine Leute einer kurzen Ruhe schlechterdings bedürften. „Sagt ihm", entgegnete Wellington, „daß er Unmögliches begehrt! Er und

ich und jeder Britte auf dem Schlachtfelde muß hier sein Leben lassen." Der General war es zufrieden. Oft sah Wellington nach der Uhr, wie lange es bis zur Dunkelheit noch dauern könne, und berechnete, daß bis dahin sein Heer nicht ganz zusammengehauen und dann die Nacht gewonnen sein werde, in welcher unfehlbar die Preußen kommen würden.

Ein starkes Geschützfeuer von Wavre her verkündete endlich gegen sieben Uhr, daß Grouchy sein Gefecht eröffnet hatte und einen Theil der Preußen in der Ferne festhielt. Diejenigen, die das Schlachtfeld betreten hatten, waren um diese Zeit von Lobau und der Garde zurückgedrängt. Die Gefahr schien überstanden zu sein, worin sich die französische Armee während dieses Seitenangriffs eines neuen Feindes befunden hatte. Der Kaiser zog wieder seine ganze Garde an sich und ordnete sie zum entscheidenden Stoß auf das englische Centrum, und schon diese Vorbereitungen trugen frischen Muth den Franzosen über das ganze Schlachtfeld zu. Doch ein anderer Anblick machte wenige Augenblicke darauf, indem er das Vertrauen der englischen Vierecke auffallend hob, die sich dazwischen behauptende Reiterei wieder stutzig. Sie sowohl als der Kaiser bemerkten seitwärts von St. Lambert, bei dem mehr im Rücken der englischen Linken gelegenen Ohain, die Entwickelung neuer Preußen. Nur Augenblicke waren noch für den Sieg vorhanden. Ohne die vollständige Sammlung seiner Garden abzuwarten, führte Napoleon vier Bataillone mittlerer Garde über das Feld und ließ der weichenden Infanterie, der er begegnete, die nahe Ankunft Grouchy's anzeigen. Alles schloß sich der Garde an. Napoleon übergab sie bei Haie Saincte dem Marschall Ney und eilte die alte Garde zu ordnen.

Wellington sah den Anzug der berühmten Truppe. Aber er wußte, daß Ziethen mit dem ersten preußischen Corps bei Ohain hervorbrach; nachdem er sich den ganzen Tag gehalten, hatte er nur noch die letzte Probe zu bestehen.

Er ließ die brittischen Fußgarden hinter der Höhe, um, gegen das Feuer geschützt zu sein, sich auf den Boden legen, und richtete Alles zur Abwehr ein. Der rechte Flügel hatte sich allmälig, da die französischen Angriffe auf der Straße von Rivelles nachgelassen, vorwärts gebogen, sodaß auch sein Feuer die furchtbaren vier Bataillone bestrich. Aber kaltblütig, wie viele der Cameraden auch niedersanken, das Gewehr im Arm, rückte die Garde an den Abhang auf die Höhe und drängte unaufhaltsam Alles zurück. Ihr kühner Friant mußte mit tödtlicher Wunde zurückgehen, General Michel fiel kurz darauf; doch Ney führte sie, zu Fuß mit gezogenem Degen. Ein Angriff der Braunschweiger, von Wellington selbst geleitet, mißlang. Die Nassauer brachte Oranien umsonst mit gefälltem Bajonet heran und wurde verwundet. Unter dem Kartätschenhagel einer englischen Batterie und dem gesammten, von allen Seiten auf sie gerichteten Geschütz- und Gewehrfeuer strebte die Spitze der Colonne, immer zu Boden gestreckt, lange vergeblich, auf der Höhe Raum zu gewinnen. Endlich drang sie auch hier vor, als auf des Herzogs: auf, ihr Garden! auf den Feind! mit dreimaligem Schlachtrufe die brittischen Fußgarden aufsprangen und, vier Mann hoch in Linie, mit dem Bajonet heranstürmten. Die französischen Garden und die brittischen hatten sich noch nie mit einander gemessen; es entstand ein fürchterliches Gefecht, bis neue Angriffe, von dem zur Reserve gewordenen rechten Flügel der Engländer her, das Weichen der *mittleren Garde*, der die alte nicht mehr nachfolgte, entschieden. Der Donner des preußischen Geschützes rollte wieder über das Schlachtfeld, wie bei Bülow's erstem Erscheinen. „*Da kommt* der alte Blücher endlich, und ganz wie er ist!" rief Wellington freudig aus. Er verfolgte mit scharfem Auge die Fortschritte der Preußen, beurtheilte die Lage der Schlacht und gab seiner ganzen Linie den Befehl, im Sturmmarsch vorzurücken.

Die alte Garde stand zwischen Belle-Alliance und

Haie Sainte auf der Straße, die sie hatte hinaufsteigen wollen, und bot gegen Blücher Fronte, der mit Ziethen's Corps durch La Haie, das er überrumpelt, auf das Schlachtfeld einbrach. Die zersprengten, beinahe aufgelösten Truppen Erlon's gewannen ihre Fassung nicht einmal durch die Garde mehr; zwei frische englische Reiterbrigaden, die auf der äußersten Linken ihres Heeres durch die Preußen abgelöst worden, jagten um die Garde, deren Cavalerie längst von den Kämpfen im englischen Centrum verschlungen worden, herum und hieben in das Fußvolk Reille's ein. Der Kaiser opferte gegen sie seine letzten Reiter, vier schwache Schwadronen seiner Bedeckung, und trat in ein Viereck der Garde. Bülow nahm allen Raum wieder ein, aus dem er zurückgedrängt worden, und zu seiner Linken schlug sich das nachgekommene dritte preußische Corps mit dem standhaften Lobau um den Besitz von Planchenoit, mit welchem der sichere Rückzug des französischen Heeres verloren gehen mußte. Immer schneller rückte von der Seite die preußische Linie, vom Rücken die englische vor; immer allgemeiner, schreckenvoller strömte, da selbst die mittlere Garde gebrochen war, die Flucht des ganzen französischen Heeres, Reiter und Fußvolk gemischt, über das Schlachtfeld zurück, in dessen Mitte die Vierecke der alten Garde, wie Felsen in der Brandung, noch eine Zeit lang standen. Dann traten sie den Rückmarsch langsam an und stritten als Helden noch fort und fort, doch nur, um den Feind ihr Leben theuer bezahlen zu lassen. Die englische Reiterei hatte sie zur Hälfte niedergehauen, als der Anführer der Schottischen Grauen, sich zu ergeben, sie aufforderte. „Die Garde stirbt und ergibt sich nicht!" rief Cambronne. Von der Masse der Feinde wurden die Garden nach und nach auseinander gedrängt, vom Strome der Fliehenden mitgerissen. Auf einer Anhöhe bei Planchenoit wartete noch ein einziges Regiment der Garde. Napoleon erreichte es und versuchte auch hier noch die Flucht aufzuhalten. Allein in der Nacht, die

eingetreten war, kannten die Soldaten ihren Kaiser nicht mehr. Er hieß auf die anstürmende Reiterei noch die letzten Kanonen abbrennen. Er wollte diesen Tag nicht überleben. Da ergriff Soult den Zügel seines Pferdes und zog ihn mit sich fort.

Um neun Uhr trafen Wellington und Blücher bei Belle-Alliance zusammen und begrüßten einander als Sieger. Der Preuße erklärte: nun müsse man spornstreichs auf Paris ziehen, und wurde übel gelaunt, als Wellington darüber lächelte. Hingegen war es dieser zufrieden, daß Blücher, da auf derselben Straße nicht beide Heere ohne Unordnung vorrücken konnten, die Verfolgung übernähme; er gönnte seinen Truppen die Ruhe. Wo nun preußische Musik an den Engländern vorüberzog, hielt sie einen Augenblick und spielte: Gott erhalte den König. Munter ging die Verfolgung durch die mondhelle Sommernacht. In der Hauptstraße von Genappe, wo die Franzosen versucht hatten, sich zur Wehre zu setzen, traf man ein reiches Gepäck mit vielen Kostbarkeiten an. Auch Napoleon's Wagen befand sich darunter. General von Gneisenau setzte auf eines der Pferde desselben, halb zum Scherz, einen Trommler, der die ganze Nacht hindurch bei der vordersten Cavalerie schlagen sollte. Aus jedem Bivouak, den die Franzosen beziehen wollten, wurden sie denn durch Hörner und Trommel und durch das Feuer der Preußen schnell wieder aufgeschreckt. Bei Tagesanbruch hatten die preußischen Vortruppen schon Gosselies erreicht.

Alle Bemühungen Napoleon's, einige Truppen zu sammeln, waren vergeblich. Als er auf die Vertheidigung der Sambre verzichten mußte, bestimmte er Laon zum Sammelpunkte sowohl der einzelnen Flüchtlinge, als der im Rückzuge befindlichen Abtheilungen, meldete dies an Grouchy und ertheilte allen Festungen der Nordgrenze den Befehl, sich aufs Äußerste zu halten. Lamarque aus der Vendée, Rapp vom Rheine her und Lecourbe aus dem Jura ließ er in Eilmärschen auf Paris kommen. Der Defensivplan

sollte nun aufgenommen werden. Wenn alle Kräfte der Nation in seine Hände gelegt würden, wenn nur die Kammern ihm beiständen, so getraute sich Napoleon, Alles wieder herzustellen.

Der Ort der nächsten Gefahr war also Paris. Labedoyere, der für die nationale Vertheidigung entflammt war, behauptete, der Kaiser müsse persönlich mit der offenen Wahrheit vor die Kammern treten. Andere waren dagegen der Meinung, er dürfe sein geschlagenes Heer nicht verlassen. Den stärksten Eindruck auf Napoleon scheint die Erinnerung daran gemacht zu haben, daß vor einem Jahre seine Abwesenheit von Paris sein Unglück gewesen; den verderblichen Gerüchten, die ohne ihn freies Spiel zu Paris hätten, konnte auch jetzt nur durch sein persönliches Eintreffen ein Ende gemacht werden. Als er nun in Laon einige Tage vor sich sah, die er auf sein Heer noch hätte warten müssen, entschloß er sich zu der Reise nach Paris, ohne die Zuversicht zu besitzen, daß er das Rechte gewählt.

Aus eigenem Antriebe führte Grouchy sein Corps nach Frankreich zurück. Er hatte am Abende der Schlacht erst um sieben Uhr den Befehl erhalten, den ihm Soult vom Schlachtfelde geschickt. Seine Truppen standen damals bei Wavre im Gefecht mit dem dritten preußischen Corps, das er noch immer für Blücher's gesammte Armee hielt. Er gab dem Kampfe größern Nachdruck, um noch an demselben Abende einen Theil der Truppen daraus zurückziehen und, dem Befehle gemäß, dem Kaiser zusenden zu können, über dessen Sieg er übrigens, nach dem Briefe Soult's, außer Sorgen war. Allein die Nacht fiel ein. Ohne Nachrichten von Waterloo erneuerte Grouchy am Morgen den Angriff auf das preußische Corps, das anfangs glaubte, ihn nur noch verfolgen zu müssen, dann aber den unnöthig gewordenen Kampf gegen überlegene Kräfte nicht mehr länger fortsetzte. Grouchy war Sieger, als er die Niederlage der Armee des Kaisers erfuhr. Durch einen Rückzug an die Sambre glaubte er sich ihr nähern zu müssen. Exel-

mans kam in der Besetzung von Namur einer preußischen Abtheilung, die Blücher links entsendet hatte, noch an demselben Tage zuvor. Vandamme vertheidigte am folgenden Tage die Stadt mit der Nachhut bis in die Nacht.

Als die Alliirten die Franzosen verfolgten, blieb hinter ihnen das Schlachtfeld von Waterloo verlassen mit einem Heere von Leichen und noch stöhnenden Verwundeten. Viele waren mit ihren letzten Kräften in den Wald oder in nahe Kornfelder gekrochen. Von ihnen, wie von Denen, die es nicht mehr vermocht, waren viele noch vor dem Morgen gestorben. Bei allen hatten sich in der klaren, kalten Nacht die Wunden verschlimmert. Nun kamen die Brüsseler und holten die noch Lebenden zu menschenfreundlicher Pflege; in der Auswahl beobachteten sie, deren Eifer für und gegen die Franzosen während der Schlacht aufs Höchste gespannt worden, wieder den Unterschied der Nationen, den die armen Verwundeten selbst vergessen hatten. Vom Könige Ludwig aus Gent gesendet, kam eine Schaar Royalisten und nahm sich der Franzosen an. Die Bauern lasen die glänzenden Helme und Cuirasse und das übrige Geräthe zusammen. Von den Alliirten wurden sie aber noch diesen und die folgenden Tage dazu angehalten, die Leichen fortzuschaffen. Theils verbrannten sie dieselben, theils zogen sie Gräben, in welche sie mit Haken an langen Stangen die halb verwesten Körper zerrten. Ob dem entsetzlichen Anblicke sollen mehrere Soldaten vom Wahnsinn befallen worden sein.

Der Herzog von Wellington betrauerte am Tage nach der Schlacht die vielen alten Waffengefährten und Freunde, die in derselben, einige vor seinen Augen, gefallen waren. Er schrieb an die Hinterlassenen Derer, deren Tod ihm selbst am nächsten ging. Im Berichte an seine Regierung drückte er weniger Freude über den Sieg, den er einfach erzählte, als Schmerz über den Verlust so vieler vortrefflichen Krieger aus, den das Land an diesem Tage erlitten hatte. Er gab der ganzen Armee das Zeugniß, daß sie niemals sich

noch besser gehalten habe, und gestand, daß er der Hülfe der Preußen den Erfolg des heißen Tages verdankte.

Der Verlust der Alliirten mußte auf 22,000 Mann, derjenige der Franzosen, von denen auf der Flucht sich 6000 gefangen gaben, auf 26,000 Mann geschätzt werden. Fast alles Geschütz wurde den Franzosen abgenommen.

Am 21. Juni überschritt Wellington bei Beauvais die französische Grenze und kündigte in einer Proclamation an die Franzosen die Absicht an, ihnen das eiserne Joch des Usurpators abschütteln zu helfen. Seine Truppen erinnerte er daran, daß sie in ein alliirtes Land einrückten.

Auch der Hof zu Gent, an welchem die Gegner von Blacas immer zudringlicher wurden, schickte sich zum Aufbruche an.

Zwölftes Kapitel.

Napoleon's Entfernung, die Restauration.

Die erste Kunde von der Schlacht von Waterloo gelangte mit einer Schnelligkeit nach Paris, welche, da sie unerhört war, die Glaubwürdigkeit zu schmälern schien. Im Laufe des 20. Juni setzten sich aber die schreckhaftesten Gerüchte fest und brachten die Stadt in eine fürchterliche Unruhe. Daß der Kaiser abdanken müsse, war der erste Gedanke der Meisten. Denn nur noch als großer Mann, als der erprobte, unentbehrliche Sieger hatte Napoleon seine Macht über Geister ausgeübt. Gegen die gebrochene Größe empörten sich Alle. Man überlegte noch nicht, daß nun die Gefahr den besten General erforderte: seine eigenen Anhänger, denen schon vorher die öffentliche Meinung *alle Gründe* außer der Gewißheit, daß er siegen werde, genommen hatte, fühlten die Nothwendigkeit seines Rücktritts und wurden von dem Taumel ergriffen.

Die Repräsentantenkammer verhandelte an diesem Tage den Antrag Dupin's, daß eine Commission die Constitutionen verschmelze. Ungehalten nahm sie es auf, als ein Mitglied vorschlug, bis nach dem Kriege damit zu warten. Wir haben nicht zu fürchten, wurde ihm entgegnet, daß wir in den Fehler der Griechen des römischen Reichs ver-

fallen. Was diese erörterten, das waren scholastische Spitzfindigkeiten, die ihren Blick von der Gefahr abzogen; die Griechen würden gepriesen werden, wenn sie damit beschäftigt gewesen wären, durch weise Gesetze die Zukunft ihres Landes zu bestimmen. Durch die Verfassung können wir den Mächten ein Pfand der Mäßigung geben. Europa ängstigt sich, so lange es uns zu den Füßen der Gewalt zu sehen glaubt; aber jeder Vorwand ist ihm benommen, wenn wir die Wünsche der Nation an den Tag legen. Europa wird uns in Ruhe lassen, sobald wir constituirt sind. Der Antrag Dupin's erhielt eine starke Mehrheit.

In den Frühstunden des 21. erfuhr man, der Kaiser sei im Elisée. Das Unglück war nun gewiß. Aber die Furcht vor Napoleon stellte sich wieder bei Vielen ein. Auf die Mehrzahl fiel centnerschwer der Gedanke an die Anstrengungen, wozu er auffordern würde. Unwillig fing man an zu fragen: was er wolle in Paris? Die Dictatur? Er vermöge Nichts mehr für Frankreich.

Napoleon war leidend an Brustbeschwerden angekommen. Sein Vorsatz war gewesen, eine kaiserliche Sitzung beider Kammern zu halten, die Mittel zum Kriege beschließen zu lassen und wieder abzureisen. Allein hier in Paris, in der Nähe der Parteien, vor den verlegenen Gesichtern seiner Vertrauten fand er sich unsicher in seinem Plane. Alle, die sich einstellten, meldeten dasselbe von der Stimmung in Paris. Caulaincourt besorgte einen üblen Eindruck auf dieselbe davon, daß sich der Kaiser von der Armee entfernt hatte. Alle riethen, mit der kaiserlichen Sitzung zu warten. Sie besprachen vor Napoleon den üblen Willen der Kammern und die Möglichkeit, ohne dieselben zu handeln. Er befahl, einen Ministerrath zu versammeln, und nahm unterdessen ein Bad.

Die Post brachte eine Menge Briefe über Waterloo. Die Kenntniß des Unglücks drängte zu eigenen Entschlüssen, da der Kaiser nicht handelte. Ein Gerücht versicherte nun, sein Plan sei gegen die Kammern gerichtet. Die National-

garden fingen an, sich zu sammeln. Lafayette, dem man am Tage zuvor angezeigt hatte, daß es ihm zustände, die Stimme der Nation gegen den Kaiser zu erheben, begab sich zu Fouché; dieser bestätigte ihm das Gerücht. Auf dem Wege zur Kammer erfuhr er, daß im Ministerrathe, der begonnen hatte, die Auflösung der Kammern verhandelt wurde. Von den Repräsentanten kam einer nach dem andern mit der Erklärung an, um des einzigen Mannes willen dürfte sich Frankreich nicht länger der Feindschaft der Alliirten aussetzen. Lafayette bestieg die Tribune: „Wenn ich zum ersten Male seit vielen Jahren eine Stimme erhebe, welche die alten Freunde der Freiheit noch erkennen werden, so fühle ich mich berufen, meine Herren, von den Gefahren des Vaterlandes zu Ihnen zu sprechen, das jetzt Sie allein im Stande sind zu retten. Unheimliche Gerüchte hatten sich verbreitet, leider werden sie bestätigt. Das ist der Augenblick, wo wir uns um die dreifarbige Fahne sammeln sollen, um die Fahne von 1789, um die Fahne der Freiheit, der Gleichheit und der öffentlichen Ordnung; nur sie haben wir zu vertheidigen gegen die Anmaßungen von außen und gegen die Versuche von innen. Erlauben Sie, meine Herren, einem Veteranen dieser heiligen Sache, Sie zu einigen vorläufigen Beschlüssen einzuladen, deren Nothwendigkeit Sie, wie ich hoffe, würdigen werden. 1) Die Repräsentantenkammer erklärt, daß die Unabhängigkeit der Nation bedroht ist. 2) Die Kammer erklärt sich permanent. Jeder Versuch, sie aufzulösen, ist Hochverrath; wer sich eines solchen Versuches schuldig macht, wird ein Verräther am Vaterlande sein und auf der Stelle als solcher gerichtet werden. 3) Die Linie und die Nationalgarden, die zur Vertheidigung der Freiheit, Unabhängigkeit und des Gebietes von Frankreich gekämpft haben und noch kämpfen, haben sich um das Vaterland verdient gemacht. 4) Der Minister des Innern ist eingeladen, den Generalstab und die Legionscommandanten und Majore der Pariser Nationalgarde zu versammeln, um

diese Bürgergarde zu bewaffnen und zu vervollständigen, deren Patriotismus und Eifer seit sechsundzwanzig Jahren sich als eine sichere Wehr für die Freiheit, das Eigenthum, die Ruhe der Hauptstadt und für die Unverletzbarkeit der Repräsentanten der Nation erprobt haben. 5) Die Minister des Krieges, der äußern Verhältnisse, der Polizei und des Innern sind eingeladen, unverzüglich in der Versammlung zu erscheinen." Die Kammer nahm den ganzen Antrag an; nur der vierte Punkt blieb aufgeschoben, bis die Minister erschienen wären.

Unter den ebenfalls versammelten Pairs herrschte Bekümmerniß, aber sogleich auch große Bewegung; die alten Revolutionsleute legten den Kaiserdiener ab. Als die Beschlüsse der Repräsentanten gebracht wurden, wollten sie nicht zurückbleiben; sie wollten die Berathung auch nicht bei verschlossenen Thüren halten. Die Berufung der Minister lehnten sie jedoch als unschicklich ab. Von der Drohung gegen jeden Versuch, die Kammer aufzulösen, wurde als einer Verfassungswidrigkeit gesprochen, die man aber wissentlich begehen müsse, sowohl um des Wohles des Staates willen, als um nicht die Repräsentanten zu zwingen, allein zu handeln, zur Convention zu werden. Wortgetreu nahmen die Pairs die drei ersten Erklärungen der Repräsentanten an.

Napoleon hielt unterdessen den Ministerrath. Er erachtete die Dictatur auf einige Zeit für nothwendig, und daß ihm dieselbe von den Kammern übertragen würde. Die Meinung der Einen war, daß Alles auf die Einigkeit der Kammern mit dem Kaiser ankomme; selbst die Entschlossensten, wie z. B. Thibaudeau, mißriethen die Auflösung. Von Andern wurde diese Einigkeit geleugnet; Regnauld ließ sich soweit heraus, daß ihm der Kaiser das Geständniß, die Abdankung werde gefordert werden, abnöthigte. In heftigem Unwillen versetzte Lucian: wenn die Kammer dem Kaiser nicht helfen wolle, Frankreich zu retten, so werde er es ohne sie retten können. Auch Carnot

hielt dafür, daß der Kaiser während der Krisis eine großartige Gewalt besitzen müsse. Ruhig, mit überzeugender Klarheit legte Napoleon nun die Mittel dar, den erlittenen Schaden zu ersetzen, welche Frankreich noch besaß, sowie die Gründe, aus denen die Kammern ihm dieselben anvertrauen sollten; — als die Beschlüsse der Repräsentanten hinterbracht wurden. Es schien, daß sich Lafayette an die Spitze einer Partei gesetzt hatte, deren Absichten noch nicht deutlich waren. Als dieselben Beschlüsse von den Pairs kamen, war die Möglichkeit verschwunden, sich wenigstens auf eine Kammer zu stützen. Wollte der Kaiser noch nicht sich selber gänzlich aufgeben, so durfte er die *vorgeladenen* Minister nicht hingehen lassen. Er beauftragte Regnauld, seinen Staatsminister, den *Repräsentanten eine* richtige Vorstellung von der Lage zu geben und ihnen anzuzeigen, daß er mit Anträgen an die Kammer eben beschäftigt sei.

Regnauld's Vortrag machte wenig Eindruck. Vor dem Elisée hatten sich, wie man hörte, die Föderirten gesammelt. Der Kammer war ein Theil der Nationalgarde zu Hülfe gezogen. Als die Stunden verstrichen, schlug ein mit Fouché vertrautes Mitglied der Kammer eine *zweite* Aufforderung an die Minister vor, die ihnen von Verantwortlichkeit sprach. Sie erließ dieselbe.

Napoleon sah nun den Ministern an, daß sie wünschten, gehen zu dürfen. Fouché schien sogar entschlossen zu sein, den Kammern zu gehorchen. Der Auftrag, womit sie der Kaiser ausstattete, war: sie sollten die *Repräsentanten* zur Einigkeit mit dem Haupte des Staates ermahnen, damit das Land nicht unter das Joch der Bourbonen zurückkehren oder dem Feinde zur Beute werden müsse, und ihnen den Vorschlag machen, daß jede Kammer fünf *Mitglieder* bezeichne, die mit den Ministern über die Mittel zu Rathe gingen, Frankreich zu retten und den Frieden mit den Alliirten zu unterhandeln. Nach ihrer Rückkehr, sagte Napoleon, werde er den Entschluß fassen, den seine Pflicht ihm vorschreibe. Er gab ihnen seinen Bruder Lucian mit, dessen

Eifer für Frankreich und für ihn die Kammer, wenn es noch möglich war, ergreifen mußte. Mit demselben that er noch einige Gänge durch den Garten, vor welchem eine Masse Menschen sich drängte. So oft sie am Ende der Allee sichtbar wurden, begrüßten diese den Kaiser mit lautem Zurufe und verlangten Waffen. Napoleon wurde nachdenklich. Es war ihm klar, daß er nicht mehr allein als das Haupt der Nation einen Vertheidigungskrieg führen könnte, wenn die Kammern ihm nicht beistehen wollten. In sich fühlte er die Kraft, der Nation, wenn ohne ihn die Kräfte gesammelt bleiben könnten, sich zu opfern. Er fühlte sich größer, indem er so handelte, als wenn er die schreienden Föderirten bewaffnete. Lucian sah des Bruders Augen leuchten, eine edle Ruhe seine Züge verklären. Er machte ihn zuletzt auf das Volk aufmerksam; durchs ganze Land herrsche der Geist, den er hier sehe. „Bin ich denn mehr als ein Mensch", versetzte ihm Napoleon, „daß ich Hunderte von irre geleiteten Deputirten zur Eintracht anzuhalten vermöchte, ohne die wir ohnmächtig sind? Oder bin ich ein elender Parteiführer, der sich aus Bürgerkrieg nichts macht?" Er empfahl dem Bruder den Versuch bei der Kammer und untersagte ihm beim Weggehen, das Volk anzureden.

Die Kammer befand sich in wilder Bewegung. Lucian's Vortrag wurde oft unterbrochen, und nach dem Schlusse überfielen ihn und die Minister eine Menge Stimmen mit Fragen nach allem Möglichen; geflissentlich unterhielten einige Feinde Napoleon's dies Geschrei, die Übrigen stimmten in patriotischem Eifer ein. Mit so lauter Stimme, daß es sich allein vernehmlich machte, fragte ein Mitglied die Minister: welche neue Grundlage sie den Unterhandlungen zu geben gedächten? Sie wüßten ja, daß Europa nur Napoleon den Krieg erklärt habe; ob man nun endlich die Nation von Napoleon trennen wolle? Denn ein einziger Mann stehe zwischen dem Frieden und dem Lande! Darauf bestieg die Tribune Fouché's kundigster Vertrauter, Jay.

Er begann damit, an die berühmten Girondins zu erinnern, nach deren Vorbilde er sich durch die Gefahr, der er sich aussetze, von seinem Antrage nicht wolle abwendig machen lassen. Er schilderte dann Frankreich, indem er sich auf den der Kammer bekannten Bericht des Polizeiministers stützte, als zerrissen, fast wehrlos, eine gewisse Beute des übermächtigen Feindes; und ermuntert durch beifälliges Gemurmel forderte er plötzlich Lucian bei seinem Patriotismus auf, seinem Bruder zu hinterbringen, daß die Kammer der Volksrepräsentanten eine That von ihm, die Abdankung, erwarte, die ihm mehr Ruhm bringen werde, als alle seine Siege. Der Kammer schlug Jay vor, Napoleon sogleich um seine Abdankung ersuchen zu lassen und ihm mit Entsetzung zu drohen, wenn er *nicht* selbst sich dazu verstände. Allein Lucian setzte der kläglichen Schilderung eine viel günstigere entgegen. Die Minister beberuhigten ebenfalls, jeder über sein Gebiet. Die Kammer fing an, wieder aufmerksam zu werden. Mit frischem Muthe rief Lucian, ob man denn zum zweiten *Male* so schwach sein wolle, für baaren Ernst die Versicherungen aufzunehmen, womit die Feinde nur beabsichtigten, den Kaiser und die Nation, um beide zu besiegen, zu veruneinigen? Und trotz eines neuen Sturmes schloß er: „Bei des Vaterlandes heiligem Namen beschwöre ich Sie, Bürger, sammeln Sie sich alle um das Haupt, das die Nation so feierlich sich wiedergegeben; denken Sie, daß unsere Rettung von unserer Einigkeit abhängt, und daß *Sie sich nicht* vom Kaiser trennen und ihn seinen Feinden preisgeben könnten, ohne den Staat ins Verderben zu stürzen, ohne Ihre Eide zu verletzen, ohne die Ehre der *Nation* auf immer zu verletzen.“ Der Tumult, in den nun alle Parteien gegen einander geriethen, war fürchterlich. Lafayette trat auf und rief dem Bruder des Kaisers zu: „Sie klagen uns an, wir handelten pflichtvergessen an der Ehre und an Napoleon! Haben Sie denn Alles vergessen, was wir für ihn gethan haben? Haben Sie vergessen, daß die Gebeine

unserer Kinder, unserer Brüder auf dem ganzen Erdboden von unserer Treue zeugen, im afrikanischen Sande, an den Ufern des Guadalquivir und des Tajo, an der Weichsel und in den moskowitischen Eisfeldern? Seit mehr als zehn Jahren sind drei Millionen Franzosen für einen Mann gestorben, der noch heute den Kampf mit ganz Europa bestehen will! Wir haben genug für ihn gethan; es ist jetzt unsere Pflicht, das Vaterland zu retten." Mehrere Redner nach einander gaben sich nun Mühe, die Kammer auf den Antrag von Jay zurückzulenken. Aber der Lärm war zu groß, die darin vorherrschende Stimmung zu zweifelhaft. Nachdem er sich gelegt hatte, nahm die Kammer den Antrag des Kaisers an, fünf Mitglieder mit den Ministern sich berathen zu lassen. Sie bezeichnete dazu ihren Präsidenten und die vier Vicepräsidenten. Die Pairs folgten dem Beispiele.

Lucian erklärte seinem Bruder bei der Zurückkunft, daß er entweder die Kammer auflösen oder selbst abdanken müsse. Ohne Bedenken rieth er zur Auflösung, die er eine ganz constitutionnelle Maßregel nannte; was begegnet, sei am Ende nur eine verlorne Schlacht, und ein Unterschied von zwanzig- oder dreißigtausend Mann dürfe nicht über das Schicksal Frankreichs entscheiden. Napoleon faßte keinen Entschluß; er wollte die Zusammenkunft der Minister mit den Einflußreichen der Kammern abwarten und bezeichnete noch Andere, die ebenfalls an diesem Rathe Theil nehmen sollten.

Am Abende fanden einige Vertraute sich ein. „Ich hatte sie an Siege gewöhnt", sagte er: „sie können nicht Einen Tag Unglück ertragen!" Andere hatte er berufen. Alle waren überzeugt, er werde abdanken müssen; selbst Diejenigen, die noch am Morgen für unverzeihlich gehalten, der Armee in der größten Gefahr den Kaiser zu nehmen, sahen ein, daß eine nationale Vertheidigung nach den Scenen in der Kammer nicht mehr möglich war, wenn nicht diese allein sie übernehmen könnte. Auch Benjamin Constant

war berufen worden. Er kam nicht ohne Beklommenheit, da er es gewesen zu sein glaubte, der den Kaiser zur Versammlung der Kammer beredet, und da er jetzt nicht nur die Nothwendigkeit, die Regierung an diese abzutreten, sondern auch die persönliche Gefahr einsah, worin Napoleon nachher sich befinden mußte. Er drückte sich verlegen aus. „Es handelt sich jetzt nicht um mich", sagte Napoleon. „Was würde mich hindern, daß ich hier bliebe? Ich kann nach Malmaison gehen; mit einigen Freunden kann ich dort ein zurückgezogenes Leben führen." Doch immer hielt er daran fest, daß es zur Rettung Frankreichs sowohl seiner als der Kammern, der Vereinigung beider bedürfe. Wenn ich heute abdanke, so habt Ihr in zwei Tagen keine Armee mehr. Hätte man vor vierzehn Tagen mich gestürzt, es wäre doch muthig gewesen. Jetzt gehöre ich aber zu Dem, was die Feinde angreifen, was also Frankreich vertheidigen soll. Mit mir gibt es jetzt sich selber hin, gesteht, daß es besiegt sei. Nicht durch die Freiheit werde ich abgesetzt, sondern durch Waterloo, durch die Furcht .... Würde dieser Flecken wenigstens durch einige Anstrengung zum Kampfe, durch einigen Ruhm getilgt! Thäte man fürs Vaterland, was man nicht mehr für mich thun will! .... Aber ich darf es nicht hoffen." — Er deutete auf die lärmende Volksmenge vor dem Palaste, die nicht die Pflichten gegen ihn habe, wie die Kammer, aber dem Instinkte der Nothwendigkeit hieher gefolgt sei. Zornig drohte er der Kammer mit dieser Macht, nannte es sein Recht, sie aufzulösen, seine Pflicht. Aber er kündigte keinen Entschluß an. Nachdem er drei Monate lang nachgegeben und eine bessere Lage nur nach einem großen Siege für möglich gehalten hatte, fand er, als ihm statt dessen eine Niederlage widerfahren war, die Willenskraft nicht mehr, gegen einen Zeitgeist, der selbst seine Nächsten übernommen hatte, die Allgewalt zu ergreifen; die Lust dazu entschwand ihm vollends, als es die Menschenverachtung war, woran sein Stolz sich wieder aufrichtete.

In der Nacht wurde die Berathung mit den fünf Abgeordneten jeder Kammer gehalten. Die Minister schlugen ohne Einleitung, als wäre nichts vorgefallen, einige Maßregeln zur Landesvertheidigung vor. Alles wurde ihnen von den Abgeordneten zugestanden, die dann aber einen gleichzeitigen Friedensversuch forderten, wozu die Unterhändler, da die Alliirten nicht mit dem Kaiser eintreten wollten, von den Kammern abgesendet werden sollten. Da dies auf die Beseitigung des Kaisers hinauslief, so widersetzten sich die Minister. Jetzt übernahm es Lafayette, geradezu den in der Kammer ausgesprochenen Wunsch, daß Napoleon abdanke, zur Sprache zu bringen. Lucian stellte vor, es dürfe dies doch nicht eher geschehen, als bis die Unterhandlungen zeigten, daß ohne Napoleon wirklich der Friede erhältlich wäre. Allein gegen den Verdacht, der Kaiser gehe mit der Auflösung der Kammer um, richtete dieser Grund nichts aus. Die Mehrheit entschied für die Wahl von Unterhändlern durch die Kammern, und daß von den Alliirten nur die Unabhängigkeit der Nation, die Integrität des Gebietes und das Recht jedes Volkes, sich selbst eine Verfassung zu geben, verlangt werden solle. Ohne Abstimmung über die Hauptsache trennte man sich, obgleich sie den folgenden Tag nicht unerledigt bleiben konnte.

Daß in Paris die Nacht ohne ernstliche Störungen vorübergegangen, war das Verdienst der eifrigen Nationalgarde. Unter ihrem Schutze versammelten sich die Repräsentanten und erzählten einander, was für Pläne, wozu die Föderirten hätten dienen sollen, vereitelt worden seien. Zur Gewißheit war es den Gegnern Napoleon's geworden, daß ihnen ein Gewaltstreich bevorstand; und die übrigen Mitglieder sahen wenigstens ein, daß gegen diesen Eifer, ihn zu stürzen, nur eine Auflösung dem Kaiser helfen könne, und waren durch die gestrige Erklärung, dies wäre Hochverrath, nun gebunden. Ungeduldig verlangte man den Bericht über die Zusammenkunft mit den Ministern. Er konnte nicht befriedigen. Man wußte, daß sich einige Mit-

glieder beim Kaiser befanden und ihm zuredeten. Furcht zugleich und Übermuth ließen, so nahe dem Siege über den Gewaltigen, keine Ruhe mehr. Eine Besorgniß vor den Bourbonen kam um so weniger auf, als deren Anhänger seit den Nachrichten von Waterloo nicht mehr aufzutreten gewagt hatten, sondern sich gegen die Patrioten nur um die Sicherheit der Kammer besorgt zeigten. Immer kam man in der Verhandlung auf die Nothwendigkeit der Abdankung zurück. Ein Mitglied schlug vor, den Kaiser dazu aufzufordern. Ein anderes, das an die Armee dachte, nannte es ehrenvoller für die Kammer, etwas nicht auszusprechen, was des Fürsten freier Entschluß sein müsse. Nach Berichten von Denen, die sich beim Kaiser befanden, nahmen es Einige auf sich, der Kammer eine baldige Botschaft desselben zu versprechen. Man stellte die Sitzung auf eine Stunde ein.

Finster brachte Napoleon in dem Kreise, der ihn umringte, eine Stunde nach der andern zu. Er horchte auf Alles, er kämpfte innerlich. Er bot das Opfer auf den Fall hin an, daß der Friede damit gewonnen werde. Alle drangen in ihn. Er erfuhr, daß Lafayette ausgerufen: danke der Kaiser nicht ab, so werde er auf die Entsetzung antragen. Er erhielt die Anzeige von der Stunde Zeit, die ihm die Kammer gewähre. „Nun werde ich nicht abdanken!" entfuhr ihm; er ließ seinem Zorne über die Jacobiner der Kammer den Lauf; dann kam er auf die nationalen Gründe zurück, welche die Kammer leiten sollten. Sie machten keinen Eindruck auf Diejenigen mehr, die rings um ihn seinen Entschluß abwarteten. Er wandte sich mit einem bittern Lächeln an Fouché: „Schreiben Sie den Herren, sie möchten sich nur ruhig verhalten; sie *sollen* zufrieden sein." Seinem Bruder Lucian dictirte er die Abdankung. Dieser und Carnot baten ihn, doch nur für seinen Sohn es zu thun, um wenigstens die Bourbonen zu entfernen, worauf er der Erklärung folgende Fassung gab:

„Erklärung an das französische Volk. Als ich den Krieg begann, um die Unabhängigkeit der Nation zu be-

haupten, zählte ich auf die Vereinigung der Kräfte und des Willens Aller, auf gemeinschaftliches Wirken der sämmtlichen Staatsgewalten. Ich durfte den Erfolg davon für gewiß halten und hatte darum allen Erklärungen der Mächte gegen mich Trotz geboten."

„Die Umstände scheinen mir sich geändert zu haben; ich bringe mich zum Opfer dar, um den Haß der Feinde Frankreichs zu befriedigen; mögen sie in ihren Versicherungen aufrichtig sein und es wirklich nur auf meine Person abgesehen haben. Mein politisches Leben ist zu Ende, und ich erkläre meinen Sohn unter dem Namen Napoleon II. zum Kaiser der Franzosen."

„Die jetzigen Minister werden einstweilen den Regierungsrath bilden. Um meines Sohnes willen muß ich die Kammern einladen, daß sie ohne Verzug durch ein Gesetz die Regentschaft einrichten."

„Einigt Euch Alle, des Staates wegen, und damit Ihr eine unabhängige Nation bleibt."

„Im Palaste des Elysée, den 22. Juni 1815.

Napoleon."

Die Minister brachten der Repräsentantenkammer diese Urkunde. Nachdem sie verlesen war, erinnerte Fouché an die Achtung, die man dem Kaiser Napoleon in seinem Unglück schuldig sei; in den Unterhandlungen, die nun beginnen sollten, werde man seiner nicht vergessen wollen. Dupin trat mit dem bereit gehaltenen Antrage hervor, daß die Kammer Napoleon's Abdankung im Namen des französischen Volkes annehme, sich als die Nationalversammlung erkläre, durch Abgeordnete an die Alliirten die Unabhängigkeit der Nation und die persönliche Unverletzbarkeit Napoleon's ausbedinge, und die Vollziehungsgewalt einer Commission übertrage, in welche sie selbst drei Mitglieder, die Pairskammer die übrigen zwei wähle; daß endlich die Verfassung als Grundlage der Bedingungen entworfen werde, unter welchen der Thron von dem Fürsten, den das Volk gewählt haben werde, bestiegen werden könne.

Eine verworrene Aufregung bemächtigte sich der Versammlung, die auf einen solchen Entschluß nicht vorbereitet war. Noch deutlicher als Dupin trug ein anderes Mitglied darauf an, daß die Kammer den Thron, bis der Wunsch des Volkes ausgesprochen sei, für erledigt erkläre. Niemand kannte die Stärke der damit einverstandenen Partei. In dem wachsenden Tumulte las ein Mitglied das in der Verfassung enthaltene Gelübde des französischen Volkes gegen die Bourbonen vor. Für Napoleon's Sohn wagte Regnauld nicht anders zu sorgen, als indem er die Versammlung bat, vor einem gänzlichen Verfalle sich zu hüten und darum jetzt so wenig als möglich an dem Räderwerke des Staates zu ändern. Als die Kammer aufmerksam wurde, führte er ihr plötzlich die Größe Napoleon's vor, der, vom Volke mit der höchsten Gewalt bekleidet, ohne irgend einen persönlichen Vorbehalt sich derselben begebe. In tiefe Stille versank die Kammer. Den Redner selbst übernahm die Rührung. Er erzählte mit veränderter Stimme, was im Cabinete des Kaisers vorgegangen — wie er, der diesem ewige Treue geschworen, dennoch als Repräsentant des Volkes ihm zugeredet habe, aber nun auch verlangen zu dürfen glaube, daß sich der Vorstand der Kammer zum Kaiser begebe, um ihm für das Opfer, das er der Unabhängigkeit des Landes gebracht, den Dank der französischen Nation darzubringen. Einmüthig nahm die Kammer dies an und ging nun auch, nach Regnauld's fernerem Antrage, über denjenigen Dupin's zur Tagesordnung; *zur Regierung* wurde einstweilen eine Fünfer-Commission aus den Kammern bestimmt und derselben überlassen, die Unterhändler zu wählen, damit die Alliirten aus deren Vollmachten das Dasein einer geordneten Regierungsgewalt ersähen. Gewarnt vom Kriegsminister Davoust, um die Armee sich nicht desorganisiren zu lassen, wie vor einem Jahre die provisorische Regierung gethan, erklärte die Kammer den Krieg für national.

Den Pairs las Carnot im Anfange ihrer Sitzung

einen Brief vor, welcher leidliche Nachrichten von den Überresten der Armee gab und die Betäubung, die noch immer auf dieser Versammlung lag, zusehends hob. „Das ist nicht wahr!" unterbrach ihn plötzlich der Marschall Ney, der in der Verzweiflung die Truppen verlassen und nach Paris gekommen war. Alles, wiederholte er nach der Verlesung erhitzt, sei falsch, grundfalsch; er habe die Verwirrung gesehen, der Feind sei Sieger auf allen Punkten, es gebe keine Armee mehr, Grouchy könne kaum noch zehn- bis funfzehntausend Mann haben und sei ebenso gut geschlagen als die Hauptarmee, sonst hätte er den Rückzug decken können. Was auch zur Bestätigung des Briefes angeführt werden mochte, Ney leugnete. Die erschreckte Kammer wurde durch sein verstörtes Aussehen wieder irre an seinem Zeugniß und litt, halb unwillig, halb mitleidig mit dem edeln Krieger, unter dieser peinlichen Scene.

Als darauf die Beschlüsse der Repräsentanten überbracht wurden und die Pairs dem Beispiele wieder folgen wollten, fragte Labedoyère heftig, ob man dabei Napoleon II. anerkenne, oder ob eine neue Regierung errichtet werden solle. Die Versammlung fand diese Störung unzeitig; aber dem Royalisten Boissy d'Anglas, der versuchte, sie zur Tagesordnung über die Anregung hinzureißen, versetzte Thibaudeau, daß sich die Kammer diese Frage vorbehalte, indem Frankreich allerdings nicht mehr die drückende und erniedrigende Regierung annehmen werde, worunter es ein Jahr lang geseufzt. Die Kammer trat den Beschlüssen nun bei und verordnete ihren Vorstand an den Kaiser zum Danke ab.

In den Räumen des Elisée war es schon ziemlich einsam geworden. Napoleon selbst war gelassen, seit er die Erklärung aus den Händen gegeben hatte. Er empfing die Abordnungen kalt. Der Repräsentantenkammer ließ er indessen die schleunige Verstärkung der Armee anrathen. „Die Zeit", sagte er, „die über dem Sturze der Monarchie verloren worden, hätte auf Anstalten zur Vertheidigung

verwendet werden sollen. Lassen Sie es nicht auf die Fremden ankommen; machen Sie sich darauf gefaßt, in Ihren Hoffnungen getäuscht zu werden. Da liegt die Gefahr." Mit wenigen Worten empfahl er Frankreich seinen Sohn; er hoffe, es werde nie vergessen, daß er nur für ihn abgedankt habe. Gegen die Pairs hingegen, die nur *seinen* Mißmuth erregten, drückte er sich wegwerfend und gebieterisch aus.

Indessen entschloß sich sein Bruder Lucian in der Pairskammer, deren Mitglied er war, die Nachfolge des Sohnes Napoleon's durchzusetzen und die Regentschaft der Familie zu retten. Er erschien in der Abendsitzung *feierlich mit* den übrigen Prinzen und einem Gefolge von Würdeträgern. Er hielt eine Rede und verlangte, daß die Pairskammer, ohne Discussion, Napoleon II. als Kaiser der Franzosen anerkenne. Allein man blieb kalt, man murrte. Er mußte nochmals reden. Royalisten riethen davon ab, ein Kind, das sich nicht einmal in Frankreich befinde, anzuerkennen, da eine Regentschaft zum Bürgerkriege führen *müßte*. Als wieder Boissy d'Anglas bemerkte, man dürfe sich der Mittel nicht begeben, mit dem Auslande zu unterhandeln, hielt sich Labedoyère nicht länger; „Napoleon's Abdankung ist nichtig," rief er, „wenn man nicht auf der Stelle Napoleon II. anerkennt. Wer widersetzt sich denn eigentlich? Es sind die Leute, die jederzeit die Gewalt anbeten. Ich habe sie gesehen zu den Füßen des glücklichen Fürsten, jetzt möchten sie nur von den Fremden das Gesetz *empfangen*, die sie bereits Alliirte, vielleicht Freunde nennen. Will man den kaiserlichen Prinzen nicht anerkennen, so soll Napoleon den Degen ziehen; er wird an der Spitze von hunderttausend tapfern Kriegern stehen, die noch jetzt *bereit* sind, ihren letzten Blutstropfen für seine Sache zu vergießen. Wehe dann den Generalen, die ihn schon einmal verlassen haben und die vielleicht in diesem Augenblicke auf neuen Verrath sinnen!" Labedoyère hatte sich gegen Ney gewendet. Als die Kammer, ungeduldig schon über

seine ersten Worte, diesen Wahn sah, lehnte sie sich immer heftiger gegen den Redner auf. „Noch vor wenigen Tagen", rief jetzt dieser ihr zu, „schwuren Sie, ihn zu vertheidigen! Wo sind nun diese Eide, wo die trunkene Freude, die Tausende von Wahlmännern? Napoleon findet sie wieder, wenn man jeden Franzoson, der seine Fahnen verläßt, für meineidig erklärt, sein Haus schleift, seine Familie ächtet. Dann gibt es keine Verräther, keine Treulosen mehr, wie die Urheber der letzten Katastrophe, von denen vielleicht einige hier sitzen." An Ney hatte Labedoyère auch diese Worte gerichtet. Voll Entrüstung stand die ganze Versammlung auf und forderte eine Genugthuung. „Junger Mann, Sie vergessen sich!" rief Massena. „Sie reden, wie in der Wachtstube!" ein Anderer. Als Labedoyère nicht mehr zum Worte kommen konnte, schrie er: „So ist es denn entschieden, großer Gott! daß man in diesem Saale nur noch gemeine Stimmen hören soll. Ja, seit zehn Jahren hat man hier nur gemeine Stimmen vernommen." Fürchterlich tobte nun der Tumult, bis der Unglückliche sich entfernt hatte. Als man ruhiger geworden, wiederholten zwei, drei alte Gefährten Napoleon's, man dürfe nicht verwerfen, da dessen Abdankung an die Bedingung geknüpft sei; man brauche nur die provisorische Regierung eine Regentschaft zu nennen und im Namen Napoleon's II. zu unterhandeln, womit man auch Österreich und zugleich die Armee gewönne. Allein auf die Einwendung, daß man auf diese Weise sich von der Repräsentantenkammer trennen und noch keine Regierung bekommen würde, konnte nicht geantwortet werden. Thibaudeau half mit dem Antrage aus, vorerst die beiden Mitglieder in die Regierung zu wählen und die Hauptfrage zu vertagen. In den Wahlen erhielt Lucian nur die Stimmen des Gefolges, mit dem er erschienen war. Die Kammer wählte Caulaincourt und den General Quinette.

In der Repräsentantenkammer waren, neben Carnot, die Namen Fouché's und Lafayette's im Wurfe. Der

Ernennung des Letztern hatte die Verwerfung von Dupin's Antrag auf eine Nationalversammlung geschadet; in der gänzlichen Ungewißheit der Zukunft, worin man stand, mußte dagegen Fouché mächtig werden, der einzige Mann, für den noch Alles möglich war. Zu einiger Hoffnung auf ihn war jede Partei berechtigt. Seinen Nebenbuhlern zogen ihn namentlich die Royalisten vor; nun vereinigte er die übrigen Parteien durch die Losung, nur Männer zu wählen, mit denen sich die Bourbonen nimmermehr aussöhnen könnten, und erhielt nächst Carnot die meisten Stimmen. Zum dritten Mitgliede wählte die Kammer, die einmal von Lafayette abgekommen, den angesehenen General Grenier. Die neue Regierungscommission hatte selbst ihren Präsidenten zu wählen; für Fouché gab *seine eigene* Stimme den Ausschlag.

War Fouché schon zuvor für jeden Thronbewerber zugänglich gewesen, so war er jetzt an der Spitze der Regierung so gestellt, daß, ohne weiteres Eingreifen gewaltsamer Ereignisse, der künftige Fürst mit ihm unterhandeln mußte. Gelang es ihm durch Verhütung neuer Streiche sowohl der Parteien als der Armee sich in dieser Stellung zu erhalten, so erwarb er sich damit um den Fürsten zugleich das Verdienst, ihm einen leidlich friedsamen Anfang der Regierung möglich gemacht zu haben. Fouché durfte sich also seines unentweglichen Planes gewiß glauben, die Revolution, an die er glaubte, die er für unzerstörbar in Frankreich hielt, dem Herrscher aufzulegen, *selbst wenn es* das alte Königshaus wäre. Der Fürst nach seinem Sinne wäre Orleans gewesen, da mit diesem sich alle Parteien zufrieden geben durften, und der Herzog gegen Europa einen Bourbon vorstellen konnte, ohne daß dieser Name auch im Lande ausgesprochen zu werden brauchte. Allein es konnte Fouché nicht unbekannt sein, welchen Vorsprung der König Ludwig bei den Alliirten besaß; und der klare Kopf mußte es für ebenso unwahrscheinlich halten, daß die Alliirten inne halten würden, um die französische Nation

ohne sie ihren Thron besetzen zu lassen, als daß die Organe der letztern sich noch zu rechter Zeit über einen Fürsten verständigen würden. Vielmehr konnte er annehmen, die Kammern würden, von den Alliirten überrascht, den Fürsten, den auch diese wünschten, sich gefallen lassen und zufrieden sein, ihm ihre Verfassung zur Bedingung machen zu können. Der letzte Augenblick, worin ohne Blutvergießen mit den Alliirten unterhandelt werden konnte, war also derjenige, in welchem Fouché handeln sollte. Einstweilen bestand seine Aufgabe nur darin, die jetzige Ungewißheit zu fristen und doch in seiner Hand revolutionaire Kräfte genug zu besitzen, um im Drange der Entscheidung nicht selbst übermannt zu werden. Anders hätte er sich darum die Kammern nicht wünschen mögen, als daß sie in der Überzeugung, durch den Sturz Napoleon's die Alliirten befriedigt zu haben, ihre Zeit auf eine Verfassung verwendeten, die das letzte Wort der Revolution enthielte.

Der Regierungscommission war die Wahl der Gesandtschaft an die alliirten Monarchen aufgetragen. Zu seinen eigenen Unterhandlungen konnte Fouché sich derselben nicht bedienen, da er voraussehen mußte, daß die Kammern, die Alles auf diese vorgebliche Abordnung hielten, ihr bei jedem Schritte nachsehen würden. Hingegen eignete sie sich nicht nur dazu, die Kammern einige Tage lang hinzuhalten, sondern auch, seinen geheimen Verkehr mit den Alliirten zu sichern; er brauchte sie nur aus den vornehmsten Patrioten zusammenzusetzen, denen die Kammern schon um ihres Namens willen die wichtigsten Leistungen zuzutrauen geneigt wären, während die Alliirten aus eben diesem Grunde mit ihnen über heiklere Punkte nicht eintreten könnten. Sich Männer vom Leibe zu halten, wie Lafayette, hatte ebenfalls seinen Werth. Dieser entfernte sich zwar ungern von der Bearbeitung der künftigen Verfassung, für die er seine alten Ideen hatte. Doch bestach ihn der Auftrag, im Namen der französischen Nation mit Europa zu unterhandeln. Seine Begleiter waren Sebastiani, Pontecoulant, d'Argen-

son und Laforet; Benjamin Constant ging als Secretair mit. Die Regierungscommission gab der Abordnung die Instruction, die Alliirten, die immerfort den Kaiser Napoleon als den einzigen Grund des Krieges angegeben, nun beim Worte zu nehmen und vorerst einen Waffenstillstand zu verlangen; für die Unterhandlung des Friedens selbst sollte sie die Integrität des französischen Gebiets und die nationale Unabhängigkeit zu Grundlagen verlangen, und wenn sie in Beziehung auf die letztere die Versicherung geben durfte, daß noch keine Frage gelöst sei, so sollte sie es dagegen als die beste Anerkennung derselben bezeichnen, daß der Nation kein Bourbon aufgenöthigt werde, da diese Familie mit Frankreichs Ruhe unverträglich sei; wenn dagegen Vorschläge gemacht würden, die, ohne die höchsten Interessen der Nation zu verletzen, das letzte Rettungsmittel wären, so sollte die Abordnung darüber die Befehle der Regierung einholen. Als eine Ehrenschuld der Nation wurde es ihr bezeichnet, Napoleon's Sicherheit und Unverletzbarkeit außer dem französischen Gebiete auszubedingen, wogegen der Ort seines künftigen Aufenthalts ein Gegenstand der Unterhandlungen sein dürfe. Neben den Versicherungen der sämmtlichen Alliirten zählte die Abordnung auch auf die Interessen jedes einzelnen; sie konnte Östreich an den Enkel seines Kaisers, Preußen an seine Volksstimmung für Freiheit, England an sein Memorandum, den Kaiser Alexander an die Unzufriedenheit erinnern, die er letztes Jahr in Paris über den Gang der Bourbonischen Regierung bezeugt hatte; auch den Waffenstillstand versprachen sie sich am ehesten von Alexander, dessen Truppen so weit hinter den englischen zurück waren.

Nach dem Rücktritte des Kaisers, den die Parteien ohne Unterschied betrieben hatten, war der Augenblick eingetreten, wo jede auf ihr eigenes Ziel zuschreiten sollte. Wirklich war in den Wahlen der Commission das bisher ungewisse Dasein einer Bourbonischen und einer Orleans'schen Partei ganz deutlich geworden. Die Patrioten waren er-

schrocken. Die Bonapartisten nahmen es um so höher auf, daß die Pairskammer die Anerkennung Napoleon's II. abgelehnt hatte, und beschlossen, morgen in der Repräsentantenkammer dieselbe dennoch durchzusetzen. Fouché vernahm es. Sich zu widersetzen, war für ihn gefährlich, theils wegen Napoleon, der immer noch in Paris weilte, theils wegen der Armee, deren Überreste von den neuern Berichten immer größer angegeben wurden. Alle Militairs befürchteten die schlimmste Wirkung auf die Armee von einer gänzlichen Ungewißheit, für wen sie sich zu schlagen habe. So schien sogar Fouché's System, Alles hinzuhalten, die Anerkennung des abwesenden Kindes zu erfordern; sie änderte nichts an dem jetzigen Zustande und vermochte gegen eine wirkliche Lösung, wenn eine solche sich einmal darbot, doch nicht zu bestehen; sie fristete hingegen die Kraft der Revolution auf seine Unterhandlungen hin. Er sprach sich gegen seinen Kreis unter den Repräsentanten für die Rathsamkeit der Maßregel aus.

Als in der nächsten Sitzung der Kammer die Verantwortlichkeit der provisorischen Regierung zur Sprache gebracht wurde, bemerkte Staatsrath Defermon plötzlich, sie sei verantwortlich gegen den Kaiser, Napoleon II., und fügte einige Worte bei, die einen Ausfall gegen die Royalisten daraus machten. Freudig rief der Anhang des Kaisers, und im Zorne gegen die Royalisten auch ein Theil der Patrioten: „Es lebe Napoleon II.!" Staatsrath Boulay verlangte, daß der Sohn Napoleon's auch wirklich als Kaiser anerkannt werde; denn gewiß halte ihn die Kammer dafür, da sie einen Antrag, den Thron für ledig zu erklären, verworfen habe. Die Patrioten waren überrascht. Einige riethen, die Rückkunft der Gesandtschaft an die Alliirten abzuwarten. Die Mehrzahl scheute am meisten eine Veruneinigung der Kammern. Als der Ausgang auf der Wage stand, begann der junge Manuel, mit Fouché vertraut, in welchem er einen patriotischen Staatsmann verehrte, eine Rede, die durch ihre vollständige und doch sachte

Berührung aller Punkte allmälig die Versammlung *fesselte*. Eigentlich, sagte er, sollte die Regierung nur im Namen der Nation handeln; aber ob es in der Nation nicht viele Meinungen, viele Parteien gebe? Ob man nicht alle zu vereinzeltem Auftreten reizen würde, wenn man den Thron für ledig ausgäbe und mit einer provisorischen Regierung sich begnügte? Ob man wolle, daß hier die Lilie, dort die dreifarbige Fahne aufgepflanzt werde? Frankreich sei nicht in Revolution. Weil man dennoch Napoleon II. in Zweifel gezogen habe, so sei man jetzt ihn anzuerkennen genöthigt. Müsse hernach die Person dem Frieden geopfert werden, so sei das Heil des Staates das *höchste Gesetz*. Ansprüche der Familie freilich müßten im Interesse des Vaterlandes ferne gehalten werden. Er schlage darum vor, über alle heute gestellten Anträge aus dem zweifachen Grunde zur Tagesordnung zu schreiten, weil Napoleon II. in Folge der Abdankung Napoleon's I. nach den Constitutionen des Reichs Kaiser geworden sei, und weil die beiden Kammern durch die Ernennung einer provisorischen Regierungscommission der Nation unter den jetzigen außerordentlichen Umständen eine Verwaltung hätten geben *wollen*, die das volle Zutrauen des Volkes besitze.“ Manuel hatte es nach Aller Wunsch getroffen; die ganze Kammer erhob sich freudig für die so begründete Tagesordnung. Die Pairs faßten denselben Beschluß.

Die Regierungscommission erließ zu ihrem Antritte eine Proclamation, worin sie die Franzosen *ermahnte, sich* nur nicht zu entzweien, sondern geschaart um die nationale Fahne zu erwarten, ob die Mächte Europas ihre Versprechungen halten wollten.

Außer der Kammer verstimmte die Nennung *Napoleon's* II. viele Patrioten von Paris, sodaß sie mürrisch sich zurückzogen. Von sich hielt Fouché diesen Unwillen ab, indem er die Regierung nicht zögern ließ, auf ein Gesetz für Requisitionen und ein zweites für Ausdehnung der Polizeigewalt gegen Verräther und Verdächtige auf Kosten

der richterlichen Gewalt bei den Kammern zu dringen, und für den Augenblick sich im Eifer für die Vertheidigungsmittel hervor that, wodurch er zugleich sich dieser bemächtigen konnte. „Es müssen alle diese Mittel", erklärte er, „zur Unterstützung der Unterhandlungen zusammengehalten werden."

Durch jede dieser Maßregeln war dem Kaiser Napoleon ein Grund seines Verweilens in Paris entzogen worden. Aus sich selbst ging er am 25. Juni nach Malmaison. Die Gelassenheit, in welcher er die Tage seit seiner Abdankung zugebracht, und womit er auch zur Abreise sich entschlossen hatte, wurde ihm aber durch das Losreißen von Paris genommen. In Malmaison dictirte er sogleich eine Proclamation an die Armee; beim Überlesen fand er, daß er nicht mehr so sprechen könne, und nahm sich nun zu einer andern zusammen, die den Truppen sagte, daß er auch aus der Ferne ihnen zusehe, daß jedes Corps, das sich auszeichne gegen den Feind, seiner Anerkennung gewiß sei, und daß sie, um unüberwindlich zu sein, sich nur so zu erweisen brauchten, wie er sie zwanzig Jahre lang gekannt. Um ihn hatten sich noch manche seiner Lebensgefährten gesammelt, Bertrand und Bassano, die Treuen, und die Königin Hortense. Sie waren ungleicher Meinung, ob der Kaiser nach Amerika oder nach England gehen solle. Napoleon sprach sich für England aus, indem er eine hohe Meinung von dem Edelmuthe seines unbezwungenen Feindes in sich trug. Allein es waren Leute da, welche aus Erfahrung sprechen konnten, und die ihm dieses Vorurtheil ausredeten. Er entschloß sich also zu den Vereinigten Staaten und meldete es der Regierung. Zur Antwort erhielt er die Bezeichnung eines Schiffes, mit dem er sogleich abgehen könne. So schnell war aber Napoleon zur Abreise aus Frankreich nicht gefaßt; er verlangte, daß die Regierung ihm zwei Fregatten zur Verfügung stelle. Er erkundigte sich nach der Wirkung, die seine Proclamation auf die Truppen hervorgebracht; als man ihm anzeigte,

daß sie im Moniteur nicht erschienen war, sprach er nicht mehr davon. Mißtrauisch nahm die Regierungscommission das Begehren des Kaisers auf; je näher der Hauptstadt die Armee kam, desto ungeduldiger wünschte sie seine Entfernung. Damals mag indessen Fouché gewußt haben, daß sich die alliirten Mächte vorbehielten, Napoleon seinen Aufenthalt anzuweisen, während die Regierung gegen ihre eigene Nation jede Beeinträchtigung seiner Freiheit zu verantworten hatte. Sie behalf sich damit, daß sie zur Ausrüstung der beiden Fregatten Befehl nach Rochefort schickte und Wellington um Pässe für dieselben bitten ließ. Zugleich gab sie der kleinen Abtheilung der alten Garde, die der Kaiser in Malmaison zu seiner Wache hatte, den General Becker zum Befehlshaber und versah ihn mit Instructionen, worin es hieß: die Ehre Frankreichs gebiete, den Kaiser zu schützen, des Landes Interesse aber heiße verhüten, daß üble Absicht seinen Namen zu Störungen mißbrauche. Die Gefährten Napoleon's brausten auf, als Becker in Malmaison sich meldete; der Kaiser trat aber dazwischen und empfing den General, der ein Mann von Tact war, mit Auszeichnung. An einem der Tage, die er nun warten mußte, verhandelte er im Kreise der Vertrauten die Frage, welcher Ausgang seiner am würdigsten wäre. Ein Verehrer seiner Größe schlug ihm vor, gegen ein besseres Loos für Frankreich sich selbst den Alliirten anzubieten; aber ernst schlug Napoleon es aus, weil Frankreich entehrt wäre, wenn er das zugäbe.

Wenn die vornehmsten Häupter der Armee, wie Soult und Ney, gleich dem Kaiser nach Paris gekommen waren, so hatten dagegen die Führer der einzelnen Corps ausdauernd ihre Mannschaft gesammelt, die sich auch größtentheils mit eigenem Verstande aus der Gefahr gezogen. Fast stündlich trafen Leute, die man aufgegeben hatte, einzeln oder in Truppen bei der Fahne ein; hatten die Kanoniere ihre Stücke zurücklassen müssen, so brachten sie doch die Rosse mit, und so ging aus der aufgelösten Masse

wieder ein Heer hervor, welches das Feld zu halten im Stande war. Grouchy übernahm die oberste Leitung. Er sowohl als Blücher und Wellington eilten Paris zu, ohne einander aufzusuchen. Vollends rückten die alliirten Generale vor, als gälte es nur rasche Besitznahme, seit sie den Sturz des Kaisers kannten. Als die Nachricht von diesem Ereigniß auch in die französische Armee drang, kam diese der Auflösung wieder nahe. Wenn es keinen Kaiser mehr gebe, murrten die Soldaten, so brauche es auch keine Armee mehr; sie gaben wenig auf alle Vorstellungen, daß sie nun für das Vaterland sich schlagen würden, und rissen zu Tausenden aus, Viele jedoch nur in mißtrauischem Feuereifer, um stracks auf Paris zu eilen, wo sie mit den Bonapartisten der untern Classen anfingen, gebieterisch zu werden.

Durch die Thätigkeit, die nun Fouché darauf verwandte, die Armee zusammenzuhalten, bewahrte er das Zutrauen Carnot's, sodaß er diesem sogar seine Absicht ausreden durfte, den Vertheidigungskrieg mit den wieder hinreichenden Kräften anzuheben. Es glückte ihm, der ganzen Commission beizubringen, daß unrettbar Frankreichs gutes Recht in den Unterhandlungen durch eine vorschnelle Waffenprobe verloren ginge, und daß sich noch immer nichts Besseres thun ließe, als die Einigkeit zu fristen, wozu auch ein sorgfältiges Abhalten der politischen Frage gehörte, die ihre Lösung ja doch nur in der Verfassung der Kammern finden sollte. Es war sogar rathsam, den Namen Napoleon's II., wenn er auch jetzt bei der Armee zu statten kam, vor den Mächten, die diesen Fürsten noch nicht anerkannt hatten, einstweilen zu verleugnen; und die Commission verstand sich zu dem Beschlusse, daß alle öffentlichen Acten, wie z. B. die Gerichtssprüche, im Namen der Nation erlassen werden sollten. Übrigens wurden die einzelnen Mitglieder der Commission von ihren besonderen Geschäftskreisen fast ganz in Anspruch genommen; dem Präsidenten blieb die politische Leitung überlassen, und unter dem Vorwande, damit überladen zu sein, blieb er, so oft es anging

von den gemeinsamen Sitzungen aus und ließ seine Collegen in unwirksamen Gesprächen die Zeit verbringen. Die Besetzung der Ministerien mit Männern von patriotischem Namen schützte die Regierung ebenfalls gegen Verdacht. Nur die höchsten militairischen Beamten, die bald über die Möglichkeit einer Vertheidigung von Paris das Urtheil der Kammer abzugeben hatten, wählte Fouché unter den wieder um das eigene Besitzthum bangenden Marschällen. Mit der Vertheidigung der Hauptstadt war Davoust beauftragt; und schon hatte bei diesem sich Vitrolles, der royalistische Agent, der bei Fouché selbst aus- und einging, Gehör verschafft.

Die Abordnung an die Alliirten hatte am 26. zu Laon eine Unterredung mit zwei preußischen Officieren, die im Auftrage Blücher's ihr erklärten, daß der Feldmarschall keine Vollmacht zu einem Waffenstillstand besitze und nur gegen die Einräumung der Hauptplätze des Nordens es über sich nehmen würde, einen solchen zu schließen, daß aber die beiden alliirten Feldherrn Bevollmächtigte bei sich empfangen würden, welche blos über den Marsch der Armeen und über Verhütung des Blutvergießens zu unterhandeln hätten. Da die Officiere nicht glauben wollten, daß nichts mehr von Napoleon und seiner Partei zu fürchten sei, und äußerten, die Mächte würden auch für alle Zukunft gegen die Wiederkehr dieses Mannes sicher gestellt sein wollen, so gaben die Abgeordneten ihr Wort, daß er vor dem Abschluß der Unterhandlungen nicht entweichen werde. Zu ihrer Freude versicherten die Preußen, die Alliirten hingen gar nicht an den Bourbonen. Ohne darin die besondere preußische Gesinnung zu erkennen, hoben die Abgeordneten es in ihrem Berichte hervor; sie fürchteten nur, die Alliirten würden die Sprache ändern, wenn sie Paris näher kämen, und riethen darum, zur Abwehr sich in den besten Stand zu setzen. Sie selbst reisten weiter dem Hauptquartier der alliirten Monarchen entgegen.

Am Morgen des 27. hatte Fouché außer seinen Collegen eine Anzahl bedeutender Männer bei sich versammelt

und bat sie, über die Lage sich auszusprechen; sie sollten fühlen, daß sie Alle keinen Rath mehr wußten. Sichtbar ergriffen nahm Davoust das Wort: nach seinem Urtheile sei gegen die Feinde nichts mehr auszurichten, man werde Ludwig XVIII. aufnehmen müssen, und am besten sei es, ihm vorzuschlagen, daß er in Paris ohne fremde Truppen einziehe, die dreifarbige Cocarde anerkenne, Personen und Eigenthum Sicherheit gewähre, die beiden Kammern behalte, den Beamten ihre Stellen und den Militairs ihre Grade zusage und die Ehrenlegion bestehen lasse. Man war erschrocken, aber man vermochte den Marschall nicht zu widerlegen, und es ging die Versammlung aus, als der zu Laon geschriebene Bericht der Abordnung überbracht wurde. So weit sei es also noch nicht gekommen, riefen die Eingeladenen, da die Alliirten nicht an den Bourbonen hingen! Auch Fouché fand, daß dieser Bericht die Lage ändere: man müsse jetzt nur verhindern, daß der Kaiser ohne die englischen Pässe abreise, und eigene Unterhändler für den Waffenstillstand an die Feldherrn schicken. Alsbald bezeichnete er dieselben; da diese zweite Abordnung in näherer Entfernung blieb, als die erste, und ihre Berichte öfter in Das, was unterdessen zu Paris vorginge, eingreifen konnten, so wählte er unter mancherlei Vorwänden zum Theil Anhänger der Bourbonen sowohl als Orleans. In ihren Instructionen gab er ihnen die Scheidelinie der beiderseitigen Heere, die sie für den Waffenstillstand zu erhalten suchen sollten, wenigstens zwanzig Meilen von Paris an und beauftragte sie, Alles aufzufassen, was sie über die künftige Regierungsform äußern hörten, wobei er von der Möglichkeit redete, daß sich der Grundsatz der Unabhängigkeit nicht mehr ganz behaupten ließe. Es war jedoch das Mißtrauen gegen Fouché nun erregt worden. Einige Repräsentanten stellten ihn zur Rede. Zornig betheuerte er seine Anhänglichkeit an die Revolution, und daß er sich nicht mit den Bourbonen in Verbindung gesetzt habe; er vermöge Nichts dagegen, daß er täglich eine Menge In-

triganten empfangen müsse, die es aus freien Stücken gethan. Er holte einen Brief hervor, den er an Wellington geschrieben, und überließ ihn den Zweiflern zur Mittheilung an ihre Kammer. Es war eine Ansprache um Frieden, an den großen Charakter des Britten gerichtet, und folgende Stelle kam darin vor: „Die Repräsentanten des französischen Volkes arbeiten an seinem Gesellschaftspacte. Sobald dieser Vertrag die Unterschrift des Fürsten erhalten haben wird, der zur Regierung Frankreichs berufen werden wird, so wird dieser Fürst den Scepter und die Krone aus den Händen der Nation erhalten." Jetzt aber soll Fouché einen Agenten an Wellington gesendet haben, der seine Lage in Paris diesem schildern und ihn um Abkürzung der Krisis bitten sollte.

Die Kammern hatten die letzten Tage in schleppenden Verhandlungen, mehr über die Geschäftsform, als über die Gegenstände selbst, verloren. Der Regierung die größere Polizeigewalt zu gewähren, die sie gegen Verdächtige zu besitzen wünschte, dazu hatten die Repräsentanten um des Grundsatzes willen nur mit vieler Vorsicht sich verstanden. Am 27. trieb Manuel an zur Beschleunigung der Verfassungsarbeit. Mit tiefer Bewegung forderte am folgenden ein Mitglied in längerer Rede dazu auf, die Unabhängigkeit der Nation bis in den Tod zu behaupten, und nun die Verfassung von 1791, dieses Denkmal der Freiheit, nur mit den nöthigsten Änderungen wieder anzunehmen. Die Kammer gab der Rede Beifall. Aber sie wagte sich an keine wichtige Abstimmung mehr. Schon bei den großen Beschlüssen, die sie vor einigen Tagen gefaßt, hatte sie darauf gesehen, daß dieselben den vorhandenen Zustand noch im Schweben erhielten und in ihr selbst die Uneinigkeit nicht zum Ausbruch brächten. Über den seitherigen Gang der Geschicke war die Kammer im Dunkeln gelassen worden. Aber in die einzelnen Mitglieder hatte sich das Vorgefühl eines unaufhaltsamen Umschwunges geschlichen, welches Denjenigen, dessen eigenes Benehmen es noch nicht än=

derte, doch gegen die andern mißtrauisch machte. Man scheute sich, einander auf die Probe zu stellen, und arbeitete nur an der Verfassung fort, die einmal für das Ehrenwerk der Kammer galt, und welcher die Regierung noch immer eine große Wirksamkeit zuzuschreiben schien. Ohne ein Echo verklang unter den Pairs am 27. die Klage des aufgeschreckten Thibaudeau über die Schläfrigkeit der Kammern, während der Feind vor den Thoren stehe. Nichtsdestoweniger glaubte Fouché die Kammern von nun an patriotischer beschäftigen zu müssen, nicht so fast, um bei ihnen selbst dem Verdachte zu entgehen, als um die Armee mit ihrer Hülfe zu bemeistern. Die Repräsentanten nahmen eine Adresse an die Armee an, worin dieser gesagt war, von ihr werde der Erfolg der Unterhandlungen im Namen der französischen Nation abhangen, sie solle um die dreifarbige Fahne sich schaaren, die Namen der Gefallenen würden ewig leben. Ferner erließen sie ein von der Regierung vorgelegtes Gesetz, das die Stadt Paris in Belagerungszustand erklärte, diesen aber dergestalt ordnete, daß nur die Zugänge zur Hauptstadt vertheidigt werden sollten, und zwar durch die Linientruppen, die Ruhe im Innern von der Nationalgarde zu erhalten sei, und deren Tirailleurs als Hülfstruppen der Linie verwendet werden könnten. Unter diesem patriotischen Vorwande konnte nun die Regierung die Schaaren von Officieren und Soldaten, die sich in Paris herumtrieben, hinaus zu ihren Corps weisen. Der Adresse an die Armee traten die Pairs bei. Auch Thibaudeau empfahl sie, fragte, warum die Alliirten, nachdem der Einzige, den sie genannt, sich geopfert habe, doch immer näher heranrückten, und that das feierliche Gelübde, niemals die Bourbonen anzuerkennen.

Für den König Ludwig war die nächste Zeit nach der Schlacht von Waterloo, nachdem einmal die Preußen und die Engländer den Marsch in sein Land angetreten hatten, mitten in aller Freude unruhig und bänglich. Er fühlte, daß er ihnen auf seinen Thron zuvorkommen sollte; aber er durfte den Parteien zu Paris nicht die Vaterlandsliebe

zutrauen, daß sie schleunig ihn anerkennen würden, um das Reich zu retten; Versuche wurden angestellt. Auch Talleyrand rieth zu eilen, aber das Land durch liberale Änderungen an der Charte zu gewinnen. Die Ultras entsetzten sich darüber, daß der König auch jetzt nicht die Charte abwerfen sollte. Von der einen Seite bestürmte man ihn um sein neues System und glaubte, es solle an der Grenze verkündigt werden; von der andern trieb man ihn in Frankreich hinein und verhieß ihm einen Ausbruch des Royalismus durch alle Provinzen. Die Minister seiner Verbündeten wünschten ein Zeichen, daß die Fehler des vorigen Jahres nicht wieder begangen würden; sie sahen es darin, daß Blacas durch Talleyrand ersetzt würde. Bis jetzt hatte Blacas, ruhig über des Königs Gemüth, seinen Freunden erklärt, alle Mächte Europas würden ihn nicht zu verdrängen im Stande sein, wenn er nicht wolle. In diesem letzten Augenblicke aber, als auch Wellington mit Ernst gegen ihn wirkte, zeigte er dem Könige an, er wolle nicht, daß wegen der Unpopularität seines Namens der geringste Mißton auf der Reise sich in die Freude des Volkes mische; der Günstling nahm Abschied von seinem Fürsten und ging nach England. Nun war Talleyrand seines Auftrags gewiß, ein Cabinet zu bilden. Aber noch immer wurde der König von den Ultras gedrängt, von denen manche ebenfalls dem gestürzten Blacas gram gewesen waren. Zu Chateau Cambresis unterzeichnete er am 25. Juni eine kurze düstere Proclamation, die zwar die Herstellung der Charte, aber in schreckhafter Unbestimmtheit ein Strafgericht über die Schuldigen ankündigte. Alles setzte nun Talleyrand ein; er siegte und vermochte zu Cambrai am 28. den König zu einer andern Proclamation, die er selbst mit ihm unterzeichnete. Ludwig sagte darin freundlich zu seinen Unterthanen: er komme eilends wieder, um sich zwischen die alliirten Armeen und die Franzosen zu stellen; vor einem Jahre seien die Gemüther von entgegengesetzten Leidenschaften so erregt gewesen, daß seine Regierung, überall gehemmt, Feh-

ler begehen müssen, vielleicht auch begangen habe, die Erfahrung, die allein habe belehren können, werde nicht verloren sein; seine Unterthanen hätten in grausamen Prüfungen lernen müssen, daß nur auf den Grundsatz der Legitimität der Fürsten, der, nachdem er ihn zuerst in seine Charte gesetzt, nun auch von ganz Europa angenommen worden sei, eine weise Freiheit sich bauen lasse; jene Charte gedenke er durch neue Mittel, wie durch die Einheit des Ministeriums, fest und wirksam zu machen; sie hätte genügen sollen, die Erwerber von Nationalgütern zu beruhigen und der Verleumdung, er wolle Zehnten und Lehensrechte herstellen, alle Kraft zu benehmen; in den letzten Zeiten hätten ihm seine Unterthanen aus allen Classen so viel Treue bewiesen, daß er gerne auch unter allen Franzosen diejenigen wählen werde, die ihm und seiner Familie nahe stehen sollten; ferne von ihm sollten nur jene Menschen bleiben, deren Name Frankreich schmerze und Europa schrecke, in ihrem Complotte sehe er viele verirrte Unterthanen und wenige Schuldige. „Ich verspreche — und ganz Europa weiß, daß ich niemals zum Truge versprochen habe — den verirrten Franzosen Alles zu verzeihen, was seit dem Tage, an dem ich Lille im Angesicht so vieler Thränen verlassen habe, bis zu dem Tage sich ereignet hat, wo ich zu Cambrai im Angesicht so vieler Freude wieder eingezogen bin. Es ist aber das Blut meiner Unterthanen um einer Verrätherei willen geflossen, der in den Annalen der Welt keine andere gleich kommt. Diese Verrätherei hat die Fremden ins Herz von Frankreich gerufen; jeder Tag enthüllt mir neues Unglück. Ich muß also für die Würde meines Thrones, für die Wohlfahrt meiner Unterthanen, für Europas Ruhe die Anstifter und die Urheber dieses schrecklichen Complotts von der Verzeihung ausschließen. Durch die beiden Kammern, die ich unverzüglich zu versammeln gedenke, werden sie der Vergeltung der Gesetze überliefert werden.“ Zugleich erweiterte der König auf Talleyrand's Rath die Charte zu Gunsten der Kammern; sie sollten auch einem

jüngern Geschlechte zugänglich werden und mit der Regierung die Initiative der Gesetze theilen. Aber die Invasion seines Landes ließ sich nicht mehr aufhalten, Niemand bediente sich dazu seines Namens.

Die Kaiser von Rußland und von Östreich hatten die ganze Masse ihrer Heere in Frankreich hereingeführt; die Stärke derselben sollte ersetzen, was ihnen die Verspätung an Einfluß im bevorstehenden europäischen Rathe geschadet haben mochte, wenn anders nicht die Verzweiflung des französischen Volkes noch neue Anstrengungen erforderte. Die Abordnung der französischen Kammern erreichte sie zu Hagenau. Doch Englands Stellvertreter im Hauptquartier, Lord Stewart, gab keinen wichtigen Entscheid anderswo zu, als in Paris, wo seine Landsleute zuerst eintreffen mußten; ebenso wenig wollten die beiden Kaiser sich aufhalten lassen, mit ihren Armeen so schnell als möglich nachzukommen. Nur Diplomaten zweiten Ranges wurden Lord Stewart zum Empfange der Abordnung beigegeben. Diese räumte jede Einwendung weg, die gegen ihre Versicherung, daß Napoleon entfernt sei, um der scheinbaren Anerkennung seines Sohnes willen erhoben wurde, und gab alle wünschbare Aufklärung, nur um sich die Bourbonen zu verbitten. Lord Stewart bestritt aber die Legalität der Kammer, von der die Abordnung gesendet war, da sie von Bonaparte ausgegangen, und eröffnete endlich, daß er keine Vollmacht zu Unterhandlungen besitze, worauf die Commissaire der drei übrigen Mächte erklären mußten, sie allein dürften nicht eintreten. Unverrichteter Dinge mußte die französische Abordnung umkehren. Nur von der Reise durch das patriotische östliche Frankreich, wo die sich selbst überlassenen Ortsbehörden dem Feinde Achtung zu gebieten wußten, und augenscheinlich die Bewohner sich durch den Anblick der Repräsentanten der Nation gestärkt fühlten, nahmen diese die Ermunterung nach Paris mit, daß man das Vaterland noch nicht verloren geben müsse.

Aus der Vendée führte Lamarque ein siegreiches Heer

heran. Die alten landschaftlichen Führer hatten den Friedensboten Fouché's Gehör geschenkt und den ehrgeizigen Larochejaquelin allein gelassen, worauf der Jüngling im Kampfe mit General Travot den Heldentod fand. Später ermannten sie sich wieder, allein in der Schlacht von La Roche-Servière, die ihnen Lamarque lieferte, erlag auch ihre Macht. Sie gingen auf den Frieden um so eher ein, als nach der Schlacht von Waterloo, deren Kunde sie inzwischen erreicht hatte, der König nicht mehr der Vendée zu bedürfen schien. Eilig schloß Lamarque ab, um sich gegen die eingebrochenen Alliirten wenden zu können; die mit sich selbst zufriedenen Truppen fühlten in sich dreifache Kraft, wenn sie nun unter dem Kaiser mit den Feinden sich schlagen würden.

Blücher näherte sich am 29. der Hauptstadt. Einem Angriffe auf die starken Werke der Nordseite, wobei er es nicht nur mit der französischen Armee, sondern auch mit der Nationalgarde hätte aufnehmen müssen, zog er vor, unterhalb der Stadt über die Seine auf die ohnehin schwächere südliche Seite zu setzen, wodurch er den Einwohnern die Zufuhr aus der Normandie abschnitt; Wellington sollte die Franzosen auf der Nordseite festhalten. Napoleon erfuhr in Malmaison die verwegene Bewegung, wodurch die Preußen ihre linke Flanke aussetzten; durch Becker ließ er der Regierung seine Dienste als General anbieten. An der Treulosigkeit der Feinde, schrieb er ihr, sei jetzt nicht mehr zu zweifeln, und wenn er auch abgedankt, so betrachte er sich immer noch als den ersten Soldaten des Vaterlands. Carnot meinte, man sollte annehmen. Aber der Unwille des leichenblassen Fouché über den Versuch Napoleon's legte seinen Collegen Stillschweigen auf. Er stellte ihnen vor, daß für immer alle Unterhandlungen abgeschnitten wären; obgleich von Wellington die Pässe für die beiden Fregatten abgeschlagen waren, erklärte er sich bereit, diese, die im Hafen von Rochefort gerüstet lagen, Napoleon zu überlassen; ja ungeachtet des Verlangens der Alliirten, über

denselben zu verfügen, bestand jetzt Fouché auf seiner augenblicklichen Abreise, da die Regierung nicht zugeben dürfe, daß ihn die Preußen in Malmaison aufhöben. General Becker kehrte mit diesem Befehle zurück. Noch zitterte Fouché, daß der Kaiser aus freien Stücken zur Armee geeilt sei. Napoleon hatte aber die Rückkunft Becker's abgewartet und nur Alles bereit zu halten befohlen; gesattelt standen seine Schlachtpferde. Er durchlas die Antwort und verzichtete. Die noch übrigen Stunden in Malmaison brachte er im Kreise seiner Lebensgefährten zu, von denen er diejenigen, die ihn nicht begleiten sollten, zum letzten Mal zu sehen sich vorstellen mußte. Um 5 Uhr Abends den 29. Juni umarmte er Bassano und die Übrigen, zuletzt die Königin Hortense, und warf sich in den Wagen.

Unter den Mauern von Paris hatte sich Grouchy's Corps mit den Trümmern von Waterloo vereinigt. Ein Zuzug von der Loire brachte die Armee wieder auf mehr als fünfzig tausend Mann. Davoust befehligte sie. Um den Nordtheil der Stadt waren die Festungswerke vollendet, mit Geschütz stark versehen. Nur Anfänge von Werken waren dagegen auf der offenern Südseite vorhanden. Vandamme übernahm hier die Vertheidigung. Beim Durchzuge durch die Stadt riefen die Soldaten ihr: „Es lebe der Kaiser!“ Der Kammer wurde gerathen, Repräsentanten bei der Armee zu wählen; eifrig folgte sie diesem Beispiele des alten Convents. Die Abgesandten fanden in allen Corps Feuer und Ungeduld; sie selbst wurden von den Soldaten mit Mißtrauen empfangen; aber sobald sie versicherten, daß die Kammer für die Sache der Nation zu sterben entschlossen sei, brach stürmischer Jubel für Unabhängigkeit und Freiheit und Napoleon II. aus. Davoust äußerte sich gegen die Repräsentanten bänglich über seine militairischen Kräfte, schien aber auf die Berichte hin, die in ihrer Gegenwart eingingen, Muth zu fassen. Einige Anstalten zu einer Schlacht wurden auf morgen, den 1. Juli, getroffen. In den Vorstädten und einigen Quartieren der

Stadt streiften und gruppirten sich die Bonapartisten und hielten wilde Reden von dem Verrathe, der vorging; jeder meinte, man sollte losbrechen, aber nichts war veranstaltet. Die Royalisten fühlten sich ihrerseits gedrungen, etwas zu unternehmen, aber durften nicht. Wenigstens den Platz behaupteten die Bonapartisten. Die Besucher des Tuileriengartens und der westlichen Boulevards lustwandelten, wie jeden Tag, oder boten an den Zeitungsbuden einander die neuesten Blätter in die Runde, um den Stand des Krieges zu erfahren. Da es hieß, die Alliirten würden noch heute ihren Einzug halten, so nahmen lange Reihen ihren Spaziergang die Boulevards hinauf, soweit als die Volksgruppen nicht zu bedrohlich aussahen; jenes Gerücht erwies sich als falsch, eine Belagerung schien noch vorangehen zu sollen, man kehrte getäuscht nach Hause. Durch die ganze Stadt versah die Nationalgarde ihren Dienst in festem Tacte.

Fouché erfuhr in seinem Verkehr mit Wellington, daß dieser nur Ludwig XVIII. begünstigen wollte. Seine persönliche Lage war freier geworden, seit der Kaiser abgereist war, die Militairs in Paris sich wieder außerhalb der Mauern zur Armee gesammelt hatten und die Nationalgarde ungehemmt wirkte. Er durfte wieder wünschen, die Alliirten draußen zu halten, um mit selbständigen Nationalbehörden dem Könige Bedingungen auflegen zu können. Die Kammern mußten dazu aber neues Ansehen vor den Bourbonen erhalten, und dies wurde ebenfalls am meisten erreicht, wenn die Alliirten mit der von ihnen eingesetzten Regierung noch einen Waffenstillstand schlossen. Indessen war es Zeit, sie auf ihre Aufgabe vorzubereiten. In der Sitzung dieses Tages hatte Durbach dazu aufgefordert, den fremden Mächten zu erklären, daß die Bourbonen die Feinde des französischen Volkes seien, und die Kammer hatte den Druck seiner patriotischen Rede beschlossen. Dessenungeachtet trug Manuel in dem Entwurf einer Proclamation an das französische Volk, der ihm aufgegeben war, die Worte

vor: die Kammer werde Niemanden für das legitime Haupt des Staates halten, der sich bei der Thronbesteigung weigere, die Rechte der Nation anzuerkennen und durch einen feierlichen Pact zu heiligen. Man saß verwundert da. Verschiedene Mitglieder versuchten zu reden. Die Kammer schwankte und wies endlich den Entwurf an die Commission zurück, für welche Manuel gesprochen. Aber als er mit dem einzigen Zusatze zur Erwähnung von Napoleon's Abreise: sein Sohn ist durch die Staatsverfassungen zum Throne berufen —, in den übrigen Stücken unverändert, zurückkam, nahm die ganze Versammlung unter beifälligem Klatschen an.

Die vornehmsten Häupter der Armee wollten einem Kampfe um Paris entgehen und befanden sich am 30. Juni in Verlegenheit, wie sie es anbringen könnten. Den Pairs eröffnete vor der Sitzung der Marschall Soult seine Ansicht, daß nur durch einen raschen Schritt großes Unglück verhütet werden könne. Grouchy, Ney und Andere traten ihm bei. Aber man gerieth in einen Wortwechsel, von welchem der Präsident abrief. Im Hauptquartier zu La Villette fand Davoust Nachmittags für nöthig, um sich des Mißtrauens der Armee zu erwehren, sammt seinen Generalen eine Betheuerung von Haß gegen die Bourbonen zu unterzeichnen. Beinahe von allen Franzosen seien diese verworfen, schrieben sie an die Kammern; wer in ihre Rückkehr einwilligen könnte, der würde das Todesurtheil der Armee unterzeichnen, die zwanzig Jahre lang das Palladium der französischen Ehre gewesen. Am folgenden Tage, als die Bewegung des preußischen Heeres, deren Anfang den Kaiser aufgeregt hatte, vor den Augen der französischen Armee vollends ausgeführt wurde, mußte Davoust Befehl zum Angriff geben. Excelmans brach mit seinen Dragonern gegen Versailles auf, das zweite und vierte Corps rückten nach. Von Versailles waren sechs Schwadronen preußischer Husaren ausgeritten, um die Straße nach Orleans zu unterbrechen. Excelmans warf sie in die Stadt zurück, rieb sie

mit Hülfe der Nationalgarde, die sie mit Schüssen aus den Fenstern empfing, hier beinahe auf und verfolgte seinen Sieg, bis er, zu Marly auf die preußische Hauptmacht treffend, sich vergeblich nach der französischen Infanterie umsah. Ein Gegenbefehl Davoust's hatte diese zurückgehalten und war auch für Excelmans nur zu spät eingetroffen. Je glänzender nun die Waffenthat dieses Tapfern dadurch, daß die Straßen von Versailles der Schauplatz gewesen, der Armee erschien, je mehr es ihr nun ausgemacht war, daß zum Siegen nur der Wille fehlte, desto heißer kochte in den Soldaten am Abend des 1. Juli der Unwille über den Verrath, unter dem sie zu leiden glaubten.

Erst an diesem Tage war bei der Regierung ein Bericht der Commissaire eingegangen, die sich bei Wellington um einen Waffenstillstand bewarben. Wie in der Mittheilung an Fouché, hatte sich Wellington auch gegen sie geäußert: der Friede werde bald geschlossen sein, wenn nur erst ein Haupt der Regierung vorhanden sei; der Sohn Napoleon's gewähre Europa keine Sicherheit; die Alliirten würden sich zwar der Wahl eines neuen Fürsten nicht widersetzen, aber sich in ihren Forderungen von Garantien für die Zukunft darnach richten; der einzige Monarch, der sie dessen überheben könnte, sei Ludwig XVIII.; sein Rath sei, diesem die Beschwerden kund zu thun, die man gegen seine vorige Regierung habe, ohne Bedingungen zu stellen, auf diese Weise könnten Verpflichtungen vom Könige eingegangen werden. Wellington, in dessen Hauptquartier der Graf von Artois angekommen war, hatte den Commissairen die beiden Proclamationen des Königs eingehändigt. Über den Waffenstillstand, den er ausgeschlagen, bis ihm Napoleon's Entfernung angezeigt worden war, hatte er zuletzt versprochen mit Blüchern zu reden, dessen Abneigung dagegen er aber als groß angekündigt; dabei hatte er vorausgesetzt, daß ein solcher Vertrag die Entfernung der französischen Armee von Paris ausbedingen werde. Fouché war mit der ganzen Regierung einverstanden, neue Vorstellungen an

Wellington zu richten. Es schien, der Rückstand der östreichischen und russischen Heere sollte ihn zu einem Waffenstillstand vermögen, da er vor deren Ankunft sowohl mit einem militairischen Angriff Vieles wagte, als mit jeder politischen Einwirkung eine große Verantwortlichkeit auf sich nahm. In den neuen Instructionen an die Commissaire, die dem Britten dies zu Gemüthe führen sollten, wurde zugegeben, die politische Frage werde nun der Gegenstand einer Art von Übereinkunft zwischen Frankreich und den alliirten Mächten sein müssen. Fouché fügte in einem geheimen Berichte an Wellington hinzu: noch sei Napoleon II. der Fürst, nur eine gemeinsame Erklärung aller Alliirten könne dies ändern. Nun kamen aber die übrigen Mitglieder der Regierung, vielleicht aus Mißtrauen gegen Fouché, auf den Wunsch, nicht immer nur an Wellington, sondern einmal geradezu an Blücher sich zu wenden; vielleicht, daß er nur aus Unmuth, unter dem Einflusse des englischen Feldherrn stehen zu sollen, Alles von sich weise! Sie erinnerten sich nämlich, wie gleichgültig sich Blücher in Laon über die Bourbonen ausgedrückt. Man ließ durch Davoust an ihn schreiben. Er antwortete: er wolle hinein in Paris, um die ehrlichen Leute gegen den Pöbel zu schützen; nur in Paris könne ein Waffenstillstand geschlossen werden. Sobald entschieden war, daß der Waffenstillstand aufgegeben werden mußte, zog Fouché dem Kriege selbst eine Capitulation vor. Er hielt darum gleich den übrigen Mitgliedern, die es auf den Zustand der Vertheidigungsmittel ankommen lassen wollten, für nöthig, die vornehmsten Heerführer und die Präsidenten der Kammern zu berufen. In dieser Zusammenkunft erklärten Soult und Massena, daß sie es nicht übernehmen möchten, die Stadt zu halten. Der alte Kellermann äußerte sein Befremden über ein solches Wort der beiden größern Meister. Als das politische Mißtrauen die Reden bitter machte, fand die Versammlung, daß sie keinen Beruf zu einem Entscheide habe, den die Regierung nur wegen seiner Gehässigkeit abzuwälzen schien. Diese übertrug

die Sache nun einem Kriegsrathe, den Davoust zu La Villette noch in der Nacht versammeln sollte; und damit man nicht auch hier in den politischen Streit gerathe, stellte sie bestimmte Fragen, die sie von den Militairs beantwortet wissen wollte. Doch Alles hing dermaßen von den politischen Absichten ab, und die Aufregung über die Rückkehr zu den Bourbonen war im Hauptquartier so groß, daß im Kriegsrathe gleich die ersten Reden sich darüber stritten, und aufgebracht Diejenigen, die sich schlagen wollten, an ihre Posten zurückkehrten. Die Übrigen verfaßten auf jede Frage der Regierung eine Antwort, auf diese eine beruhigende, auf jene eine unbestimmte, auf die letzte: ob und wie lange man für das Schicksal der Hauptstadt bürgen könne? — Sicherheit sei nicht vorhanden. Der Regierung schlug Carnot noch einen Volksaufstand der nächsten Departements zur Unterstützung der zur höchsten Tapferkeit befeuerten Armee vor; die vier übrigen Mitglieder urtheilten nach der vorliegenden Antwort des Kriegsraths, daß die Stadt übergeben werden müsse.

Während des ganzen 2. Juli dehnten die Preußen ihre Bewegung auf dem linken Ufer, unter unaufhörlichen Gefechten, immer weiter aus. Abends meldete Davoust an den General Ziethen, dessen Corps sich schlug, seine Bereitwilligkeit zu einer Capitulation, erhielt aber zur Antwort, auch die französische Armee müsse sich ergeben. Er ging damit zur Regierung. Betreten schwiegen die Mitglieder. Fouché stammelte, man könne das der Armee nicht vorschlagen. Carnot, ohne ein Wort zu sprechen, hatte einen Beschluß aufgesetzt, den Sitz der Regierung und der Nationalrepräsentation hinter die Loire zu verlegen. Fouché versprach aber, die beiden alliirten Feldherrn auf vernünftigere Gedanken zu bringen. Zwei seiner Agenten gingen mit einem vertraulichen Zettelchen an sie ab, worin er ermahnte: die Armee zu besänftigen, zu entfernen, erst in drei Tagen einzuziehen, damit die Kammern, sich unabhängig glaubend, zu Allem ihren Namen gäben. Der 3. Juli

begann mit einem Gefechte bei Issy, das bald erlosch. Die Armee erwartete aber noch den ganzen Tag eine Schlacht. Auch aus dem Innern der Stadt spazierten, ritten oder fuhren Züge von eleganten Neugierigen bis an die äußersten Punkte, um einmal eine Schlacht zu sehen. Indessen hatte Wellington Blücher'n vorgestellt, daß man die französische Armee nicht zur Verzweiflung bringen dürfe; sie verabredeten, in der Unterhandlung darauf zu halten, daß die französische Armee in die Lage gebracht werde, weder militairisch mehr gefährlich zu sein, noch auf die französische Regierung Einfluß üben zu können, daß die letztere in Paris bleiben müsse, und daß keine Bestimmung die Souveraine in ihren künftigen Maßregeln hemmen könne. Beidseitige Bevollmächtigte brachten nun eine Capitulation oder, nach Fouché's kluger Berichtigung, eine Übereinkunft zu Stande, die Folgendes festsetzte:

Zwischen den drei Armeen unter den Mauern von Paris herrsche Waffenstillstand. Morgen beginne die französische Armee ihren Marsch hinter die Loire; die gänzliche Räumung von Paris solle in drei Tagen, die Bewegung hinter die Loire in acht Tagen vollendet sein. Die französische Armee führe ihr sämmtliches Materielle mit sich; die Kranken, die Frauen und die Kinder aller zur Armee Gehörigen können später mit der Habe nachfolgen. Morgen den 4. Juli werden St. Denys, St. Ouen, Clèchy und Neuilly übergeben, am 5. Montmartre, am 6. alle Barrieren. Nationalgarde und Gensd'armerie versehen wie bisher den innern Dienst in Paris. Der englische und der preußische Befehlshaber werden die gegenwärtigen Behörden respectiren, so lange sie bestehen. Alles öffentliche Eigenthum, des Staates sowohl als der Stadt, mit Ausnahme dessen, was auf den Krieg Bezug hat, solle respectirt werden. Gleiche Sicherheit sei den Personen und dem Privateigenthum zugesichert; wer sich in der Hauptstadt befinde, dem bleiben seine Rechte und Freiheiten, ohne daß er wegen des Amtes, das er bekleide oder bekleidet habe, noch

wegen seines politischen Benehmens oder seiner Ansichten beunruhigt oder belangt werden dürfe. Die fremden Truppen sollten die Zufuhr zur Hauptstadt beschützen. Diese Übereinkunft solle bis zum Friedensschlusse gelten. Eine Aufkündigung müßte dem Bruche wenigstens zehen Tage vorangehen. Bei Anständen in der Vollziehung einzelner Artikel solle die Auslegung zu Gunsten der französischen Armee und der Stadt Paris geschehen. Die Übereinkunft sei den sämmtlichen alliirten Armeen gemeinsam, unter Vorbehalt der Ratification der Mächte, von denen die einzelnen Armeen abhangen.

Auf sein letztes vertrauliches Billet an Wellington hatte Fouché zur Antwort erhalten, alle Behörden, die von Bonaparte ausgegangen, würden abtreten müssen; das Beste, was die Kammern und die Commission thun könnten, sei, zu erklären, sie hätten nur zur Erhaltung der Ruhe die Gewalt übernommen. Eine Beilage von Talleyrand, der sich bei Wellington befunden, zählte die schon in der Proclamation von Cambrai bezeichneten Garantien auf, die der König anbot. Fouché besaß daran ein erstes Zeichen von Nachgiebigkeit gegen die Revolution, das er im Nothfall sogar für eine Wirkung seiner Politik ausgeben konnte. Größeres sollte er in den noch freien drei Tagen erreichen, und wenn ihm, wie er hoffte, sein Antheil an der leichten Rückkehr des Königs eine Stelle im Cabinet eintrug, so konnte er Manchem, was in der Krisis sich nicht durchsetzen ließe, in der Folge noch Eingang verschaffen.

Die Regierung schickte die Übereinkunft über Paris noch in der Nacht an die Repräsentanten, sie legte auch die beiden Proclamationen Ludwig's bei, jedoch nicht zur Veröffentlichung. Stille hörte die Kammer Alles vorlesen. Was ihr am folgenden Tage von dem Verdienste der Regierung, so Vieles ausbedungen zu haben, vorgesagt wurde, ließ sie gelten; sie sprach nur ihren feierlichen Dank gegen die Armee und gegen Alle aus, welche die Waffen

getragen, gab der Armee, die sich in der furchtbarsten Aufregung befand, zu bedenken, daß ihre Treue an den Fahnen und ihre feste Haltung noch jetzt einen heilsamen Einfluß auf die Friedensunterhandlungen ausüben könnten, und stellte die drei Nationalfarben unter den Schutz der Armee, der Nationalgarden und der sämmtlichen Bürger.

In den ersten Augenblicken, nachdem die Soldaten und Officiere ihr Unglück erfahren hatten, stießen sie die Anklage des Verrathes gegen Davoust und die Regierung mit einer Wuth aus, die sie eine Zeit lang über ihre Ohnmacht täuschte. Viele wandten ihren Zorn auch gegen die Stadt Paris, der Frankreich geopfert werden *sollte*, und drohten, sie zur Strafe zu plündern. In der Verzweiflung warfen dann nach und nach Tausende *ihre Waffen* weg oder schlugen sie am Boden krumm und verließen die Armee, der man die Ehre genommen. Doch kannten die Soldaten noch manche Generale, die die Schmach empfanden, wie sie. Eine Anzahl derselben bat den furchtlosen Vandamme, das Commando zu übernehmen; dazu vermochte aber auch er, nachdem er Alles mit angesehen hatte, was an den letzten Tagen unter den Höchsten vorgegangen, sich nicht mehr zu ermannen. Noch gaben die Feurigsten Nichts auf. Mit der zu weit gedehnten, ja mißlichen Stellung der beiden alliirten Heere, dem entflammten Muthe der nur um wenig schwächern eigenen Truppen, mit dem Geiste der Vorstädte und nach so vielen Thatsachen, die alle die Schuld von Davoust steiger*ten*, *bewiesen* sie einander, daß Paris in eigentlicherm Sinne das Grab des Feindes werden müßte, als es Waterloo für die französische Armee gewesen. Schon hatten sich die *Föderirten* einiger Höhen bemächtigt und das Feuer der Batterien *eröffnet*. Jede Stunde konnte ein Ausbruch erfolgen. Die Regierung hatte befohlen, auf allen Seiten dem Durchmarsche von Soldaten zu wehren und strengte die Nationalgarde zur äußersten Thätigkeit an. Eine Nacht mußte in dieser Unruhe zugebracht werden; es blieb aber bei einzelnen Schüs-

sen, die man bald öfter, bald seltener in allen Richtungen fallen hörte. Die Überlegung, daß alle Eingebungen des Unwillens, selbst die heldenmüthigsten, das Loos des Vaterlandes nicht mehr verbessern könnten, stimmte in vielen Officieren die Aufregung zur Traurigkeit herab, und zur Verhütung neuen Unglücks versuchten sie auch ihre Soldaten zu besänftigen. Drouot, der an der Verehrung der Truppen vor dem Kaiser, als dessen makellosester Freund, einigen Antheil hatte, bewog die kaiserliche Garde, in der Selbstverläugnung, wie in den Tugenden der Schlacht, das Vorbild der Armee zu sein. Traurig und still zog sie weg von Paris, das sie zu vertheidigen sich die Kraft zugetraut hatte. Durfte nach der Übereinkunft der Feind doch wenigstens die Monumente der Kaiserzeit, die nun aus war, nicht berühren! Einige andere Regimenter forderten im Unmuthe, bevor sie abzögen, ihren rückständigen Sold. Lafitte, der patriotische Banquier von Paris, half der Regierung in dieser Noth aus.

Ungeduldig hatten die Royalisten auf den Abzug der Armee gewartet. Die neuesten Zeitungen aus Marseille, wo die Royalisten auf die Nachricht von Waterloo unter der weißen Fahne sich des Platzes bemächtigt hatten, ließen denjenigen von Paris, die zur Befreiung der Hauptstadt nichts beigetragen hatten, keine Ruhe mehr. Sie rüsteten sich nun, die revolutionairen Behörden zu verjagen und den König im Triumphe abzuholen. Allein Fouché, der es erfuhr, wollte die Ereignisse bis ans Ende beherrschen und suchte die Royalisten mit der Gefahr, daß ihr Auftreten noch jetzt die Jacobiner hervorriefe, einzuschüchtern. Er berechnete, daß nichts dem Könige eine so hohe Vorstellung von seiner Kunst, die Revolutionsparteien zu beschwichtigen, geben könnte, als wenn er ihn in die Tuilerien ruhig einführen würde, ehe die kühnen und ehrgeizigen Royalisten den kleinsten Versuch für ihn gewagt hätten. Dadurch, daß er das bisherige System der Regierung, die politischen Kräfte ohne Ausnahme hinzuhalten, noch kräftig gegen die

Royalisten behauptet wissen wollte, begegnete er vielleicht den Vorwürfen, die seinen Collegen jetzt auf den Lippen schweben mochten. Die Nationalgarde erhielt Befehl, jede thätliche Reibung der Meinungen in den Straßen zu verhindern und keine andere Farben aufpflanzen zu lassen, als die nationalen. Ihr Befehlshaber verbürgte sich für die Erhaltung der Ordnung. Was die Royalisten für heute aufgeben mußten, das hofften sie morgen oder übermorgen noch ausführen zu können; sie hielten es für wichtig, dieses letzte Verdienst um die Rückkehr des Königs den Alliirten wegzunehmen, deren liberale Meinungen sie fürchteten.

Die Repräsentantenkammer wartete nicht mehr wie bisher auf die Botschaften der Regierung, um Entschlüsse zu fassen. Sie fühlte, daß nur wenige Stunden ihr noch vergönnt waren, und wollte, die letzte Revolutionsversammlung, noch Denkmäler ihrer Gesinnung hinterlassen. Längst hatte die Verfassung, woran sie arbeitete, diese Bestimmung, wofern sie nicht mehr zur Anerkennung gelangen sollte. Wie aber in der Sitzung vom 4. der Dank an die Armee eben dazu gedient hatte, so schlug gleich darauf Graf Garat eine Erklärung der Rechte der Franzosen vor, die, in dieser Zwischenzeit zwischen zwei Dynastien erlassen, für die Nation einen unvergänglichen Schild abgeben sollte, und die Versammlung jubelte ihm Beifall zu, wie sehr auch Manuel für die vom Augenblick geforderte Verfassung den Vorzug verlangte. Nun verständigte man sich am folgenden Tage, auch die Erklärung für denselben nahen Zweck, wie die Verfassung, einzurichten. Es erklärte nun die Kammer, sie werde, auf die Treue der Nationalgarde von Paris vertrauend, auch unter den Truppen der alliirten Mächte ihre Berathungen fortsetzen; sie erklärte, sie baue auf die in den Manifesten der Mächte so bestimmt ausgesprochenen Grundsätze der Moral, der Ehre, der Achtung vor Frankreichs Unabhängigkeit; sie erklärte, kein Fürst gewähre untrügliche Sicherheit, der nicht schwöre, eine von der Nationalrepräsentation berathene und vom Volke angenommene

Verfassung zu halten, und mehr als ein kurzes Dasein könnte sich keine Regierung versprechen, die sich entweder mit Gewalt einsetzen ließe oder nur das Geschrei und den Willen einer Partei für sich anführen könne, keine, die nicht die Nationalfarben annehme und nicht verbürge: Freiheit der Bürger, Gleichheit der bürgerlichen und politischen Rechte, Preßfreiheit, freien Gottesdienst, Repräsentativsystem, Zustimmung zu Truppenaushebungen und Steuern, Verantwortlichkeit der Minister, Unwiderruflichkeit der Verkäufe jeder Art von Nationalgütern, Unverletzbarkeit des Eigenthums, Abschaffung des Zehnten, des alten und neuen Erbadels und des Lehenwesens, Abschaffung der Confiscation, gänzliche Vergessenheit der politischen Meinungen und jeder bis heute abgegebenen Stimme, Fortbestand der Ehrenlegion, gebührende Belohnung der Officiere und Soldaten, Unterstützung ihrer Wittwen und ihrer Kinder, die Jury, Unentsetzbarkeit der Richter, Zahlung der Staatsschuld. Als die Versammlung dies beschlossen und die Wache darüber allen guten Franzosen, allen edeln Herzen und aufgeklärten Geistern, allen freiheitsmuthigen Männern und den künftigen Geschlechtern anvertraut hatte, da erhob sie sich, und im Hochgefühl des, wie Viele glaubten, ewig denkwürdigen Augenblicks umarmten die Mitglieder einander und riefen ihr Lebehoch nur der Nation und der Freiheit. An diesem Tage kam die Abordnung an die Mächte zurück; Lafayette trat freudig der Erklärung der Kammer bei. Diese nahm in der nächsten Sitzung die Berathung der Constitution wieder auf.

Wellington ließ Fouché am 5. auf den Abend zu sich nach Neuilly bitten, um über einen sichern Einzug des Königs mit ihm Rücksprache zu nehmen. Dies war der Punkt, in welchem Fouché's Verdienst um Ludwig seine Anerkennung finden mußte. Er versprach seinen Collegen, Garantien zu unterhandeln; vielleicht, daß es noch gelänge, die Bourbonen ferne zu halten. Sie ließen ihn gehen, da er von Neuilly wenigstens Aufschluß bringen mußte, woran

man sei. Bei Wellington fand er Pozzo di Borgo, der ihm in Briefen von Nesselrode und Metternich das Zeugniß vorlegte, daß auch Rußland und Östreich nur Ludwig XVIII. anerkennen würden. Von den Ansichten, die Fouché darauf über des Königs Stellung in Frankreich, die zunächst erforderlichen Garantien und die rathsame Milde vortrug, machten diejenigen über das künftige Regierungssystem um so größern Eindruck auf den englischen Feldherrn, als sie mit denen Talleyrand's zusammentrafen. Wellington hatte bis jetzt dem Könige keine öffentlichen Verpflichtungen, sondern nur eine kluge Wahl seines Ministeriums angerathen; nun wollte er neben Talleyrand auch Fouché zur Aufnahme darin empfehlen. Dieser versprach, dem König in einem Briefe seine Ansichten auseinander zu setzen. Er bedurfte nämlich auf den Fall hin, daß seine Ernennung zum Minister das einzige unmittelbare und sichtbare Ergebniß seiner Bemühungen bliebe, noch eines Actenstückes, das im Nothfall dem Publicum beweisen könnte, daß er sich auch für Güter der Nation, wie es die neue Verfassung war, verwendet hätte. Ohne gerade diese zu nennen, stellte er in dem Briefe dem Fürsten vor, wie er selbst wünschen müsse, zudringlichen Umgebungen außer seinem persönlichen Willen auch Nationalgesetze entgegenhalten zu können.

Schon auf der ganzen Reise des Königs hatte unter seinem Gefolge die Bewunderung vor Fouché immer zugenommen; ja, seit der Capitulation herrschte ein leidenschaftlicher Eifer für ihn. Durch ihn allein, hieß es, sei eine große Schlacht verhütet, Paris gerettet worden; er sei auch allein im Stande, das Werk zu vollenden. Talleyrand war ebenfalls der Meinung, daß die Regierung mit einem in den Parteien so bewanderten Manne vielen Anstößen entgehen könnte. Als noch Wellington beitrat, entschloß sich Ludwig, ihn als Polizeiminister anzunehmen. Er war bei St. Denys auf dem Schlosse Arnouville abgestiegen und sollte hier warten, bis sein Einzug sicher von

statten gehen könnte. Die Royalisten, die in der Stadt nichts unternehmen durften, strömten jetzt zur Begrüßung hinaus.

Allein die Pariser Nationalgarde, deren Chefs eine öffentliche Erklärung für die ihnen anvertrauten Nationalfarben gegeben hatten, wies Jedermann zurück, der, ohne die weiße Cocarde wieder abgenommen zu haben, in die Stadt zurückkehren wollte. Eine Menge erhitzter Royalisten zogen es vor, draußen die Nacht auf der Straße zuzubringen. Der Pöbel warf Steine nach den aus- und einfahrenden Wagen.

In Arnouville schwebte man in Angst und Ungewißheit über die Stimmung von Paris. Jeder Ankommende erzählte, wie es ihm an der Barrière ergangen. Viele Royalisten betheuerten, daß trotz allem Dem die Nationalgarde gut gesinnt sei. Andere, ebenso erprobte Anhänger des Königs, hielten es dagegen für unmöglich, daß dieser in die Hauptstadt einziehe, ohne die Kammern und die drei Farben angenommen zu haben. Endlich kam Fouché selbst und wurde von Talleyrand beim Könige eingeführt. Ludwig zeigte ihm seine Ernennung zum Polizeiminister an. Ob er auch noch als solcher, und, wiewohl er des Monarchen ruhigen Vorsatz sah, seinen Einzug zu halten, der Kammern und ihrer Verfassung erwähnte, ist ungewiß. Hingegen empfahl er das System der Milde und kluger Rücksicht auf die Vergangenheit, und ging in seinen Forderungen für den Augenblick auf die drei Farben, das allgemeinste äußere Zeichen der Revolution, zurück. Allein mit einer unwilligen Bewegung schlug es Ludwig aus, seine Farbe zu wechseln. Der Einzug wurde auf den 8. Juli verabredet, sodaß ein Tag zur Beseitigung aller Hindernisse noch übrig blieb.

Am 7. rückten 50,000 Preußen durch die elysäischen Felder ein; sie waren nicht neugierig und froh, wie letztes Jahr, sondern unbekümmert um den Empfang schoben sie die Royalisten wie den Pöbel auf die Seite. Kanonen

mit brennenden Lunten wurden auf den Brücken aufgepflanzt, mit starken Posten die Hauptplätze besetzt..

Fouché's persönliche Bedrängniß trat ein, als er den Bericht über seine Reise zum König, von der er nur die eigene Ernennung zurückgebracht hatte, seinen Collegen abstatten sollte. Die Sitzung fand gegen Abend in den Tuilerien statt. Ein preußischer Officier überbrachte von Blücher'n die Forderung einer Contribution und zeigte an, daß er die Tuilerien zu besetzen habe. Die Regierung rief die Convention dagegen an; da sie übrigens dem Lande keinen Dienst mehr leisten konnte, so löste sie sich auf, gab den Kammern davon Kenntniß und ließ die preußische Forderung auf dem Tische liegen.

Die Repräsentantenkammer unterbrach die Berathung der Constitution, um die Botschaft der Regierung anzuhören. Nach einem kurzen Stillschweigen, das auf die Verlesung folgte, rief man: zur Tagesordnung! Den Muth dazu sprach Manuel der Versammlung ein, in welchem, seit er enttäuscht sich losgerissen von Fouché, die eigene Kraft einen Aufschwung genommen hatte. Er fragte: was denn der Kammer widerfahren könne, wenn die Verheißungen der Könige nicht trügerisch gewesen? Er sprach Mirabeau's Wort aus: wir sitzen hier auf des Volkes Geheiß, nur die Macht der Bajonette kann uns vertreiben! Die Kammer fiel stürmisch bei; sie entband noch die Nationalgarde der Verpflichtung, sie zu beschützen, und nahm ruhig die Verfassung wieder vor. Am folgenden Morgen fanden die Repräsentanten, die zur Kammer gingen, eine fremde Wache, die sie abwies. Eine Anzahl begab sich noch ins Haus des Präsidenten und unterzeichnete dort eine kurze Anzeige Dessen, was ihnen widerfahren war.

Von den Tuilerien wehte an diesem Tage die weiße Fahne. Den Nationalgarden hatte Dessoles, wieder ihr vormaliger Commandant, dieselbe Cocarde anbefohlen. Die meisten blieben zu Hause. Die übrigen dienten dem Wagen des Königs zur Begleitung, der, ohne öffentliche

Ankündigung, gegen Abend von St. Denys einfuhr. Das jubelnde Gewimmel der Royalisten täuschte über die Abwesenheit großer Massen von Bevölkerung. Manche Zuschauer übernahm beim Anblick dieser Freude ihr Wohlwollen für Ludwig's Person, andere wurden von dem Treiben abgestoßen. Abends strömte alle royalistische Gesellschaft im Garten der Tuilerien zusammen; die vornehmen Mädchen bildeten Tänze auf den Rasenplätzen.

Nach einigen Tagen waren die alliirten Fürsten vollzählig in der Hauptstadt. Aber keinem von ihnen lag es daran, wie im vorigen Jahre, sich den Parisern beliebt zu machen. Sie suchten nicht mehr Unterredungen mit Gelehrten und Künstlern auf und gaben nicht einmal auf die Huldigungen der Royalisten Acht. Kaiser Alexander war eingenommen gegen die Bourbonen, aber der Gunst der Franzosen, worin er vor einem Jahre jenen den Rang abgelaufen, ebenso satt.

Hatten während der ersten Besetzung der Stadt die Russen am meisten gegolten, so machten jetzt die Preußen ihre Anwesenheit am fühlbarsten. Sie ließen es die Franzosen empfinden, daß ihr Haß ihnen Allen, dem Volke, galt. Ohne daß der einzelne Preuße größere Ansprüche gemacht hätte, als anderes Militair, wählte er dazu eine rohe Form, und Alle fanden es so recht. An ihrem Blücher hatten sie ihre Freude, wenn er z. B. die Zuschriften französischer Behörden in deutscher Sprache beantwortete. Auf eigene Faust traf er Anstalten zur Sprengung der Brücke von Jena, um damit das Denkmal der Franzosen für Preußens Erniedrigung zu tilgen. König Ludwig erwirkte indessen die Dazwischenkunft des Kaisers Alexander und Wellington's, wozu noch das Ministerium den Namen der Brücke und zugleich, aus Schonung für die Pariser, die Namen drei anderer Brücken abänderte.

Wellington beobachtete manche Rücksichten auf die Bourbonen, deren Einsetzung die Politik seiner Nation erheischte. Dagegen war den Preußen an Ludwig XVIII.

nichts gelegen, in welchem sie ebenfalls nur einen Franzosen sahen. Ihnen sei damit Ernst gewesen, sagten sie, daß Frankreich sich nach Gutdünken einen Fürsten wählen möge; denn sie verlangten andere Garantien, als den Thron dieser Bourbonen. Daß Straßburg wieder eine deutsche Stadt sein und die vielen entwendeten Lande wieder zur großen Heimath gehören würden, darauf hielt in Paris jeder ächte Deutsche so fest, als man es zu Hause erwartete. Zunächst aber handelte es sich darum, daß sie und jede Nation die ihr gehörigen Gegenstände der Kunst und der Wissenschaft, die Gemälde und Statuen, die Bücher und Manuscripte wieder zurücknähmen, welche die räuberischen Generale der Republik und des Kaiserthums aus allen Hauptstädten Europas nach Paris zusammengeschleppt.

Im Andenken der Franzosen war es ein herrlicher Zug in Bonaparte's italienischen Feldzügen, daß der junge Held sich vom Papste, statt aller Brandschatzung, nur eine Anzahl Kunstwerke ausbedungen hatte. Talleyrand stellte den Alliirten vor, daß überhaupt ein großer Theil dieser Werke Frankreich durch Verträge zugekommen und daß ihm diejenigen, die es aus den eine Zeit lang mit ihm vereinigten Ländern nach der Hauptstadt gezogen, bei der Abtretung der Länder durch den Vertrag von Paris vorbehalten worden seien; ihre Rücknahme schien ohne neue Verträge nicht zulässig zu sein. Allein die Feldherrn trafen Anstalten dazu. Kaum glaubten es die Einwohner. Das Louvre zu schützen, sammelte sich dort aus eigenem Antriebe ein Bataillon der Nationalgarde. Dichte Volksmassen waren an jedem Widerstande Theil zu nehmen bereit. Die Alliirten ließen starke Reihen Infanterie und Cavalerie um das Gebäude sich ordnen. Man schüchterte die wenigen Nationalgarden mit den Folgen eines Kampfes ein. Erst jetzt fühlten die Pariser das ganze Unglück der Besetzung ihrer Stadt, als man ausräumte, was zu verlieren schimpflich war. Umsonst machte man ihnen begreiflich, es sei fremdes Eigenthum gewesen. Daß sie die Tro-

phäen einer kunstliebenden Nation wieder abgeben sollten, daß namentlich das Louvre, diese Sammlung der Meisterwerke aller Zeiten und Völker, hier in der Stadt der Bildung vereinigt und zum Studium und freien Besuche den Künstlern und Fremden aus allen Ländern ausgestellt, sich wieder entleeren sollte, das griff jedem Pariser ans Herz. Untröstlich, in hülfloser Verzweiflung stand eine aus allen Classen gemischte Volksmenge — denn auch die niedrigsten Stände hatten das Louvre besucht — und sah nach den fremden Soldaten, welche Kisten packten und zuweilen ungeschickt das Kostbarste beschädigten; denn unter den Franzosen hatte sich kein Tagelöhner gefunden, der an dieser Arbeit einen Sol hätte verdienen wollen. Es war ein Unglückstag für Paris, als es hieß, der Apollo von Belvedere sei weggeführt worden.

Die Pariser haßten die Alliirten von dem Augenblicke an, wo die Hauptstadt keinen Zauber mehr auf dieselben übte und sie selbst sich den Einwohnern jeder andern Stadt in Feindeshand gleichgestellt sahen.

Es war unter den alliirten Mächten beschlossen worden, den Kaiser Napoleon, wenn er in ihre Hände fiele, an einen Ort bringen zu lassen, woher er nimmermehr auf den politischen Schauplatz zurückkehren könnte. Unter mehrern Inseln, die dazu vorgeschlagen worden, schien St. Helena, ein Basaltfelsen im atlantischen Ocean, wo nur die brittischen Ostindienfahrer anzulegen pflegten, wie die abgelegenste so die sicherste zu sein.

Seit mehrern Wochen beobachtete eine englische Flotte die Küste Frankreichs. Vor dem Hafen von Rochefort lag das Schiff Bellerophon. Capitain Maitland hatte Befehl, jedes der französischen Regierung gehörende Schiff, dessen er habhaft werden könne, nach England zu schicken. In Folge der Anfrage um Pässe für den französischen Kai-

ser war ihm von London der fernere Befehl zugekommen, Bonaparte, wenn er das Glück haben sollte ihn zu fangen, auf sein Schiff zu nehmen, so schnell als möglich in den nächsten englischen Hafen zu bringen und bis auf weitere Befehle das strengste Geheimniß zu beobachten.

Napoleon hatte auf der Reise nach Rochefort die Hoffnung, noch an die Spitze des Heeres zurückberufen zu werden, nicht eher völlig aufgegeben, als bis er die Übergabe von Paris erfuhr. Von jetzt an wies er auch die Möglichkeit ab, aus den trefflich gesinnten Truppen der Gegenden, die er durchreiste, ein Heer zu bilden, das doch nur einen Bürgerkrieg unternehmen konnte. Bertrand mit seiner Familie und einige andere treue Gefährten wollten ihn nach Amerika begleiten, unter denen Savary und Lallement, wenn sie in die Gewalt der Bourbonen fallen sollten, die schlimmste Behandlung zu erwarten hatten. Gerade durch sie ließ der Kaiser bei dem Capitain des Bellerophon nach den bestellten Pässen fragen; er schickte auch den Staatsrath Las Cases mit, der in England gelebt hatte. Maitland war mit seinem einzigen Schiffe des Fanges nicht gewiß, wenn der Kaiser etwa auf einem kleinen Fahrzeuge das Weite suchen wollte, und mochte ihn doch nicht hinhalten, bis er um Verstärkung an seinen Admiral geschrieben hätte, um die Ehre nicht diesem überlassen zu müssen. Er erklärte also, daß er von Pässen nichts wisse und den Kaiser, auf welcherlei Schiff er auch ausliefe, gefangen nehmen müßte; hingegen anerbot er sich, ihn auf dem Bellerophon nach England zu führen. Las Cases, der für den Kaiser nichts Schöneres kannte als eine glückliche Zurückgezogenheit in England, zweifelte um so weniger an der guten Aufnahme, die Maitland für ihn hoffte, als er wußte, daß Napoleon, der ja in den letzten Tagen die Erneuerung des Kampfes beständig abgeschlagen, nichts mehr als ein ruhiges Leben wünschte. Er faßte Maitland's behutsame Lockungen, die vielleicht wirklich mit einem stolzen Glauben an Englands Großherzigkeit verbunden waren,

als Zusicherungen auf und brachte dem Kaiser einen einladenden Bericht. An Savary und Lallement hatte Maitland sein Ehrenwort gegeben, daß sie, einmal auf englischem Schiffe, nicht ausgeliefert werden würden. Von mehrern Franzosen erhielt Napoleon das Anerbieten, auf kleinen Fahrzeugen, die sie in Bereitschaft gesetzt, die Ausfahrt mit ihm zu versuchen. Doch nach Prüfung aller Vorschläge fand er es am größten, sich dem englischen Volke anzuvertrauen. Er schrieb an den Prinzen-Regenten:

„Königliche Hoheit! Zugleich den Factionen, die mein Land veruneinigen, und der Feindschaft der größten Mächte Europas bloßgestellt, habe ich meine politische Laufbahn geendigt und setze mich, wie Themistokles, an den Heerd des brittischen Volkes. Ich begebe mich unter den Schutz seiner Gesetze, um den ich Ihre königliche Hoheit als den mächtigsten, standhaftesten und edelmüthigsten meiner Feinde anspreche.

Napoleon."

Mit diesem Briefe schickte er General Gourgaud nach England, nachdem er den Capitain Maitland Einsicht davon hatte nehmen lassen. Dieser erinnerte indessen Las Cases, der ihm den Kaiser ankündigte, daran, daß er keinerlei Versprechen in Betreff des Empfanges in England gegeben hatte. Am 15. Juli stieß Napoleon vom französischen Boden ab und bestieg den Bellerophon.

Unter der Schiffsmannschaft bewirkte seine Erscheinung, daß sie ihm, ungeachtet des Vorsatzes geringerer Berücksichtigung, als einem Fürsten begegnete und die ganze Schiffsordnung nach ihm richtete. Im Hafen von Plymouth mußte der Bellerophon die Befehle der Regierung erwarten. Täglich in der Stunde, um welche der Kaiser auf dem Verdecke erschien, drängten sich viele hundert Barken, obgleich man sie gewaltsam abwehrte, mit hartnäckiger Neugierde an das Schiff. Die Engländer reisten von weitem herbei. In der Presse des Landes erhob sich ein ernster Streit darüber, wie England mit Napoleon verfahren sollte.

Verpflichtungen gegen andere Mächte, sagte eine Stimme, müsse man freilich achten, wenn solche bestehen, über Diejenigen aber eine Untersuchung verhängen, die sie eingegangen; denn der Mörder so vieler Menschen habe den Tod verdient, und es wäre gefährlich, das Verbrechen darum, weil es mächtig gewesen, zu schonen. Dagegen traten angesehene Rechtsgelehrte mit dem Gutachten auf, es dürfe Napoleon Bonaparte nicht nach St. Helena abgeführt werden; denn da er sich an Bord eines englischen Schiffes begeben, sei er für diese Zeit Unterthan S. Maj. und habe als solcher Ansprüche auf ein habeas corpus, so daß er nicht ohne Urtheil bestraft werden könne. Diese Ansicht machte auf das englische Publicum einen merklichen Eindruck, welcher durch die Entgegnung, daß nach der Erklärung vom 13. März, der auch England beigetreten, Napoleon Bonaparte nur noch als ein Rechtsloser zu betrachten sei, nicht bei Jedermann entkräftet wurde.

Aus den Zeitungen erfuhr man auch an Bord des Bellerophon das wahrscheinliche Schicksal des Kaisers. Da vielerlei Anstalten im Hafen mit der Nachricht übereinstimmten, so überließen sich seine Gefährten immer mehr ihrer Verzweiflung. Er selbst verrieth aber keine Unruhe über die Erwiederung seines Vertrauens auf die englische Nation. Als ihm nun ein Bote der Regierung die förmliche Anzeige seiner nahen Abführung nach St. Helena unter der Benennung von General Bonaparte überreichte, ließ er seiner zornigen Entrüstung nicht so fast über die grausame Ausstoßung aus der denkenden und handelnden Menschheit, als über den an ihm, der als Gast nach England gekommen, begangenen Treubruch freien Lauf. Er unterzeichnete auch eine der Nachwelt zugedachte Anklage gegen brittisches Wort, die ihm der betrogene Las Cases vorlegte. Einige Augenblicke überlegte er, ob ein ferneres Leben auf dem einsamen Felsen seiner noch würdig sein könne; dann faßte er sich. Nur drei seiner Officiere, mit Ausschluß von Savary und Lallement, sollten ihn begleiten

dürfen. Er wählte Bertrand, Montholon und Gourgaud; Las Cases durfte als Civilperson mitkommen. Am 7. August trat der Northumberland, auf den er versetzt worden, die Reise nach St. Helena an. Von weitem sah er noch einmal die Küste Frankreichs; sie entschwand seinen Augen für immer.

Die Mächte, die den Vertrag vom 25. März unterzeichnet, hatten Napoleon Bonaparte am 2. August für ihren Gefangenen erklärt und seine Bewachung der brittischen Regierung anvertraut. Für eine ebenso nothwendige Garantie der neu eingerichteten Ordnung Europas hielten sie die Auflösung der französischen Armee, da auch die bestgesinnte Regierung Frankreichs, neben der dieselbe bestehen bliebe, zu einer militairischen werden zu müssen schien. Sie gedachten noch fernere Garantien, sowie Entschädigungen für ihren Feldzug zu fordern, über die sie sich aber noch nicht unter einander verständigt hatten. Einstweilen richteten sie sich mit ihren elfhunderttausend Mann auf eine längere Besetzung des Landes ein, wobei dieses den Unterhalt zu bestreiten hatte. Gegen die französische Armee an der Loire wurden dreihunderttausend Mann zusammengezogen.

Auch dem Könige hatten sich wie die Armee, so ein Theil der Provinzen noch nicht unterworfen. So wollten einige Tage lang die Lyoner Bonapartisten ihre Stadt behaupten, da Paris nicht Alles entscheide. Anderswo erwarteten die Nationalgarde oder die Bauern von der königlichen Regierung Befehle zur Vertheidigung gegen die Fremden. Unter der weißen Fahne hielten sich, selbst königliche Befehle zur Übergabe nicht achtend, die kleinen Garnisonen vieler Festungen Wochen, ja Monate lang, verherrlichten den französischen Namen und schlossen zuletzt die ehrenvollsten Ka-

pitulationen mit vielfacher Übermacht, oder bewahrten den Platz gar bis ans Ende, wie die Nationalgarde von Metz, vor der feindlichen Besetzung.

Hingegen waren die Auftritte in Marseille zu einem Beispiele für die Städte und Dörfer des Südens geworden, wo schon vor der Schlacht von Waterloo die Regierungstruppen mit Mühe, ja zum Theil nur mit Hülfe einzelner Volkstheile die Übermacht der royalistischen Einwohner daniedergehalten hatten. Royalistische Führer und Banden übernahmen die Rache; sie übten sie selbst an den Truppen, die betrübt und irre gemacht durch die Nachrichten aus Norden, und nach andern, als französischen Feinden verlangend, ihnen das Feld räumten, und fielen dann über die eigenen wehrlosen Landsleute her, *über Einzelne*, die als Bonapartisten bekannt waren, oder über Parteien, die sich in frühern Revolutionstagen der Provinz ihnen verhaßt gemacht, oder über ganze Classen, wie die vermöglichen Protestanten, die sich von jeher der neuen Zeit gefreut hatten. Zu Marseille war nach Verjagung der Truppen zwei Tage lang gemordet worden. Zu Avignon lauerten die Rachesüchtigen auf den von seiner Armee zurückreisenden Marschall Brune; den Gasthof, wo er abgestiegen, stürmte die Masse Stunden lang, bis einzelne Mörder das Zimmer erstiegen hatten und unter dem Jubel von unten den furchtlosen Feldherrn niederschossen. Vorzüglich war es aber Nismes, die gewerbreiche Hauptstadt des Departements du Gard, wo royalistische Wüthriche sich *festsetzten, ihre* Jagd auf die Protestanten in immer weiterem Berriche Monate lang fortsetzten und durch ihre Geschicklichkeit, die Opfer aufzutreiben, und ihre Erfindsamkeit in *neuen* Qualen den scheußlichen Künstlernamen, die sie in der Pöbelsprache sich beilegten, Berühmtheit erwarben. Elftausend Protestanten flüchteten zu ihren Religionsgenossen im Gebirge der Cevennen.

Nach solchen Siegen des Royalismus verlor in den Umgebungen des Königs der Streit über die Vorzüge eines

strengern oder mildern Systems sein Gleichgewicht. Die Theilnehmer an einer Sache, die im Süden so blutige Verfolgung nach sich zog, kamen in der Gesellschaft, wo sie den Kopf soeben noch hoch getragen, sich plötzlich selbst als Schuldige vor und fanden es einer nach dem andern für gerathen, in der Provinz bei unbeachteten Freunden oder im Gebirge ein geheimes Unterkommen zu suchen. Wie sich der Süden seiner Feinde des Königs selbst entledigte, so trafen die Royalisten am Throne zur Bestrafung der großen Verbrecher mit einer Zuversicht Anstalten, die jeder Einwendung mit Verdacht drohte; sie ordneten die vielen Widersetzlichkeiten des vorigen Jahres in die große Verschwörung gegen den Thron ein und griffen übermüthig auch in die frühere Revolution zurück, die, wenn der König sie nach seiner ersten Rückkehr hatte verzeihen wollen, durch den neuen Aufruhr der hundert Tage wieder strafbar geworden. Nur der Minister Fouché setzte seine Warnungen vor Eingriffen in die Erwerbnisse der Revolution und seinen Widerstand gegen die Verfolgungen fort und versuchte sich noch auf die um die Sieger der Vendée verstärkte Armee zu stützen, deren Unterwerfung Davoust dem Könige gegen das Versprechen angeboten hatte, jeder politischen Verfolgung zu entsagen und die Armee bis zum Abmarsche der Fremden beizubehalten. Wie auch Fouché zu gleicher Zeit sich den Royalisten auf andere Weise anschließen mochte, sie schwuren nun den Sturz auch ihm, den sie, obgleich er im Grunde ebenso schuldig, als die Übrigen, in einem Augenblicke des Wahns in den Rath des Königs gehoben hatten; längst war der Glaube an seine Unentbehrlichkeit unter den vielen Beweisen der royalistischen Gesinnung des Landes erlegen. Man forderte von ihm ein Verzeichniß der Personen, welche die in den königlichen Proclamationen angekündigte Verfolgung treffen sollte. Er lehnte es nicht ab, diesen Einfluß auf Zahl und Auswahl der Opfer zu üben; er glaubte auch so weit noch gehen zu dürfen, zwei Ordonnanzen zu unterzeichnen, durch

welche der König Labedoyère und Ney, die zwei Unglücklichen, die Jedermann aufgegeben, und noch siebenzehn Gehülfen von Bonaparte's Zug auf Paris an Kriegsgerichte wies und achtunddreißig andere Personen unter des Polizeiministers Aufsicht stellte, bis die Kammern auch über sie entschieden hätten. Dieser Schritt des alten Fouché ging über das Maß des Erlaubten hinaus; wie Manchem er auch in der Folge aus der Noth helfen mochte, für immer verfluchten nun die Patrioten seinen Namen.

Was die Armee am meisten kränkte, war, daß Davoust, ihr Führer, nicht auf dem Verzeichnisse der geächteten Ehrenmänner stand. Der Marschall selbst trug zu schwer an diesem Preise seiner Verdienste um die neue Regierung und schrieb an dieselbe: *auf seine Befehle hätten* viele der Verfolgten gehandelt, man solle seinen Namen statt der ihrigen hinsetzen. Macdonald, mit dessen noch unverdorbenem Rufe die Regierung nun gleich das Schwierigste unternehmen wollte, löste ihn im Commando ab und stellte sich den Truppen vor mit der weißen Cocarde. Der Versuch mißlang. Mit der Zeit wiederholte ihn Macdonald bei den einzelnen Chefs. Man bearbeitete die Armee bald durch die Versicherung, daß nur ihre Hartnäckigkeit die Leiden feindlicher Besetzung den noch verschonten Gebietstheilen zuziehe, bald durch das Gerücht, der König würde sich vor den Anmaßungen der Fremden zu seiner Armee flüchten, wenn sie die weiße Farbe trüge. Bei einzelnen Chefs fanden die Unterhandlungen Eingang. Als endlich allseitiger Argwohn die Armee dermaßen durchdrungen hatte, daß sie kein Vertrauen mehr zu sich selber für irgend einen Widerstand besaß, zeigte die Regierung die Ordonnanz wieder vor, durch welche der König sie schon im März, ehe er Frankreich verlassen, für aufgelöst erklärt hatte. Die Obern befahlen, die Soldaten leisteten Gehorsam; sie trennten sich von der Fahne, unter der ihr Regiment die unsterblichen Feldzüge der Republik und des Kaisers gemacht hatte, und zogen durch das unglücklich gewordene Frank-

reich, ohne zur geringsten Klage Grund zu geben, still der Heimath zu.

Fouché konnte sich auf die Dauer nicht halten, wenn der König um der neuesten Ereignisse willen des Rathes und der Hülfe des Revolutionsmanns entbehren zu können glaubte. Dem royalistischen Schein zum Trotz, den die Tagesgeschichte auf Frankreich warf, behauptete er dem Könige in einer öffentlichen Denkschrift, sein Land sei revolutionair und nur je nach seiner Politik zur Aufnahme seiner Politik bereit. Er gab dieser Darstellung ein Gepräge überlegener Staatskunst, das zwar auf die leidenschaftlichen Royalisten, aber nicht auf die europäischen Fürsten und Minister ohne Eindruck bleiben konnte. Es war aber Talleyrand, der zwischen diesen und dem Könige stand. Der Präsident des Cabinets behandelte die Ausgleichung von Thron und Land nicht mit Fouché's trotzender Miene als ein Unternehmen von ungewissem Erfolge, da er vielmehr den Thron für legitim ausgab; und wie dieser Punkt den Mächten Rücksichten auflegte, so wollte sich Talleyrand die Unterhandlungen, auf die er die ganze innere Politik bezog, auch nicht dadurch erschweren, daß er Frankreich noch als ein revolutionaires Land erscheinen oder daß er über das Vermögen der Regierung, die Armee aufzulösen, ernstliche Zweifel bestehen ließe. Er mußte vielmehr den Mächten die Beseitigung der innern Krisis anzeigen können und schlug dem König zu dem Ende die Einberufung neuer Kammern vor. Fouché war dieser Probe seiner Behauptungen über des Landes Gesinnung zufrieden.

Die Wahlen fielen auf Royalisten, selbst da, wo Jeder, der Frankreich kannte, es am wenigsten erwartet hatte. Für eine andere Gesinnung hatte den Wählern die Umwälzung, die über sie ergangen war, keinen Muth und keine Hoffnung gelassen; die meisten waren der unbegrenzten Rückkehr des Alten gewärtig. Jene mäßigenden Zwischenstellungen bedeutender Männer, denen nach der ersten Rückkehr der Bourbonen der Vordergrund des Staatslebens

eingeräumt worden, waren von den Ereignissen alle zerstört worden, und selbst in der Welt der politischen Begriffe waren Diejenigen, die den Geist zu mäßigen pflegten, von dem Begriffe der Schuld verdrängt worden. Nur die Leidenschaft konnte diese Leere ausfüllen.

Außer denkenden Royalisten trugen die ausgezeichneten Köpfe Frankreichs aus diesen Erschütterungen nicht nur keinen Muth für den Augenblick, sondern auch keinen Glauben, keine Begeisterung für eine Idee davon. Wenn die Denker und Helden der ersten Revolutionsjahre unter Napoleon's langjährigem Despotismus nur äußerlich gehemmt geschienen, so hatten sie es auch in dem jüngsten Freiheitskampfe, wo nichts ihre Kräfte verstrickte, zu bloßen Erinnerungen an ihre Vergangenheit gebracht und durch dieses innere Unvermögen bewiesen, daß die Wege der Revolution immerhin noch versperrt bleiben durften, da erst ein jüngeres Geschlecht sie mit neuem Geiste zu betreten vermöge. Jene jüngeren, noch frischen Geister dagegen, denen in der Friedenszeit des vorigen Jahres die Keime eigener Ansichten aufgegangen waren, hatten nun im raschen Laufe von hundert Tagen einen Wechsel von Schicksalen erlebt, den keine einzelne Ansicht zu beherrschen vermochte, vor welchem jede politische Lehre zu kurz kam; so blieben sie gleichsam aus ihrem Gedankengange verschlagen, bis sie in den engern und stätigern Verhältnissen einer neuen Ruhezeit sich wieder sammeln konnten. Doch behielten sie von Napoleon's letztem Glückzuge einen leicht erregbaren Sinn für rasche Triumphe und die Erwartung grenzenloser Verwirklichung von Lieblingsgedanken.

Sobald der Geist der neuen Wahlen unbestreitbar geworden, schied Fouché aus dem Ministerium und erhielt den Botschafterposten am sächsischen Hofe.

Talleyrand hatte gleich Anfangs den Mächten jedes Eroberungsrecht aus einem Kriege bestritten, den sie weder gegen den König von Frankreich, der vielmehr ihr Verbündeter gewesen, noch gegen die französische Nation geführt

hätten; da sie nur mit einer Faction im Kriege gestanden, von der sich die Nation sehr deutlich unterschieden habe, so bedürfe es nach dem Sturze dieser Faction gar keines Friedensschlusses mehr. Die Mächte selbst waren darüber einverstanden, daß nichts von Dem, was vorzunehmen sei, auf ein Eroberungsrecht gestützt werden dürfe, da sonst alle Ansprüche in Europa in neue Bewegung gerathen und der Zweck des Krieges verfehlt werden würde, dem von Bonaparte entfesselten Zerstörungsgeiste ein Ende zu machen. Sie wollten die zu Wien eingerichtete Ordnung in Europa, deren Grundlage der Pariser Vertrag war, nicht wieder in Frage stellen. Was sie von Frankreich verlangten, waren theils Entschädigungen für den Feldzug, theils Garantien, daß eben jene Ordnung durch keine neue Revolution in Frankreich, durch jenen militairischen Jacobinismus nicht mehr gestört werden könne, der, nachdem er ganz beseitigt geschienen, doch wieder aufgestanden. Der bloße Charakter des französischen Fürstenhauses hatte sich voriges Jahr nicht als eine genügende Garantie erwiesen; wie hoch der Beistand anzuschlagen sei, den jetzt dasselbe in der Nation zu finden schien, darüber äußerten die Mächte verschiedene Ansichten, nachdem sie Frankreich noch andere Garantien auflegen wollten. Schon früher war unter den Mächten der Vorschlag besprochen worden, einige Jahre lang, bis die Bourbonen sich festgesetzt hätten, ein Heer in Frankreich stehen zu lassen. Östreich zog es aber in Zweifel, daß Frankreich in einigen Jahren zu einer ganz zuverlässigen Ruhe gelangen werde; Preußen behauptete: gar nie, weil der französische Charakter widerstreite. Es verlangte die Schwächung Frankreichs durch Wegnahme einiger Provinzen. Östreich dagegen brachte vor, daß Frankreich auch ohne den Revolutionsgeist durch seine Festungen eine offensive Macht gegen Europa sei, da, so lange es aus diesen seine Heere auf fremden Boden hinauswerfen könne, das französische Volk glaube, Kriege könnten es in der Regel nur Menschen, höchstens Geld kosten, sein Land und sein

Eigenthum aber würden dabei in Sicherheit bleiben. Die Abtretung oder die Schleifung einiger Festungen war demnach Östreichs Vorschlag, der freilich ebenso wohl, als der preußische in Frankreichs altes Gebiet griff, während die Mächte sonst zeigen wollten, daß sie nur das revolutionaire Frankreich bekriegt hatten. Weder England, noch Rußland unterstützten diese Ansprüche. Wenn England, an welches sich Talleyrand vorzüglich wandte, sich Frankreichs einst gegen Rußland bedienen zu können glaubte, so mag das letztere, das zu einer entsprechenden Vergrößerung die polnische Frage wieder hätte aufbrechen müssen, für seine Stellung gegen Westen, wie gegen Süden am *besten* zu sorgen berechnet haben, wenn es Frankreich die Kräfte ließe, sowohl England, als die deutschen *Mächte zu beschäftigen*. Nach Rußlands Meinung sollte Europa seine Sicherheit gegen Revolutionen in Frankreich nicht in der Verstärkung der Grenzmächte, sondern in einer Erneuerung des Kriegsbundes von Chaumont suchen, so daß jede Störung wieder die Heere des ganzen Europas auf sich zöge; die vorgeschlagene militairische Stellung in Frankreich selbst träte in Zusammenhang damit, und es fände Frankreich bei denjenigen Mächten, die keine Truppen zu dieser Besetzung lieferten, die nöthige Sicherheit dafür, daß dieselbe ihren Zweck nicht überschreite. Was die Entschädigungen für den Feldzug betrifft, so verhandelte man, ob sie in Geld oder in Gebiet geleistet werden sollten. Wer Gebiet wünschte, behauptete, ein so egoistisches Volk, wie die Franzosen, werde Grenzgebiete eher verschmerzen, als *Steuern*, die Jeden träfen. Die Andern meinten dagegen, Gebietverlust reize zu neuem Kriege, Geldverlust entziehe die Mittel dazu.

Die Partei, die in den Wahlen gesiegt hatte, forderte als die gehörige Folge dieses Ausspruchs des Landes die Entlassung des ganzen Ministeriums Talleyrand. Der König entschloß sich dazu, da die Abneigung des Kaisers Alexander gegen diesen Mann dem Beistande zu schaden schien, den er in den Unterhandlungen beim Kaiser suchen

mußte. Er beauftragte den Herzog von Richelieu, der während der Revolution in Rußland gelebt hatte, an der Spitze eines royalistischen Cabinets mit dem Abschlusse des Friedens. Frankreich mußte sich dazu verstehen, einige Gebietstheile an seiner Nord- und Ostgrenze sammt den Festungen Philippeville, Marienburg, Landau und Sarlouis, an die schweizerische Eidgenossenschaft einen Theil des Ländchens Gex, an Savoyen das alte Gebiet desselben wieder abzutreten, die Festung Hüningen zu schleifen und siebenhundert Millionen Franken in bestimmten Terminen als Ersatz zu bezahlen. Ein Heer der Allürten von hundertfunfzigtausend Mann sollte auf Frankreichs Kosten die Nord- und Ostgrenze sammt achtzehn Festungen besetzt halten, und zwar fünf Jahre lang, wenn nicht in drei Jahren die Umstände die Zurückziehung gestatten würden. Der Herzog von Wellington erhielt das Commando darüber. Am 20. November 1815 wurde dieser zweite Pariser Vertrag geschlossen.

Durch Frankreichs fernere Besetzung und durch die vorbehaltene Verabredung über deren Dauer erhielt der Bund der Mächte auf Jahre hinaus einen Gegenstand. Es sann aber Kaiser Alexander auf eine tiefere und ewige Bedeutung desselben. Seit er als Jüngling für Völkerglück und Freiheit geschwärmt hatte, gab er seinem Leben einen allgemeinen menschlichen Gehalt. Aber verwundeten Herzens hatte er sich von den nach der Freiheit selber ringenden Völkern und von dem Großen, was ihnen entwachsen war, zurückgezogen. Auf dem Felde, wohin es ihn anfangs gezogen, hatte er seine Unmacht erfahren, und langsam war auch sein Herz dahin zurückgegangen, wo er seine Macht kennen gelernt. Am liebsten verweilte er in dem Bunde der Fürsten, der Europa umgewandelt und ihm die Ehre davon zuerkannt hatte; dieser Bund der Fürstenmacht war nun das Westland, welches er durch seine Ideale verschönerte und das er sich im Begriffe, in seine moskowitische Heimath zurückzukehren, festhalten wollte.

Doch wie war er seit einem Jahre auch in diesem Bunde an die menschliche Ohnmacht erinnert worden! Wenn er plötzlich wieder von Schlachten sein Schicksal abhängig sah, ohne selbst ein Feldherr zu sein, wenn er Kränkungen von Geringeren hinnehmen mußte, ohne dafür strafen zu dürfen, wenn er, auf der höchsten menschlichen Stufe, sich an die wichtigsten Fügungen der Zukunft nur als erwartender Zuschauer hingestellt sah, so fühlte er selbst über dem Fürstenbunde die Obmacht der göttlichen Leitung; aber nur um so höher erschien ihm derselbe, wenn er ihn im Ideal als das oberste Werkzeug der Weltregierung sich dachte. Es war in jener Zeit der Vorwurf des tiefen Sinnens der Denker, sowie der Schwärmer der Restauration, nach dem menschlichen Übermuthe der Revolution wieder eine Ordnung für die europäischen Staaten zu finden, die, von Religion gehalten, unter göttlicher Regierung stände. Wie nun Einige die Erneuerung des heiligen römischen Reichs anriethen, so hing Alexander sein Herz an eine Heiligung des Bundes, worin er mit Fürsten verschiedener christlicher Bekenntnisse lebte, zu einer christlichen Brüderschaft von Familienvätern, welche sich gelobten, Denjenigen, dem allein die Macht gebühre, als den einzigen Souverain der großen christlichen Nation zu betrachten, deren verschiedene Zweige ihnen zur Regierung anvertraut wären. Der Kaiser von Östreich und der König von Preußen schlossen mit Alexander'n diese heilige Allianz und boten die Aufnahme in dieselbe allen übrigen Mächten an, welche die gleichen heiligen Grundsätze für die Leitung der allzu lange beunruhigten Nationen anerkennen wollten.

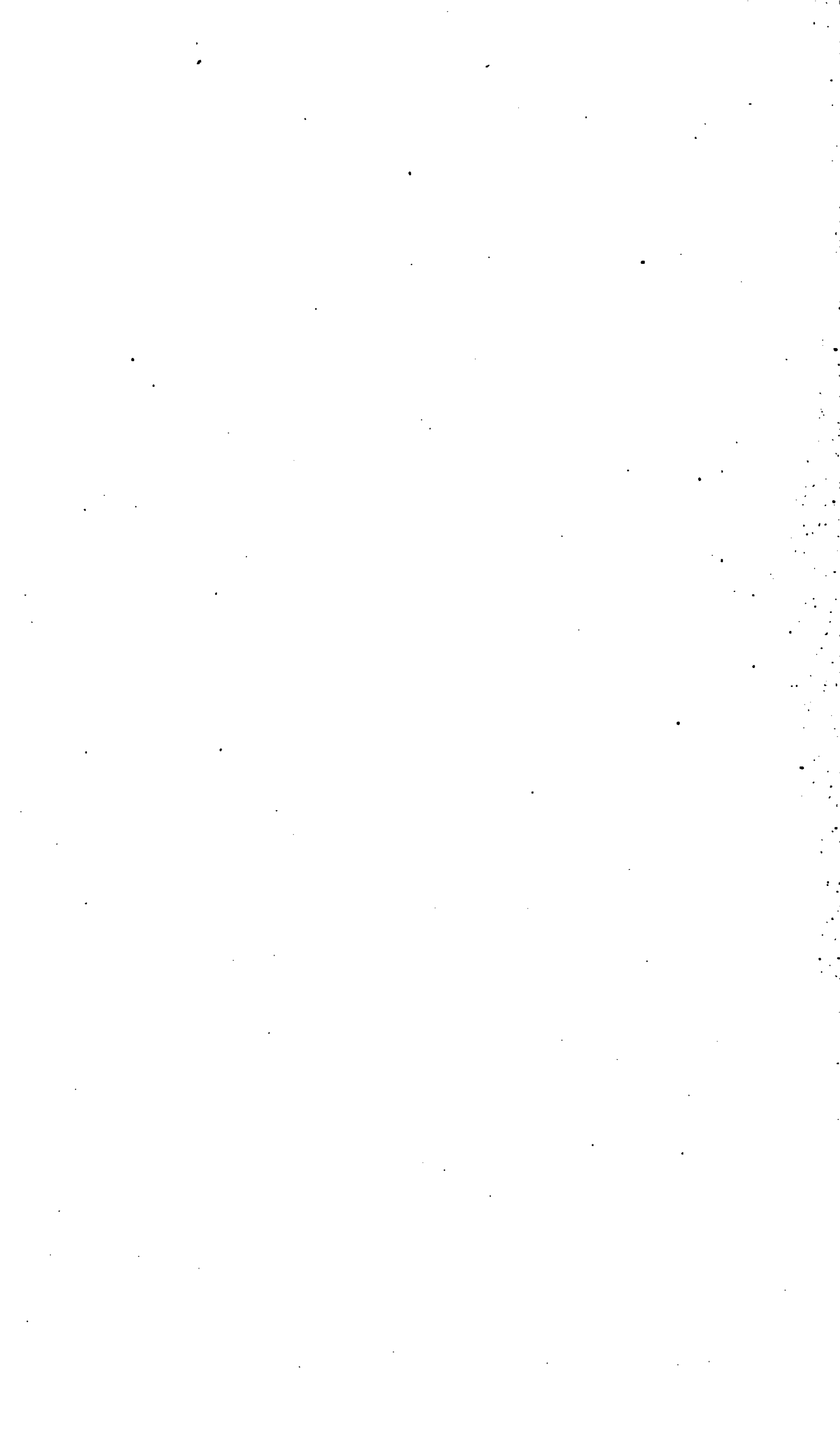
Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

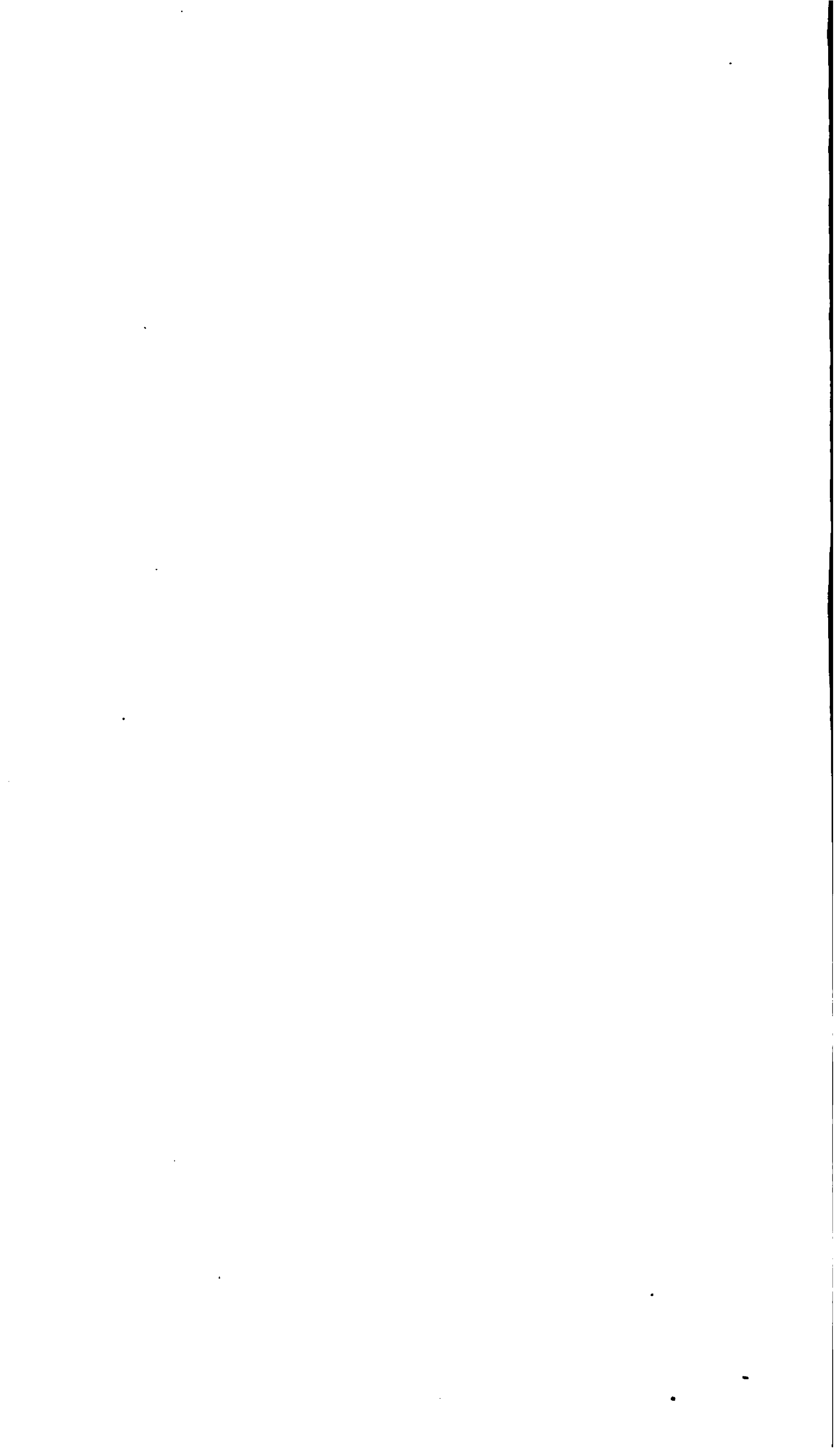
Verbesserungen.

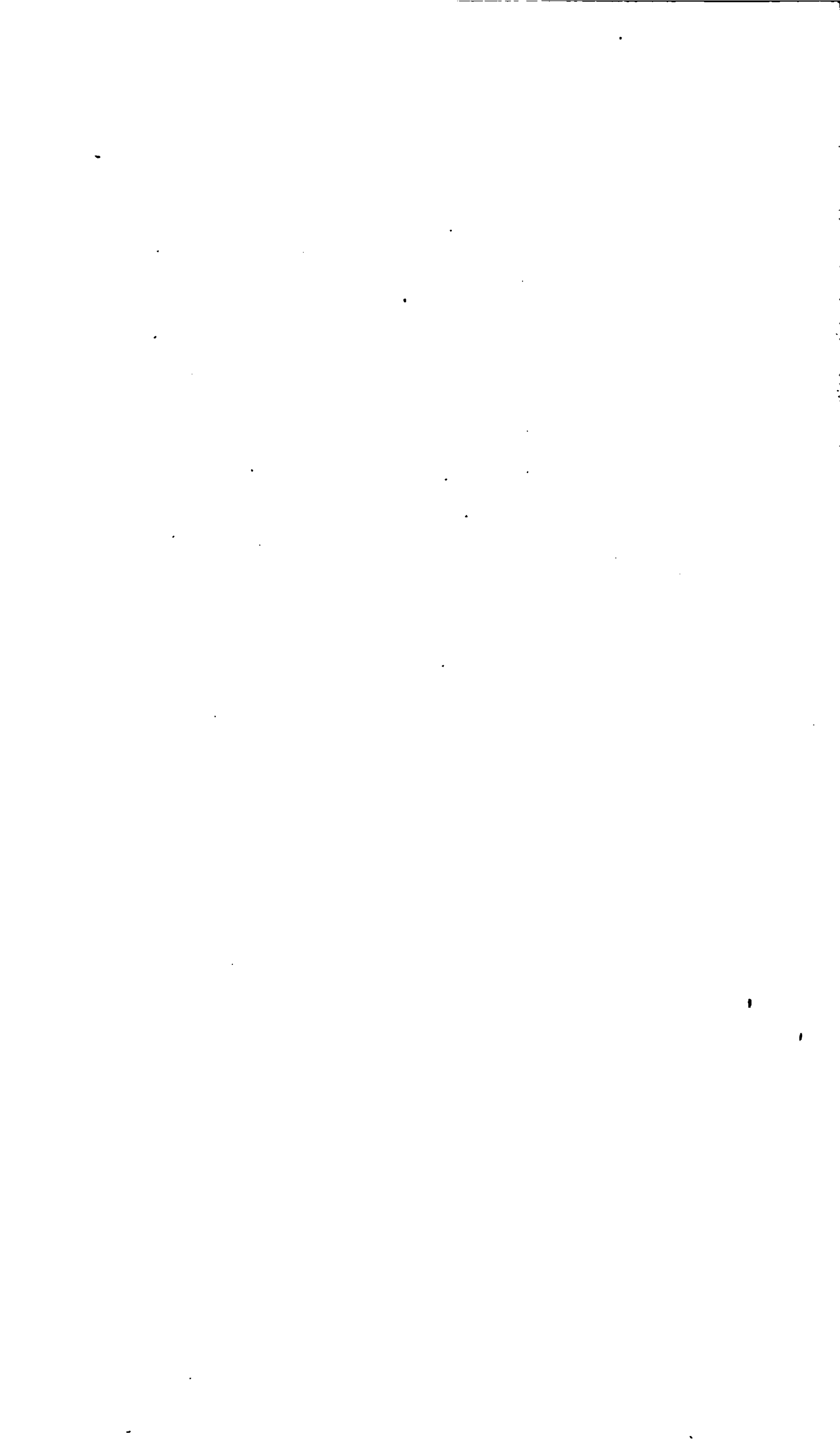
Seite	Zeile		
Seite 15	Zeile 28	statt	betrachten. Sie — betrachten, die der Buße bedürften. Sie
„ 55	„ 16	„	unerträglich lies einem Manne unerträglich
„ 60	„ 7	„	derselben lies denselben
„ 63	„ 21	„	Dankschrift lies Denkschrift
„ —	„ 27	„	Pranzias lies Prangins
„ 73	„ 3	„	Parteigeiste lies Parteizwiste
„ 107	„ 15	„	Alexander für den Fürsten angesehen, lies Alexander, an welchem u. s. w. ausnahmen, für den Fürsten angesehen.
„ 113	„ 4	„	deutschen Cabinet über die Bundesfrage lies preußischen Cabinet über die deutsche Bundesfrage
„ 123	„ 27	„	und muthiger lies unmuthiger
„ 138	„ 15 u. 22	statt	Taucourt lies Raucourt
„ 147	„ 8	statt	Freiheit lies Frechheit
„ 157	„ 26	„	Kirche zu Notre Dame lies Thürme von Notre Dame
„ 176	„ 19	„	aufgelöst. Art. 3. lies aufgelöst; die Mitglieder, die seit dem 7. März nach Paris gekommen, sind angewiesen, unverzüglich nach Hause zu kehren. Art. 3.
„ 177	„ 6	„	Gerichtsverfassung lies Gerichtsverwaltung
„ 201	„ 6	„	Charte die neu lies Charte, der neu
„ 209	„ 12	„	Frankreichs zu sprechen lies Frankreichs zu Europa zu sprechen
„ 219	„ 12	„	Tage lies Lage
„ 220	„ 22	„	Jahren den Grund lies Jahren erst den Grund
„ 225	„ 24	„	Insel lies Insel Elba
„ 248	„ 28	„	21. März lies 31. März
„ 251	„ 19	„	übermächtige lies übermüthige
„ 252	„ 10	„	des Königs lies ihres Königs
„ 267	„ 16	„	entfernten lies entflammten
„ 288	„ 14	„	aufzugeben lies aufgegeben
„ 291	„ 7	„	Chabulou lies Chaboulon
„ 313	„ 29	„	Staatenverordnung lies Staatenordnung
„ 314	„ 17	„	Bevollmächtigten der freien lies Bevollmächtigten der sämmtlichen souverainen Staaten und der Freien

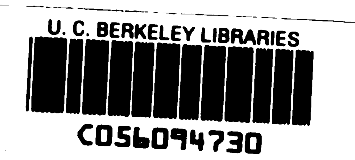
Seite 314 unten an die Seite: Am 14. Juni gab Cardinal Consalvi, wie es nach dem Abschlusse des westphälischen Friedens der Nuntius Chigi gethan, Verwahrungen gegen alles den Rechten oder Interessen der katholischen Kirche Widrige ein, das der Congreß festgehalten oder aufgestellt habe, worunter er anführte, daß das heilige römische Reich nicht wieder errichtet worden war.

"	315	Zeile	17	statt	angekommen waren lies die Angekommenen waren
"	319	"	2	"	stimmfertige lies stimmkräftige
"	330	"	5	"	aus Paris lies aus der Nationalgarde von Paris
"	333	"	9	"	Constitutionen lies Institutionen
"	334	"	9	"	Verhandlung lies Versammlung
"	341	"	2	"	bei lies bis
"	354	"	33	"	Abbrechen lies Abkochen
"	361	"	32	"	fränkischer lies flämischer
"	368	"	27	"	Gemappes lies Gemblour
"	371	"	14	"	Verfolgung lies Linie
"	—	"	15	"	Feuer lies Viereck
"	—	"	19	"	Seltenheit eine lies Seltenheit an einem Viereck eine
"	375	"	6	"	mehr; zwei lies mehr; ja diese mußte sich rasch in Vierecke stellen. Zwei
"	386	"	31	"	verletzen lies beflecken
"	397	"	22	"	vorgebliche lies vergebliche
"	404	"	7	"	Kammer lies Kenner
"	406	"	23	"	folgenden lies folgenden Tage
"	408	"	25	"	Chateau Cambresis lies Cateau Cambresis
"	418	"	25	"	Cléchy lies Clichy.








U. C. BERKELEY LIBRARIES
C056094730


564681
DC236
O8
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

